DIE ZEIT OHNE BEISPIEL

REDEN UND AUFSÄTZE
AUS DEN JAHREN 1939/40/41

von

JOSEPH GOEBBELS

-1941-
ZENTRALVERLAG DER NSDAP. FRANZ EHER NACHF.
MÜNCHEN

Inhalt

1940

1941

-7-

Vorwort

Von der Kunst, zur Welt zu sprechen

Vor den Fenstern zum Wilhelmplatz, im Zimmer des Ministers, steht jetzt im Kriege ein langer Kartentisch. Die Karten darauf sind solche, wie sie der Generalstäbler mit seinem Zirkel abmißt und mit den mathematischen Zeichnungen und bunten Zahlen seiner Pläne überzieht. Und es sind andere, die einem Kapitel des Krieges angehören, das seinesgleichen in der Kriegsgeschichte bisher nicht hatte. Da findet sich eine Karte mit den Sendestationen, die in Europa erobert wurden; auf mehreren Blättern sind die Marschwege und Standorte der Propagandakompanien eingezeichnet; eine Weltkarte zeigt die Zonen, die der vielsprachige Kurzwellensender mit Nachrichten überzieht; auf einer Karte sind die Reisewege und Spielorte der Frontbühnen abzulesen; auf Vergleichskarten werden die bombardierten Städte Englands und Deutschlands eingetragen. So oft Dr. Goebbels an diesen Tisch herantritt, mit Offizieren, Kriegsberichtern, Schriftleitern, Rundfunkleuten und Künstlern, wird der Krieg als ein Ereignis sichtbar, das die Geister und Gemüter mobilisiert hat.

Ein oder zweimal die Woche ist das Zimmer leer und Dr. Goebbels geht vor dem Tisch auf und ab. Er diktiert einen Aufsatz oder eine Rede. Das geschieht mitten in der Tagesarbeit und oft so schnell, daß die im Vorzimmer Wartenden überrascht sind, den Stenographen mit dem Block schon nach einer Viertelstunde wiederzusehen. Es hat Tage höchster Spannung und Konzentration gegeben, an denen ein dreispaltiger Aufsatz in 12 Minuten gesprochen und mitgeschrieben wurde. Doch ist das nicht die Regel. Wo Dr. Goebbels polemisiert, da steht ihm das Wort, wie man weiß, in einer Weise zur Verfügung, wie wenigen sonst. Da glücken ihm die scharfen und zugespitzten, die eleganten und durchschlagenden Formulierungen. Wo er polemisiert, bedarf es keiner langwierigen Vorbereitung. Als Revolutionär ist er in allen Arten der politischen Redekunst zu Hause. Daher lesen sich die meisten dieser Artikel, als ob sie im Augenblick gesprochen würden. Anders ist es mit Aufsätzen, die den tragenden Problemen der Zeit gewidmet sind oder einen bestimmten
-9-

außenpolitischen Zweck verfolgen. Solche Arbeiten werden mit der gebotenen Gründlichkeit angefaßt. Es werden Akten und Belege herangezogen, Zitate persönlich an Hand des Originals überprüft, es werden Äußerungen von Eden und Roosevelt oder Pitman und Ickes noch einmal aus der Quelle übertragen. Es kommt dann vor, daß ein Manuskript mehrfach überarbeitet wird, eine Woche oder länger liegenbleibt und noch einmal jedes Wort wie auf der Apothekerwaage nachgewogen wird. Mit Temperament allein ist kein Krieg zu gewinnen, wenn auch so vieles an Dr. Goebbels als Temperament erscheint. Wenige wissen, daß sein Tag einer strengen Arbeitseinteilung unterworfen ist, die morgens früh mit den seit 1920 regelmäßig geführten Eintragungen in seine Tagebücher beginnt und spät in der Nacht mit einer pflichtgemäßen Vorführung der Bildstreifen für die Wochenschau endet, die m 3000 Kopien in die Welt hinausgehen.
Die peinlich befolgte Tageseinteilung wurde mehr und mehr bedrängt, als sich die ersten Zeichen einer wirklichen Kriegsgefahr in Europa zeigten. Das war wenige Monate nach der Konferenz von München, um die Jahreswende 1938/39 der Fall. England rüstete auf, die Vereinigten Staaten ließen der Hetze ihrer Presse und Diplomatie freien Lauf, Frankreich wurde mitgezerrt, Polen auf den Weg des Wahnsinns getrieben. Jetzt galt es, auch propagandistisch auf der Hut zu sein und dem eigenen Volk wie den Völkern der Welt das Spiel der Einkreisung zu zeigen. Jetzt kam es darauf an, das Ministerium, den Rundfunk, die Presse, den Film, die Partei auf den Ernstfall vorzubereiten. Die Propaganda als deutsche Kriegswaffe stand vor ihrer Feuertaufe.
Dr. Goebbels hielt an seinem Tagesplan fest. Unwesentliches wurde beiseitegeschoben. Die Besucher mußten sich kürzer fassen. Die Vorlagen und Denkschriften, die auf seinen Tisch kamen, wurden noch epigrammatischer. Dafür nahm die Lektüre der Presse, der vertraulichen Nachrichten, der feindlichen Flugblätter und Broschüren und der Abhörberichte ausländischer Sender zu. Das Arbeitszimmer des Ministers wurde wieder zur Redaktion wie einst in den Jahren des schweren Kampfes um Berlin, nur daß jetzt nicht eine Zeitung zu leiten, sondern die Sprache der gesamten Nachrichtenmittel, des Rundfunks, der Mundpropaganda, der Broschüren zu lenken war.
-10-

Hier bewies sich nun, in veränderten Maßstäben, das journalistische Temperament eines berufenen Mannes. Alles, was zu seinen Ohren und auf seinen Tisch kam, wurde von Dr. Goebbels in Kriegführung umgesetzt. Das meiste gab er in zweite und dritte Hände mit ein paar knappen Stichworten, vieles erschien in seiner Diktion im Auslande, ohne seinen Namen zu verraten. Immer wurde auf Aktualität Wert gelegt. Langatmige Broschüren, dicke Wälzer, breite akademische Erörterungen, wie man sie im Weltkriege versucht hatte, wurden fast immer abgelehnt. Es galt, dem Gegner schlagfertig auf den Fersen zu bleiben. Auch auf dem Gebiet der Propaganda durfte es keinen Stellungskrieg mehr geben. Jede Dummheit von Churchill, jede seiner Niederlagen und Blamagen mußte mit raschem Stellungswechsel aufs Köm genommen werden. So griff denn Dr. Goebbels wieder wie früher Woche um Woche mit seinem Namen als Journalist in den Gang der Dinge ein. Es erschienen seine Aufsätze im "Völkischen Beobachter" und im "Reich".
Man hat sich gefragt, warum er sie nicht der gesamten Presse zuleitete. Dazu hätte selbstverständlich die Möglichkeit bestanden. Aber Dr. Goebbels machte einen bewußten Unterschied zwischen dem, was er in seiner Eigenschaft als Minister und was er in seiner Eigenschaft als Journalist zu sagen hatte. Indem er sich wiederum in die Reihen der politischen Schriftleiter stellte, bestätigte er diese in ihrer eigenen selbstverantwortlichen Arbeit. Er wollte, daß man den Leitartikel in der Presse wieder als ein persönliches Wort nähme. Er wollte, daß er wieder ein Gewicht bekomme und im Wettbewerb eine besondere Leistung wurde, die den Leser anspricht. Neben der Nachricht, neben den Berichten des Oberkommandos der Wehrmacht, neben den PK-Berichten sollte das politische Wort, das politische Argument, die politische Überzeugung stehen.

Aus solcher persönlichen Arbeit im Rahmen einer größeren Kriegsarbeit entstanden seine Aufsätze wie seine Reden. Wir haben in dieser "Zeit ohne Beispiel" seit dem Heraufkommen des kritischen Jahres 1939 so vieles erlebt, die Leistungen unserer Soldaten und die Veränderungen der Landkarte, die durch unsere Feldzüge herbeigeführt wurden, sind so umwälzender Art, daß ein Aufsatz oder eine Rede davor zu verschwinden scheinen. Und doch, wenn man die Sammlung dieses umfangreichen
-11-
Buches vor sich sieht, die nur einen geringen Bruchteil selbst der schriftstellerischen Arbeit eines Mannes in diesen Jahren ausmacht, so tritt darin auch die Größe des Krieges in unser Bewußtsein. Es zeigt sich, daß wir diesen Krieg als ein politisches Volk auf uns genommen haben, und daß wir ihn als ein politisches Ganzes führen. Wir haben in diesem Krieg nicht ein einziges Mal die Sprache verloren. Wir sind auch nicht mit einer verstiegenen prahlerischen, leichtfertigen Sprache in diesen Krieg hineingegangen. Gänzlich fehlen die Töne eines patriotischen Rausches, der über den Ernst und die Schwere des Kampfes hinwegtäuschen soll. Dr. Goebbels hat diese Sprache auch dort, wo sie sehr scharf wird, bestimmt. Er hat die gesammelte, unpathetische Stimmung unseres Volkes gekannt, er hat sie geteilt. So sehr er Männern wie Churchill oder Halifax, Eden oder Roosevelt mit den Mitteln seiner Ironie und seines Spottes begegnet, nirgends wird darüber die Bedeutung der feindlichen Kräfte und Umtriebe vergessen. Wo Prognosen gestellt werden — und es fehlt in diesem Buch von Zeit zu Zeit nicht an Prognosen —, da entspringen sie nicht jener leichtsinnigen Spekulation auf die Gunst des Zufalls, mit der gerade Churchill seine Engländer über die Schwere der erlittenen Schläge hinwegzutäuschen versuchte. Vielmehr wird darin die geheime Absicht der Gegner erraten und rechtzeitig ihre Verantwortung festgelegt. Was Dr. Goebbels z. B. schon im Januar 1939 über die amerikanischen Kriegstreiber schrieb, hat sich Schritt für Schritt bewahrheitet.
In einem seiner Aufsätze über Churchill hat Dr. Goebbels den englischen Premier als einen Spieler charakterisiert, der von Einsatz zu Einsatz auf sein Glück hofft, auch wenn er darüber sein ganzes Imperium verspielt. Gerade in diesem Verhältnis zum Glück unterscheiden sich der Führer und Mr. Churchill am tiefsten und deutlichsten. Immer wieder klingt dieses Motiv an, immer wieder wird es auf die einzig mögliche, unserem Denken entsprechende Formel gebracht, die Moltke prägte: Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige! Keine Wunder und keine Glücksfälle entscheiden diesen Krieg, den Sieg allein verbürgt die Leistung unserer Menschen und unserer Waffen und die Festigkeit unserer Herzen, an denen alle Worte des Feindes abprallen. In einer Sprache, die der einfache Mann wie der Gebildete versteht, hat Dr. Goebbels die Kriegslehren eines sozialistischen, jungen Volkes aufgestellt, das begriffen hat,
-12-

wie alles, was mit uns geschieht, einer höheren Notwendigkeit entspringt. Das aber ist das Wesentliche im Kriege. Daß kein Hoffen und Warten, kein Verzichten und Verpflichten umsonst ist, daß nirgendwo in diesem Kriege etwas Sinnloses von uns verlangt wird, daß kein Tropfen Blut für ein Prestige vergossen wird, daß alle Anstrengungen einem geheimen Plan folgen, der in der Hand des Führers liegt, diese Logik des Krieges ist die Summe seiner Aufsätze und Reden. Es geht von ihnen das Bewußtsein der deutschen Sicherheit und Überlegenheit aus. In einem Satz ist unser aller Bewußtsein in diesem Kriege enthalten: "Deutschland ist immer so stark gewesen, wie es sich heute zeigt; es hat das nur nicht gewußt."
Schwarz van Berk
-13-

1939

Was will eigentlich Amerika?

21. Januar 1939

Die amerikanische Presse besitzt das edle Vorrecht, über Europa schimpfen zu dürfen. Sie macht von diesem Vorrecht in ausgiebigster Weise Gebrauch, soweit es sich dabei um Deutschland handelt. Vor allem das Deutschland des Nationalsozialismus ist ihr ein Dom im Auge.

Seit dem 30. Januar 1933 ist das Dritte Reich Gegenstand des Spottes, des Hasses, der Lüge und der Verleumdung fast in der gesamten amerikanischen Presse, vor allem in ihrem jüdisch bestimmten Teil. Die amerikanische Presse macht sich dabei eine besonders belustigende Aufgabe daraus, Deutschland gegenüber Grundsätze der Humanität, der Zivilisation, der Freiheit der Menschenrechte und der Kultur ins Feld zu führen. Sie hat dazu auch allen Grund. Denn in einem Lande, in dem heute noch die Humanität ihren drastischen Ausdruck in der Lynchjustiz, die Zivilisation in zum Himmel stinkenden politischen und wirtschaftlichen Skandalen, die Freiheit der Menschenrechte in der Tatsache eines stetigen Vorhandenseins einer von den Betroffenen wahrscheinlich freiwillig in Kauf genommenen Arbeitslosigkeit zwischen elf und zwölf Millionen und die Kultur in einer ständigen Ausleihe bei den alten europäischen Kulturstaaten findet, ist man ja durchaus berechtigt, mit souveräner Verachtung auf jenes alte Europa herabzuschauen, in dem Staaten und Völker schon auf eine jahrhunderte, ja jahrtausende alte unermeßliche Kulturleistung zurückblickten, ehe Amerika überhaupt entdeckt wurde.

Die amerikanische Presse pflegt unseren Beschwerden über ihre Polemik gegenüber zu erklären, sie habe nichts gegen Deutschland, sondern nur etwas gegen den Nationalsozialismus einzuwenden. Nun ist das, wie männiglich bekannt, eine faule Ausrede. Denn der Nationalsozialismus ist heute in Deutschland die tragende politische Idee und Weltanschauung. Zu ihr bekennt sich das ganze deutsche Volk. Gegen den Nationalsozialismus Stellung nehmen heißt also heute, das deutsche Volk herausfordern.

-24-

Es ist auch nicht damit getan zu behaupten, der Nationalsozialismus stelle eine diktatorische Staatsform dar, und es gebe in Deutschland noch wesentliche Volksteile, die, innerlich wenigstens, diese Diktatur ablehnten. Davon kann überhaupt nicht die Rede sein. Es ist das eine Fiktion, die lediglich in den Gehirnen demokratischer Politiker und Journalisten existiert, in der Welt der Tatsachen aber keinerlei Raum hat. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der seit 1933 in Amerika gegen Deutschland mit System durchgeführte öffentliche Hetzfeldzug eine bewußte und gewollte Provokation des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes darstellt.

Nun könnte uns das im allgemeinen ziemlich gleichgültig sein. Wir leben in Deutschland nicht von der Liebe und auch nicht von der Gnade anderer Staaten; wir leben aus unserer eigenen Volkskraft. Die Zeit gehört längst der Vergangenheit an, in der Deutschland sein Heil von internationaler Hilfe erwartete und erhoffte. Diese internationale Hilfe ist in den entscheidenden Phasen der Nachkriegspolitik immer ausgeblieben. Sie trat nur dann in die Erscheinung, wenn der internationale Geld- und Börsenkapitalismus glaubte, durch Hilfsstellung Deutschland gegenüber einen hohen, in der anderen Welt gänzlich unbekannten Gewinn- und Prozentsatz einstecken zu können.

Wir hätten also die Möglichkeit, uns auf den bequemen Standpunkt zu stellen: Amerika liegt weit; es ist durch einen endlosen Ozean von uns getrennt. Was man dort über Deutschland denkt, sagt und schreibt, das kann uns ganz kalt lassen. Das ist soweit richtig, als der in Amerika provozierte und mit höchstem Raffinement durchgeführten Hetzfeldzug gewissermaßen in angemessenen Bahnen verläuft. Soweit davon aber selbst amtliche Kreise angesteckt werden, bleibt das nicht mehr eine

Auseinandersetzung der Zeitungen und der Rundfunksender, sondern wird vielmehr eine Angelegenheit der hohen Politik.

Seit dem 10. November 1938 hat sich diese Hetze nun ins Unermeßliche gesteigert. Die amerikanische öffentliche Meinung, vor allem soweit sie jüdisch bestimmt ist, befleißigt sich dabei einer gänzlich unerträglichen Einmischung in unsere innerdeutschen Verhältnisse. Sie glaubt aus der Sicherheit ihres fernliegenden Kontinents heraus Deutschland gegenüber eine Methode anwenden zu dürfen und zu können,

-25-

die unter zivilisierten Staaten sonst gänzlich unmöglich und ausgeschlossen ist.

Wir kennen sehr wohl die Inspiratoren und Nutznießer, die hinter dieser Hetze stehen. Es sind meistens Juden oder Menschen, die bis über beide Ohren im Dienste und in der Abhängigkeit der Juden stehen.

Wenn beispielsweise vor allem die New Yorker Presse so scharf gegen Deutschland polemisiert, so kann das nicht wundernehmen angesichts der Tatsache, daß in New York aber zwei Millionen Juden leben und das öffentliche und insbesondere das wirtschaftliche Leben gänzlich unter ihrer Botmäßigkeit steht.

Die deutsche Publizistik hat bisher auf diesen gemeinen und niederträchtigen Hetzfeldzug nur sporadisch und meistens gänzlich zurückhaltend geantwortet. Erst als sich amtliche Personen der Vereinigten Staaten in diese Auseinandersetzung einmischten, haben wir uns veranlaßt gesehen, etwas Fraktur zu reden. Wenn beispielsweise der amerikanische Innenminister Ickes am 19. Dezember 1938 öffentlich erklärte, daß ein Amerikaner eine Auszeichnung aus der Hand eines brutalen Diktators nicht annehmen könne, der mit derselben Hand Tausende von Menschen beraube und quäle, da der Verleiher den Tag als verloren ansehe, an dem er kein neues Verbrechen gegen die Menschheit begehen könne, so ist das eine Redeweise, die gelinde gesagt bisher im Verkehr unter Staaten, die normale Verhältnisse untereinander aufrechterhalten, gänzlich ungewohnt ist.

Wenn der stellvertretende amerikanische Außenminister Welles auf den daraufhin seitens Deutschlands erhobenen Protest zur Antwort gibt, daß die Äußerungen von Ickes die übereinstimmende Ansicht des überwiegenden Teils des amerikanischen Volkes darstellen, so versagt einem dieser Tatsache gegenüber überhaupt die Sprache. Was soll das heißen! Wo ist jemals der amerikanische Präsident in der deutschen Presse persönlich angegriffen worden, wo jemals gegen die führenden Männer Amerikas ein beleidigendes Wort gefallen? Wir haben uns hier höchster Zurückhaltung befleißigt, obschon wir allen Grund gehabt hätten, in diese oder jene innere Angelegenheit der Vereinigten Staaten von Nordamerika hineinzureden.

-26-

Wir haben das nicht getan, weil sie uns nichts angehen; denn nicht wir, sondern die amerikanischen Staatsmänner bestimmen die inneramerikanische Politik. Uns gehen hauptsächlich die innerdeutschen Verhältnisse an. Wir haben auch keinerlei Grund und überhaupt keine Veranlassung, deutsches politisches Ideengut als Konterbande nach Amerika einzuschmuggeln. Im Gegenteil, die Anschauungen und Methoden, nach denen wir das innerdeutsche Leben ausrichten, sind reines deutsches Patentgut. Sie haben nur für Deutschland Gültigkeit. Allerdings missen wir den Anspruch erheben, da]3, genau so wie wir die inneren Verhältnisse in anderen Staaten respektieren und ihnen polemisch mit größtmöglicher Reserve gegenübertreten, das bei anderen Staaten in eben demselben Maße der Fall sein muß.

Das kann man von den Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht behaupten. Fast die gesamte Presse, fast der gesamte Funk und fast der gesamte Film in

den Vereinigten Staaten stehen heute im Dienste dieser internationalen, gegen Deutschland betriebenen Welthetze.
Der Senator Pitman hat das am 22. Dezember 1938 ganz brüsk und brutal zum Ausdruck gebracht, als er erklärte: "Das USA.-Volk schätze nicht die Regierung Deutschlands."
Nun sind wir der Überzeugung, daß das USA.-Volk mit dieser Angelegenheit überhaupt nichts zu tun hat. Soweit es sich gegen Deutschland einstellt, ist es lediglich ein Opfer dieser Kampagne. Diese Kampagne selbst aber wird betrieben von gewissen- und skrupellosen internationalen Weltverhetzern, die zum Teil aus außenpolitischen, zum Teil aber auch aus allzu durchsichtigen inneramerikanischen Gründen Deutschland herausfordern.
Hinter dieser antideutschen Kampagne stand die Lima-Konferenz, bei der Nordamerika hoffte, Südamerika gegen Deutschland und im weiteren Sinne gegen ganz Europa einnehmen zu können, steht heute noch die deutsche Konkurrenz auf dem südamerikanischen Markt und steht vor allem die riesenhafte nordamerikanische Rüstungsindustrie, die das Schreckgespenst eines kommenden Krieges gegen die totalitären Staaten an die Wand malt, um bei Rüstungsaufträgen gute Geschäfte zu machen.
-27-

Es liegt uns ferne, den kritischen Ausstellungen, die die amerikanisch-jüdische Presse an innerdeutschen Verhältnissen glaubt vornehmen zu müssen, inneramerikanische Verhältnisse gegenüberzustellen. Es genügt, am Rande zu vermerken, daß Deutschland, das devisen- und rohstoffärmste Land der Welt, nicht nur nicht über Arbeitslosigkeit, sondern geradezu aber Arbeitermangel klagt, während demgegenüber Nordamerika eine Arbeitslosenziffer von 11 bis 12 Millionen zählt und dabei eines der devisen- und rohstoffreichsten Länder der Welt ist. Aber selbst diese Kontrastierung zieht beim größten Teil dieser Hetzpresse nicht. Sie kann zwar die Tatsache nicht ableugnen. Sie stellt sich aber auf den Standpunkt, daß selbst der Erfolg hassens- und verachtenswert sei, weil die Methoden, mit denen er herbeigeführt wurde, Haß und Verachtung verdienten.
Das heißt nun, die Dinge geradezu auf den Kopf stellen. Die sieben Millionen Menschen, die in Deutschland durch den Nationalsozialismus wieder zu Arbeit und Brot gekommen sind, fragen nicht viel] nach den Methoden, mit denen man ihnen Arbeit und Brot verschafft hat. Wer die Methoden beschimpft, mit denen positive und durchschlagende Ergebnisse erzielt werden, der verfährt nach jenem bekannten Witz, nach dem auf einer Straße zwei Straßenarbeiter mit wenig Fleiß und Betriebsamkeit bemüht sind, einen Pflasterstein aus dem Boden herauszuschlagen. Ein Passant, der eine Zeitlang zuschauend danebensteht, ergreift ganz spontan eine Hacke und schlägt den Stein mit einem Schlage heraus. Worauf der eine Arbeiter zum anderen sagt: "Ja, mit Gewalt!"
So ähnlich argumentiert die amerikanische Presse. Sie kann die Ergebnisse und Erfolge des Nationalsozialismus nicht mehr abstreiten. Sie kann nur noch einwenden: "Ja, mit Gewalt!" Ihr erscheinen die Opfer zu groß, die die deutsche Öffentlichkeit für diese Ergebnisse und Erfolge hat bringen müssen.
Das deutsche Volk allerdings steht da auf einem anderen Standpunkt. Es weiß, daß es eine Reihe von Einschränkungen auf bestimmten Gebieten hat auf sich nehmen müssen, damit das Werk des nationalen Aufbaus überhaupt möglich wurde. Die amerikanische Öffentlichkeit,, saturiert im eigenen Besitz, fast platzend vor Reichtum, Wohlstand, Devisen, Goldbarren und Rohstoffen, kann sich überhaupt keine -----28-

Vorstellungen davon machen, wie es einem intelligenten, fleißigen und tapferen Volke zumute ist, das über all diese Hilfsmittel nicht verfügt und trotzdem leben muß.
Wie dem aber auch sei, wir sehen mit tiefer Besorgnis der weiteren Entwicklung entgegen.

Niemand besitzt das Recht, über innerdeutsche Verhältnisse und Vorgänge zu Gericht zu sitzen, als nur deutsche Instanzen. Niemand besitzt im internationalen Zusammenleben der Völker das Recht mit Bewußtsein und System ein Volk gegen das andere Volk einzustellen und aufzuhetzen, um dadurch Mißstimmung, Verständnislosigkeit und am Ende eine krisenhafte Zuspitzung in ihren wechselseitigen Beziehungen heraufzubeschwören.
Wenn Herr Eden vor einigen Wochen als Abgesandter der internationalen Weltdemokratie in New York das Wort ergriff, so hat er sich für diese Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus den richtigen Kreis ausgewählt. Er war zusammengesetzt aus den prominentesten Vertretern des amerikanischen internationalen Industrie-, Wirtschafts- und Geldkapitalismus. Herr Eden hätte besser getan, den elf bis zwölf Millionen amerikanischen Arbeitslosen ein Mittel an Hand zu geben, wie sie zu Arbeit und Brot kommen könnten. Aber offenbar war er selbst der Überzeugung, daß er vor einer solchen Zuhörerschaft nicht so urteilslosen, von Haß und Voreingenommenheit bestimmten Beifall finden würde, als er ihn in dem Kreis gefunden hat, vor dem er sprach.
Das Judentum klatscht natürlich immer Applaus, wenn es gegen Deutschland geht. Das Judentum haßt den Nationalsozialismus aus Gründen, die der allgemeinen Verständlichkeit wegen überhaupt nicht erörtert zu werden brauchen. Das Judentum ist unser Feind, es soll unser Feind sein, und es muß unser Feind sein. Es erhebt sich hier nur die Frage, ob das amerikanische Volk sich dem Judentum zuliebe in eine unfruchtbare Feindschaft zum Deutschen Reich und vor allem zum deutschen Volk hineinhetzen lassen soll und darf. Und dagegen protestieren wir. Das ist nicht notwendig und auch nicht zweckmäßig.
Wir haben nichts gegen das amerikanische Volk einzuwenden. Wir kennen und respektieren seine Politischen Anschauungen und seine inneren Verhältnisse, obschon wir in diesem oder jenem anders verfahren
-29-

und handeln würden, als das in Amerika der Fall ist. Wir glauben dafür mit Fug und Recht beanspruchen zu dürfen, daß die amerikanische öffentliche Meinung Deutschland gegenüber dieselbe Achtung und denselben Respekt zur Schau trägt. Wir sehen auch nicht ein, zu welchem Ergebnis eine solche Auseinandersetzung führen soll. Was verspricht sich eigentlich Amerika davon ? Glaubt es etwa nach den Methoden des Großen Krieges Deutschland aushungern zu können?
Jede wirtschaftliche Zwangsmaßnahme hat ihre zwei Seiten. Sie schlägt nicht nur den, gegen den sie angewendet wird, sondern auch den, der sie anwendet. Davon wissen wahrscheinlich die amerikanischen Baumwollfarmer, die auf ihren nicht verkauften Baumwollballen sitzenblieben, heute schon ein Liedlein zu singen.
Es wäre also an der Zeit, zu Ruhe und Besonnenheit zu mahnen. Die amerikanische öffentliche Meinung befindet sich offenbar auf einem Irrweg. Nichts würde ihr mehr dienlich sein, als wieder zu den alten bewährten Methoden der internationalen Höflichkeit und Wohlerzogenheit zurückzukehren und Deutschland gegenüber eine Verfahrensweise anzuwenden, wie sie unter Kulturstaaten üblich ist.
Wir schmeicheln uns nicht, mit diesem Appell einen grundlegenden Wandel in der amerikanischen Haltung herbeizuführen. Aber wir halten es für unsere Pflicht, die Dinge beim Namen zu nennen.
Angesichts eines Verhältnisses, das der von Juden bestimmte Teil der öffentlichen Meinung in Amerika Deutschland gegenüber offenbar anzustreben gewillt ist, betonen wir nochmals in aller Eindringlichkeit die Kurzsichtigkeit und Unzweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens und werfen vor der ganzen Welt mit allem Ernst die Frage auf: "Was will denn eigentlich Amerika?"
-30-

* * * * *

Die deutsche Revolution

28. Januar 1939

Im Mai 1932 wird die Stellung des Kabinetts Brüning unhaltbar. Im Reichstag üben die Parteien der Opposition schärfste Kritik an der Politik der Regierung. Am 12. Mai tritt der General Groener als Reichswehrminister zurück. Brüning erklärt am 29. Mai vor der Presse, daß im Auslande Gerüchte umgingen, er habe die Absicht zu demissionieren. Er wisse von dieser Absicht nichts. Im Gegenteil sei er fest entschlossen zu bleiben.

Als er am Mittag dieses Sonntags beim Reichspräsidenten von Hindenburg zum Vortrag erscheint, um ihn um die Unterschrift unter neue Notverordnungen zu bitten, wird ihm diese verweigert. Daraufhin tritt er am 30. Mai zurück.

Am l. Juni ernennt der Reichspräsident von Hindenburg Franz von Papen zum Reichskanzler mit dem Auftrag, ein Präsidialkabinett zu bilden. Dieses Präsidialkabinett hat die besondere Aufgabe, in enger Verbindung mit dem Reichspräsidenten selbst einen Versuch der Bereinigung der innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland zu unternehmen.

Franz von Papen tritt an den Führer mit der Bitte heran, sein Kabinett wenigstens vorläufig zu tolerieren. Der Führer erhebt demgegenüber die Forderung, den Reichstag aufzulösen und dem Volke die Entscheidung über den weiteren Kurs der deutschen Politik zu überlassen.

Nach langem Hin und Her gelingt es, diese Forderung durchzusetzen. Ein erbitterter und blutiger Wahlkampf bricht im ganzen Reich an.

Bei den am 31. Juli stattfindenden Neuwahlen zum Reichstag erhält die nationalsozialistische Bewegung als die bei weitem stärkste Partei 230 von 608 Mandaten und vereinigt damit 37, 8 vH. aller Stimmen auf sich. Damit, scheint es, ist die innerpolitische Entwicklung in ihr entscheidendes Stadium eingetreten. Es gibt keine andere Möglichkeit

-31-

mehr, als Adolf Hitler mit der Macht und mit der Verantwortung zu betrauen.

Hier setzt nun der Gegenstoß der Reaktion ein. Als der Führer am 13. August in Berlin erscheint, findet er eine bereits vollkommen veränderte Situation vor. Die verantwortlichen Instanzen bieten ihm nicht die Führung der deutschen Regierungsgeschäfte, sondern nur die Vizekanzlerschaft an. Auf dieses Angebot kann der Führer aus Gründen des Prestiges, der politischen Moral, aber auch aus Gründen der damit überhaupt gegebenen Erfolgsmöglichkeiten nicht eingehen. Er ist deshalb entschlossen, es nach Lage der Dinge gar nicht zu einer Aussprache mit dem Reichspräsidenten kommen zu lassen. Auf Grund eines Telephongesprächs aber muß er der Meinung sein, daß man in der Wilhelmstraße im Laufe der letzten Stunden den Standpunkt geändert hat. Er erscheint beim Reichspräsidenten.

In dieser Unterredung wird ihm wiederum nur die Vizekanzlerschaft angeboten, deren Annahme er dann kurzerhand ablehnt.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages schon gibt die Regierung ein Kommunique heraus, demzufolge Adolf Hitler die ganze Macht beansprucht, der Reichspräsident ihm diese aber verweigert habe. Das entspricht in keiner Weise den Tatsachen. Trotzdem aber ist die Entwicklung damit in eine außerordentlich gefährliche Krise hineingeraten.

Als der Führer am Abend Berlin verläßt, rufen ihm die Menschen nach: "Hart bleiben!" Er ist fest dazu entschlossen.

Nun beginnt ein langes Hin und Her zwischen der nationalsozialistischen Bewegung und der Wilhelmstraße.

Als der Reichstag am 30. August zusammentritt, bietet er das Bild einer vollkommenen innerpolitischen Verwirrung. Es wirkt fast wie ein Menetekel, daß dieser Reichstag, in dem 230 nationalsozialistische Abgeordnete sitzen, von einer kommunistischen Alterspräsidentin eröffnet wird.

Am 12. September findet der entscheidende Kampf zwischen der Regierung und der nationalsozialistischen Opposition statt. Die Regierung will es im Reichstag unter keinen Umständen zu einer Abstimmung kommen lassen, da sie weiß, daß sie nur ganz wenige Stimmen auf sich vereinen kann.
-32-

Es gelingt dem taktisch außerordentlich geschickten Vorgehen des nationalsozialistischen Reichstagspräsidenten Hermann Göring, trotzdem eine Abstimmung vorzunehmen. Sie ergibt 512 Stimmen gegen und 42 Stimmen für die Regierung. Die Regierung löst den Reichstag auf.
Und nun beginnt ein Wahlkampf, wie ihn die deutsche Parlamentsgeschichte bis dahin noch nicht gekannt hatte.
Die nationalsozialistische Bewegung befindet sich in einer taktisch sehr ungünstigen Situation. Bei der Wahl am 31. Juli hat sie eine Unmenge von Wählern aufgefangen, die annahmen, daß sie in kürzester Frist zur Macht kommen werde und damit bei ihr Erfolg und Lohn zu ernten seien. Das ist nun offenbar nicht der Fall. Im Gegenteil, sie scheint weiter von der Macht entfernt zu sein als jemals zuvor. Die Mitläufer schwenken ab.
In einem verzweifelten Ansturm wehrt sich die nationalsozialistische Bewegung gegen den Versuch der reaktionären Umklammerung. Nach erbittertem Wahlkampf gelingt es ihr, beim Wahlgang am 6. November 1932 von ihren bisherigen 230 Mandaten wenigstens 196 zu halten. Aber immerhin hat sie einen Stimmenverlust von rund 2 Millionen zu verzeichnen.
Der Führer weigert sich, auf dem bisher üblichen Wege mit der Regierung weiterhin über die Beteiligung seiner Partei an der Verantwortung zu verhandeln. Daraufhin tritt das Kabinett von Papen am 17. November 1932 zurück.
Die nun folgenden Auseinandersetzungen zwischen der Wilhelmstraße und der nationalsozialistischen Bewegung werden auf schriftlichem Wege geführt, da im Augenblick keinerlei Gewähr vorhanden zu sein scheint, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnis führen.
Ganz plötzlich taucht hinter der deutschen Politik der Schatten des Generals von Schleicher auf. Er hatte bisher nur die Figuren auf dem Schachbrett geschoben. Jetzt rückt er selbst in den Vordergrund. Schon raunen es sich die feigen und faulenzenden Gesellschaftsdrohnen in Berlin zu, daß Hitler eine Größe von gestern sei.
Jetzt kommt alles auf die Nerven und auf die Härte der nationalsozialistischen Kampfführung an. Die zwischen dem Kaiserhof und der Reichskanzlei auf schriftlichem Wege gepflogenen Verhandlungen
-33-

werden am 24. November ergebnislos abgebrochen. Der Führer verläßt daraufhin sofort Berlin.
Am 3. Dezember wird dann der General von Schleicher zum Reichskanzler, Reichswehrminister und Reichskommissar für Preußen ernannt. Damit ist eine ganz neue Situation gegeben.
Die Reaktion versucht ein letztes Mittel, die nationalsozialistische Bewegung vom Vollzug der Dinge abzudrängen. Die Wahl am 6. November hat gezeigt, daß es nicht möglich ist, ihr in nennenswertem Umfang Stimmen abzujagen. Von einer neuen Reichstagswahl sind also für die Reaktion keinerlei erfreuliche Ergebnisse zu erwarten. Also muß sie den Versuch unternehmen, die nationalsozialistische Bewegung im Innern zu zersetzen. Ein ganz kleiner Klüngel von Parteileuten, die zahlenmäßig an den Fingern einer Hand abgezählt werden können, gibt sich dazu her, der Regierung Schleicher bei diesem infamen Versuch Hilfsdienste zu leisten. Das Haupt dieses Klüngels legt am 8. Dezember mit großem publizistischem Lärm seine Ämter in der Partei nieder, und nun scheint es, als sei der Weg für die von General von Schleicher seit langem projektierte dritte Front freigemacht. Diese Front hat sich zum Ziel

gesetzt, eine Querverbindung zwischen den Parteien und Gewerkschaften zu schaffen, um damit in großem Umfang Anhängermassen aus der nationalsozialistischen Bewegung herauszubrechen.
Das ist Verrat auf der ganzen Linie. Wenn dieser Versuch gelingt, dann ist die bisherige Aufbauarbeit der nationalsozialistischen Bewegung umsonst gewesen; dann wird die Reaktion am Ende doch noch über die deutsche Revolution triumphieren und damit praktisch die Wegbereiterin für den internationalen Bolschewismus sein.
Die nationalsozialistische Bewegung bäumt sich mit einer letzten grandiosen Kraftanstrengung gegen diesen niederträchtigen Versuch auf. Die Partei selbst ist von ihm vollkommen unberührt geblieben. Es bedarf nur eines erlösenden Wortes des Führers, und sie steht wieder in Reih und Glied. Es kann auch keinem Zweifel mehr unterliegen, daß, wenn jetzt wiederum an das Volk appelliert würde, es der nationalsozialistischen Bewegung ein leichtes wäre, die am 6. November verlorenen Wählermassen zurückzuerobern.
-34-

Im übrigen hat der Führer Zeit. Denn der General von Schleicher, der bisher immer nur im Hintergrund agierte, muß nun sein Programm entwickeln und Leistungen und Erfolge zeigen. Als er am 15. Dezember über den Rundfunk spricht, demaskiert er sich vor dem ganzen Volke. Mit einem Schlage ist sich jedermann im klaren darüber, daß dieser General, der bisher immer nur als der große Schweiger ausgegeben wurde, nicht geschwiegen hatte, weil er etwas zu verschweigen, sondern nur, weil er nichts zu sagen hatte. Sein Programm ist ein wirres Sammelsurium von Gemeinplätzen, gespickt und verbrämt mit sozialen Phrasen, die zu nichts verpflichten. Das Volk selbst wird angesichts der Ausweglosigkeit der innerpolitischen Situation von einem lähmenden Pessimismus befallen. Am 31. Dezember 1932 zählt die amtliche Statistik 5, 77 Millionen Arbeitslose in Deutschland.
Nun beginnt das entscheidende Rennen. Sehr bald sickern in der Öffentlichkeit Gerüchte durch, daß am 4. Januar 1933 eine geheime Besprechung des Führers mit dem ehemaligen Reichskanzler Franz von Papen in Kohl stattgefunden hat. Der Judenpresse in Berlin bemächtigt sich eine nervöse Angst. Sie bemerkt plötzlich, daß die nationalsozialistische Bewegung wieder im Spiel ist. Sie hat offenbar die Absicht, es auf eine neue Machtprobe ankommen zu lassen.
Die Möglichkeit dazu besteht in den für den 15. Januar im Lande Lippe ausgeschriebenen Landtagswahlen. Hier soll es sich erweisen, ob die Kurve des nationalsozialistischen Aufstiegs rückläufig ist oder ob sie wieder ansteigt.
Die ganze Kraft der Partei, ihr gesamter Propaganda- und Organisationsapparat wird nun auf das Land Lippe konzentriert. Die bekanntesten Redner der Bewegung gehen in die kleinsten Städte und Marktflecken, um das Volk in Lippe für die große Entscheidung zu gewinnen. Die marxistischen Zeitungen höhnen: "Hitler geht aufs Dorf!" Sie sind sich in ihrer Verblendung gar nicht im klaren darüber, worum es in diesen entscheidenden Tagen geht. Denn wenn es gelingt, der deutschen Öffentlichkeit zu zeigen, daß die nationalsozialistische Bewegung die Schwächeperiode vom November 1932 überwunden hat und wieder im Aufstieg begriffen ist, dann kann es keinen Zweifel mehr darüber geben, daß nunmehr der Augenblick gekommen ist,
-35-

dem Führer die Macht und die Verantwortung endgültig zu übertragen.
Am Abend des 15. Januar verkünden die deutschen Sender im ganzen Lande, daß die nationalsozialistische Bewegung im Lande Lippe 39, 1 vH. aller abgegebenen Stimmen für sich verbuchen konnte und damit das Ergebnis vom 6. November 1932 um rund 5 vH. verbesserte. Damit also ist die innerpolitische Lage, soweit sie das Volk selbst betrifft, eindeutig geklärt. Es kann jetzt nur

noch eine Frage von Tagen oder höchstens von Wochen sein, daß die Revolution, die latent schon im Lande schwelt, offen zum Ausbruch kommt.
Für den 22. Januar wird ein Aufmarsch der nationalsozialistischen Kampfformationen auf dem Bülowplatz in Berlin angekündigt. Er steht unter der Parole: "Front Karl-Liebknecht-Haus!" Das ist eine offene Provokation an die Kommunistische Partei, und sie wird auch als solche aufgefaßt. Die "Rote Fahne" schlägt Alarm. Sie erklärt unverblümt, daß sie diesen Aufmarsch mit Gewalt verhindern werde. Die nationalsozialistischen SA.- und SS-Männer würden Proletarierfäuste zu verspüren bekommen.
Die Regierung sucht sich aus diesem Dilemma zu retten, indem sie den Plan faßt, den nationalsozialistischen Aufmarsch einfach zu verbieten. Dagegen protestieren die nationalsozialistischen Zeitungen auf das schärfste. Es bleibt also nichts anderes übrig, als diese Kraftprobe zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus tatsächlich vor sich gehen zu lassen.
An diesem klirrend kalten Januarsonntag 1933 gleicht Berlin einer Stadt, die sich im Bürgerkrieg befindet. Der angekündigte Aufmarsch wird programmgemäß durchgeführt. Der Führer selbst erscheint auf dem Bülowplatz und am Grabe Horst Wessels, an dem ein Gedenkstein eingeweiht wird. Es fällt nicht ein einziger Schuß. Die nationalsozialistische Bewegung trägt einen ungeheuren Prestigeerfolg davon.
Nun ist die Situation reif geworden. Zwischen dem 22. und 29. Januar finden entscheidende Besprechungen zwischen der nationalsozialistischen Bewegung, der Wilhelmstraße und den bürgerlich-nationalen Parteien und Verbänden statt. Soweit sie nicht vom Führer selbst geführt werden, führt sie sein politischer Beauftragter in Berlin, Hermann Göring.
-36-

Als der Führer am 29. Januar nachmittags in der Halle des Kaiserhofs, der damals das politische Hauptquartier der nationalsozialistischen Bewegung darstellt, sitzt, tritt plötzlich um die fünfte Nachmittagsstunde sein politischer Beauftragter, Hermann Göring, an seinen Tisch heran, und in einer feierlichen Stille erklärt er: "Mein Führer, es ist nun so weit!"
Die nächsten Stunden sind mit fieberhafter Arbeit ausgefüllt.
Am Abend dieses ereignisreichen Tages ergibt sich eine neue Komplikation. Der General von Schleicher, der am Tage vorher mit seinem Kabinett zurückgetreten, formal aber noch im Amt ist, läßt dem Führer durch einen Mittelsmann erklären, daß er nicht die Absicht habe, gutwillig zu weichen, sondern wenn nötig Gewalt anzuwenden. Jetzt stehen die Dinge auf des Messers Schneide.
In der dämmernden Frühe des 30. Januar 1933 wird der neue Reichswehrminister vom Reichspräsidenten vereidigt, und damit ist die vollziehende Gewalt bereits in die Hand der neuen Regierung übergegangen.
Um die Mittagsstunde findet die entscheidende Besprechung zwischen dem Reichspräsidenten von Hindenburg und dem Führer statt. Das Land wartet in atemloser Spannung. Jedermann weiß, daß es nun um alles geht. Als der Führer zum Kaiserhof zurückkehrt, sieht man es seinem Gesicht an, daß die Entscheidung gefallen ist. Zwanzig Minuten später verkündet der deutsche Rundfunk: Adolf Hitler wurde zum Reichskanzler ernannt! Zuerst will man diese Meldung gar nicht glauben. Das Volk ist schon so oft getäuscht und enttäuscht worden, daß es allen Nachrichten mit größter Skepsis gegenübertritt. Dann aber kann an der Richtigkeit dieser Meldung kein Zweifel mehr bestehen.
Und nun bemächtigt sich der Reichshauptstadt und des ganzen Landes eine taumelnde Freude. Tausende und Tausende strömen in das Regierungsviertel. Bald ist der weite Platz zwischen Kaiserhof und Reichskanzlei von einem wogenden Menschenmeer überfüllt. Nachmittags bereits findet die erste Kabinettssitzung statt. Und am Abend ergreift dann das Volk selbst das Wort. In endlosen Zügen zieht es, von der Charlottenburger Chaussee heranströmend, durch das Brandenburger Tor in die

Wilhelmstraße hinein. Von 7 Uhr abends bis 1.30 Uhr nachts dauert dieser Vorbeimarsch des Berliner Volkes am
-37-

Führer. Oben steht er am Fenster, um ihn herum seine getreuen Mitkämpfer. Und hundert Meter davon entfernt steht der greise Reichspräsident und Generalfeldmarschall von Hindenburg an seinem Fenster. Die Menschen jubeln ihm zu, und er schlägt mit dem Stock den Takt zu den dröhnenden Marschweisen der vorbeiziehenden Kolonnen.
Ein paar beherzte Männer holen aus dem Rundfunkhaus in der Masurenallee, das bereits schlafen gegangen ist, die nötige Apparatur, und um die Mitternachtsstunde wird nun zum erstenmal über den deutschen Rundfunk eine wirkliche Volkssendung übertragen. Es gibt nur wenige Menschen in Deutschland, die in dieser Nacht schlafen gehen. Ganz Europa sitzt an den Lautsprechern. Die Nation ist von einer bebenden Freude erfüllt. Jedermann weiß, daß nun eine entscheidende geschichtliche Entwicklung ins Rollen gekommen ist.
Nachts kurz nach l Uhr wird von einem Fenster der Reichskanzlei aus bekanntgegeben, daß der Führer noch arbeiten müsse und darum bitten lasse, den Platz zu räumen. Als er mit ganz wenigen Getreuen um die dritte Nachtstunde den Wilhelmplatz von der Reichskanzlei zum Kaiserhof überquert, ist er schon wieder gänzlich leer. Jetzt scheint dieser Weg von der Reichskanzlei zum Kaiserhof und vom Kaiserhof zur Reichskanzlei so kurz zu sein; aber es ist derselbe Weg, um den so viele Jahre erbitten gekämpft und gerungen wurde.
Im Kaiserhof wartet die Nachricht, daß der nationalsozialistische Sturmführer Maikowski und der Polizeiwachtmeister Zauritz in Berlin-Charlottenburg von Kommunisten erschossen worden sind. Das große Werk wurde an seinem Beginn mit dem Tode zweier deutscher Männer besiegelt. Die Revolution nimmt ihren Anfang.
Am 30. Januar 1939 jährt sich zum sechsten Male dieser Tag des Aufbruchs einer Nation. Es ist einem manchmal fast, als läge ein Jahrhundert dazwischen. Deutschland hat in diesen sechs Jahren sein Gesicht vollkommen verändert. Es ist kaum noch wiederzuerkennen. Dieses Land, damals gequält und gedemütigt am Boden liegend, ist wieder zu einer Weltmacht emporgestiegen.
Wer wollte bestreiten, daß wir allen Grund haben, an diesem geschichtlichen 30. Januar dem Schicksal zu danken, daß wir diese große Zeit unseres Volkes miterleben und mitgestalten durften!
-38-

* * * * *

Krieg in Sicht

25. Februar 1939

Wer in diesen Tagen und Wochen die ausländische Hetz- und Lügenpresse durchblättert, könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß Europa am Rande eines neuen Weltkrieges steht. Dabei ist es allgemein bekannt, daß sich in der internationalen Lage selbst seit der Führerrede vom 30. Januar vor dem Deutschen Reichstag nichts Wesentliches geändert hat. Der Führer hat in dieser Rede zwar die deutschen Kolonialforderungen aufs neue erhoben. Aber das ist kein Moment, das eine allgemeine Nervosität erzeugen könnte. Daß Deutschland seine Kolonien zurückfordert, ist wohl männiglich bekannt, und daß diese Forderung noch einmal von der autoritativsten Stelle aus vor dem deutschen Volk und vor der ganzen Welt erhoben worden ist, erhärtet nur noch mehr die Tatsache, daß das Reich keineswegs gewillt ist, von ihr abzulassen. Das aber mußte von jedem Vernünftigen und billig Denkenden erwartet werden. Auch daß mittlerweile im Spanienkonflikt ein grundlegender Wandel eingetreten ist, kann den Kenner der Dinge nicht überraschen. Es mußte das über kurz oder lang eintreten, und die Demokratien haben nur wieder einmal, wie bei allen großen weltpolitischen

Vorgängen der vergangenen Jahre, das zweifelhafte Vergnügen, hinter der Entwicklung herhinken zu müssen.
Wozu also der Lärm? Was wollen diese Demokratien eigentlich? Man könnte fast auf den Gedanken kommen, als erheben sie sporadisch ein lautes Geschrei, um damit gewisse Minderwertigkeitskomplexe abzureagieren. Das wäre verständlich; denn sie haben in den letzten Jahren, wie man so sagt, immer zwischen den Stühlen gesessen. Sie nahmen Deutschland nicht ernst, als der Führer am 30. Januar I 933 an die Macht kam. Sie gingen weder auf seine Friedensangebote ein, noch ließen sie sich dazu herbei, die von ihm erhobenen, durchaus billigen und gerechten deutschen Rüstungsforderungen überhaupt nur zu diskutieren. Sie erlebten dann, daß Deutschland seine Wehrfreiheit proklamierte, das
-39-

Rheinland wieder militarisierte, den Anschluß Österreichs an das Reich durchführte und die sudetendeutsche Frage löste. Sie schrien zwar immer Zeter und Mordio, bevor die Aktionen vollzogen wurden, aber nach ihrem Vollzug fanden sie sich damit ab.
Was Italien betrifft, so mobilisierten sie den ganzen Völkerbund, um eine Lösung der Abessinienfrage zu verhindern. Sie haben sich auch damit nur eine weltgeschichtliche Blamage geholt. In der Spanienfrage standen sie eindeutig auf seiten der rotspanischen Usurpatoren, und sie müssen nun zu ihrem Schmerz erleben, daß Franco seine Gegner Schlag um Schlag niederwirft; jetzt wieder veranstalten sie einen geradezu entwürdigenden, lächerlichen Wettlauf um die Anerkennung des nationalen Spanien.
Es fehlt also, wie man sieht, den westeuropäischen Demokratien offenbar an dem nötigen Instinkt, um die internationale Lage richtig beurteilen zu können. Denn die Probleme, die gelöst werden mußten, wurden niemals mit ihnen, sondern zum Teil ohne sie und zum Teil gegen sie gelöst. Aber was die Hauptsache ist, sie sind gelöst worden; und zwar sind sie gelöst worden, weil es die innere Dynamik der europäischen Situation erforderte.
Die Demokratien hätten das alles viel billiger haben können, und zwar dann, wenn sie rechtzeitig begriffen hätten, worum es sich dabei überhaupt handelte, und die Machtstellung der autoritären Staaten richtig eingeschätzt hätten. Das aber war keineswegs der Fall und scheint auch heute noch nicht der Fall zu sein. Nun mit einem Male erheben sie ein großes Kriegsgeschrei. Sie erklären, ihre Völker müßten ungeheure nationale Opfer auf sich nehmen, um ihre Rüstung in Ordnung zu bringen, damit sie sich nicht weiterhin die Übergriffe der autoritären Staaten gefallen zu lassen brauchten.
Das ist eine Logik, die wir nicht verstehen. Was soll das heißen? Man ist also offenbar entschlossen, die autoritären Staaten in einem geeignet erscheinenden Augenblick niederzuschlagen, wenn diese Rüstungen überhaupt noch einen Sinn haben sollen. Denn wir wollen ja bekanntlich von den Demokratien gar nichts. Wir haben mit ihnen keine Streitigkeiten auszumachen. Ein ideologischer Kreuzzug der autoritären Staaten gegen die Demokratien gehört in das Reich der Fabel. Wie kämen wir
-40-

dazu, anderen Staaten den Nationalsozialismus oder den Faschismus aufzuzwingen, unter dessen geistiger und politischer Durchschlagskraft Deutschland und Italien so große Erfolge zu verzeichnen hatten! Andere Staaten mit Gewalt, List oder Tücke zu einem Staatsprinzip zu bekehren, von dem wir wissen, daß es die Völker innerlich stärkt und für ihren Daseinskampf gewappnet macht, besteht für uns keinerlei Veranlassung. Den Nationalsozialismus aus Deutschland nach Frankreich, England oder Amerika zu exportieren - da sei Gott davor!
Worin besteht dann eigentlich noch die Gefahr, die die autoritären Staaten angeblich für die Demokratie darstellen? Wir wollen sie nicht angreifen. Wir wollen sie nicht zum Nationalsozialismus

bekehren. Und trotzdem bedrohen wir sie i Sie verlangen von uns eine Geste der Freundschaft oder der Bereitschaft zu internationaler Zusammenarbeit.
Nun heißt das, die Dinge auf den Kopf stellen. Die Demokratien haben Deutschland von 1918 bis 1933 in einer Art und Weise gequält, gedemütigt und gepeinigt, wie das in der Weltgeschichte einzig dastehend ist. Soweit Deutschland seine hoffnungslose Lage ändern konnte, verdankt es das ausschließlich seiner eigenen Kraft, dem Mut und der Weitsicht seiner Führung und der Disziplin und der Geschlossenheit seines Volkes. Die Demokratien aber haben nicht einen Finger gerührt, um uns in unserer verzweifelten Lage Erleichterung zu verschaffen. An wem also wäre es, eine Geste der Freundschaft oder der Bereitschaft zu internationaler Zusammenarbeit zu machen - an Deutschland oder an den demokratischen Staaten?
Sie wiegen sich in der Hoffnung, daß es irgendwann doch noch einmal gelingen könnte, Zwiespalt zwischen die deutsche Führung und das deutsche Volk zu säen. Das wäre auch die einzige Möglichkeit, Deutschland aufs neue niederzuschlagen und zu demütigen. Vor ein paar Tagen hat ein großes englisches Blatt bei der Besprechung der deutschen Nachrichtensendungen im englischen Rundfunk die Katze aus dem Sack gelassen. Das "News Chronicle" schrieb am 20. Februar, daß es bei Fortsetzung dieser Sendungen möglich sei, "einen Keil zwischen das deutsche Volk und seine Herrscher, die es im dunkeln zu halten suchten, zu treiben".
Das also ist gemeint! Und in dieser kühnen Hoffnung treffen sich die Feinde des deutschen Volkes im Ausland mit der kleinen Clique von
-41-

Intellektuellen und gewerbsmäßigen Neinsagern im Lande selbst. Sie bilden, so hart dieses Urteil klingen mag, zusammen die Internationale der Reichsfeindschaft. Ob bewußt oder unbewußt, spielen sie sich gegenseitig in die Hände und betreiben gemeinsam die Geschäfte der Gegner des deutschen Volkes. Darum beispielsweise auch schwärmen die deutschfeindlichen Blätter in Paris, London und New York für Niemöller und für die Bekenntnisfront, darum nehmen sie die politischen Witzemacher in Schutz, darum plädieren sie für das Recht der freien Meinung und legen eine Lanze ein für den angeblich in Deutschland geschmähten und verfolgten Intellektuellen. Sie wissen schon, an wen sie sich wenden könnten, wenn es gegen die Freiheit, das Wohl und das Interesse des deutschen Volkes ginge.
Aber so leicht, wie sie es in der Vergangenheit hatten, haben sie es nun nicht mehr. Denn die Führung des Reiches steht auf der Wacht und ist entschlossen, radikal alle Tendenzen auszurotten, die der Freiheit und der Ehre des deutschen Volkes abträglich sein könnten.
Wie weit diese internationale Hetze geht und zu welchen absurden Konsequenzen sie führt, das soll hier an einigen Beispielen dargelegt werden:
Am 13. Februar faßt die Jahreshauptversammlung des Jungkommunistischen Verbandes in New York eine Sympathieentschließung anläßlich des Todes des Papstes, in der erklärt wird, daß die Kommunisten „in dieser ernsten Zeit, wo unser gemeinsamer Feind, der Faschismus, den Frieden bedroht, der katholischen Jugend brüderlich die Hand bieten zur Erreichung der gemeinsamen Friedensziele religiöser, menschlicher Freiheit und Nächstenliebe". Das ist zum Aufdenkopfstellen! Der atheistische, kirchen- und religionsfeindliche Bolschewismus fraternisiert mit der katholischen Kirche, nur weil er in ihr einen Feind der autoritären Staaten erblicken zu können glaubt.
Am 14. Februar meldet der Washingtoner Korrespondent der "London Times", daß die deutschen Streitkräfte bis zum 6. März völlig mobilisiert sein würden. Es ist an dieser Meldung zwar kein Wort wahr, aber sie dient dazu, die internationale Hetze und Panikmacher einzuleiten.
Gleich darauf meldet die gesamte amerikanische Presse Truppenbewegungen an der Grenze Frankreichs, Ägyptens und Syriens.

-42-

Am 15. Februar erklärt der Vorsitzende des amerikanischen Militärausschusses, May, der Zeitpunkt sei nicht mehr fern, wo eine Invasion Amerikas möglich sei. Wenn die beiden verbleibenden Demokratien Europas, Frankreich und England, stürzten, würden sie zweifellos der Diktatur verfallen, in welchem Falle sie eine direkte militärische Gefahr für die westliche Halbkugel darstellten. Das ist originell und neuartig. Wenn der May kommt, schlagen also nicht nur die Bäume, sondern auch die Gehirne aus. Dieser Herr sieht offenbar weiße Mäuse. Er trifft sich dabei mit Charles Thomson, der am 31. Januar erklärte, daß Deutschland großes Interesse für die Loslösung des Staates Rio Grande do Sul von den Vereinigten Brasilstaaten zeige. Das ist auch nicht schlecht!
Der Republikaner Maaß behauptet im Marineausschuß des amerikanischen Abgeordnetenhauses, eine Information zu besitzen, wonach Deutschland auf einer der unter japanischem Mandat stehenden Karolineninseln einen Flugzeugstützpunkt einrichte, und der Kurzwellensender New York geht am 4. Februar gleich einen Schritt weiter und erklärt, Unterlagen dafür zu haben, daß Deutschland geheime U-Boot- und Flugzeugstützpunkte für deutsche und japanische U-Boote in Mexiko errichte.
Damit beginnt der Wahnsinn Methode anzunehmen. Es paßt dann durchaus in dieses Bild, wenn amerikanische Zeitungen zu behaupten wußten, daß Präsident Roosevelt am 31. Januar 1939 vor dem Senatsausschuß für das Heereswesen erklärt habe, im Kriegsfalle liege die – Grenze der Vereinigten Staaten in Frankreich. Das ist ja an sich nichts Neues; denn die Grenzen Englands liegen bekanntlich am Rhein und die Grenzen Frankreichs bekanntlich an der Weichsel. Unsere Festungswalle und die Stärke und Güte der deutschen Wehrmacht werden bei diesen kindischen und albernen Grenzfestlegungen überhaupt nicht in Betracht gezogen.
Der amerikanische Präsident Roosevelt soll in dieser Erklärung weiterhin behauptet haben, daß Südamerika und Nordamerika die nächsten Angriffsziele der autoritären Länder sein würden, wenn es ihnen gelungen sei, die europäischen Demokratien niederzuzwingen. Er dementiert zwar am 3. Februar diese geheim gemachten Mitteilungen vor der Öffentlichkeit und beschuldigt Senatoren und Zeitungsverleger der absichtlichen Irreführung und gemeinen Lüge. Aber immerhin nehmen die französischen
-43-

Blätter die Gelegenheit wahr zu erklären, daß die Solidarität der Demokratien bestehen bleibe, oder, wie das "Petit Journal" das zum Ausdruck bringt, daß die Sympathien Amerikas Frankreich und England gehören und daß Roosevelt nur erkannt habe, daß die öffentliche Meinung noch nicht reif sei für bindende Versprechungen der USA. gegenüber Europa.
Wir wissen also, woran wir sind. In einer lichten Stunde entrüstet sich der Londoner "Daily Expreß" darüber, wer denn eigentlich diesen Unsinn, in der ganzen Welt nach Grenzen Umschau zu halten, aufgebracht habe, und erklärt in diesem Zusammenhang: „Wo befinden sich eigentlich Englands Grenzen? Im Empire! Da gibt es viel, was unsere Aufmerksamkeit erheischt!"
Dem kann man nun zweifellos ohne Vorbehalt zustimmen; es ist so, und die Demokratien täten gut daran, sich um sich selbst und um ihre eigenen Angelegenheiten zu bekümmern, als dauernd ihre Grenzen mitten durch deutsches Land zu legen, und damit ein Volk und eine Nation zu provozieren, die in Frieden leben wollen, keineswegs aber gewillt sind, sich ihre Existenzrechte abschneiden zu lassen.
Diese Existenzrechte beziehen sich selbstverständlich auch auf die deutsche Kolonialforderung. Wenn Anfang Februar im englischen Unterhaus eine sogenannte Kolonialliga gegründet wird, so kann das für uns vollkommen uninteressant sein. Von Belang wird das erst, wenn diese Kolonialliga, wie Reuter meldet, erklärt, es sei ihre besondere Aufgabe, „der Öffentlichkeit in England die menschlichen,

moralischen und politischen Einwände gegen jegliche Zugeständnisse der deutschen Kolonialforderungen auf Kosten britischen Kolonial- oder Mandatsgebiets klarzumachen". Gegen die politischen Einwände wollen wir gar nichts sagen. Aber menschliche oder moralische Einwände gegen die deutschen Kolonialforderungen der englischen Öffentlichkeit klarmachen zu wollen, ist, gelinde gesagt, eine dreiste Unverschämtheit, vor allem in einer englischen Öffentlichkeit, die doch, wie man annehmen müßte, über die englische Kolonialgeschichte und ihre menschlichen und moralischen Methoden hinreichend im Bilde sein müßte.
Der englische Arbeitsminister Brown erklärt am 13. Februar, daß, falls England seinem Wege treu bleibe, es dort ein freies Volk mit einem
-44-

freien Parlament geben werde, wenn die neuerstandenen Diktaturen im Staube zusammengebrochen seien. Das mit dem Staub ist gut; noch besser wäre es, wenn besagter Arbeitsminister sich der Mühe unterziehen wollte, zuerst einmal den Staub von den eingewachsenen englischen Vorurteilen abzuwischen. Denn dann bestände offenbar eine bessere Möglichkeit, in Europa zu einem vernünftigen Gespräch zu kommen.
Was sollen überhaupt die englischen Rundfunksendungen in deutscher Sprache? Hat das "News Chronicle" recht, wenn es behauptet, sie hätten die Aufgabe, einen Keil zwischen die deutsche Regierung und das deutsche Volk zu treiben? Wenn ja, werden wir entsprechend darauf reagieren, und zwar gründlich. An Möglichkeiten dazu fehlt es uns keineswegs. Man muß der "Daily Mail" beipflichten, wenn sie sich in ihrer Auslassung vom 15. Februar auf das schärfste gegen diese in England beliebten Methoden der Rundfunksendungen wendet. Sie entrüstet sich über die fetten Burschen des englischen Rundfunks, die versuchen, England graulen zu machen. Es handle sich dabei um die Nachrichtenleute, die das Land mit der Überzeugung ins Bett schicken, daß eine Katastrophe unmittelbar bevorstehe. Diese fetten Burschen kennen wir aus der deutschen Vergangenheit. Sie sind, wenn es ernst wird, niemals in der Gefahrenzone zu sehen; sie richten nur die Suppe an, die die Völker dann auslöffeln müssen.
Dabei ist ihnen jedes Mittel recht. Die blödeste, dümmste und albernste Tendenzmeldung muß dazu herhalten, die öffentliche Meinung zu verwirren und mit steigender Nervosität zu erfüllen. Sie berichten von beginnendem Separatismus in Tirol und Vorarlberg zugunsten eines Anschlusses an die Schweiz. Der Führer habe zahlreiche Offiziere und Mannschaften zur Ausbildung im modernen Kolonialkrieg nach Abessinien geschickt. Von deutschen Luftstützpunkten in Neuguinea könnten die australischen Städte an der Ostküste in wenigen Stunden erreicht werden und seien so einem Massenangriff ausgesetzt. Deutschland eröffne auf südafrikanische Neger einen propagandistischen Großangriff; allein innerhalb der Johannisburger Goldminen seien 400 Deutsche eingesetzt, um schwarze Minenarbeiter gegen britische Ausbeutung aufzuhetzen.
In diesem trauten Verein der Weltpanikmacher darf die mit Recht so beliebte Madame Tabouis vom Pariser "Oeuvre" natürlich nicht fehlen. Sie hört bekanntlich das Gras wachsen. Sie weiß nicht nur, was die maßgebenden
-45-

Männer in den autoritären Staaten untereinander besprechen, sondern sie schaut vermittels eines eigens dazu konstruierten Röntgenapparates in ihre Gehirne hinein und weiß sogar, was sie denken.
So berichtet sie, daß die Mobilmachung der deutschen Luftstreitkräfte bereits zu 95 vH. vollzogen sei. Am 10. Februar habe das Reich Rekruten einberufen, und am 18. würden die 25 bis 30jährigen einberufen.

Es ist an all diesem Unsinn natürlich kein Wort wahr, wie ja die Tatsachen beweisen. Aber es wäre wohl angebracht, daß gegen solche gewissenlosen, schreibenden Frauenzimmer exemplarischere Strafen angewandt würden, als daß sie nur von ihrer eigenen Regierung gerügt werden.
Daß besagte Madame Tabouis in einem englischen Blatt behauptet, Italien sei immer mehr unter die deutsche Vorherrschaft geraten, ist zu plump und zu dumm, als daß man dem noch eine Beachtung schenken könnte. Wenn sie erklärt, es stehe außer Zweifel, daß Deutschland bereit sei, gegen Italien vorzugehen, so kann man nur sagen: Nachtigall, ich hör' dir trapsen.
Diese Beispiele sind nur eine kleine Blütenlese. Sie könnten beliebig erweitert werden. Die Völker selbst werden in furchtbarste Unruhen und Nervenkrisen hineingestürzt, nur damit verantwortungslose Journalisten etwas zu schreiben haben und ebenso verantwortungslose Staatsmänner die Augen ihrer Völker mit boshaften Schlagworten von den innerpolitischen Sorgen ab- und zu angeblichen außenpolitischen Gefahren hinlenken können.
Dieser ganze Unrat kommt aus einer einzigen Quelle. Die Hintermänner dieser Hetze sind uns wohl bekannt. Sie sind in den Kreisen des internationalen Judentums, der internationalen Freimaurerei und des internationalen Marxismus zu suchen. Aber es fehlt ihnen, wie immer, an der nötigen Phantasie, um wenigstens geschickt zu lügen. Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Sie wollen uns nervös machen und werden durch ihr eigenes Geschrei nur selbst nervös.
Demgegenüber gibt es für das deutsche Volk nur eine Parole: auf den Führer schauen und die Lügen unserer Gegner mit souveräner Verachtung strafen. Es ist nicht das erstemal, daß die internationale Weltverschwörung Deutschland durch Vergiftung der öffentlichen Meinung
-46-

Schaden zuzufügen versucht. Solange das Reich keine einheitliche und klare Führung besaß, kam man mit solchen Taschenspielerkunststückchen zum Ziele. Heute ist das anders. Das Land schaut voll starken Vertrauens auf seinen Führer. Es ist der festen Überzeugung, daß er im Streit der Meinungen die deutschen Lebensrechte unerbittlich und tapfer verteidigen wird. Diese Lebensrechte stehen unserem Volke so gut zu wie jedem anderen Volke. Die Zeit, in der die Völker so von oben herab in Besitzende und Besitzlose eingeteilt wurden, ist vorbei. Wir haben keine Lust, uns für Ewigkeit zu den Besitzlosen rechnen zu lassen. Im übrigen aber wollen wir den Frieden.
Wenn kürzlich ein maßgebender Franzose uns die Frage vorlegte, ob es denn nicht schon zu spät sei, um Europa innerlich zu beruhigen, so können wir darauf nur zur Antwort geben: Es ist für den Frieden niemals zu spät. Man muß den Frieden nur unterbauen, und zwar nicht mit Phrasen, sondern mit Tatsachen.
Auch für die Herbeiführung dieser Tatsachen ist es nicht zu spät. Aber es wird allmählich Zeit. Darum täten die Demokratien gut daran, mit sich selbst zu Rate zu gehen und zu überlegen, wie man die drängenden politischen Probleme Europas einer vernünftigen Lösung zuführen könnte.
Sie würden damit nicht nur Deutschland, sondern auch ihren eigenen Völkern einen großen Dienst erweisen. Denn die Völker wollen den Frieden. Auch das deutsche Volk will ihn. Aber es will dazu noch etwas mehr, was die anderen Völker schon längst besitzen: die Sicherung seines nationalen Lebens und Gerechtigkeit.
-47-

* * * * *

Die Insulaner und die Spanianfrage

4. März 1939

Man versuche sich vorzustellen: Den Bewohner einer einsamen Insel im Stillen Ozean, leidlich gebildet, des Lesens und Schreibens kundig und auch sonst nicht auf den Kopf gefallen, mit einem Wort,

mit gesundem Menschenverstand; von den Vorgängen und Zuständen in Europa hat er keine Ahnung, ja nicht einmal eine blasse Vorstellung. Er steht ihnen vollkommen fremd und auch gänzlich unvoreingenommen gegenüber.
Besagter Insulaner erhält eines Tages durch einen Zufall eine Zusammenstellung der Polemiken in Presse, Rundfunk und diplomatischen Noten zugeschickt, die vom Juli 1936 bis zum März 1939 zwischen den demokratischen und autoritären Staaten über das Spanienproblem gewechselt worden sind. Er wird zweifellos bei erster flüchtiger Lektüre dieser Zusammenstellung den Eindruck haben müssen, daß auf der demokratischen Seite die vollendete Humanität, Klugheit, Weitsicht und ein staunenswertes europäisches Verantwortungsgefühl, auf der autoritären Seite dagegen Barbarei, geistige und politische Verbohrtheit, ein durch Fanatismus gänzlich getrübtes Urteilsvermögen und eine geradezu sträfliche Verantwortungslosigkeit Europa und der gesamten Kulturwelt gegenüber festzustellen sei.
Je mehr er sich dagegen in die Lektüre besagter Dokumente vertieft, um so mehr wird er mit Staunen und Kopfschütteln konstatieren müssen, daß in Wahrheit so ungefähr das Gegenteil der Fall ist von dem, was man bei erster flüchtiger Lektüre aus den Unterlagen herauslesen mußte. Da versagt dann auch einem Insulaner der Verstand. Es wird ihm von alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Denn mit Verwunderung stellt besagter Bewohner der fernen Insel im Stillen Ozean nunmehr folgendes fest: Im Sommer 1936 erhebt sich das nationale Spanien gegen die Versuche des internationalen Bolschewismus, Spanien zu einer neuen Sektion
-48-

der Kommunistischen Internationale zu machen. Diese Erhebung findet ihre innere Begründung in politischen und gesellschaftlichen Zuständen, die für das spanische Volk gänzlich unerträglich geworden sind. Primo de Rivera mußte im Jahre 1930 zurücktreten. Im Jahre 1931 folgte der daraufhin zu erwartende Sturz der Monarchie. Im Jahre 1934 spielt sich ein erster großer kommunistischer Aufstand vor allem in Asturien ab. Am 16. Februar 1936 findet unter stärkstem marxistischem Terror und bei skrupellosester Stimmenfälschung ein Wahlgang statt, der der sogenannten Volksfront angeblich 47 vH. der abgegebenen Stimmen einbringt. Später wird durch Stichwahlen und unter Ausnutzung der die Volksfront begünstigenden neuen Wahlgesetze künstlich eine Mehrheit von 58 Stimmen konstruiert.
Als erste Maßnahme der neuen Volksfrontregierung erfolgt am 22. Februar 1936 die Amnestierung von rund 30000 kommunistischen Verbrechern. Diese werden nun nach altem bolschewistischem Umsturz- und Revolutionsbrauch auf das Land losgelassen. Im Zeichen einer angemaßten Legalität entfalten sie über Spanien ein Terrorregiment, das geradezu unbeschreiblich ist. Die spanische Bevölkerung hat angesichts dieser Blutherrschaft keinerlei Möglichkeit mehr, zur Gegenwehr zu schreiten. In einem am 27. Februar 1936 veröffentlichten Aktionsprogramm des Exekutivkomitees der Komintern werden zehn Punkte aufgestellt, die bei ihrer Durchführung zu einer vollkommenen Verwüstung der spanischen Wirtschaft und des spanischen Kulturlebens führen müssen. Diese zehn Punkte versucht man Zug um Zug zu realisieren. Sie beinhalten in ihrem Endeffekt die totale Machtergreifung durch das sogenannte kommunistische Proletariat. Um dieses Ziel zu erreichen, überflutet man das Land mit Massenterror und schafft bewaffnete Miliztruppen als erste Einheiten der künftigen Roten Armee. Moskau bleibt nicht untätig und schickt 3000 Agitatoren nach Spanien, die zum überwiegenden Teil Juden sind. Unter der Führung von Largo Caballero, der sich mit Stolz den spanischen Lenin nennt, üben die Volksfrontanhänger durch Mord, Brand und Plünderung einen nie dagewesenen Terror aus. General Franco, der Chef des Generalstabes ist, wird abberufen und als Militärgouverneur nach den Kanarischen Inseln verschickt.
-49-

Am 13. Juli 1936 wird der nationale Abgeordnete Calvo Sotelo unter himmelschreienden Begleitumständen ermordet.
Am 17. Juli 1936 beginnt dann von Spanisch-Marokko aus die nationale Revolution, deren Führung General Franco übernimmt. Am gleichen Tage wird die Volksfrontregierung von den Führern der nationalen Bewegung für illegal erklärt.
Wie reagiert nun Europa auf diesen Vorgang? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Versuch, die iberische Halbinsel unter die Botmäßigkeit der Kommunistischen Internationale zu bringen, eine unmittelbare Bedrohung der europäischen Kultur von ihrer westlichen Seite aus darstellt. Es müßte deshalb Pflicht aller verantwortungsbewußten Staatsmänner in Europa sein, diesen Versuch, wenn nicht mit Gewalt niederzuschlagen, so doch ihm keinerlei Hilfe angedeihen zu lassen.
Paris und London dagegen behandeln die nationalspanische Aktion von Beginn an als einen Putsch unzufriedener Generale. Zweieinhalb Jahre lang kennen sie keine andere Charakterisierung dieses Vorgangs. Sie bemühen sich nach Kräften, der roten bolschewistischen Clique ihre Hilfe angedeihen zu lassen. Wo sie können, bereiten sie dem nationalen Spanien Hindernisse und Widerstände. Für sie existiert nur jene Scheinregierung der Volksfront, die sich usurpatorisch der Macht bemächtigt hat und das spanische Volk unter ein Joch beugt, das es offenbar nicht zu ertragen gewillt ist.
Soweit sich die autoritären Staaten in diesen Vorgang einmischen, handeln sie aus bloßer nationaler Uneigennützigkeit, nur in Hinsicht auf ihr europäisches Verpflichtungs- und Verantwortungsgefühl. Sie werden dafür von den demokratischen Staaten in ein geradezu entwürdigendes publizistisches und diplomatisches Verhör genommen. Diese werden nicht müde, die öffentliche Meinung dahin zu bearbeiten» daß der Vorgang in Spanien nichts anderes darstelle als den Aufstand einer Gruppe rebellierender Generale, die nun rechtmäßig von der legalen Regierung niedergeschlagen würden.
Sie sind für die Demokratie Aufrührer und Meuterer, während die Bolschewisten als Loyalisten, Gouvernementale und Regierungstreue bezeichnet werden. Die Sympathie der Demokratie gehört in aller Offenheit dem bolschewistischen Regiment in Spanien. Es zeigt sich hier jene
-50-

innere Verwandtschaft zwischen Demokratie und Kommunismus, die von uns oft theoretisch unterstellt, hier aber noch einmal praktisch erwiesen wird.
Am 2. August 1936 erklärt der marxistische französische Staatsminister Paul Faure: "Alle Franzosen müssen entschlossen auf die Seite der regulären spanischen Regierung treten. Wenn unglücklicherweise die Rebellen als Sieger in Madrid einziehen sollten, so würde eine antifranzösische Regierung in Spanien herrschen, und der europäische Faschismus könnte mit um so größerer Dreistigkeit sein Werk der Vernichtung der Demokratien fortsetzen."
Das Greuelregiment der rotspanischen Machthaber nimmt grauenerregende Formen an. Es steht unter dem besonderen protektionistischen Schutz der westeuropäischen Demokratien. Nichts von alledem, was sich in Spanien ereignet und gegen den Bolschewismus sprechen könnte, wird der Weltöffentlichkeit zur Kenntnis gebracht. Es werden ungezählte Geistliche und Ordensschwestern ermordet, geschändet und gekreuzigt, in Sevilla 800 Geiseln mit Benzin übergossen und lebend verbrannt, in Barcelona finden Massenerschießungen von Zivilgefangenen in größtem Umfange statt, Hunderte von Kirchen in allen den Roten erreichbaren Gebieten werden zerstört. Selbst englische Parlamentarier müssen berichten:
"Wir sahen Grauenvolles im roten Gefängnis in Spanien." 2100 Menschen werden in einer Woche in Madrid umgebracht, 16 750 Priester und 11 Bischöfe waren schon bis Februar 1937 ermordet.
Wie reagiert die Demokratie darauf?

Sie nimmt davon kaum Notiz. Paris und London werden in ihrer Haltung dem rotspanischen Regiment gegenüber in keiner Weise durch diese Vorgänge beeinflußt. Für sie bleiben die Terroristen die gesetzmäßigen Vertreter Spaniens. Ja, anstatt diese grauenerregenden Vorgänge im bolschewistischen Spanien der Weltöffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen, erfindet die demokratische Presse in Paris und London Greueltaten, die sich angeblich auf nationalspanischer Seite abgespielt haben. Das Märchen von der Zerstörung Guernicas wird erfunden. Man bezichtigt Deutschland und Italien, eine bewußte Zerstörung spanischer Provinzen vorgenommen zu haben. Ein Lügenfeldzug größten Ausmaßes wird in der ganzen Weltöffentlichkeit durchgeführt, um die
-51-

spanische Nationalregierung und mit ihr Deutschland und Italien zu diskreditieren.
In Paris und London setzen die ersten Versuche der Nichteinmischungspolitik ein. Über die französische Grenze aber gehen unterdes Nacht für Nacht unübersehbare Waffenzüge nach Spanien hinein. Trotzdem erklärt man scheinheilig, daß der spanische Konflikt eine innerspanische Angelegenheit sei, in die die europäischen Staaten sich nicht einmischen dürften. Die Material- und Waffenlieferungen über die französische Grenze nehmen von Tag zu Tag zu. Mit diesen Waffen werden die blühendsten Provinzen Spaniens zerstört und die nationale Jugend dieses Landes in Blut erstickt.
Am l. August 1936 schon hat die französische Regierung unter ihrem damaligen Ministerpräsidenten, dem Juden Blum, die Initiative zur Herbeiführung eines Nichteinmischungsabkommens ergriffen. Raffiniert wird dieses Abkommen so angelegt, daß es ausschließlich den spanischen Bolschewisten nutzt. Man sperrt zunächst nur die Zufuhr von Kriegsmaterial, das die Bolschewisten in den spanischen Industriezentren, die sie noch beherrschen, selbst herstellen können. Als Deutschland und Italien rechtzeitig darauf hinweisen, daß der Zustrom von roten Freischärlern aus aller Welt und von geschlossenen bolschewistischen Kampfformationen sich mit dem Gedanken der Nichteinmischung nicht vertrage, wird dieser Einwand glatt übergangen. Man läßt die Lücke im Nichteinmischungssystem offen, solange Rotspanien davon einen Nutzen hat.
Als das Blatt sich wendet und die Hilfe von Freiwilligen auch für das nationale Spanien in die Waagschale geworfen wird, will man plötzlich diese Lücke schließen und beginnt einen unwürdigen Handel mit der Drohung, nun auch offiziell die Lieferung von Kriegsmaterial wiederaufzunehmen, die illegal niemals aufgehört hatte. Im Nichteinmischungsausschuß, der die Durchführung des Nichteinmischungsabkommens zu überwachen hat, macht man sinnigerweise den Bock zum Gärtner. Moskau führt darin das große Wort. In der einen Hand schwingt es Manuskripte humanitärer Reden an die europäische Öffentlichkeit, mit der anderen Hand expediert es Tanks, Maschinengewehre und Bombenflugzeuge nach Madrid und Barcelona.
-52-

In diesem Ausschuß darf natürlich der mit Recht so beliebte englische Katastrophenpolitiker Anthony Eden nicht fehlen. Mit allen erdenklichen Kunstmitteln gibt er Moskau Gelegenheit, sich im Nichteinmischungsausschuß zu betätigen. Zur gleichen Zeit aber beschäftigt sich der Völkerbund in Genf auf seiner 17. ordentlichen Tagung am 21. September 1936 mit der so außerordentlich wichtigen Frage der Verunreinigung des Meereswassers durch Kohlenwasserstoffe.
Die Rechtsbasis der Verhandlungen im Nichteinmischungsausschuß bleibt bis zu seinem wenig ruhmvollen Ende die, daß Franco der Rebell und Aufrührer sei, die Bolschewisten dagegen die legale Regierung darstellen. Man versucht, Deutschland und Italien unter einen geradezu erpresserischen Druck zu setzen. In den Zeitungen der westeuropäischen Demokratien werden die militärischen Erfolge Francos systematisch verkleinert und bagatellisiert. Man macht die Öffentlichkeit glauben, daß sein

Ende in kurzer Frist zu erwarten sei. Immer wieder werden die günstigsten Prognosen für die militärischen Operationen des roten Spanien ausgegeben. Ein unglückliches Land wird so zu einem zweieinhalbjährigen Bürgerkrieg gezwungen, nur weil die westeuropäischen Demokratien kein Einsehen haben wollen, weil sie auf das falsche Pferd gesetzt haben, weil sie in ihrer Kurzsichtigkeit ideologische Verbohrtheiten über nationalbedingte Interessen stellen.
Ende 1938 beginnt Francos Offensive. In wenigen harten Schlägen treibt er das bolschewistische Gesindel zu Paaren. An seinem Endsieg kann kaum noch gezweifelt werden.
Und nun vollzieht die Demokratie ihren Umfall. Er spielt sich in einer so entwürdigenden Weise ab, daß einem Menschen von Charakter der Ekel hochkommt. Mit einem Schlage kippen Paris und London um. Man tut so, als habe man nie etwas gegen das nationale Spanien einzuwenden gehabt. Man wollte nur nicht, daß Deutschland oder Italien sich in Spanien etwa festsetzten. Franco, der bisher als Rebell und Aufrührer vorgestellt wurde, ist plötzlich für die Demokratie ein bedeutender Staatsmann und beachtenswerter Stratege.
Nachdem die Demokratien jahrelang die elementarsten Lebensinteressen des spanischen Volkes mit Füßen getreten haben, wollen sie nun den Eindruck erwecken, als seien sie die naturgegebenen guten
-53-

Nachbarn Spaniens. Sie versuchen zwar noch, bei der Anerkennung Francos ein paar erpresserische Geschäfte zu machen. Als ihnen kalt und höhnisch abgewinkt wird, ziehen sie sich schweifwedelnd zurück und stellen sich dann mit einem kühnen Sprung auf den Boden der Tatsachen.
Das alles aber muß das spanische Volk teuer bezahlen. Sein Land ist verwüstet, seine nationale Jugend zum großen Teil dahingesunken, seine Kunstschätze hat man ins Ausland geschafft, seine materiellen Werte sind geplündert, gestohlen und vernichtet.
Und nun tun die Demokratien so, als hätten sie nicht eine Spur von Verantwortung für diese Vorgänge. Sie waschen ihre Hände wie Pilatus in Unschuld. Sie proklamieren eine scheinheilige Freundschaft mit Franco, den sie zweieinhalb Jahre lang gedemütigt und beleidigt haben.
Wie man zugeben wird, eine weltpolitische Blamage und geradezu triefende Heuchelei der Demokratien von säkularem Ausmaß. Sie suchen mit Spanien eine Freundschaft zu schließen, die auf einer Anhäufung von politischen und militärischen Verbrechen gegen die nationalspanischen Interessen beruht.
Das Niederschmetterndste an diesem Vorgang ist, daß sich in Paris und London nicht ein einziges Blatt findet, das sich wenigstens schämte. Diese demokratischen Moralpatentinhaber sind so skrupellos, daß sie glauben, die Weltöffentlichkeit würde es gar nicht mehr merken, wenn sie je nach Bedarf aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz zu machen versuchen.
Jetzt ist Franco auch von London und Paris das Diplom der demokratischen Legitimität verliehen worden. Vor wenigen Monaten noch war es demokratisch-legitim, Kirchen zu zerstören, Zuchthausgesindel zu bewaffnen, Nonnen zu schänden und Priester ans Kreuz zu schlagen.
Das ist die spanische Tragödie, und so hat die Demokratie darauf reagiert. Und so muß sie auch vor das Gericht der Weltöffentlichkeit gestellt werden. Sie hat am allerwenigsten Berechtigung, die autoritären Staaten in Verhör zu nehmen. Wir fühlen uns über diese von Heuchelei triefende politische Moral turmhoch erhaben. Und das wird wohl auch bei besagtem Insulaner der Fall sein.
Er wird dieses alles zweifellos mit einigem Erstaunen zur Kenntnis nehmen. Da er nicht klassisch gebildet ist und somit auch Goethe nicht
-54-

kennt, kann er sich nicht mit seinem für solche außergewöhnlichen Fälle immer vorzüglich geeigneten Zitat aus seinem unsterblichen "Götz von Berlichingen" zu behelfen versuchen.

Er wird sich vermutlich grollend oder gänzlich verständnislos von dieser vollkommen blödsinnigen Lektüre abwenden und zu dem Ergebnis kommen: In Europa ist ein Irrenhaus ausgebrochen. Es gibt dort zwar noch ein paar vernünftige Staatsmänner, die das Leben und die kulturelle und wirtschaftliche Existenz dieses Erdteils zu verteidigen versuchen; die aber werden eben deshalb, weil sie so vernünftig sind, von der allein seligmachenden Demokratie für verrückt erklärt.
Besagter Insulaner wird demnach wahrscheinlich keine besondere Sehnsucht nach Europa verspüren. Er wird diese aufregende und verwirrende Lektüre beiseitelegen und mit Resignation feststellen: Die da drüben tun sich so dicke mit ihrer Kultur und Weisheit, aber wenn man's bei Licht besieht, — ach, was sind wir Insulaner doch für bessere Menschen!
-55-

* * * * *

Ein Aufruf zur Vernunft

Rede zur Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse

5. März 1939

Es ist eine nicht ohne weiteres verständliche Tatsache, daß die Wirtschaftsfragen heute fast immer im Mittelpunkte der internationalen Erörterungen stehen. Und trotzdem ist diese Tatsache nur allzu natürlich. Denn es sind ja gerade die wirtschaftlichen Dinge, um die die Völker sich am meisten zu bekümmern pflegen, weil sie die unmittelbarsten Lebensinteressen der Völker auch am engsten berühren. Trotzdem aber kann es nicht bezweifelt werden, daß vor der Wirtschaft die Politik den Primat der Führung in Staat und Volk für sich beanspruchen muß. Die Wirtschaft ist nur eine Funktion des gesamtpolitischen Lebens, und gerade das deutsche Beispiel beweist zur Genüge, daß jede negative und positive Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiet immer im engsten Zusammenhang mit der politischen Machtstellung steht, die der jeweils davon betroffene Staat oder das jeweils davon betroffene Land einnimmt.
Deutschland ist dafür das klassische Beispiel. Die deutsche Wirtschaft war bis zum Januar 1933 nicht allein deshalb in einen so tiefen Verfall geraten, weil sie nach falschen ökonomischen Gesetzen gelenkt wurde;
ihr katastrophaler Zusammenbruch war darüber hinaus in der Hauptsache daraus zu erklären, daß sie nicht mehr unter dem starken Schutz der Macht des Staates stand, daß die verantwortlichen Männer im Gegenteil die trügerische Vorstellung hatten, es könne eine Wirtschaft in Ordnung gebracht werden, ohne daß die Nation die dafür notwendigen und ausschlaggebenden Machtmittel besitze.
Aus diesen Erwägungen ist unschwer zu schließen, daß die Wirtschaft, so unpolitisch sie sich im einzelnen auch geben und entwickeln mag, trotzdem im engsten Kontakt mit der Politik steht und stehen muß, daß Wirtschaft und Macht zwei Dinge sind, die sich im Leben eines Volkes zu ergänzen haben, wenn anders nicht mit dem Verlust der
-56-

Macht auch die Freiheit und die Entwicklungsfähigkeit der Wirtschaft aufgegeben und verloren werden soll.
Für Deutschland sind diese Überlegungen um so zwingender, als sich ja bekanntlich das deutsche Volk ökonomisch in einer Situation befindet, die beengter ist als die aller anderen europäischen Völker. Wir sind kaum noch in der Lage, das deutsche Volk mit den notwendigsten Nahrungs-, Lebens- und Genußmitteln zu seinem täglichen Gebrauch zu versorgen. Und zwar liegt das nicht daran, daß wir dafür nicht genügend Fleiß, Intelligenz und Betriebsamkeit aufwendeten, sondern es liegt ausschließlich daran, daß das deutsche Volk bei der Verteilung der Schätze und Güter dieser Erde zu kurz gekommen ist. Es gehört zu den sogenannten Habenichtsen. Deshalb hat sich die deutsche

Staatsführung, die ja zweifellos die Aufgabe hat, diese entscheidende Frage unseres nationalen Lebens zu einer befriedigenden Lösung zu führen, auch gezwungen gesehen, gerade im Hinblick auf die Beengtheit unserer ökonomischen Lage eine Reihe von unpopulären Maßnahmen zu treffen, die vielfach von der Öffentlichkeit nicht verstanden wurden, die aber um so notwendiger und unumgänglicher waren, je schwieriger die Situation war, in der Deutschland sich wirtschaftlich gesehen befand.
Es ist vom Standpunkt der westlichen Demokratien aus außerordentlich einfach, an diesen Maßnahmen hämisch und überlegen Kritik zu üben. Die Demokratien sind meistens in der glücklichen Lage, über große Reichtümer, Rohstoffe und ausgedehnte Kolonialgebiete zu verfügen. Sie können ihre Völker aus ihrem eigenen Besitztum heraus ernähren, und sie brauchen dabei nicht einmal eine überragende Intelligenz oder einen außerordentlichen Fleiß anzuwenden. Wenn beispielsweise die englische Öffentlichkeit an den wirtschaftlichen Maßnahmen in Deutschland herumnörgelt und sie unter die kritische Lupe nimmt, so können wir Deutschen demgegenüber mit gutem Gewissen sagen:
Die Engländer haben gut lachen. Sie besitzen ein Weltreich von fast unübersehbaren Ausmaßen. Sie verfügen über Rohstoffe, Gold- und Devisenvorräte in unbeschränktem Umfange. Verknappungserscheinungen auf diesem oder jenem Gebiet sind in England von vornherein ausgeschlossen, denn England ist bekanntlich bei der Verteilung der
-57-

Welt nicht zu kurz gekommen. Die englische Öffentlichkeit täte also gut daran, über dieses offenbare Mißverhältnis in den Besitzrechten an den Gütern der Welt, das zwischen Deutschland und England klafft, nicht höhnisch zu lächeln oder gar unsere Methoden, dieses Mißverhältnis durch deutschen Fleiß und durch deutsche Unternehmungslust auf ein erträgliches Maß zurückzuführen, zu bekritteln, sondern im Gegenteil solche Versuche auf das wärmste zu unterstützen, weil sie besonders geeignet erscheinen, die ohnehin ständig zunehmenden Spannungsstoffe in Europa herabzumindern und langsam und allmählich zu beseitigen.
Auch kritischen Stimmen im eigenen Lande gegenüber müssen wir Nationalsozialisten immer wieder darauf verweisen, daß wir an diesem beklagenswerten Zustand keinerlei Schuld tragen. Denn nicht wir Nationalsozialisten haben den Krieg unter ungünstigsten Voraussetzungen über uns hereinbrechen lassen, ihn politisch denkbar schlecht geführt und verloren, nicht wir haben den Versailler Vertrag, den Dawes-Plan und den Young-Vertrag unterschrieben, nicht wir haben von 1918 bis 1933 eine Politik betrieben, die zum vollkommenen Ruin unseres wirtschaftlichen und finanziellen Lebens führen mußte und praktisch auch geführt hat. Wir haben nur die weniger populäre Aufgabe, diesen Zustand zu überwinden. Wir unterziehen uns dieser Aufgabe mit höchster politischer Leidenschaft, mit fanatischem Fleiß und mit einem nationalen Pflichtbewußtsein ohnegleichen. Wir also haben alle Veranlassung, auf unsere Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiet, sie mögen in dieser oder jener Hinsicht auch noch nicht voll befriedigend sein, stolz zu sein und das deutsche Volk immer erneut aufzurufen und zu ermahnen, uns dabei zu helfen, die ständig neu auftauchenden Schwierigkeiten zu überwinden.
Der deutsche Standpunkt den gesamten Fragen unserer nationalen und der internationalen Wirtschaft gegenüber kann etwa folgendermaßen umrissen werden:
Die Lebensnotwendigkeiten der Völker sind wichtiger als widernatürliche und unzeitgemäße Wirtschaftsideologien. Europa ist mit theoretischen Programmen nicht mehr zu helfen. Eine gesunde und organische Praxis muß ihre ruinöse Wirksamkeit ersetzen. Unser wirt-
-58-

schaftliches Programm ist deshalb der gesunde Menschenverstand. Deutschland muß leben und wird leben. Ein Achtzigmillionenvolk mitten im Herzen von Europa kann nicht einfach aus der Liste der

anderen Völker gestrichen werden. Man kann sich auch nicht über den offenbaren Spannungszustand hinwegzureden versuchen dadurch, daß man einfach die Völker in Habende und Habenichtse einteilt, diese Tatsache schweigend und wie selbstverständlich zur Kenntnis nimmt und keinerlei Anstalten macht, sie irgendwie zu ändern.
Es sind deshalb auch alle internationalen Absperrungen gegen einen gesunden Leistungsaustausch mit Deutschland sinnlos, um nicht zu sagen politisch verbrecherisch. Denn was sollen wir Deutschen denn überhaupt anderes tun, wenn wir leben wollen? Wir besitzen noch keine Kolonien, aus denen wir unseren Rohstoffbedarf decken können. Auch unser Raum ist nicht weit genug, um die Ernährung unseres Volkes sicherzustellen. Den Export sucht man uns in der übrigen Welt nach Möglichkeit abzuschneiden. Will man also Deutschland den guten Rat geben, in Ehren zu verhungern, und glaubt man im Ernst, daß ein Volk von 80 Millionen sich schließlich damit abfinden wird, daß seine Basis zum Leben und zum Wirtschaften eben zu eng ist und nicht ausreicht, um ihm sein tägliches Brot zu geben?
Das muß die Welt einsehen. Deutschland hat einen Überfluß an hochwertigen industriellen Erzeugnissen. Sie verdanken ihre Entstehung dem deutschen Fleiß und der in der ganzen Welt bekannten und berühmten deutschen Erfindungsgabe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß einige andere Völker in Europa schon deshalb nicht die Möglichkeit hätten, unter den gleichen Bedingungen wie das deutsche zu leben, weil ihnen einfach nicht genügend Intelligenz und Organisationstalent dafür zur Verfügung stände.
Deutschland hat nun jede Gelegenheit benutzt, seine Bereitschaft zum Eintausch fehlender oder mangelnder Güter und Stoffe der Welt zur Kenntnis zu bringen. Aber es ist ein doch fast selbstverständliches Lebensgebot der deutschen Wirtschaft, daß wir angesichts der Beengtheit unserer finanziellen Lage keinesfalls mehr einführen dürfen, als wir ausführen können. Also folgert daraus logisch, daß Deutschland nur soviel
-59-

im Auslande zu kaufen in der Lage ist, als ihm an entsprechenden hochwertigen deutschen Erzeugnissen abgenommen wird.
Versuchen wir diese Frage ganz abseits von politischen Machtverhältnissen zu untersuchen und zu lösen, so kommen wir hier zu einer durchaus fairen und anständigen Verständigungsmöglichkeit. Sie ist der Welt noch einmal in der Rede des Führers vom 30. Januar 1939 vor dem Deutschen Reichstag gezeigt worden. Es ergibt sich danach für uns nicht nur die Notwendigkeit des Exports, sondern auch der unerbittlichen -Entschlossenheit zur Steigerung der deutschen Warenausfuhr. Denn Deutschland muß 140 Bewohner auf einem Quadratkilometer im eigenen Lande ernähren. Andere Länder, die in dieser Beziehung viel glücklicher daran sind und sich deshalb auch den Luxus einer demokratischen Staatsführung leisten können, zählen bis zu 12 und 13 Millionen Arbeitslose. In Deutschland ist demgegenüber ein ständig steigender Arbeitermangel festzustellen. Wie also würden wir erst solche Länder zur Blüte bringen, die heute von der Unfähigkeit der Demokratie verwüstet werden?
Unsere wirtschaftlichen Pläne und Erfolge sollen nun wieder einmal auf der großen Leistungsschau der deutschen Wirtschaft, der Leipziger Frühjahrsmesse, vor aller Welt gezeigt und ausgebreitet werden. Die Leipziger Messe übertrifft alle gleichartigen und verwandten Veranstaltungen der Erde an Umfang, Vielseitigkeit und Qualität. Sie ist ein Treffpunkt der Kaufleute aus allen Ländern und sie beweist schon damit, daß das uns vielfach nachgesagte Bestreben nach einer rein autarkischen Wirtschaftsführung in das Reich der Fabel gehört. Soweit Deutschland sich wirtschaftlich autarkisch einstellt, ist es durch die Beengtheit seiner Lage und durch die drängende Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes dazu gezwungen. Im übrigen aber versucht die deutsche Wirtschaft, die ökonomischen Probleme mit einer Weltoffenheit ohnegleichen zu lösen.

Die Leipziger Messe bietet dafür ein großartiges Betätigungsfeld. Hier werden Geschäftsverbindungen und Geschäftsabschlüsse ungewöhnlich leicht gemacht, und daraus auch ist es zu erklären, daß der Aufschwung der Leipziger Messe in den vergangenen Jahren ein geradezu frappierender ist.
Im Jahre 1914 zählt die Leipziger Messe 4253 Aussteuer und 20 000
-60-

geschäftliche Besucher. Im Jahre 1938 zählt sie 9512 Aussteller mit etwa 300 000 Besuchern. In diesem Jahre zählt sie 9800 Aussteller aus 28 Ländern und aus 70 Ländern Anmeldungen von Einkäufern. Während die Umsätze im Jahre 1934 rund 150 Millionen Reichsmark betrugen, betragen sie im Jahre 1938 543 Millionen Reichsmark, und während die ausländischen Aufträge im Jahre 1934 37 Millionen Reichsmark betrugen, betragen sie im Jahre 1938 174 Millionen Reichsmark.
Es ist das ein Beweis mehr gegen die auch hier und da noch im eigenen Lande von besserwissenden Intellektuellen oder Kathedertheoretikern gegen unsere wirtschaftspolitischen Grundsätze erhobenen Einwände. Was haben diese Kritikaster im Ernst gegen unsere Erfolge aufzuweisen? Sie verfechten theoretische Programme, die in keiner Weise die Gewähr ihrer praktischen Durchführbarkeit bieten. Der Nationalsozialismus dagegen hat ein Programm des gesunden Menschenverstandes verfolgt und damit Leistungen erzielt, wie sie vor 6 Jahren noch für unmöglich und utopisch gehalten wurden.
Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang auch ein paar Worte über die so überaus befruchtende Auswirkung des Vierjahresplanes im Rahmen der gesamtdeutschen Wirtschaft sprechen. Der Vierjahresplan hat seiner ganzen Anlage nach den Sinn, die deutsche Wirtschaft möglichst unabhängig von den Rohstoffzufuhren aus dem Ausland zu machen. Nun ergibt sich hier aufs neue die Schwierigkeit, daß mit fortschreitender Lösung dieser Frage sich wiederum ein fortschreitender und zunehmender Bedarf auf allen Gebieten unserer Rohstoffversorgung bemerkbar macht, daß also gewissermaßen der Vierjahresplan eine Aktion darstellt, deren Resultate durch die Entwicklung selbst immer wieder eingeholt werden.
Es muß auch in diesem Zusammenhang davor gewarnt werden, etwa die Güte, Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit der neuen deutschen Werkstoffe anzuzweifeln. Es sind nicht nur gleichwertige, sondern meistenteils viel leistungsfähigere Güter aus neuen Stoffen hergestellt worden. Der Vierjahresplan hat also auf diesem Gebiet das gute deutsche Sprichwort bewahrheitet und aus der Not eine Tugend gemacht. Wir erinnern nur an das deutsche Kunstharz, an deutsches Aluminium, an die Magnesiumlegierungen, an Zellstoff und dergleichen. Alles das sind in
-61-

der ganzen Welt bewunderte Leistungen der deutschen Technik und Erfindungskunst.
Das drängendste Problem der deutschen Wirtschaftsführung ist der ständig zunehmende Menschenmangel, der sich überall bemerkbar macht. Die Kardinalfrage des Jahres 1933 ist damit ins Gegenteil umgekehrt worden. Während wir damals nicht wußten, wo wir die arbeitswilligen Kräfte in Arbeit bringen sollten, wissen wir heute nicht, woher wir die uns fehlenden arbeitsfähigen Kräfte nehmen sollen.
Das erfordert eine großzügige Rationalisierung des gesamten deutschen Wirtschaftsprozesses. Sie wird mit nationalsozialistischer Gründlichkeit durchgeführt.
In diesem Umkreis bewegt sich das realistische Wirtschaftsdenken des deutschen Volkes, seiner leitenden Wirtschaftskreise und seiner politischen Führung.
Es ist seit jeher Sitte gewesen, die Gelegenheit der Eröffnung der Leipziger Messe wahrzunehmen, um von diesem für die ganze Welt sichtbaren Podium aus auch zur Welt zu sprechen. Niemals vorher aber war es so notwendig wie heute, diese andere Welt zur Vernunft zu ermahnen und ihr klarzumachen, daß die deutschen Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiet nicht einer Laune oder der Willkür

entspringen, sondern gewissermaßen aus unserer Zwangslage sich ergebende unabwendbare Konsequenzen der deutschen Lebensnotwendigkeit darstellen.
Die Leipziger Messe ist immer für die ganze internationale Wirtschaftswelt ein fein reagierendes Barometer gewesen. Darum wird ihr auch in allen Ländern größte Beachtung geschenkt.
Heute macht sich die internationale Öffentlichkeit vielfach ein besonderes Vergnügen daraus, die wirtschaftlichen Methoden der deutschen Staatsführung zu kritisieren. Wenn man gewissen ausländischen Stimmen Glauben schenken wollte, dann befände sich Deutschland augenblicklich in einer seiner schwersten Wirtschaftskrisen. Davon kann in Wahrheit überhaupt keine Rede sein. Das deutsche Wirtschaftsleben hat einen Aufschwung ohnegleichen genommen. Wenn wir uns dabei auch mit großen Schwierigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet auseinandersetzen müssen, so liegt das an der anderen Völkern gegenüber fast hoffnungs-
-62-

los erscheinenden geographischen und raumpolitischen Lage, in der das deutsche Volk sich befindet.
Aber wir haben die sichere Gewißheit, daß es deutschem Fleiß und deutscher Genialität immer wieder gelingen wird, alle neu auftauchenden Probleme zu lösen. Und zwar werden sie, wie das seit jeher bei uns Sitte war, mit nationalsozialistischer Tatkraft und Festigkeit gelöst. Dafür bürgt uns der Name und das Programm des Führers. Er hat auch der deutschen Wirtschaft die antreibenden und entscheidenden Impulse gegeben. Aus seiner genialen Konzeption heraus entsprang die wirtschaftliche Blüte unserer deutschen Gegenwart.
Wo aber könnte man das besser und eindringlicher feststellen, als angesichts dieser grandiosen Schau deutschen wirtschaftlichen Schaffens, die sich wieder einmal bei beginnendem Frühjahr in Leipzig darbietet.
Es gibt deshalb keinen besseren und glückverheißenderen Beginn der Leipziger Frühjahrsmesse als Gruß und Gelöbnis an den Mann, der heute der Nation alles bedeutet. Ich verbinde damit die Hoffnung, daß die Leipziger Messe auch für die Zukunft immerdar ein Markstein in der starken wirtschaftlichen Entwicklung des Reiches sein und bleiben möge.
Mit diesem Wunsche erkläre ich die Leipziger Frühjahrsmesse 1939 für eröffnet.
-63-

* * * * *

Kaffeetanten

11. März 1939

Wir fühlen uns wiederum veranlaßt, eine aktuelle Zeitfrage auf die Schippe zu nehmen. Es handelt sich um das Problem der kürzlich in einigen Teilen des Reiches aufgetretenen Kaffeeknappheit, die auch heute noch nicht ganz überwunden ist.
Es ist bei Licht besehen eigentlich entwürdigend, daß man über diese Frage in der Öffentlichkeit überhaupt auch nur ein Wort verlieren muß. Aber es gibt eine bestimmte Kategorie von Zeitgenossen, die sich ein Vergnügen daraus machen, aus jedem aus der deutschen Zwangslage entstehenden Notstand Kapital zu schlagen und ihn zu ihren eigenen Gunsten bzw. zuungunsten des nationalsozialistischen Regimes, wie sie meinen, auszuschlachten.
Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaffee kein lebensnotwendiges Nahrungs- oder Genußmittel darstellt. Er ist sehr angenehm als Zutat zu einem behaglichen Dasein. Bei einem Täßchen Kaffee plaudert und klatscht es sich so gut, nicht wahr! Aber den Kaffeeverbrauch einzuschränken oder auf ihn zeitweilig ganz zu verzichten, heißt nicht der Gesundheit etwa Schaden, sondern im Gegenteil ihr Nutzen zufügen. Im übrigen hat der Nationalsozialismus mit dem Faschismus, wie Mussolini in

seiner Rede auf dem Berliner Maifeld erklärte, vor allem das eine gemeinsam, ein bequemes und damit ein angenehmes Leben zu verachten.
Wenn der Kaffee also zeitweilig im Haushalt mangelt, so ist das für die Gesundheit aller Familienmitglieder außerordentlich zuträglich. Etwas anderes wäre es, wenn die Kartoffeln oder das Brot fehlten; denn das sind Lebensmittel, die zum täglichen Bedarf notwendig sind. Beim Kaffee aber handelt es sich um einen reinen Luxusartikel, den man gerne hinnimmt, wenn man ihn besitzt, auf den man aber ebenso gerne und ohne ein Wort darüber zu verlieren verzichtet, wenn eine nationale Notwendigkeit oder eine wirtschaftliche Zwangslage das gebietet oder vorschreibt.
Wird also der Kaffee knapp, so müßte eigentlich jedermann in Deutsch-
-64-

land wissen, daß das nicht auf die Böswilligkeit der Regierung zurückzuführen ist, die dem Volke den Genuß einer Tasse Kaffee nicht gönnt, sondern vielmehr auf eine nationale Notlage, die aus der wirtschaftlichen Zwangssituation, in der Deutschland sich befindet, entspringt und mit der sich deshalb jeder irgendwie abfinden muß.
Pflicht jedes nationaldenkenden Menschen sollte es also sein, in einer solchen Situation von sich aus schon auf ein derartiges Genußmittel zu verzichten oder seinen Verbrauch doch wesentlich einzuschränken und es sich erst dann wieder in ausreichendem Maße zugute kommen zu lassen, wenn diese Notlage behoben ist.
Die Gründe der kürzlichen Kaffeeknappheit, die, wie betont, auch heute noch nicht ganz überwunden ist, liegen auf der Hand. Sie sind devisen- und exportpolitischer Art. Sie ist in den ersten Tagen des Januar zum ersten Male sichtbar geworden. Es muß demgegenüber aber betont werden, daß der Kaffeeverbrauch an sich seit 1933 in Deutschland um rund 50 vH. gestiegen ist. Im Jahre 1933 wurden 2 160000 und im Jahre 1938 3290000 Sack Kaffee nach Deutschland importiert. Der Kaffeeverbrauch in Deutschland ist also nach der Machtübernahme durch den Führer nicht etwa geringer, sondern ungleich viel größer geworden; nur weitere Volksschichten nehmen seitdem an ihm teil.
Das ist ein durchaus sozialistischer Vorgang. Während im Jahre 1932 nur die Begüterten Kaffee tranken, die Arbeitslosen aber kein Geld besaßen, um sich Kaffee zu kaufen und somit schon aus Mangel an Konsumenten eine Kaffeeknappheit überhaupt nicht eintreten konnte, ist das im Jahre 1938 wesentlich anders geworden. Die sieben Millionen Arbeitslosen vom Dezember 1932 wurden wieder in den Arbeitsprozeß zurückgeführt. Sie sind also auch heute hin und wieder in der Lage, sich in gewissem Umfange an den Genüssen des Lebens zu beteiligen. Das bedingt zwangsläufig auf der anderen Seite temporär auftretende Verknappungen auf gewissen Gebieten unseres Lebens- und Genußmittelmarktes.
Es müßte also eigentlich für jeden Menschen in Deutschland eine Freude sein festzustellen, daß immer größere Teile unseres Volkes an den Annehmlichkeiten des Lebens beteiligt werden, auch wenn sich für ihn persönlich damit gewisse Unbequemlichkeiten verbinden.
-65-

Wenn wir augenblicklich unseren Kaffeeverbrauch etwas einschränken müssen und nicht mehr Kaffee nach Deutschland importieren können, als wir das tun, so ist das auf die Verknappung unseres Devisenvorrats zurückzuführen, den wir bekanntlich für andere wichtigere Dinge in Ansatz
bringen müssen als für die übermäßige Einfuhr von Kaffee. Wir wollen zwar hier nicht die scharfe Antithese "Zuerst Kanonen, dann Kaffee" zur Anwendung bringen, aber immerhin erscheint es uns notwendig, im Hinblick auf die komplizierte Weltlage eine konsequent durchgeführte deutsche Aufrüstung für richtiger zu halten als die Versorgung unserer Kaffeetanten mit ausreichendem Kaffee. Es bedarf auch kaum einer Betonung, daß wir keine Lust und auch gar keine Möglichkeit haben, den

Kaffee, den wir einführen, in bar zu bezahlen. Wir wollen und müssen ihn mit deutschen Waren bezahlen, die wir dafür ausführen.
Der Kaffee stellt auch in Deutschland nur ein anregendes Genußmittel dar. Er ist keineswegs ein täglicher Trank für die breiten werktätigen Massen, da er für diese viel zu teuer ist. Das deutsche Wohlstandsbarometer aber ergibt, daß wir trotzdem auf diesem Gebiete selbst der Vorkriegszeit gegenüber eine in die Augen fallende Steigerung zu verzeichnen haben. Im Jahre 1913 kamen auf den Kopf der deutschen Bevölkerung 2, im Jahre 1932 1,6 und im Jahre 1938 2,3 Kilogramm Kaffee. Die Dinge sind also absolut in Ordnung.
Trotzdem sah man einige Wochen hindurch in den Großstädten vor den Kaffeegeschäften vielfach die Schlangen der Kaffeeliebhaber stehen. ja, eine bestimmte Sorte von Menschen, die früher niemals Kaffee getrunken hatte, fühlte sich nun plötzlich bemüßigt, ihren Bedarf an Kaffee anzumelden. Es ist das nicht nur würdelos, sondern geradezu skandalös.
Vor einigen Wochen fuhr ein bekannter Ausländer, der dem Nationalsozialismus durchaus sympathisch gegenübersteht, durch die Straßen von Berlin, bemerkte die vor den Geschäften anstehenden Kaffeeschlangen und war zuerst der Meinung, es handle sich hier um Menschen, die um Brot oder Kartoffeln anständen. Als man ihn aufklärte, es ginge um Kaffee, hatte er auf diese merkwürdige Tatsache nur ein verständnisloses Kopfschütteln zur Antwort.
Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß gewisse Leute sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, angesichts dieser Verknappung Kaffee zu
-66-

hamstern. Sie taten das zum Teil, um sich einzudecken - als wenn vom Kaffee die Erhaltung des Lebens abhinge -, zum Teil aber nachgewiesenermaßen auch, um dem nationalsozialistischen Regime, wie sie meinten, Schwierigkeiten zu bereiten. Es wurde beispielsweise eine Frau aus den bessersituierten Kreisen aus Berlin-Wilmersdorf ertappt, daß sie sich acht Viertelpfunde Kaffee in verschiedenen Geschäften zusammengehamstert hatte. Auf Befragen erklärte sie, sie wolle sich rechtzeitig eindecken. Das ist auch ein Standpunkt!
Es handelt sich bei diesen Menschen selbstverständlich nur um eine lächerliche Minderheit, die allerdings in der Lage ist, den guten nationalen Ruf unseres Volkes auf das schwerste zu schädigen. Es sind das immer dieselben Zeitgenossen. Sie geben nur mit Widerwillen für das Winterhilfswerk, sie bestänkern den nationalsozialistischen Staat und vor allem die nationalsozialistische Bewegung, an allem, was wir tun und was wir lassen, haben sie etwas auszusetzen, bei jeder Krise fällt ihnen das Herz in die Hosen, der Blockwart ihres Hauses ist ihnen ein Dorn im Auge, sie sind überzeugte Anhänger der Bekenntnisfront, sie schwärmen für die politischen Conferenciers, ihre Nachrichtenquellen sind ausländische Sender und ausländische Zeitungen.
Aber nebenbei halten sie es selbstverständlich nicht für unter ihrer Würde, am nationalsozialistischen Staate ausgiebig zu verdienen. Ihre Dankesquittung ist dann, daß sie selbst nach einer Wahl, die den Anschluß Österreichs an das Reich vor der ganzen Welt bestätigen soll, dem Führer feierlichst ihre Nein-Zettel überreichen. Der Begriff der nationalen Disziplin ist ihnen vollkommen fremd. Sie befleißigen sich eines entwürdigenden politischen Benehmens. Alles, was aus dem Ausland kommt, ist schick, alles, was wir tun, ist shocking.
Jeder Parteigenosse hält es für seine selbstverständliche Pflicht, in einer Zeit, in der irgendein Lebens- oder Genußmittel in Deutschland knapp zu werden beginnt, seinen Verbrauch für seine Person nicht nur einzuschränken, sondern gänzlich darauf zu verzichten. Die alten Parteigenossen haben es in langen Kampfjahren gelernt, auf das Wohl des Volkes weitestgehend Rücksicht zu nehmen. Es muß diese alten Parteigenossen aber schließlich und endlich in Siedewut versetzen, wenn sie sich vergegenwärtigen, daß die Nutznießer ihrer ewigen

-67-

Rücksichtnahme diese urteils- und gedankenlosen Spießer sind, die am Zustandekommen des nationalsozialistischen Staates ebensowenig Anteil hatten, wie sie an seiner Erhaltung Anteil haben.
Diese Spießer haben nicht genug Intelligenz, um sich klarzumachen, daß Deutschland heute in einem wirtschaftlichen Existenzkampf steht, der über unser Sein oder Nichtsein entscheidet. Dieser Existenzkampf braucht nur ein paar Unbequemlichkeiten mit sich zu bringen, so ist das für sie ausreichend Grund, den nationalsozialistischen Staat anzustänkern, alle seine bisherigen Erfolge zu vergessen und nur dem fehlenden Täßchen Kaffee nachzuweinen. In der deutschfeindlichen Auslandspresse erschienen vor einigen Wochen Bilder, in denen die vor den Geschäften stehenden Schlangen der Spießer und Kaffeetanten wiedergegeben wurden. Diese deutschfeindliche Auslandspresse sagte natürlich nicht, daß es sich um Kaffee, sondern sie behauptete, daß es sich um Kartoffeln oder Brot handle, und verbreitete damit in der Welt das Märchen, daß in Deutschland eine Hungersnot ausgebrochen sei.
So wenig ernst und gewichtig wir nun im allgemeinen diese dummen und gedankenlosen Spießer nehmen, so sehr interessiert uns doch ihr Gebaren, wenn es dem deutschen Prestige in der Welt abträglich zu werden beginnt. Und das war hier der Fall.
Im übrigen haben diese Spießer keinerlei Berechtigung, sich über die wirtschaftliche Zwangslage, in der Deutschland sich zweifellos noch befindet, irgendwie zu beklagen. Sie haben, als im Jahre 1919 das Versailler Diktat unterschrieben wurde, in dem wir unsere Kolonien aufgaben, kein Wort des Protestes gefunden. Da waren wir es, die protestierten. Sie haben, als der Dawes-Plan und der Young-Vertrag, der unsere letzten wirtschaftlichen Reserven verzehrte, im Reichstag angenommen wurde, nicht im geringsten opponiert, im Gegenteil, sie haben uns, die wir dagegen Sturm liefen, als Volks- und Landesverräter gebrandmarkt.
Ihrer feigen Nachgiebigkeit also ist es mit zuzuschreiben, daß Deutschland keine Kolonien besitzt und deshalb seine Bedürfnisse nicht mehr aus Eigenem decken kann. Und es kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß, wenn aus der Frage der Rückgewinnung der deutschen Kolonien plötzlich eine internationale Spannung entstände, diese Spießer es wieder wären, die dann unkten, meckerten, kritisierten und einen neuen Weltkrieg
-68-

prophezeiten. Im übrigen sei diesen intellektuellen Spießern mitgeteilt, daß wir nicht im geringsten beabsichtigen, aus zarter Rücksichtnahme auf ihre empfindlichen Gemüter eine Wirtschaftspolitik zu ändern, die nach den Interessen und Bedürfnissen des ganzen deutschen Volkes und vor allem seiner schaffenden Menschen ausgerichtet ist.
Darum müssen sich unsere lieben Spießer in Gottes Namen etwas gedulden und den Tatsachen anbequemen. Schlimmstenfalls können sie einmal nicht so häufig wie sonst bei einem gemütlichen Kaffeeklatsch die Partei und den Staat anstänkern etwa nach der Methode: "Haben Sie schon gehört, Frau Meyer, unser Blockwart ist zugleich unser Portier. Das sind Zeiten 1 Mein Mann sagte schon, so was nennt man Bolschewismus. Aber geben Sie es nur nicht weiter. Man will doch schließlich keine Unannehmlichkeiten haben!"
Daß sie so reden und stänkern, das ist uns alten Nationalsozialisten vollkommen gleichgültig. Es kann und darf uns aber nicht gleichgültig sein, daß diese Kaffeetanten wegen einer lächerlichen Kaffeeration, auf die in Verknappungszeiten jeder anständige Mensch, ohne ein Wort darüber zu verlieren, verzichtet, oder wenigstens doch seinen Konsum wesentlich einschränkt, an den Geschäften Schlange stehen und so tun, als sei in Deutschland eine Hungersnot ausgebrochen. Das ist aufreizend und empörend, und solche Bilder möchten wir zum letzten Male gesehen haben.

Darum haben wir für das Verschwinden dieser Kaffeeschlangen aus dem deutschen Städtebild gesorgt. Anständige Menschen trinken in Zeiten, in denen der Kaffee knapp ist - und das ist heute der Fall - „.eben einmal etwas weniger oder überhaupt keinen Kaffee. Die Spießer und Kaffeetanten aber sollen warten, bis wieder genügend Kaffee da ist. Dann können sie auch wieder zum frisch-fröhlichen Kaffeeklatsch zurückkehren, und dann lautet die Parole aufs neue: "Nun bitte ich Sie, Frau Meyer, was sagen Sie nur dazu? Das sind Zeiten, das sind Zeiten!"
-69-

* * * * *

Die große Zeit

18. März 1939

Wir überprüfen im Geiste noch einmal eine geschichtliche Woche: Am vergangenen Sonnabend haben wir uns an dieser Stelle wiederum mit einer gewissen Clique von verständnislosen und engstirnigen Querulanten auseinandersetzen müssen, die der großen Zeit gegenüber, die wir heute durchleben, keinerlei Ohr besitzen und deshalb bei jeder Schwierigkeit gleich die Nerven und die innere und äußere Haltung verlieren. Es ist dabei ganz gleichgültig, in welcher Frage sie im einzelnen zu Fall kommen. Ausschlaggebend ist vielmehr, daß sie unserer Zeit gegenüber nicht die nötige Aufgeschlossenheit besitzen und gerade deshalb in Wirklichkeit denen gegenüber, die diese Zeit mit wachen Sinnen erleben, arm und bemitleidenswert sind.

Wir haben am vergangenen Sonnabend noch einmal bei Gelegenheit der Erörterung der Kaffeeknappheit an ihnen unseren Unmut und unseren Unwillen ausgelassen. Man bedauert dabei immer nur, daß solche Menschen ausgerechnet in dieser Zeit leben, weil sie diese Zeit eigentlich gar nicht verdienen.

Unser Appell an die nationale Disziplin nahm sich allerdings allzu sonderbar und merkwürdig aus in dem schon beginnenden Grollen, das aus dem Gebiet der ehemaligen Tschecho-Slowakei stündlich vernehmbarer nach Deutschland herüberdrang und ganz Europa in Spannung und Aufregung versetzte.

Am vergangenen Sonntag und Montag begannen sich die damit verbundenen politischen Konflikte mehr und mehr zu verstärken. Das deutsche Volk fing an, aufmerksam zu werden. Wir Deutschen sind in den vergangenen sechs Jahren insbesondere in außenpolitischen Fragen außerordentlich hellhörig geworden. Schon die feinsten Reaktionen auf dem internationalen Kraftfeld veranlassen unser Volk, die außenpolitischen Vorgänge mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen. Und
-70-
das war auch hier der Fall. Von Montag ab schon standen bis in die tiefe Nacht hinein die Menschen in Berlin auf dem Wilhelmplatz und vor der Reichskanzlei und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Das ist immer ein sicheres Barometer dafür, daß das Volk anfängt, an den außenpolitischen Vorgängen erhöhten Anteil zu nehmen. Hier hatte es offenbar den Eindruck, daß die Zeichen wiederum auf Sturm standen; und dieser Eindruck war ein durchaus richtiger. Die Nation wartete wie immer in eherner Ruhe auf die Entscheidungen und Entschlüsse des Führers.

Der Dienstag war in allen dafür in Betracht kommenden Behörden der Reichshauptstadt mit einer nervenaufreibenden Arbeit ausgefüllt. Von Stunde zu Stunde zerfiel die ehemalige Tschecho-Slowakei zusehends mehr in ihre einzelnen Bestandteile. Diese Versailler Fehlkonstruktion, die gar keinen anderen politischen Zweck hatte, als ein militärisches Aufmarschgebiet gegen Deutschland zu bilden, lag in den letzten Zügen. Die ihr noch im Herbst 1938 von der westeuropäischen Demokratie zugedachte Aufgabe konnte seit längerem bereits als nicht mehr erfüllbar angesehen werden. Man hatte in Böhmen, wie man sagte, "einen vorgeschobenen Posten gegen den germanischen Block“ errichten wollen. Noch am 27. September 1938 schrieb die Pariser "Epoque“, "die Tschecho-Slowakei sei ohne Zweifel im französischen Spiel eine großartige strategische Karte, die mit dem Auftreten der Luftwaffe

einen beträchtlichen Wert gewonnen habe. Das böhmische Land mit seinen weiten Ebenen sei ein wunderbarer Ausgangspunkt für die Luftwaffe. Wenn der böhmische Ausgangspunkt zur Verfügung Frankreichs stehe und von den Russen besetzt werde, so sei das alliierte Geschwader in der Lage, Deutschland ins Herz selbst zu treffen".
Diese dem Prager Chauvinismus zugedachte militärische Mission war nun hinfällig geworden. Die Stunde der Tschecho-Slowakei hatte geschlagen. Neue Kräfte waren in Europa in die Erscheinung getreten, und sie schickten sich nun an, das Leben in diesem Raume nach neuen Gesetzen zu ordnen und zu bestimmen. Es lag deshalb in der inneren Logik dieses Vorgangs, daß die alten morschen Formen, die in Versailles künstlich aufgerichtet und zusammengeleimt worden waren, in sich selbst zerbrachen. Doch schon blühte neues Leben aus diesen
-71-

Ruinen. Die alte Zeit wurde abgelöst von einer jüngeren und auch zukunftsträchtigeren Zeit.
Als am Dienstagabend kurz nach Mitternacht der Staatspräsident Hacha zu seiner geschichtlichen Unterredung beim Führer erschien, war der Weg, den die uralten deutschen Länder Böhmen und Mähren nun in Zukunft zu beschreiten hätten, eigentlich schon vorgezeichnet. Er war vorgezeichnet von der geschichtlichen Notwendigkeit selbst, die hierin einer klaren und überhaupt nicht mehr überhörbaren Sprache das Wort ergriffen hatte.
Eine Nacht voll von nervenaufreibender Spannung vergeht. Als der Führer morgens um 5 Uhr seine Proklamation an das deutsche Volk beendet, ist die geschichtliche Entscheidung gefallen.
Kurz danach verkünden es die Rundfunksender in alle Welt: Die historischen Länder Böhmen und Mähren sind wieder in den Verband des großen Deutschen Reiches zurückgekehrt. Staatspräsident Hacha selbst hat den Führer darum gebeten, den Schutz dieser Länder zu übernehmen und damit die Erklärung verknüpft, daß er "das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches lege".
Damit hat die sogenannte Tschecho-Slowakei aufgehört zu existieren.
In einer einzigen Nacht löst sich ein Staat auf, der in Wirklichkeit niemals ein Staat gewesen ist. Es ist derselbe Staat, für den im Herbst 1938 London und Paris angeblich noch bereit waren, Europa in eine schwere internationale, vielleicht kriegerische Verwicklung hineinzustürzen. Noch am 4. September 1938 hatte der Londoner "Observer" erklärt, das britische Volk würde sich gegen die hier vorgenommene Neuordnung "wie ein Block von Stahl stellen, und an seiner Seite würde eine überwältigendere Kombination als im letzten Kriege stehen". Ähnliche Stimmen waren damals aus Paris zu vernehmen, und hätten sich in England und Frankreich nicht vernünftigere, einsichtigere und klarer denkende Staatsmänner gefunden, so wäre es den Vabanquepolitikern der Demokratie zweifellos gelungen, wegen eines künstlichen Staatsgebildes eine unübersehbare Katastrophe heraufzuführen, das nun wie ein Kartenhaus zusammenfällt.
Die Nacht vom vergangenen Dienstag zu Mittwoch hat damit auch
-72-

eine weitgehende Bestätigung der Richtigkeit der von Chamberlain und Daladier in der tschechischen Frage betriebenen Politik gezeitigt, und es ist deshalb allzu erklärbar, daß die Reaktion auf die innere Auflösung der ehemaligen Tschecho-Slowakei in den westlichen Demokratien gleich Null ist. Zwar stottern die gewerbsmäßigen Volksverhetzer in der internationalen deutschfeindlichen Lügenpresse noch ein paar pathetische Deklamationen und freche Beleidigungen Deutschlands zusammen, aber die sind von keinerlei politischem Belang. An den Tatsachen kann und wird nichts mehr geändert werden, und es ist nur ein Beweis mehr für die wachsende Einsicht in den westlichen Demokratien, daß sich

keine Stimme von Rang vernehmen läßt, die auch nur die Absicht verrät, irgendwie noch Einspruch zu erheben. Deutschlands Rechtsstandpunkt ist zu klar, als daß er noch bestritten werden könnte.
Am Mittwoch früh eilt der Führer zu seinen in Böhmen und Mähren einrückenden Truppen, und am Abend dieses ereignisreichen Tages trifft er in Prag ein. Auf dem Hradschin geht die Führerstandarte hoch. Das deutsche Volk hält für einen Augenblick den Atem an. Der letzte Mann in der Nation ist sich in diesem Augenblick im klaren darüber, daß hier Geschichte gemacht worden ist, daß ein historischer Akt von symbolhafter Bedeutung eine Entwicklung beendet, die in gleicher Weise die Möglichkeit zu Krieg und Frieden in sich schloß, und daß es der Klarheit, dem Mut und der Kühnheit des Führers zu verdanken ist, daß der Zeiger der Entscheidung auf Frieden und nicht auf Krieg hinwies.
Das Reichsprotektorat für die historischen Länder Böhmen und Mähren wird proklamiert. Damit findet eine geschichtliche Entwicklung ihren Abschluß, die schon um das Jahr 1000 ihren Anfang genommen hatte, als der älteste Chronist Böhmens, der Slawe Cosmas, bereits Böhmen zu Deutschland rechnete, was ja auch durch die Tatsache erwiesen wird, daß Böhmen und Mähren durch 1000 Jahre hindurch Lehensstaaten und wichtige Glieder des alten Deutschen Reiches gewesen sind. Prag selbst beherbergt die älteste deutsche Universität; die 1 schönsten Baudenkmäler dieser Stadt stammen von Deutschen: der Veitsdom, die Karlsbrücke, die Teyn- und die Niklaskirche. Wohlstand und wirtschaftliche Blüte dieses Volkes und Landes waren immer am
-73-

stärksten und sichtbarsten ausgeprägt, wenn es unter dem Schutz des Reiches stand.
Diese Entwicklung setzt nun aufs neue ein. Mitteleuropa hat seinen Frieden zurückgewonnen, und zwar deshalb, weil nun eine Ordnung geschaffen wurde, in der der stärkere der beiden in diesem Lebensraum nebeneinander wohnenden Partner für den Frieden besorgt ist und der schwächere sich in seinen Schutz begibt und nicht umgekehrt. Es ist das auch eine durchaus logische und vernünftige Regelung des Verhältnisses der beiden Völker zueinander. Gibt man das Gesetz der Entscheidung in die Hand des Schwächeren, so muß er notwendigerweise den Versuch machen, den Stärkeren zu unterdrücken und zu entnationalisieren, weil er nur auf diese Weise das Gesetz der Entscheidung in seiner Hand behalten kann. Der Stärkere dagegen hat das nicht nötig. Eben weil er der Stärkere ist, kann er es sich leisten, großzügig zu sein und ein Statut des Zusammenlebens in Funktion zu bringen, das beiden Nationalitäten gerecht wird.
So ist es hier der Fall. Es ist das eine wahrhaft geschichtliche Entscheidung, und unser deutsches Volk hat sie auch als solche entgegengenommen.
Es sei bei dieser Gelegenheit wiederum ein Wort an unsere nörgelnden Besserwisser, die sich augenblicklich allerdings angesichts der Wucht der vollzogenen Tatsachen klugerweise nicht in die Debatte hineinmischen, in aller Offenheit gestattet. Diese Besserwisser sind immer nur dann zur Hand, wenn sich in der Nation irgendeine Krise oder eine Mangelerscheinung bemerkbar macht. Bei jedem großen geschichtlichen Erfolg ziehen sie sich in ihre Mimikry zurück, weil der Erfolg ihnen offenbar keine Möglichkeit bietet sich am nationalsozialistischen Staat oder an der nationalsozialistischen Weltanschauung zu reiben. Sie können es nicht verstehen, warum wir Nationalsozialisten und mit uns zusammen das ganze deutsche Volk diese Zeit lieben. Es sei ihnen bei dieser historischen Gelegenheit die Antwort auf diese Frage gegeben:
Wir lieben diese Zeit, weil in ihr Geschichte gemacht wird. Diese Zeit läßt unsere Herzen höher schlagen, weil sie einen männlichen Charakter besitzt, weil uns der männliche Charakter dieser Zeit wert-
-74-

voller und wichtiger erscheint als ihre temporär auftretenden Schwierigkeiten, die nun einmal mit jeder großen Zeit verbunden sind. Wir können es uns einfach nicht vorstellen, daß es Menschen gibt, die sich in dieser berauschend großen Zeit wegen einer zeitweilig knapper werdenden Kaffeeration, wegen Mangel an Freiheit der Kritik oder wegen dogmatischer oder religiöser Haarspaltereien auch nur aufregen. Wir lieben diese Zeit, weil sie Aufgaben und Bewährungen stellt, weil sie einen Mann geboren hat, der nach vielen Jahrzehnten geschichtslosen Daseins der deutschen Nation unser Volk wieder zum Zuge brachte. Wir lieben diese Zeit, weil sie in ihren großen und gesegneten Stunden Probleme löst, an denen sich vielfach Jahrhunderte umsonst versucht haben; weil diese Probleme dann meistens, so scheint es wenigstens, mit einer fast spielerischen Leichtigkeit gelöst werden, die auf den laienhaften Beobachter geradezu wie zwangsläufig oder selbstverständlich wirkt.
Diese Zeit ist unsere Zeit. Wir leihen ihr alle Kräfte unseres Herzens und unseres Verstandes, weil sie Konfliktstoffe beseitigt und damit den wahren Frieden bringt, weil sie ein Bewährungsfeld für echte Talente und männliche Begabungen darstellt, weil diese Zeit unsere große deutsche Chance ist, die wir als die gehorsamen Diener des Führers wahrnehmen und ergreifen helfen. Wir lieben diese Zeit, weil sie uns im Erfolg und Sieg alle mit ihr verbundenen Sorgen und Unbequemlichkeiten vergessen läßt, weil sie uns gelehrt hat, ein ruhiges, gefahrenloses und bequemes Leben zu verachten, weil diese Zeit groß ist und sich deshalb auch an große und unlösbar scheinende Probleme heranwagen darf. Und wir Nationalsozialisten bekennen es offen und mit Freimut, daß wir nur mit Mitleid und stoischer Gelassenheit auf jene kleinen und verständnislosen Zeitgenossen herabblicken, die des Geistes der geschichtlichen Epoche, die wir durchleben, keinen Hauch verspürt haben. Wie arm und leer muß es in ihren Herzen und Gehirnen aussehen, daß sie eine solche Zeit nicht erkennen und nicht begreifen, daß sie bei jeder lächerlichen Lappalie, die ihnen Unbequemlichkeiten verursacht, die großen geschichtlichen Triumphe dieser Zeit vergessen und Zustände bekommen möchten, weil einmal der Kaffee für ein paar Tage rar geworden ist.
-75-

Es ist nicht ihre Zeit, die wir durchleben. Sie haben sie nicht heraufgeführt, und sie gestalten sie nicht. Uns aber bindet an diese Zeit das Gesetz, nach dem wir angetreten sind. Wo immer der Führer es erfüllt, da stehen wir alle in treuem Gehorsam um ihn herum und danken dem Schicksal, daß es uns in seine große Zeit hineinwachsen ließ. Darum durchleben wir diese Zeit mit vollen Sinnen und empfinden in ihren gesegneten Stunden immer aufs neue das tiefe Glück, ihre Kinder sein zu dürfen.
-76-

* * * * *

Aussprache unter vier Augen mit der Demokratie

21. März 1939

Die machtpolitischen Verschiebungen, die im Laufe der vergangenen zwölf Monate in Mitteleuropa vor sich gegangen sind, haben in den westeuropäischen Demokratien beträchtliche Unruhe ausgelöst. Wir sind nicht zynisch genug, um uns den Anschein zu geben, als hätten wir dafür kein Verständnis. Aber es wäre uns wesentlich angenehmer, wenn die Demokratie wenigstens soviel Ehrlichkeit aufbrächte, die wahren Gründe ihrer Verstimmung ins Feld zu führen und nicht dauernd mit moraltriefenden Phrasen um sich zu werfen. Das ergäbe zweifellos eine viel klarere und sauberere Basis der internationalen Aussprache, als sie augenblicklich vorhanden zu sein scheint.
So redet man in London und Paris von Gott und meint nach dem bekannten Worte über die Engländer Kattun. Und da wir gerade schon bei den Engländern sind, gestatten wir uns die höfliche Nebenbemerkung, daß sie ja besonders groß und wahrhaft berühmt sind in der Verschleierung ihrer politischen Motive. Doch wirkt das leider auf uns nicht mehr. Wir sind im November 1918 darauf

hereingefallen. Aber das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder! Wir haben unsere Leichtgläubigkeit am Ende des Krieges mit einer bitteren Leidenszeit von 1918 bis 1933 sehr teuer bezahlen müssen. Wir befinden uns deshalb heute in der Rolle des gebrannten Kindes, das das Feuer scheut. Es hat deshalb auch gar keinen Zweck mehr, wenn man in London und Paris versucht, um die Dinge herumzureden. Es wäre offenbar viel praktischer und würde den Wert der Diskussion nur fördern können, wenn man dort Begriffe wie Humanität, Zivilisation, internationales Recht und internationales Vertrauen in diesem Zusammenhang endgültig aus der öffentlichen Debatte ausschiede. Denn wir müssen gestehen, daß wir uns eines leichten Lächelns nicht erwehren können, wenn ausgerechnet die englische Presse mit einem geradezu blutigen Ernst diese Begriffe in der Auseinandersetzung zwischen der
-77-

Demokratie und den autoritären Staaten zur Anwendung zu bringen versucht. Da können wir nur höflich, aber mit Bestimmtheit sagen: Gestatten Sie, daß wir laut und vernehmlich kichern!
Das wirkte vielleicht auf unser bürgerliches Vorkriegsdeutschland, das ja dafür bekannt war, daß es die Phrasen der Demokratie für bitteren Ernst nahm. Es wirkte vielleicht auch noch auf unsere biedermännischen Systemgrößen und parlamentarischen Spießer der Nachkriegszeit. Für uns Nationalsozialisten dagegen hat diese Argumentation vollkommen den Reiz der Neuheit und Originalität verloren. Sie entbehrt jeder Glaubwürdigkeit. Wir bewundern dabei nur noch die geradezu aufreizende Dummdreistigkeit, mit der diese Argumente in der Polemik vorgebracht werden. Wenn die Engländer sich im Verlaufe der mehrhundertjährigen Geschichte der Aufrichtung und Verteidigung ihres Empire in diesen Dingen allmählich ein dickes Fell zugelegt haben, so können wir ihnen zu ihrer Beruhigung versichern, daß wir uns nach unseren neueren Erfahrungen in dieser Beziehung auch nicht mehr zu beklagen brauchen. Es wäre also sehr wohltuend und außerordentlich angenehm, wenn wir wenigstens versuchen wollten, uns gegenseitig nichts mehr vorzumachen. Wir kennen uns doch. Wir wollen uns also einmal als ehrliche Männer scharf in die Pupille schauen, und zwar gänzlich ohne frommen Augenaufschlag, und die Dinge endlich, endlich beim Namen nennen.
Was wurde denn in Versailles eigentlich mit Mitteleuropa geplant und versucht? Man hatte Deutschland zu Boden geschlagen, es militärisch entwaffnet und wirtschaftlich ausgeplündert. Man hatte ihm seine Auslandsguthaben und seine Handelsflotte genommen. Seine Kolonien wurden aus seinem Machtbereich herausgebrochen. Der Versuch eines Anschlusses Österreichs an das Reich wurde als Anschlag auf die europäische Sicherheit gebrandmarkt, und die Errichtung des mehr als merkwürdigen tschecho-slowakischen Staatsgebildes hatte gar keinen anderen Zweck, als Deutschland den Pfahl mitten ins Fleisch hineinzutreiben und in Böhmen und Mähren ein sehr bequemes und billiges militärisches Aufmarschfeld gegen das Reich zu errichten. Damit glaubte man Deutschland nicht nur endgültig aus dem internationalen Spiel ausgeschaltet, sondern es auch für alle Zukunft mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt zu haben. Deutschösterreich sollte als ewiger Zankapfel zwischen dem
-78-

Reich und der westeuropäischen Demokratie liegen, und die sogenannte Tschecho-Slowakei hatte dabei die Aufgabe, die militärische Einkreisung des Reiches zu sichern und auf eine feste Basis zu stellen.
Das bedeutete nichts anderes als den Versuch einer Konservierung europäischer Spannungen, die dazu angelegt waren, den wenn auch in seiner militärischen Abwehrkraft vollkommen niedergeschlagenen, so doch in seiner Volkskraft immerhin noch bedrohlichen deutschen Riesen mit sich selbst und seinen eigenen Sorgen zu beschäftigen.

Das war für London außerordentlich praktisch und bequem. Denn England hatte damit freie Hand für den Ausbau und die Verteidigung seines Weltreichs. Es brauchte sich um die Ausbalancierung der Kräfte in Europa kaum noch zu bekümmern, da ja Deutschland infolge der nach Lage der Dinge ständig zunehmenden mitteleuropäischen Spannungen vollkommen aus dem internationalen Kräftespiel ausgeschaltet war. Das Reich hatte den Stachel im eigenen Fleisch sitzen. Es besaß keine strategischen Grenzen mehr, um sich wirksam gegen einen drohenden Überfall zu beschützen. Es konnte somit auch keine Politik betreiben, die seine eigenen Lebensrechte verfocht; denn eine solche Politik wurde von vornherein von London und Paris als Versuch der Störung des europäischen Kräftegewichts angesehen und dementsprechend mit militärischen Maßnahmen bedroht. Das Reich war ein Habenichts und sollte —dafür waren alle diese Vorbereitungen getroffen — auch für die fernere Zukunft ein Habenichts bleiben. Man gab ihm gelegentlich Anleihen und Kredite, um es sich damit endgültig gefügig zu machen.
England fühlte sich diesen rund um Deutschland klug angelegten Spannungen gegenüber als so eine Art von Weltgendarmen und mit Moral gepolstertem Ordnungspolizisten. Es hatte sich daran gewöhnt, bei allen Vorgängen in Mitteleuropa gewissermaßen Betragenszensuren auszustellen, und zwar in umgekehrter Reihenfolge. Gab es in Mitteleuropa Krach, so lautete die Note Sehr gut, schickte Mitteleuropa sich an, einen soliden Frieden vorzubereiten und einzuleiten, so lautete die Londoner Zensurnote Vollkommen ungenügend. Hin und wieder wurde der deutschen Presse gestattet, ein bißchen Theaterlärm zu machen. Die Engländer registrierten das dann mit Schmunzeln und der nun einmal dazugehörenden moralintriefenden Entrüstung. Für das Empire aber
-79-

lautete das Fazit dieser Rechnung, daß London vollkommen beruhigt sein könne: Deutschland ist mit sich selbst beschäftigt, unser ungezogenes Kind in Europa hat wieder sein Spielzeug.
Das ging nun so lange gut, als in Deutschland die Demokratie regierte. Das erfuhr aber eine grundlegende Änderung, als mit der Machtübernahme durch den Führer Ansehen, Stärke und Wehrkraft des Reiches eine beträchtliche Steigerung erfuhren. Damit waren auch die latenten Spannungen in Mitteleuropa aufs neue zur Debatte gestellt. Das Reich hat nun den ernsthaften Versuch unternommen, die von den Vätern des Versailler Vertrages begangenen Sünden nach und nach wiedergutzumachen. Wir nehmen den Engländern und Franzosen nicht übel, daß sie uns dabei nicht geholfen haben. Wir können verstehen, daß sie diesen geschichtlichen Vorgängen gegenüber kein Verständnis aufbringen oder wenigstens so tun, als hießen sie Hase und wüßten von nichts. Aber wir fragen doch voll Bescheidenheit: Was in aller Welt hat das denn eigentlich mit Moral zu tun? Wir wollen doch einander nichts vormachen. England und Frankreich sind durchschaute Ihr sauberes Plänchen von Versailles liegt zerrissen am Boden. Ihr hinterlistiges Vorhaben der Konservierung der mitteleuropäischen Spannungen ist durchkreuzt. Der Anschluß Österreichs an das Reich, die Lösung der sudetendeutschen Frage und die Errichtung eines deutschen Protektorats über Böhmen und Mähren sind geschichtliche Vorgänge, die sich sehr zur Zufriedenheit aller daran Beteiligten, und zwar erstaunlicherweise ohne jedes Blutvergießen, abgespielt haben.
Nun regt man sich in London und Paris darüber auf, daß die Demokratien nicht vorher gefragt worden sind. Sie sind offenbar nicht gefragt worden, weil man annehmen mußte, daß sie für diese Lösung der mitteleuropäischen Spannungen, die sie ja gerade durch ihre Politik verursacht hatten, nur wenig Verständnis aufbringen würden, ganz abgesehen davon, daß die vorangegangene Einigung zwischen Berlin und Prag ihre Konsultation gänzlich überflüssig machte. Daß sie nicht gefragt wurden, ist fürchterlich, aber nun einmal nicht mehr zu ändern. Und nun sind sie wütend: nicht nur wütend, sondern auch betrübt, wie immer die Lohgerber betrübt sind, wenn ihnen ihre Felle wegschwimmen. Aber es wäre doch sehr fair und anständig, wenn man in London und Paris wenigstens

-80-

ganz offen erklärte: Das, was sich im Verlauf der letzten zwölf Monate in Mitteleuropa abgespielt hat, ist eine pure Gemeinheit; denn die Folge davon ist, daß die verfluchten Deutschen sich wieder im internationalen Kräftespiel befinden, daß man nun das Reich aufs neue bei allen politischen Berechnungen mit einkalkulieren muß, daß Deutschland offenbar Anstalten trifft, um nicht für jede Zukunft ein Habenichts zu bleiben, daß es seine Existenzansprüche anmeldet, daß es damit London und Paris allmählich auf die Nerven fällt und anfängt, lästig zu werden. Wie gesagt, das wäre eine Aussprache unter Männern.
Statt dessen machen sie in Moral, reden von Zivilisation, von gebeugtem Recht und unterdrücktem Volkstum. Wenn die englische Presse von politischer Moral redet, dann ist man immer geneigt, leise zu hüsteln. Die Engländer haben's nötig! Sie haben während des Krieges über Deutschland eine Blockade verhängt, der Hunderttausende von deutschen Frauen und Kindern zum Opfer gefallen sind. Sie handelten damit nach einem alten, bewährten Prinzip, das sie bereits im Burenkrieg erprobt hatten. In Versailles schlugen sie ein vorher mit gleisnerischen Phrasen entwaffnetes, anständiges und fleißiges Volk rücksichtslos und brutal zu Boden. Was das mit Moral zu tun hatte, ist uns gänzlich unerfindlich. Wenn die Franzosen von Zivilisation reden, so erinnern wir uns jener Negerbataillone, die sie während der Besatzungszeit an den Rhein und an die Ruhr schickten, um einem der ältesten Kulturvölker des Abendlandes eine Vorstellung von der in Paris gemeinten Zivilisation zu vermitteln. Wenn in London von gebeugtem Recht die Rede ist, so richten sich merkwürdigerweise die Augen von ganz Europa nach Palästina, wo man augenblicklich einen sehr eindringlichen Anschauungsunterricht über den Begriff des gebeugten Rechtes erhalten kann. Man sieht im Geiste in Humanität verpackte englische Bomben auf wehrlose indische Dörfer niedersausen und macht sich so seine eigenen Gedanken über das, was man in London unter gebeugtem Recht versteht. Und gar das angeblich von den Deutschen unterdrückte tschechische Volkstum in Schutz zu nehmen, macht sich allerdings mehr als ulkig im Munde von Politikern, die in einem englischen Weltreich alle Volkstümer und alle Rassen der Erde zusammengepfercht haben, nicht immer nur mit der Liebe, sondern manchmal auch mit etwas Gewalt.
-81-

Im übrigen imponieren uns die Engländer als Vertreter ausgerechnet unseres nationalsozialistischen Rasseprinzips nur sehr wenig. Wir wußten gar nicht, daß man in London schon so weit vom Nationalsozialismus infiziert ist, daß man jetzt mit einem Male deutsche Argumente ins Feld führt, um gegen den deutschen Standpunkt zu polemisieren. Wir haben nicht die Absicht, die Tschechen in Böhmen und Mähren ihres Volkstums zu berauben oder sie zu entnationalisieren. Bestände diese Absicht, so täten wir offenbar gut daran, in einigen englischen Dominions und Kolonien den für eine solche Operation notwendigen Anschauungsunterricht zu nehmen.
In London und Paris erklärt man, der militärische Einmarsch in Böhmen und Mähren sei illegitim. Auch die Tour kennen wir. Illegitim war die Militarisierung des Rheinlandes, war die Eroberung Abessiniens, war die Errichtung des unabhängigen Staates Mandschukuo, war die nationale Erhebung Francos gegen die Madrider Bolschewistenherrschaft, war der Anschluß Österreichs an das Reich und selbstverständlich auch der militärische Einmarsch in Böhmen und Mähren. Das sind Illegitimitäten nach dem Wortschatz der reichlich alt gewordenen Demokratie. Aber es waren Maßnahmen zur Wahrung des legitimen Lebensrechtes der davon betroffenen Völker. Im übrigen sind die Illegitimitäten von heute oft die Kinder von morgen. Dieser Vorwurf zieht also bei uns nicht mehr.
Wir fragen deshalb in aller Bescheidenheit: Wozu der Lärm? Was steht den Herren zu Diensten? Wir billigen den Demokratien selbstverständlich das Recht zu, sich vor den Augen Europas zu blamieren, so gut sie können. Das ist ihre Sache. Wir möchten nur, daß die Debatte, in der sie sich mit uns

auseinanderzusetzen versuchen, sauber und klar wird. Wir haben den eindringlichen Wunsch, von Mann zu Mann zu sprechen. Und wenn wir die Wahrheit sagen sollen, so müssen wir schlicht und einfach bekennen, daß das Gerede von Moral und Humanität, das in diesen Tagen spaltenweise durch die englischen Blätter geht, uns allmählich ankotzt. Der Erzbischof von Canterbury ist für uns keine von Gott eingesetzte Instanz zur moralischen Beurteilung der Neuordnung Mitteleuropas; noch viel weniger sind das die ewigen Panikmacher in den Redaktionsstuben der Pariser und Londoner Hetzblätter.
-82-

Unsere Moral liegt in unserem Recht. Wer dieses Recht unterdrückt, handelt an uns unmoralisch, auch wenn er sein Handeln mit Weihrauch umnebelt und dazu fromme Gebete murmelt. Uns imponiert das nicht mehr. Wir wollen in Europa Klarheit und Gerechtigkeit. Darauf sind wir bereit, den neuen Frieden aufzubauen. Ist der einmal hergestellt, dann haben die politischen Moralpauker das Recht, wieder in die Erscheinung zu treten und die ihnen so geläufigen frommen Sprüche herzubeten.
Damm schlagen wir für die Auseinandersetzung zwischen den demokratischen und autoritären Staaten vor: Etwas mehr Gerechtigkeitsgefühl und etwas weniger Moralin; etwas mehr an die Zukunft Europas denken und etwas weniger an die Aufrechterhaltung unmöglicher machtpolitischer Zustände, die ewig sich erneuernde Konfliktsstoffe in sich bergen; und wenn man von Gott redet, auch an Gott denken, und wenn man Kattun meint, auch Kattun sagen.
-83-

* * * * *

Die Moral der Reichen

25. März 1939

Die Reichen haben es erfahrungsgemäß immer leichter, moralisch zu sein, als die Armen; der Reichtum ist vielfach ein Schutzwall, die Armut dagegen ein Anreiz zum Vergehen.
Zum Beispiel wird ein Reicher niemals auf den Gedanken kommen, Brot zu stehlen. Brot stiehlt immer nur einer, der Hunger hat und kein Geld besitzt, um sich Brot zu kaufen. Wenn der Reiche Hunger hat, so steht ihm ausreichend Brot und tausenderlei anderes zur Verfügung, um seinen Hunger zu stillen.
Ein Reicher, der sich im Besitz eines Autos befindet, wird auch niemals der Versuchung verfallen, ohne Fahrkarte mit der Straßenbahn zu fahren. Denn abgesehen davon, daß es ihm ein leichtes ist, eine Fahrkarte zu kaufen, wartet vor seiner prunkvollen Villa ein ebenso prunkvolles Auto, das ihn befördert, wohin er will.
Auch die Gesetze des familiären oder sozialen Zusammenlebens müssen unter den Armen viel strenger sein als unter den Reichen. Die Armen sitzen in großer Zahl in den Mietskasernen zusammengepfercht, während die Reichen in geräumigen Villen wohnen mit so viel Zimmern, daß einer sich dem anderen entziehen kann und damit auch nicht Gefahr läuft, ihm lästig zu fallen. In den Mietskasernen muß deshalb, wenn die Menschen dort überhaupt einträchtig nebeneinander wohnen wollen, zu einer gewissen Zeit abends der Rundfunk abgestellt werden, weil sonst der Nachbar in der Nebenwohnung nicht schlafen kann, und er hat den Schlaf nötig, da er am anderen Morgen zeitig zur Arbeit muß. In einer großen Villa kann der Lautsprecher die ganze Nacht durch dröhnen, denn die nächste Villa liegt 30,40 oder 100 Meter entfernt, und man hört dort gar nicht mehr, was in der Nebenvilla vor sich geht.
Die Armen müssen also viel disziplinierter leben als die Reichen, denn sonst können sie überhaupt nicht miteinander und nebeneinander auskommen.
-84-

Es ist aber doch gelinde gesagt eine Unverschämtheit, wenn die Reichen den Armen einen Vorwurf daraus machen, daß bei ihnen Gesetze gelten und gewissermaßen aus Zwang auch als selbstverständlich hingenommen werden, die unter den Reichen gar nicht notwendig sind.
Was nun die Moral selbst betrifft, so sind meistens die Menschen am moralischsten, die bereits ein bewegtes Leben hinter sich haben. Der Volksmund sagt ja schon, daß die schlimmsten Huren im Alter meistens auch die frömmsten Betschwestern werden. Die Natur macht ihnen dann die Moral verhältnismäßig leicht, und es ist zu verstehen, daß sie in einem betagteren Lebensalter versuchen, eiligst das nachzuholen, was sie in einer wilden Jugend offenbar versäumt haben. Sie wollen eine anrüchige Vergangenheit vergessen machen, und darum lieben sie es, mit Moralsprüchen über die herzufallen, die noch im Leben stehen oder gar noch ein Leben vor sich haben. Auf einmal ist nun alles umgekehrt, was früher selbstverständlich war. Das Alter fördert die Moral, vor allem, wenn man eine lange Jugendzeit ausgiebig dazu benutzt hat, sich auszuleben.
Das ist nun nicht nur so unter den Privatmenschen, das ist auch so unter den Völkern. Und hier liegt der eigentliche Grund, warum wir uns im Augenblick mit der Demokratie und vor allem mit England nicht verständigen können.
Die Engländer tun sich leicht, von politischer Moral zu reden. Sie besitzen alles, was sie zu ihrem nationalen Leben gebrauchen. Sie haben sich in einer Zeit, in der in der Politik noch nicht viel von Moral gesprochen wurde, ein Weltreich zusammengezimmert. Und nun verteidigen sie ihr Empire mit moralischen Sprüchen.
Sie kämen bildlich gesprochen nie auf den Gedanken, Mundraub zu begehen, denn sie haben keinen Hunger. Sie besitzen genügend Brot, um ihren Hunger jeweilig zu stillen. Sie können auch leicht über unseren Vierjahresplan spotten, da ihnen ein unermeßliches Weltreich als Rohstoffbasis zur Verfügung steht. Die Gesetze ihres nationalen Zusammenlebens dürfen sehr lax, um nicht zu sagen demokratisch sein, da sie nationalpolitisch gesehen von keiner Gefahr bedroht sind.
Uns Deutschen wird das alles nicht so leicht gemacht. Wir haben unsere nationalpolitische Einigung im letzten Sinne erst in den
-85-

vergangenen sechs Jahren erlebt. Sie ist also noch jung und trägt an sich noch alle Narben unserer ehemaligen Zerrissenheit. Wir müssen sie also vorsichtig und unter Umständen auch streng bebändern, damit die Wunden nicht wieder aufs neue aufbrechen.
Die Engländer können sich beispielsweise den Luxus der sogenannten Freiheit der Meinung leisten. Der kostet sie nichts. Die Geschlossenheit des Empire kann dadurch in keinem Augenblick gefährdet werden. Ihr ganzes englisches Volkstum ist in einem Reich vereint. Sie brauchen deshalb auch keine Überraschungshandlungen zu vollziehen, um "fait accomplis" zu schaffen; denn sie besitzen ja alles, was sie nötig haben oder auch nur wünschen könnten, ganz zu schweigen davon, was ihnen zusteht.
Wie sollte England auf den Gedanken kommen, Volk zu Volk zu holen, wo das englische Volk seit Jahrhunderten in einem geschlossenen Reich vereint ist?
Wir aber waren zu solchen Handlungen gewissermaßen gezwungen. Wir konnten gar nicht anders. Wir tun das nicht aus Übermut, sondern nur, weil wir leben wollen. Aber mit Moral hat das weder auf der englischen noch auf der deutschen Seite irgend etwas zu tun. Man soll sich überhaupt in der Politik davor hüten, Begriffe ins Feld zu führen, die im politischen Leben eine gänzlich andere Bedeutung haben als im privaten.
In diesen Tagen wurde in London von sehr autoritativer Stelle aus erklärt, daß zwar England auch Protektoratsgebiete besitze, daß die englischen Protektorate aber nur die Aufgabe hätten, die Freiheit und die Kultur der in ihnen lebenden Völker höher zu entwickeln.
Als diese tiefgründige Weisheit der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde, ging ein breites Grinsen über das Gesicht Europas. Die Engländer haben eine Art, die Wahrheit zu verschleiern und mit moralischen

Phrasen allen bekannte und manchmal auch sehr zweifelhafte Zustände zu überdecken, die geradezu Bewunderung erregen muß.
Sie sind heute so moralisch, weil sie ihr Schäfchen im Trockenen haben und nun ihre geschichtliche Vergangenheit vergessen machen möchten. Sie finden nichts dabei, daß die europäischen Völker in Besitzende und Habenichtse eingeteilt werden. Sie haben offenbar gar kein Empfinden dafür, daß das eine geradezu aufreizende Beleidigung für die Habenichtse
-86-

darstellt. Sie würden aus eigenem Entschluß niemals auf den Gedanken kommen, diesen Zustand zu ändern. Im Gegenteil, sie fassen ihn sozusagen als gottgegeben auf. Eine höhere Ordnung hat das so eingerichtet, daß die Engländer alles besitzen und die anderen Völker von den Reichtümern der Welt ausgeschlossen und deshalb der Gnade der Engländer ausgeliefert sind.
Es gibt in London eine Zeitung, die geradezu den Prototyp des englischen Charakters darstellt. Diese Zeitung nennt sich "Times". Sie tut meistens sehr vornehm und seriös und würde nur gezwungenermaßen schimpfen oder mit Injurien um sich werfen. Sie ist außerordentlich moralisch und hält es für ihre gottgegebene Aufgabe, in der ganzen Welt politische Betragenszensuren auszuteilen. In alles, was unter der Sonne vor sich geht, mischt sie sich als berufene Instanz ein und verkörpert damit die typisch englische Auffassung von der göttlichen Ordnung der Dinge. Und das Sonderbare dabei ist, daß es manchmal den Anschein hat, als glaubten die Engländer selbst das, was sie sagen. Ihre Presse versteht es, in einer derartig frechen und dummdreisten Weise zu schwindeln, daß einem manchmal direkt die Spucke wegbleibt. Und sie beharrt, auch wenn sie widerlegt wird, so impertinent auf ihrem Schwindel, daß der Laie, der die Mentalität dieser Presse nicht kennt, auf den Gedanken kommen könnte, sie sei selbst auf ihren eigenen Schwindel hereingefallen. Das ist aber keineswegs der Fall. Das ist nur ein Zeichen für die geradezu verblüffende nationale Disziplin, die die englische Publizistik auch im Zeichen der Freiheit der Meinung auszuzeichnen pflegt.
Allerdings steht die englische Presse damit heute so ziemlich allein auf weiter Flur. Außer ihr selbst glaubt ihr niemand mehr. Überall sonstwo in Europa zwinkert man sich mit den Augen zu, wenn die Engländer in politischen Spannungszeiten anfangen zu beten. Sie fordern dann jeden zu gemeinsamen moralischen Morgen- und Abendandachten auf, mit dem sie gerade ein kleines Geschäft oder einen politischen Kuhhandel vorhaben.
Sie würden in einem Existenzkampf ihr nationales Leben zweifellos mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigen. Aber sie haben es immer für klüger gehalten, ihre Kriege bis zum letzten Franzosen, bis zum letzten Russen oder bis zum letzten Amerikaner zu führen.
-87-

Ein Beweis für die Dreistigkeit, mit der in London gelogen wird, ist die jüngste Behauptung eines angeblich von Deutschland an Rumänien gestellten Ultimatums. Dieser Schwindel ist in London erfunden worden und sollte dazu dienen, in einer kritischen Stunde die Weltöffentlichkeit gegen das Reich zu alarmieren. Er wurde in kürzester Frist sowohl von Berlin wie auch von Bukarest auf das entschiedenste dementiert. Aber nach der Aufdeckung dieses Schwindels kamen die Engländer sich bei Gott nicht etwa wie ertappte Sünder vor. Im Gegenteil, sie sprachen von dieser ungeheuerlichen Unterstellung als von einer Nachricht, bei der man trotz der kategorischen Dementis noch nicht genau wüßte, ob sie nun wahr oder unwahr sei.
So sind die Engländer, so waren sie immer und so werden sie vermutlich auch immer bleiben. Sie haben also keinerlei Berechtigung, sich bei uns um eine Gouvernantenstellung zu bewerben.
Wie kämen wir auch dazu, uns von ihnen Moralpauken halten zu lassen. Wenn von politischer Moral die Rede ist, dann tut die englische Presse gut daran, sich nach besten Kräften aus der Debatte herauszuhalten.

Seit einigen Wochen senden die Engländer auf ihren Rundfunksendern Nachrichten in deutscher Sprache. Sie machen das sehr geschickt, indem sie sich den Schein der Wahrheitsliebe und einer strengen, fast wissenschaftlichen Objektivität geben. Sie tun das, weil sie glauben, sich damit in Deutschland vorerst einmal einen Hörerkreis zu sichern. Den Hörerkreis hoffen sie dann benutzen zu können, wenn es einmal hart auf hart ginge. Dann würden die Engländer nicht mehr so objektiv sein, wie sie sich heute den Anschein geben. Dann würden plötzlich wieder die alten Greuelmärchen aufgetischt werden, mit denen sie während des großen Krieges eine ganze Welt gegen Deutschland alarmiert und in Front gestellt haben.
Sie tun nun so, als wunderten sie sich, daß der deutsche Rundfunk auch seinerseits damit beginnt, Nachrichten in englischer Sprache zu senden. Es wird nicht lange dauern, dann kommen sie mit Beschwerden. Sie können sich gar nicht vorstellen, daß in Europa irgendeinem anderen Volk dasselbe Recht zusteht, das den Engländern zusteht.
Ihre Moraltrompeterei in der vergangenen Woche bei Gelegenheit des Einmarsches deutscher Truppen in Böhmen und Mähren war geradezu
-88-

ein Schulbeispiel für die englische Mentalität; nur mit einem Unterschied gegen früher, daß diese Moraltrompeterei heute offenbar nicht mehr recht zieht.
Es ist gegenwärtig für ganz Europa ein mehr als ulkiges Bild, England als die etwas ältliche Moraltante Europas auf dem Plüschsofa seines Empire sitzen und aus der Sicherheit seines eigenen Reichtums heraus Betragenszensuren austeilen zu sehen. Denn dieses Europa hat sich seit dem Kriege von Grund auf geändert. Die armen Völker sind auch die jungen Völker. Sie wollen leben und werden leben. Daran wird sie im Ernst auch der Erzbischof von Canterbury nicht mehr hindern können. Die Reichen sind erkannt. Sie können die Forderungen der Habenichtse nicht mehr mit .moralischen Phrasen abtun. Sie müssen heraus aus ihrer Mimikry.
John Bull täte also gut daran, die Maske zu lüften, damit Europa erkennt, daß hinter dem Schwall von Phrasen, mit dem England heute die öffentliche Weltmeinung umnebelt, ein Empire steht, das aus Krieg und Aufstand, aus Unterdrückung, Konzentrationslager, Hunger und Blut entstanden ist.
Wir Deutschen sind gern bereit, uns moralisch belehren zu lassen, aber nur von einer Instanz, die dazu eine Qualifikation besitzt. England besitzt diese nicht. Wenn von politischer Moral die Rede ist, so hat das Empire zu schweigen. Darum geben wir nach London mit freundlichem Händewinken einen guten Rat hinüber: Schreit nicht so laut, ihr seid nicht unter euch, sondern die ganze Welt hört zu und lacht sich Tränen über eine Moral, die fromme Gebete murmelt, aber nach Blut riecht.
-89-

****

Wer will den Krieg?

l. April 1939

In gewissen Zirkeln des europäischen Westens wird augenblicklich von einem kommenden Krieg gesprochen, als sei das das Selbstverständlichste von der Welt. Auch das ist ein Charakteristikum der Demokratie. Das, was man fürchtet, wird beredet, und mit lautem Geschrei sucht man sich einer herannahenden Gefahr, die man selbst heraufgeführt hat, zu entziehen. Man gleicht damit jenem Knaben, der furchtsam durch einen finsteren Wald geht und vor lauter Angst ständig ruft: "Ich habe keine Angst!"
Die demokratischen Kriegshetzer verbreiten damit allerdings allmählich eine Atmosphäre in Europa, die zu den schwersten Besorgnissen Anlaß gäbe, wenn die autoritären Staaten nicht rechtzeitig durch eine sehr solide Aufrüstung dafür gesorgt hätten, daß sie von der Demokratie nicht überfallen werden

können. Die Kriegspsychose, die gerade in den letzten Wochen in London, Paris und New York verbreitet worden ist, überschreitet das Maß des auch in der Demokratie Zulässigen bei weitem. Das hat schon dazu geführt, daß man in Amerika bei Gelegenheit der Übertragung eines harmlosen Hörspiels im Rundfunk in der Tat einen Angriff der Marsbewohner auf den amerikanischen Kontinent in breitester Öffentlichkeit für bevorstehend gehalten hat. Soweit also haben es diese skrupellosen Kriegs- und Panikmacher schon gebracht. Wenn auch die von ihnen verbreitete allgemeine Psychose manchmal geradezu kindische Formen annimmt, so kann es doch nicht bezweifelt werden, daß ihr eine gewisse Gefahr innewohnt. Es ist deshalb notwendig, daß man beizeiten die Urheber dieser gewittrigen Atmosphäre beim Namen nennt, damit die Völker im Bedarfsfall wissen, woran sie sich zu halten und wem sie das für sie daraus erwachsende Unglück zu verdanken haben.
Es ist im übrigen durchaus verständlich, daß in den Demokratien so viel vom kommenden Krieg geredet wird. Das ist gewissermaßen Ausnuß des schlechten Gewissens, das die Demokratie sehr mit Recht hat.
-90-

Im Hintergrund dieser panikartigen Kriegsfurcht steht der Versailler Vertrag, der im Sommer 1919 dem deutschen Volk aufgezwungen wurde. Er hatte keinen anderen Zweck, als Deutschland machtpolitisch aus dem Kreis der großen Nationen auszustoßen und es ringsum an seinen Grenzen mit politischen Spannungen zu umgeben, von denen man hoffte, daß sie das Reich in ständiger Unruhe halten würden. Wenn ein in der Weltgeschichte abgeschlossener Vertrag den Namen Friedensvertrag gänzlich zu Unrecht trägt, dann ist das der Versailler Vertrag. Er hat weder den Frieden gebracht noch ihn gewollt. Im Gegenteil war er seiner ganzen Anlage nach dazu angetan, an allen Fronten rings um Deutschland jedes auch nur denkbare Feuer wachzuhalten, damit man es im Bedarfsfall hochblasen konnte. Man wollte durch Konservierung und Neuschaffung aller möglichen und unmöglichen künstlichen Gegensätze Europa in einer ewigen Nervosität erhalten, und da Deutschland bei diesen Gegensätzen ständig der Leidtragende war, konnte man sich der eitlen Hoffnung hingeben, es für die nähere und weitere Zukunft im Spiel der Mächte gänzlich zu inaktivieren.
Dieser Versuch ist nun offenbar mißlungen. Wäre in Deutschland die Demokratie nicht überwunden worden, so hätte er gewiß zum Ziele geführt. Daraus auch ist es zu erklären, daß der demokratische Westen, der doch sonst für jede in Deutschland tätig werdende Opposition das weiteste Verständnis hat, sich im Falle des Nationalsozialismus von Anfang an, auch als er noch in der Opposition stand, ablehnend verhielt. Als der Führer und bekannte Nationalsozialisten von der demokratischen Republik mißhandelt, verfolgt und in die Gefängnisse geworfen wurden, hat niemand in London und Paris jenes humanitäts- und mitleidgefüllte Herz zu Worte kommen lassen, das man heute so gern etwa einem obstruierenden Pfarrer oder einem herumstänkernden Intellektuellen in Deutschland mit einer so verdächtigen Bereitwilligkeit offeriert. Das liegt daran, daß man von der nationalsozialistischen Opposition mit Recht nichts anderes glaubte erwarten zu dürfen, als daß sie, zum Zuge gekommen, das deutsche Volk einigen und das Reich wieder in das Spiel der Mächte zurückführen würde.
Das ist nun geschehen, und die vorauszusehenden Folgen außenpolitischer Art sind auch prompt eingetroffen. Der Versailler Vertrag liegt
-91-

zerrissen am Boden. Von seiner weiteren Aufrechterhaltung kann überhaupt keine Rede mehr sein; mehr noch, Europa beginnt sich unter der geistigen Führung des nationalsozialistischen Deutschland und des faschistischen Italien in seiner Gesamtheit neu zu ordnen und zu orientieren. Die jungen Völker dieses Erdteils haben in kühnen Revolutionen ihr nationales Dasein auf eine feste Basis gestellt, und damit sind auch in ihren eigenen Ländern jene subversiven Kräfte ausgeschaltet worden, die bis dahin das politische und wirtschaftliche Leben Europas maßgeblich bestimmten.

In den Demokratien allerdings sind diese Kräfte noch am Ruder, und daraus ergeben sich Reibungspunkte und Zündflächen, die, wollte man die Interessen der Länder und Völker allein zu Worte kommen lassen, zwar überhaupt nicht ins Gewicht fallen würden, im gegenteiligen Falle aber von einer verhängnisvollen Tragweite sein können.
Die Kräfte, die in Deutschland und Italien aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet wurden, sind internationalen Charakters. Sie können sich auf ihre geistige Brüder- und Vetternschaft in London und Paris eher verlassen als auf irgendeine Mithilfe im eigenen Volke. Sie haben niemals ein Vaterland, das Deutschland oder Italien heißt, gekannt, ja sie haben das, wo es irgendwie in Frage kam, auch offen zum Ausdruck gebracht und danach gehandelt. Sie kannten und kennen nur eine Internationale. Diese Internationale unterscheidet sich entsprechend den verschiedenen Schattierungen dieser Kräfte in äußeren Nuancen; im Wesen aber ist sie immer dieselbe. Es ist eine Internationale der Zersetzung, der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Zerstörung und daraus folgend der allgemeinen Anarchie.
Judentum, Marxismus und Freimaurerei würden nach Lage der Dinge die Nutznießer einer von dieser Internationale bestimmten Entwicklung sein. Zum Teil gehört dazu auch ein gewisser politisierender Klerus, der zwar Gott laut und vernehmlich im Mund führt, in Wirklichkeit aber höchst irdische und manchmal auch sehr sündhafte Ziele verfolgt.
An sich würden diese Kräfte von gar keinem Belang sein, wenn sie es nicht immer wieder mit raffinierter Schlauheit verständen, sich der nationalen Instinkte der Völker zu bedienen, um sie gegeneinander zu hetzen. Die Völker selbst wollen zweifellos keinen Krieg. Es hat sich,
-92-

seitdem Adolf Hitler die Macht in Deutschland übernahm, in Zusammenhang mit dem Reich in Europa nichts ereignet, was irgendwie Anlaß zu einem neuen Kriege hätte geben können. Denn was kann es im Ernst einen Durchschnittsengländer oder einen Durchschnittsfranzosen bekümmern, ob Österreich seinen Anschluß vollzieht, ob das Sudetenland zum Reich zurückkehrt oder ob Deutschland mit Zustimmung Prags ein Protektorat über Böhmen und Mähren errichtet? Der Mann von der Straße in Paris und London weiß meistens nicht einmal, wo besagte Länder auf der Landkarte überhaupt zu suchen sind. Während der tschechischen Krise erschien in einem bekannten Londoner Witzblatt eine Karikatur, auf der ein englischer Kleinbürger im Hydepark einem politischen Wanderredner zuhört und dafür von seiner Frau eine Strafpredigt erhält; worauf er die klassische Antwort gibt, es sei gar nicht so zwecklos gewesen, daß er einen Augenblick stehenblieb, denn nun wisse er, daß die Tscheche-Slowakei nicht eine Blume, sondern ein Land sei. So ungefähr malen sich in den Köpfen des Durchschnittsfranzosen oder des Durchschnittsengländers die mitteleuropäischen Probleme ab.
Hier also könnte sich von den Völkern aus keinerlei Kriegsgefahr entzünden. Wo also vom Krieg geredet wird, muß dieses Thema angeschnitten worden sein von Cliquen und Zirkeln, die an einem Krieg Interesse haben. Und zwar haben sie Interesse am Krieg, weil sie hoffen, durch einen Krieg auch in den autoritären Staaten wieder in ihre alten Machtstellungen hineingehoben zu werden. Darum verbreiten sie die Kriegspsychose. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es in London und in Paris Cliquen gibt, die den Krieg um des Krieges willen wollen. Kürzlich noch ist in der englischen Öffentlichkeit mit großem Aufwand die Notwendigkeit eines Anti-Hitler-Blocks, der sich quer durch ganz Europa ziehen sollte, dargelegt worden. Wir Deutschen können uns also ungefähr vorstellen, was man mit uns machen würde, wenn wir nicht bewaffnet und gerüstet wären.
Es versteht sich am Rande, daß diese allgemeine Kriegspsychose einen machtvollen Auftrieb von seilen des demokratischen Amerika erfährt. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der amerikanische Präsident Roosevelt eine große Anzahl jüdischer Ratgeber um sich versammelt hat. Man kann sich denken, was die ihm in die Ohren blasen. Aber was hat das mit dem
-93-

amerikanischen Volk zu tun? Dazu kommt noch, daß die in den demokratischen Staaten am Ruder befindlichen Gruppen überhaupt nicht in der Lage sind, eine rein realistische und nüchterne Interessenpolitik zu führen, da sie sich ständig gezwungen sehen, mit einem Auge nach der innerpolitischen Opposition zu schielen, die auf der Wacht steht, um sie im geeignet erscheinenden Augenblick zum Sturz zu bringen.
Wo sind wir Deutschen beispielsweise in den vergangenen sechs Jahren den wohlverstandenen Interessen der Vereinigten Staaten von Amerika in die Quere gekommen ? Was kann es Amerika bekümmern, wie die Grenzen in Mitteleuropa gezogen sind? Trotzdem erlebt gerade in Amerika die Kriegshetze ihre tollste Blüte.
Es bedarf nicht übermäßig vielen Verstandes, um daraus zu schließen, daß es irgendeine anonyme Macht geben muß, die hinter all dem steht. Und sie hat sich auch schon so weit decouvriert, daß sie selbst von einem Laien mühelos erkannt werden kann. Es ist dieselbe Macht, die uns Nationalsozialisten in unserer Kampfzeit in Deutschland gegenüberstand und die keine Mittel unversucht gelassen hat, uns am Vollzug der Dinge zu hindern.
Die Juden sind schuld! Wenn einmal in Europa in einer schwarzen Stunde ein neuer Krieg ausbrechen sollte, so müßte dieser Ruf über unseren ganzen Erdteil erschallen. Die Juden sind schuld! Sie wollen den Krieg, und sie tun alles, was in ihren Kräften steht, um die Völker zum Krieg zu treiben. Sie selbst glauben, nicht Opfer, sondern Nutznießer eines solchen Krieges zu werden. Darum entfalten sie in der ganzen Welt diese infernalische Hetze gegen Deutschland und Italien und fordern einen Kampfblock der demokratischen gegen die autoritären Staaten. Daraus auch sind ihre kindischen Versuche zu erklären, Italien von Deutschland zu trennen und die Achse Berlin - Rom zu zerstören. Mussolini hat ihnen in seiner jüngsten Rede vor den Schwarzhemden in Rom eine unzweideutige Antwort gegeben. Heute schon können die demokratischen Versuche, eine von England ausgehende Hitlerstop-Bewegung ins Leben zu rufen, als vollkommen gescheitert angesehen werden. Die Demokratie hat mit ihren politischen Plänen kein Glück mehr. Sie ist auch mittlerweile reichlich alt geworden, und es ist deshalb erklärlich, wenn ihre eigenen Völker allmählich anfangen, diese morbide
-94-

Staats- und Gesellschaftsform zu durchschauen und entsprechend einzuwerten.
Die alten Römer hatten in ihrer Rechtspflege einen Grundsatz, den Schuldigen zu finden, der ein beredtes Zeugnis für ihren gesunden Menschenverstand ablegte. Es hieß im Zweifelsfalle immer: Cui bono? Der ist wahrscheinlich der Schuldige, der einen Nutzen davon haben könnte. Verfährt man bei der Frage nach einem kommenden Krieg nach diesem Grundsatz, so kommt man zweifellos zu der Antwort: Nutzen davon haben nur die Kräfte des Internationalismus. Die Juden hoffen, dadurch in Deutschland und Italien ihre alten Machtstellungen wieder zurückzuerobern; die Freimaurer sind von ähnlichen Wünschen erfüllt, und die Bolschewisten geben sich der Illusion hin, einen neuen Weltkrieg zu einer kommunistischen Weltrevolution ausweiten zu können.
Darum machen wir Front gegen diese Kräfte des Internationalismus, und deshalb lassen wir kein Mittel unversucht, die Völker über die furchtbare Tragweite des Wirkens dieser subversiven Mächte aufzuklären. Die autoritären Staaten wollen nichts anderes als die Verwirklichung ihrer Lebensrechte. Das will Deutschland, und das will Italien. Kein anständiger Engländer oder Franzose wird unseren jungen Völkern diese Zugeständnisse verweigern können. Es erhebt sich also hier die Frage, warum denn die Demokratie nichts tut, um durch Taten die Erhaltung des europäischen Friedens zu gewährleisten. Sie wartet fast fatalistisch auf ihr Schicksal. Es wird ihr vielleicht einmal, wenn sie in ihrer Lethargie verharrt, von ihren eigenen Völkern bereitet werden.

Wir aber lassen nicht davon ab, Europa zur Vernunft aufzurufen. Denn schließlich muß man doch endlich einmal damit anfangen, den letzten Krieg und seine furchtbaren Folgen zu überwinden und das Schanddokument von Versailles gänzlich zu liquidieren. Die Völker warten darauf, nicht nur das deutsche, auch das englische und das französische Volk. Wenn in London und Paris kleine Konventikel glauben, daß es vielleicht doch noch gelingen würde, einen Keil zwischen die deutsche Führung und das deutsche Volk zu treiben, so ist diese Hoffnung eine gänzlich trügerische. Es bleibt somit nichts anderes übrig, als sich mit den gegebenen Realitäten abzufinden. Und die lauten: Ein kommender Krieg wäre die schwerste Erschütterung der europäischen Kultur. Also
-95-

bleibt uns und allen Wohlgesinnten in allen Ländern nur eine Wahl: den unabänderlichen Tatsachen fest in die Augen zu schauen, berechtigte und unabdingbare Lebensansprüche junger und aufstrebender Völker zu erfüllen und damit praktische Wege zu einem wirklichen Frieden zu beschreiten.
-96-

****

Führergeburtstag 1939

Rundfunkrede zum 50. Geburtstag des Führers

19. April 1939

In einer bewegten und unruhigen Welt begeht Deutschland am morgigen Tage ein nationales Fest in des Wortes wahrster Bedeutung. Es ist ein Feiertag der ganzen Nation. Und diesen Tag mit allen Freuden zu begrüßen ist dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit nur eine Sache des Herzens und nicht des Verstandes.

Am morgigen Tage vollendet der Führer sein 50. Lebensjahr. An dem Stolz, der bei diesem festlichen Ereignis das ganze deutsche Volk erfüllt, nehmen alle uns befreundeten Völker innigsten und herzlichsten Anteil. Selbst die, die uns noch reserviert oder gar ablehnend gegenüberstehen, können sich dem starken Eindruck dieses Vorganges nicht entziehen. Der Name Adolf Hitler ist heute für die ganze Welt ein politisches Programm. Er wandert fast schon wie eine Legende um den Erdball. An diesem Namen scheiden sich die Geister. Es gibt niemanden auf dem weiten Erdenrund, der diesem Namen gegenüber gleichgültig bleiben könnte. Für die einen bedeutet er Hoffnung, Glaube und Zukunft, für die anderen ist er vielfach noch ein Abbild verzerrten Hasses, niedriger Lüge und feiger Verleumdung.

Das Höchste, was ein Mensch auf Erden erreichen kann, ist, daß er einer geschichtlichen Epoche seinen Namen gibt und den Stempel seiner Persönlichkeit unauslöschlich seiner Zeit aufdrückt. Das kann man im weitesten Umfange vom Führer sagen. Er ist aus der heutigen Welt nicht mehr wegzudenken.

Treitschke hat einmal gesagt, daß es die Männer sind, die Geschichte machen. Wenn dieses Wort überhaupt eine Bedeutung hat, wo dann mehr, als in unserer Zeit? In ihr hat sich seine Echtheit und Tiefe auf das wunderbarste bewahrheitet. Denn Adolf Hitler hat der geschichtlichen Entwicklung nicht nur seines Landes, sondern man kann es ohne zu übertreiben behaupten, der geschichtlichen Entwicklung Europas eine
-97-

neue Richtung gewiesen, ja, er ist gewissermaßen der hervorstechendste Garant der neuen Ordnung in Europa.

Unser Erdteil sähe heute anders aus, als er aussieht, wenn er nicht gekommen wäre, von unserem eigenen Volke und unserem eigenen Lande ganz zu schweigen; denn der deutschen Nation in ihrer Gesamtheit hat er durch einen revolutionären inneren Umbruch ein gänzlich neues Gesicht gegeben.
Wer Deutschland das letztemal etwa im Jahre 1918 sah und es heute erst wiedersähe, würde es kaum noch erkennen. Volk und Nation sind vollkommen gewandelt worden. Dabei kommt einem das, was vor kurzem noch fast wie ein Wunder erscheinen mochte, heute fast ebenso selbstverständlich vor.
Es ist jetzt etwas über ein Jahr her, daß der Führer die Frage des Anschlusses Österreichs an das Reich löste. Damals beging das ganze Volk seinen 49. Geburtstag in der festlichsten Weise. 7½ Millionen Deutsche aus der Ostmark hatten die Heimkehr ins Reich vollzogen. Wie durch ein Wunder war eine Frage Mitteleuropas, von der man fast hätte glauben mögen, daß sie überhaupt unlösbar sei, einer grundsätzlichen Lösung zugeführt worden.
Heute am Vorabend des 50. Geburtstages des Führers verzeichnen wir nun die beglückende Tatsache, daß wiederum die Karte Europas zugunsten des Reiches in weitestgehender Weise geändert worden ist; und zwar hat sich diese Änderung — ein Vorgang, der einzigartig in der Geschichte ist — ohne jedes Blutvergießen vollzogen. Sie verfolgte nur das eine klare Ziel, Frieden in einem europäischen Raumgebiet zu schaffen, in dem die Gegensätze so hart aneinanderstießen, daß die Gefahr bestand, es könnte sich aus dieser Reibung früher oder später ein allgemeiner europäischer Brand entzünden.
Allerdings ist der Frieden, der in diesem so bedrohten Gebiet wiederhergestellt wurde, nicht ein Frieden fader, moraltriefender Theorie, der ebensooft gefährdet ist, wie oft er von den falschen Biedermännern der Demokratie gepriesen wird. Es ist vielmehr ein Frieden praktischer Realität.
Dieser Frieden konnte nur geschaffen werden auf der Grundlage einer höheren, instinktsicheren Einsicht, die von der Erkenntnis ausging, daß
-98-

nur die Macht einem Volke die Möglichkeit gibt, fällig werdende Probleme einer endgültigen Lösung zuzuführen.
Zu einer großen Politik gehört zweierlei: Phantasie und Realismus. Die Phantasie als solche ist konstruktiv. Sie allein gibt die Kraft zu ganz starken, plastischen geschichtlichen Vorstellungen. Der Realismus dagegen bringt die Gebilde der politischen Phantasie in Übereinstimmung mit der harten Wirklichkeit.
Beide Eigenschaften sind beim Führer in einer einmaligen, auch in der Geschichte nur selten festzustellenden Harmonie vereint. Phantasie und Realismus weisen ihm Ziel und Weg der politischen Gestaltung. In der Phantasie bildet sich das Ziel, der Realismus schreibt den Weg vor. Und immer wieder muß es den Zeitgenossen auf das tiefste in Erstaunen und Bewunderung versetzen, wenn er beim geschichtlichen Wirken des Führers jedesmal aufs neue feststellen kann, wie hier in genialer Weise Ziel und Weg in Übereinstimmung gebracht werden. Hier wird nicht nach einem starren Schema vorgegangen, keine spröde Doktrin der taktischen Verfahrensweise trübt den Blick und lahmt die Auswirkung der politischen Vorstellungskraft. Hier ist vielmehr bei aller Klarheit und Unerbittlichkeit der Grundsätze eine ewig sich wandelnde und ständig wechselnde Elastizität der politischen Methodik am Werke, die zu den großen und unvorstellbaren Erfolgen der deutschen Politik geführt hat.
Uns alten Nationalsozialisten ist das nichts Neues. Wir haben in vielen Jahren harten Kampfes um die Macht im Reiche diese politische Verfahrensweise beim Führer schon in den frühesten Anfängen der Partei kennen und bewundern gelernt. Sie erprobte sich damals zwar an viel kleineren und scheinbar unwichtigeren, aber damals für uns und die Bewegung ebenso ausschlaggebenden Zielen und Problemen wie heute.
Auch damals gab es Zweifler, die bei den großen und kühnen Entschlüssen des Führers im Kampfe um die Macht jene falsche Klugheit für richtig und zweckmäßig hielten, von der Clausewitz schon sagte,

daß sie nichts anderes wolle, als sich der Gefahr entziehen. Uns kann es also nicht in Erstaunen oder Angst versetzen, gleiche oder ähnliche Vorgänge, die- sich damals rund um die nationalsozialistische Bewegung in der
-99-

deutschen Innenpolitik abspielten, heute rund um das Reich sich in der internationalen Politik abspielen zu sehen.
Es haben sich im Laufe der Jahre nur die Dimensionen des politischen Handelns des Führers geändert; Wege und Ziele sind die gleichen geblieben. Damals schon sahen wir in ihm den politischen Instinkt eines wahrhaft geschichtlichen Genies wirksam werden, der sich an den Problemen erprobte und in der einfachsten und klarsten Lösung der Zeitfragen auch seine eigene Größe und Sicherheit erwies. Und das ist auch der Grund, warum wir damals schon, ganz abgesehen vom rein Menschlichen, als die treuesten und gehorsamsten Diener hinter diesen Mann und sein Werk traten.
Was wir heute erleben, ist deshalb für uns alte Nationalsozialisten nichts Neues. Es kann uns darum auch um den Ausgang des schweren Lebenskampfes, den Deutschland zur Zeit durchficht, nicht bange sein. Das fühlt auch instinktiv unser ganzes Volk. Daraus entspringt das blinde und unerschütterliche Vertrauen, das es dem Führer entgegenbringt.
Der Mann von der Straße ist meistens kaum in der Lage, eine politische Situation in ihrer Gesamtheit zu durchschauen und zu überprüfen. Dazu fehlen ihm Übung, Erfahrung und vor allem die erkenntniskritischen Unterlagen, die notwendig sind, um zu einem ganz klaren und eindeutigen Urteil zu kommen. Es ist deshalb allzu verständlich, daß er sich nur ungern an Theorien oder Programme anklammert, daß er vielmehr seine eigene Sicherheit ständig im festen und vertrauensvollen Anschluß an eine Persönlichkeit zu suchen und zu finden bemüht ist.
Ein Volk wird immer nur dann doktrinär, wenn die Zeit, die es durchlebt, persönlichkeitsarm ist. Steht aber an seiner Spitze ein Mann von geschichtlichem Format, der nicht nur führen will, sondern der auch führen kann, so wird sich das Volk mit vollem Herzen ihm anschließen, wird ihm willig und gehorsam Gefolgschaft leisten, ja, mehr noch, sich mit dem ganzen Vorrat seiner Liebe und seines blinden Vertrauens ihm und seinem Werke zur Verfügung stellen.
Ein Volk ist zu jedem Opfer fähig, wenn es weiß, wofür das Opfer gebracht wird, und daß es im Rahmen einer großen Aufgabe notwendig ist. Das ist heute bei Deutschland der Fall. Keine von den vielen poli-
-100-

tischen Parolen, die seit 1918 durch die breiten Massen unseres Volkes gingen, hat eine so tiefe und nachhaltige Wirkung in der ganzen Nation ausgeübt, wie das Wort "Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"
Die beiden ersten Teile dieses Wortes wurden zum ersten Male im Jahre 1937 auf dem Sängerbundesfest in Breslau gehört. Da stand der Führer bei hereinbrechender Nacht hoch auf einer Tribüne über den Hunderttausenden, die sich aus allen Gauen unseres Reiches und aus allen Gebieten Europas, in denen Deutsche wohnen, um ihn versammelt hatten, um zu ihnen zu sprechen. Plötzlich brach aus dem Flügel dieses grauen Heeres von Hunderttausenden, in dem die deutschen Volksgenossen aus Österreich Aufstellung genommen hatten, der Ruf auf:
"Ein Volk, ein Reich!" Er ging wie eine faszinierende und mitreißende Parole über das ganze weite Menschenfeld und brachte zum ersten Male ein Programm zum Ausdruck, das lapidar in seiner Kürze, aber auch erschöpfend in seiner Zielsetzung war.
Ein Jahr später sahen wir den Führer an einem glühendheißen Sonntagmittag wiederum auf einer Tribüne auf dem Schloßplatz in Breslau stehen. Vor ihm defilierten die deutschen Turnerschaften. Und als die Volksgenossen aus dem Sudetenland an ihm vorbeikamen, richtete sich plötzlich ohne

Kommando und ohne Befehl eine Mauer vor ihm auf. Die Menschen, die aus den Sudetengebieten nach Breslau geeilt waren, nur um in das geliebte Antlitz dieses Mannes zu schauen, waren nicht zu bewegen weiterzugehen. Weinende Frauen traten an den Führer heran, um seine Hand zu ergreifen. Was sie ihm zuriefen, war kaum zu verstehen, denn die Tränen erstickten ihre Stimmen.
Wiederum vergingen nur wenige Monate und das Problem, das damals durch den Mund des Volkes an den Führer herangetragen wurde, war gelöst.
Nun ist das Großdeutsche Reich in weitem Sinne des Wortes verwirklicht worden. Mehr noch, der Führer hat Mitteleuropa seinen Frieden zurückgegeben. Es ist klar, daß das den Neidern des nationalsozialistischen Reiches in den demokratischen Weststaaten nicht ins Konzept paßt. Sie hatten ja durch den Versailler Vertrag rings um Deutschland Brandherde angelegt, die sie je nach Bedarf anfachen wollten, um das Reich ständig in Schwierigkeiten zu halten.
-101-

Nun kommt ganz wider Abrede und Programm ein Mann, der aus den breiten Massen des deutschen Volkes emporgestiegen ist, und tritt mit harten Schritten diese Brandherde aus. Die Demokratie sieht ihre Felle wegschwimmen. Daher ihre Wut und ihre moralische Entrüstung. Aber ihre heuchlerischen Gebete kommen zu spät. Die Feinde des Reiches sind am Ende ihres Lateins. Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie.
Wir strafen ihr hysterisches Geschrei mit souveräner Verachtung, und diese souveräne Verachtung wird vom ganzen deutschen Volke geteilt. Das deutsche Volk fühlt sich durch den Führer wieder in die ihm gebührende Weltstellung hineingehoben. Das Reich steht im Schatten des deutschen Schwertes. In der nationalen Sicherheit, die durch die deutsche Wehrmacht garantiert wird, blühen Wirtschaft, Kultur und Volksleben. Das Land, ehedem in tiefster Ohnmacht versunken, ist zu neuer Größe emporgestiegen.
Das alles steht uns heute vor Augen, wenn wir als festliche Nation beginnen, den 50. Geburtstag des Mannes zu feiern, dem wir unseres Reiches Ehre, unseres Landes Macht und unseres Volkes Größe zu verdanken haben. Es gibt keinen Deutschen in unseren Grenzen selbst und in der weiten Welt, der an diesem Tag nicht innigsten und herzlichsten Anteil nähme. Er ist ein Feiertag der Nation, und wir wollen ihn auch als solchen begehen.
Es ist notwendig, daß ein Volk, das um sein Schicksal kämpft, hin und wieder in den taumelerregenden Gang der Ereignisse Haltepunkte einschaltet, um sich klar zu werden über Lage, Weg und Ziel. Ein solcher Haltepunkt ist heute gekommen. Die Nation zieht ihr festlichstes Kleid an und stellt sich nun, in Treue und Brüderlichkeit vereint, vor ihren Führer hin, um ihm ihre aus tiefstem Herzen kommenden Glückwünsche zum 50. Geburtstag darzubringen. Es sind die Glückwünsche aller Deutschen im Reiche selbst, in allen Ländern und auf allen Kontinenten. Die Deutschen der ganzen Welt vereinen sich mit uns, die wir das Glück haben, im Reiche zu leben und zu wirken, in diesen heißen und dankerfüllten Wünschen. Und in diesem Hundertmillionenchor stimmen mit ein alle Menschen außerhalb unseres Volkstums, die den wahren Frieden wollen und die Ordnung Europas, seine Geschichte und seine Kultur lieben.
-102-

So richten wir denn in dieser festlichen Stunde, da wir damit beginnen, den 50. Geburtstag des Führers als große nationale Gemeinschaft zu feiern, unsere heiße Bitte an den allmächtigen Gott, ihn auch für die Zukunft in seinem Leben und in seinem Wirken in seinen gnädigen Schutz nehmen zu wollen. Er erfülle dem deutschen Volke seine innigste Bitte und erhalte ihm den Führer in Kraft und Gesundheit noch auf viele Jahre und Jahrzehnte. Dann braucht uns um die Zukunft unseres Reiches nicht bange zu sein. Dann liegt das Schicksal der deutschen Nation wohlbehütet in fester und sicherer Hand.

Wir aber, die wir des Führers älteste Gefolgsleute und Mitkämpfer sind, schließen uns in dieser festlichen Stunde zusammen in dem herzlichen Wunsch, mit dem wir seit jeher die Geburtstage dieses Mannes begingen: Möge er uns bleiben, was er uns ist und was er uns immer war:
Unser Hitler!
-103-

* * * * *

Lord Halifax macht Witze (104)
Lord Halifax macht Witze

22. April 1939

Der englische Außenminister Lord Halifax hat am vergangenen Mittwoch vor dem Oberhaus eine Rede geredet. In dieser Rede wird noch einmal der englische Standpunkt zu den augenblicklich zur Debatte stehenden internationalen Fragen in aller Breite dargelegt, soweit bei England von einem Standpunkt in dieser Angelegenheit überhaupt gesprochen werden kann. Hier ist mithin die ganze der Welt hinlänglich bekannte englische Argumentation zu finden. Sie ist weder originell noch belustigend und wirkt auf einen logisch denkenden Menschen gänzlich konfus. Sie zeichnet sich weniger durch Beweisschärfe aus als vielmehr durch eine in der englischen Publizistik seit jeher gewohnte und mit Biedermannsmiene zur Schau getragene Penetranz in der Verfechtung typisch britischer Ansichten und Vorstellungen. Wer also Zeit und Lust hat, den englischen Standpunkt kennenzulernen, tut gut daran, diese Rede einer eingehenden Lektüre und Überprüfung zu unterziehen. Wir haben zwar wenig Zeit, aber viel Lust dazu, und deshalb fühlen wir uns veranlaßt, uns noch einmal mit Lord Halifax und seiner Argumentation auseinanderzusetzen.
Es sei erlaubt, eines vorauszuschicken: Es gibt in London eine gewisse Clique, die zweifellos den Krieg will, die auch kein Mittel unversucht läßt, zum Kriege hinzutreiben. Diese Clique sitzt zwar noch nicht in der Regierung, aber sie steht nahe bei ihr. Ihre prominentesten Vertreter sind jene Churchill, Eden, Duft Cooper und Genossen, die seit Monaten die Weltöffentlichkeit mit ihrem hysterischen Kriegsgeschrei erfüllen und emsig an der Arbeit sind, die Völker der ganzen Erde in eine abgrundtiefe Panik hineinzustürzen. Wenn diese Herren die Hand aufs Herz legen und der Wahrheit die Ehre geben wollen, so müssen sie eingestehen, daß das auch der Zweck ihrer Übung ist. Sie sollten zwar eigentlich durch die vergangenen Ereignisse eines Besseren belehrt sein. Denn jener Herr Eden hatte hinlänglich Gelegenheit, im Abessinienkonflikt festzustellen, wohin
-104-

eine bramarbasierende Kriegsdrohung führt, wenn man nicht die notwendige Macht besitzt, um in der entscheidenden Stunde auch zum letzten Mittel zu greifen. Herr Eden brachte aus dem Abessinienkonflikt nichts anderes mit nach Hause als eine weltpolitische Blamage für das englische Empire und für sich selbst den Ruf, der bestangezogene Mann Europas zu sein. Das ist zwar auch schon etwas, aber für die Führung eines Weltreichs zu wenig.
Die englische Regierung wird nicht müde, dem deutschen Standpunkt gegenüber zu betonen, daß diese von uns mit Recht angegriffenen Vertreter der englischen Kriegspolitik nicht in den verantwortlichen Stellungen sitzen. Das ist aber, wie von uns oft genug dargelegt wurde, nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Denn in der Demokratie kann die Opposition jeden Tag zum Zuge kommen, und ein autoritär geführter Staat tut deshalb gut daran, sich in all seinen Maßnahmen so einzurichten, als wenn in den ihm gegenüberstehenden Staaten nicht die Regierung, sondern die Opposition am Ruder wäre.

Diese englische Kriegsclique besitzt mächtige Helfershelfer in der ganzen Welt, vor allem in Paris und Washington. Im Hintergrunde gibt Moskau ihr Rückendeckung. Zwar ist diese Kriegsclique weder weltanschaulich noch politisch einheitlich ausgerichtet. Sie setzt sich zusammen aus zu kurz gekommenen Konservativen, aus feudalen Lords, haßerfüllten Juden, rachedurstigen Emigranten, machthungrigen Arbeiterparteien, politisierenden Blaustrümpfen und moralisierenden Erzbischöfen. Deren Motive sind teils imperialistischer, teils ideologischer, teils gefühlsmäßiger und teils religiös-konfessioneller Art. Wenn sie sich auch in den Absichten unterscheiden, so sind sie doch im Ziel durchaus einig. Und hier liegt ihre Gefahr. Man konnte die Hoffnung hegen, daß das offizielle England sich nach den Erfahrungen in der Septemberkrise des vergangenen Jahres und vor allem nach Abschluß des Münchener Akkords merkbar von ihnen absetzte. Aber die Opposition blieb nicht untätig und eröffnete gegen die englische Regierung einen propagandistischen Feldzug, der die in London am Ruder befindliche Gruppe mehr und mehr in die Enge trieb. Nun befindet sich die englische Regierung zweifellos in der Botmäßigkeit dieser Kriegsclique. Für sie gilt das Wort:
"Du bist gefangen, ich fühle dich erbeben!"
-105-

Dafür ist die jüngste Rede Lord Halifax' sozusagen ein Schulbeispiel. Hier wird zu allem Überfluß noch einmal der ganze Vorrat der politischen Argumentation der englischen Kriegspartei zum Vertrag gebracht. Der amerikanische Präsident Roosevelt hat in seiner Proklamation an den Führer und an den Duce mit vollen Lungen in dasselbe Horn geblasen. Das klang lauter, war aber echt amerikanisch, und die wild gewordene New Yorker und Washingtoner Publizistik ist mit einem Lärm ohnegleichen in Roosevelts Melodie eingefallen. Die Amerikaner haben gut schimpfen, denn sie sitzen weit vom Schuß. Aber ihre Polemik ist plump und ungeschlacht und entbehrt deshalb vollkommen des originellen Reizes. Wenn sich auch maßgebende USA.-Politiker daran beteiligen und diese Polemik amtlicherseits noch verschärfen, so ist das keineswegs geeignet, sie dadurch etwa interessanter zu machen. Im Gegenteil, man hat bei den amerikanischen Publizisten vielfach den Eindruck, daß sie eine gewisse Ähnlichkeit mit den berühmten amerikanischen Wolkenkratzern aufweisen, bei denen ja bekanntlich auch die oberen Etagen unbewohnt sind. Mit einer Polemik ohne Geist sich auseinanderzusetzen, die nur zu schimpfen versteht, lohnt nicht. Eher schon macht es Spaß, eine Argumentation, wie sie von Lord Halifax vorgetragen wurde, aufzuspießen. Zwar entbehrt auch diese der Schärfe der Logik und der Klarheit der aus den vorgetragenen Ansichten gefolgerten Konsequenzen;
aber immerhin ist sie ein beredtes Beispiel für die englische Mentalität, und da die ja bei den in näherer und weiterer Zukunft zur Entscheidung stehenden Fragen von ausschlaggebender Bedeutung sein wird, ist es nicht ganz abwegig, sich noch einmal mit ihr auseinanderzusetzen.
Lord Halifax beginnt gleich mit einem Kompliment zur nationalen spanischen Regierung hin. Er spricht mit frommem Augenaufschlag von dem ungeheuren Programm des inneren Wiederaufbaus in Spanien, und daß dieser volles Verständnis und restlose Sympathie aller Personen in England habe. Lord Halifax vergißt dabei vollkommen, wenigstens am Rande zu erwähnen, wie große Schwierigkeiten die englische Diplomatie fast drei Jahre lang der spanischen Regierung gemacht hat, um dieses ungeheure Programm des inneren Wiederaufbaus überhaupt in Angriff zu nehmen. Er meint wohl, das habe die Welt bereits vergessen.
In einer Zusammenfassung der wichtigsten Ziele der britischen
-106-

Außenpolitik erklärt Lord Halifax, daß England die Aufrechterhaltung eines wirklichen Friedens in der Welt wünsche sowie den Schutz der Person und des Eigentums. Wir nehmen an, daß die Bewohner

von Palästina und die unterdrückten Völker in vielen anderen Dominions und Kolonien des englischen Weltreichs diese Erklärung nur mit einem bitteren Lachen zur Kenntnis genommen haben, sofern sie englische Ministerreden überhaupt noch einer Beachtung für wert halten. Daß Lord Halifax den Völkerbund über den grünen Klee lobt, ist für seinen Standpunkt verständlich. Daß er aber dabei bestreitet, daß die Unmöglichkeit, den Völkerbund lebenskräftig zu erhalten, in die Verantwortung der britischen Regierung gehöre, ist, gelinde gesagt, eine Unterschlagung der Wahrheit. Denn die drei mächtigsten Völker der Welt haben ja den Völkerbund nicht verlassen, weil sie, wie Lord Halifax meint, den Grundsätzen der Zusammenarbeit abgeschworen hätten, sondern im Gegenteil, weil der Völkerbund ihnen überhaupt niemals eine Basis der Zusammenarbeit mit den reichen und mächtigen Nationen bot. Eben deshalb gibt es in der Welt keinerlei allgemein angenommene Münze im allgemeinen Verkehr mehr. Lord Halifax verwechselt hier offenbar Ursache und Wirkung. Er hat schon recht, wenn er erklärt, man meine in der internationalen Polemik nicht dasselbe, wenn man auch die gleichen Worte gebrauche, und die Vorstellungen' von der Gerechtigkeit, der Achtung vor Verträgen und dem Wert von Versprechen würden verschieden ausgelegt. Das entspricht in jeder Weise den Tatsachen. England hat, das sei nicht bestritten, eine andere Vorstellung von der Gerechtigkeit als wir, und wenn London von Moral spricht, so meint es offenbar etwas ganz anderes damit, als wenn in Deutschland von Moral die Rede ist. Die britische Regierung hat nicht nur nichts getan, um dieses Absinken des Niveaus der internationalen Beziehungen zu verhindern, wie Lord Halifax meint, sondern im Gegenteil, sie ist dafür in erster Linie verantwortlich.
Und damit kommen wir zum Kernpunkt der Dinge. Lord Halifax erklärt naiverweise, es sei phantastisch zu behaupten, daß die von der britischen Regierung begonnenen Konsultationen und die Garantien, die Großbritannien gegeben habe, irgendwelche agressiven Absichten britischerseits bedeuteten. Er sei bereit, im Namen der britischen
-107-

Regierung eine höchst feierliche Versicherung abzugeben, daß kein derartiger Gedanke der Einkreisung in der britischen Politik einen Platz finde. Wie man das nun nennen mag, das ist gänzlich gleichgültig; wir wollen hier nicht um Worte streiten. Man könnte gerade so gut sagen, daß England die Absicht habe, Deutschland und Italien, statt es einzukreisen, zu umzingeln. Aber das bedarf doch keines Beweises mehr, daß London heute in der ganzen Welt herumhausiert, um Völker und Staaten zu finden, die sich im Bedarfsfalle von der englischen Politik als Festlandsdegen gegen Deutschland und Italien mißbrauchen lassen. Das ist ja seit jeher das A und 0 der englischen Diplomatie gewesen. Wo hat jemals England in Europa, mit Ausnahme des Weltkrieges, wo es allerdings dann um seine nackte Existenz ringen mußte, einen Krieg, der in seinem ureigensten Interesse geführt wurde, auf seine eigene Kappe genommen? Hat es nicht vielmehr jeden anderen Krieg bis zum Ausbluten der übrigen beteiligten Völker, aber unter möglichster Schonung des eigenen Volkes geführt? Daß London sich hütet, dieser seiner Tendenz offen Ausdruck zu geben, und daß es eine solche Absicht mit moralischen Phrasen einwattiert, das liegt durchaus in der jahrhundertelang geübten englischen Tradition begründet. Die Engländer haben offenbar jedes Empfinden dafür verloren, was die Welt über sie und ihre Politik denkt. Sie reden so, als hätten sie durchaus keine Geschichte hinter sich oder als wären die, gegen die sie polemisieren, in dieser englischen Geschichte gänzlich unbewandert. Wenn Lord Halifax beispielsweise sagt, die britische Regierung wünsche mit allen friedensliebenden Ländern zusammenzuarbeiten, die bereit seien, die Unabhängigkeit souveräner Staaten aufrechtzuerhalten, so ist das glatterdings ein Hohn auf die von London in dieser Zeit noch in vielen englischen Mandats- und Protektoratsgebieten betriebene barbarische imperialistische Politik.
Es paßt durchaus in dieses Bild hinein, wenn Lord Halifax in solchem Zusammenhang erklärt, daß London entschlossen sei, die gegenwärtigen Verhandlungen mit Sowjetrußland bis zum letzten weiter

fortzusetzen, und es entbehrt nicht einer bitteren Komik, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieser feudale Lord eine solche Politik ausgerechnet vor dem ebenso feudalen englischen Oberhaus vertritt. Das kapitalistisch-royalistisch-pietistische England Arm in Arm mit der kommunistisch-prole-
-108-

tarisch-atheistischen Sowjetunion — das ist ein Bild für die Götter, und man könnte angesichts dieses Bildes der englischen Moraltante mit Lohengrin die erstaunte Frage zurufen: "Elsa, mit wem verkehrst du da?"

Lord Halifax nennt in diesem Zusammenhang den Bolschewismus eine abstrakte Anschauung. England sei nicht bereit, auf Grund einer solchen Anschauung irgend etwas abzulehnen, was ein anderes Land anbiete, solange es nicht diese Ideen anderen Ländern aufzuzwingen wünsche, die sie nicht haben wollten. Die vielen Millionen Opfer des Bolschewismus werden offenbar über die Abstraktheit dieser infernalischen Weltpest andere Ansichten haben als Lord Halifax, von dem wir nach diesem Geistesblitz annehmen müssen, daß er vom Bolschewismus, seinen Grundsätzen und Auswirkungen, auch nicht die blasseste Vorstellung besitzt.

Es ist auf die Nerven fallend, wenn Lord Halifax erklärt, daß er zwar ein umfangreiches System gegen die Aggression wünsche, aber mit Möglichkeiten zu friedlichen Änderungen. Dieses umfangreiche System hat ja von 1919 bis 1933 existiert. Es hat nur nirgendwo auch nur die leiseste Möglichkeit zu friedlichen Änderungen gezeigt. Deutschland hat ja erst dann seinen außenpolitischen Kurs geändert, als es erkennen mußte, daß es auf dem Wege des Völkerbundes, dem gegenüber England, wie Lord Halifax behauptet, ein reines Gewissen haben will, zu keinem greifbaren Ziel kommen könne. Es wirkt wie Hohn, wenn Lord Halifax erklärt, daß, wenn friedfertige Änderungen verlangt würden, er auf die vorhandenen Möglichkeiten verweisen müsse. Wo existieren denn solche Möglichkeiten? Wo haben sie je existiert? Und wo kann man vermuten, daß sie in Zukunft einmal existieren werden? Lord Halifax gibt ja selbst zu, daß in den zwanzig Jahren seines Bestehens der Völkerbund keine befriedigende Lösung gefunden habe. Wie lange sollen denn Deutschland und Italien warten, bis diese toten Maschinerien der kollektiven Sicherheit aus der gegenwärtigen Lage in Europa zu entsprechenden Konsequenzen führen?

Es versteht sich am Rande, daß Lord Halifax zum Schluß noch einmal die Moral strapaziert, auf der angeblich die britische Politik beruhe. Von dieser Moral hat die Welt in den vergangenen dreihundert Jahren genügend Beispiele zu Gesicht bekommen. Ihr gelüstet nicht nach mehr
-109-

Beweisen. Sie kennt auch den von Lord Halifax noch einmal vertretenen englischen Grundsatz, daß die Rechte kleinerer Länder nicht durch die Stärke beiseitegetan werden, daß Gewalt kein entscheidender Faktor zwischen den Völkern sein, und daß Verhandlungen nicht durch bewaffnete Stärke überschattet werden dürften. Wir erklären uns bereit, in einer Minute hundert Beispiele aus der englischen Geschichte herzuzählen, bei denen diesen von Lord Halifax so pathetisch gepredigten Grundsätzen zynisch ins Gesicht geschlagen wird.

Wir müssen also mit allem Freimut feststellen, daß Lord Halifax mit dieser Rede vor dem Oberhaus dem englischen Standpunkt keinen guten Dienst erwiesen hat. Diese Rede ist, wie alle englischen Reden der jüngsten Vergangenheit, ein Sammelsurium von Ungereimtheiten und Platitüden. Sie machen es einem kritischen Beobachter immer schwerer, die englische Politik überhaupt noch zu verstehen. Aber London irrt, wenn es etwa glaubt, daß solche Reden die deutsche Öffentlichkeit irgendwie beeindrucken könnten. An ihnen bleibt nur zu bewundern, mit welch einer souveränen Selbstverständlichkeit sie vorgetragen werden. Aber sie sind offenbar für die Galerie berechnet. Doch auch die Galerie des internationalen politischen Publikums ist in letzter Zeit hellhörig geworden. Sie

nimmt englische Parlamentsreden ungefähr so entgegen, wie fleißige Kinobesucher schlechte Filme entgegenzunehmen pflegen, indem sie, um ihre Abneigung zu bekunden, ausgerechnet bei den ernstesten Stellen lachen. So auch hier. Lord Halifax hat offenbar den Ehrgeiz gehabt, politische Witze zu machen. Das haben wir doch ausdrücklich verboten, vor allem, wenn diese Witze alles andere als geistvoll sind. Aber hier reizen sie trotzdem zum Lachen, und zwar durch ihre unfreiwillige Komik. Deshalb sei es uns gestattet, leise vor uns hinzukichern und mit aller schuldigen Ehrfurcht zu bekennen, daß Lord Halifax besser getan hätte zu schweigen, denn dann wäre er ein Philosoph geblieben.
-110-

* * * * *

Ein paar Worte über politischen Takt

27. April 1939

Die Engländer haben eine eigene Auffassung von politischem Takt. Sie vertreten diese Auffassung so offenherzig und naiv, daß man annehmen muß, es kommt ihnen gar nicht mehr zu Bewußtsein, wie beleidigend sie damit auf andere Völker wirken. Sie haben es sich in der mehrhundertjährigen Geschichte ihres Empire angewöhnt, den ganzen Erdball als so eine An von englischem Nationaleigentum zu betrachten. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß dieses Nationaleigentum ihnen sozusagen auf Grund einer höheren göttlichen Ordnung anvertraut worden ' ist, die sie auch dazu bestimmte, über Ruhe, Ordnung und Frieden in der Welt zu wachen.
Wer sich dem englischen Ruhe-, Ordnungs- und Friedensprinzip nicht fügt, der ist nach britischer Auffassung ein gefährlicher Aufwiegler und Rebell, der unschädlich gemacht werden muß. Denn er gefährdet das "Gleichgewicht" unter den Völkern, das nach Londons Meinung die Voraussetzung zu Glück und Wohlstand Englands ist.
Aus dieser Einstellung heraus resultiert der fundamentalste Grundsatz der englischen Außenpolitik, die balance of power in Europa. Schon dieser Begriff an sich ist bei Licht besehen eine Unverschämtheit; er geht davon aus, daß das Gleichgewicht der Kräfte in Europa ausbalanciert sein müsse, damit England von europäischen Streitigkeiten verschont bleibt, oder doch wenigstens von ihnen profitiert. Denn England hat bekanntlich weder Zeit noch Lust, sich um machtmäßige Auseinandersetzungen auf dem europäischen Kontinent zu bekümmern, wenn sie nicht in seinem eigenen Interesse liegen. London hat ein Weltreich zu verwalten; und es ist die erklärte Aufgabe der britischen Außenpolitik, dafür zu sorgen, daß England in Ruhe die in diesem Weltreich zusammengehäuften Reichtümer verdauen kann.
Es ist eine bekannte Tatsache, daß begüterte Leute oft taktlos sind. Besonders gefallen sie sich in ihrer Taktlosigkeit Armen und
-111-

Bedürftigen gegenüber. Und gerade wenn sie anfangen, jovial zu werden, dann wirken sie erst recht beleidigend. Sie klopfen den Habenichtsen vertraulich auf die Schultern und meinen, damit sei alles in Ordnung.
Reiche Leute sind meistens sehr moralisch. Wenigstens tun sie so, als ob sie es wären. Das Schicksal macht es ihnen auch verhältnismäßig leicht, moralisch zu sein, jedenfalls leichter als den Armen. Die Reichen schwärmen für Ruhe und Ordnung, denn sie können dadurch nur gewinnen. Jeden Angriff auf bestehende Eigentumsverhältnisse empfinden sie deshalb als unmoralisch und fassen ihn unter dem Generalbegriff des Bolschewismus zusammen.
Und wie das unter den Menschen ist, so ist das auch unter den Völkern. Es gibt bekanntlich Staaten, die im Überfluß schwelgen, die gar nicht wissen, was sie mit ihren Rohstoff- und Goldvorräten

anfangen sollen, und es gibt andere Völker, die kaum das Notwendigste zum Leben besitzen und deren Intelligenz, deren Fleiß und Organisationsgabe allein es zu verdanken ist, daß sie überhaupt existieren können.
Es ist erklärlich, daß sich die besitzlosen Nationen nicht gerade begeistert mit diesem Zustande abfinden. Sie sind deshalb in den Augen der besitzenden Nationen Störenfriede einer geheiligten göttlichen Ordnung, in der den reichen Völkern alle Besitztümer der Welt anvertraut wurden, während die armen Nationen davon ausgeschlossen sind.
Es kann deshalb auch nicht wundernehmen, daß die reichen Nationen den armen Völkern vorwerfen, daß sie den Frieden bedrohen. Und es versteht sich am Rande, daß bei diesen Auseinandersetzungen nicht nur von politischen und wirtschaftlichen Erwägungen die Rede ist, sondern seitens der reichen Nationen oft in einer geradezu aufreizenden Weise die Moral exerziert wird.
In dieser Beziehung zeichnen sich am meisten die Engländer aus. Sie verstanden es immer meisterhaft, besitzlose Völker moralisch ins Unrecht zu setzen. Und da die Engländer unter den Nationen die reichsten sind, sind sie natürlich auch am moralischsten. Sie besitzen ein Empire, dessen Geschichte mehr als fragwürdig ist. Aber schon an diese Geschichte zu erinnern, empfinden sie als taktlos. Sie möchten in ihrer genießerischen Ruhe nicht gestört werden. Sie handeln so wie Fafner, der seinen Gold--112-

schätz mit den Worten bewacht: "Ich lieg' und besitz', laßt mich schlafen!" Nun behaupten sie, nicht mehr ruhig schlafen zu können. Schuld daran tragen die bösen Deutschen, und das ist die Unverschämtheit.
Es ist deshalb mehr als verständlich, daß gerade die Engländer den Aufstieg Deutschlands als außerordentlich lästig empfinden. Er ist für sie ein ständiger Appell an ihr schlechtes Gewissen. Solange Deutschland ohnmächtig war, konnte das für London nicht viel bedeuten. Heute dagegen ist Deutschland eine Großmacht; und da England gegen die von Deutschland mit dem unanfechtbarsten moralischen Recht erhobenen Lebensansprüche im Ernst gar nichts Stichhaltiges anzuführen hat, verlegt es sich darauf, hemmungslos zu schimpfen.
Plötzlich werden die englischen Gazetten maßlos ordinär; sie, die sich sonst soviel darauf zugute hielten, daß sie politische Kämpfe mit höchster Fairneß auszutragen pflegten, haben nun mit einem Male ihre ganze gute Erziehung vergessen und krakeelen wie die Marktweiber. Sie können es Deutschland nicht verzeihen, daß es den Zustand der Ohnmacht aus eigener Kraft überwunden hat. Immer noch versuchen sie, uns so zu behandeln, wie sie das früher in Zeiten des deutschen Niederganges straflos tun konnten. Und wenn auch die regierenden Kreise in London den Anschein zu erwecken versuchen, als wenn sie sich in dieser Beziehung zuweilen eine gewisse Mäßigung auferlegten, so schimpfen ihre Zeitungen nach ihrem Kommando um so gemeiner.
Die Engländer haben sich auch eine eigene Auffassung über den Begriff der Pressefreiheit zurechtgelegt. Diese ist ebenso naiv wie dummdreist und typisch britisch. Sie argumentieren etwa so: In Deutschland gibt es Gesetze, die der Presse verbieten, beleidigend zu werden. Die deutsche Regierung hat also Möglichkeiten, auf die Presse einzuwirken; ergo muß die deutsche Presse sich vor allem London gegenüber eines außerordentlich anständigen und loyalen Benehmens befleißigen. Insbesondere darf sie sich nicht in innerenglische Angelegenheiten hineinmischen. In England dagegen herrscht die Demokratie. Eines der Grundgesetze der Demokratie ist die, Freiheit der Presse. Da die englische Presse frei ist, besitzt die
-113-

englische Regierung keine Einwirkungsmöglichkeiten auf sie. Deshalb hat die englische Presse den Vorzug, über alles schimpfen zu dürfen, was ihr unter die Feder kommt: mehr noch, es ist geradezu ihr

souveränes Vorrecht, sich in jede innerdeutsche Angelegenheit hineinzumischen, hohen und höchsten Stellen in der deutschen Staatsführung unerbetene und gänzlich taktlose Ratschläge zu erteilen und sich sozusagen als moralischer Splitterrichter über Deutschland, sein Volk und sein Regime aufzuspielen.
Das kommt in diesen Tagen wiederum sehr drastisch zum Ausdruck bei Gelegenheit der Rückkehr des englischen Botschafters Henderson nach Berlin. Es ist das erklärlicherweise der natürlichste Vorgang, den man sich denken kann. Selbst der englische Ministerpräsident Chamberlain hat auf eine diesbezügliche Anfrage im Unterhaus geantwortet, er könne sofort erklären, "daß der Rückkehr Sir Nevile Hendersons keinerlei besondere Bedeutung beizumessen sei. Er sei ganz normal zurückgegangen".
Was aber macht die englische Presse daraus? Kehren wir einmal den Sachverhalt um und formulieren wir die Überschriften der maßgebenden englischen Blätter bei dieser Gelegenheit so, als wären die deutschen Zeitungen mit einem ähnlichen Vorgang, der England betreffe, befaßt, und es wird einem die ganze dreiste Unverschämtheit des Vorgehens der englischen Presse klar. Etwa: Der "Völkische Beobachter" schreibt, daß der deutsche Botschafter in London mit einem Sonderauftrag nach London entsandt worden sei. London müsse das in Frage stehende Angebot annehmen und sofortige Beweise seines Friedenswillens liefern. Oder:
Der deutsche Botschafter solle den englischen König warnen. Oder: Der deutsche Botschafter werde dem englischen Außenminister erklären, daß Deutschland eine radikale Politik einschlagen werde, solange es keine beruhigenden Versicherungen und Schritte von Seiten Englands gebe. Deutschland müsse ausreichende Beweise für einen völligen Umschwung in der Politik Englands haben. Derartige Beweise seien die Zurückziehung der englischen Mannschaften, sagen wir aus Palästina, Einstellung der englischen Pressekampagne gegen Deutschland und einschneidende Maßnahmen der englischen Abrüstung. Oder: Der deutsche Botschafter werde bei der britischen Regierung vorstellig werden, um drastischen
-114-

Einfluß auf die bevorstehende Erklärung Chamberlains vor dem Unterhaus auszuüben.
Man wird zugeben müssen, daß, wenn die deutsche Presse es wagen würde, London gegenüber einen solchen Ton anzuschlagen, die englische öffentliche Meinung wahrscheinlich in Siedewut versetzt würde. Und das mit Recht. Denn ein solches Verfahren ist unter Großmächten nicht üblich. Es ist taktlos, dummdreist und unverschämt, und wenn es von London gegen uns angewandt wird, entspricht es außerdem in keiner Weise den gegenwärtigen Machtverhältnissen zwischen Deutschland und England. Trotzdem schreibt die englische Presse so. Und deshalb müssen wir ihr auf die Finger klopfen. Die Engländer haben sich nun allmählich daran zu gewöhnen, daß, was für sie recht, für uns billig ist.
Deutschland ist in keiner Weise mehr geneigt, sich von London aus eine Behandlung gefallen zu lassen, die London, würde sie von Deutschland England gegenüber versucht werden, mit Recht voll Empörung zurückweisen würde.
Es erübrigt sich, auf diese frechen und taktlosen Unterstellungen der englischen Presse einzugehen. Sie sind zu dumm und zu absurd, als daß sie überhaupt einer Widerlegung bedürfen. Wir erwähnen sie auch nicht, um uns mit der englischen Presse auseinanderzusetzen. Wir haben längst die Lust dazu verloren. Es hat keinen Zweck, sich mit Meinungen polemisch zu messen, die keinerlei Substanz aufweisen und lediglich auf Großsprecherei beruhen, hinter der kein klarer Wille steht.
Wir führen das nur an, um der englischen öffentlichen Meinung vor allem eines klarzumachen: Die Engländer sagen oft in ihrer Auseinandersetzung mit Deutschland, daß mit uns nicht zu reden sei. Sie haben recht, wenn sie glauben, uns gegenüber einen solchen Ton anschlagen zu können. Denn

Deutschland ist kein englisches Protektoratsgebiet, und die Engländer täten gut daran, mit uns zu verkehren, wie man im allgemeinen mit einer Großmacht zu verkehren pflegt.
Wenn man unseren nationalen Stolz verletzt, so zeigen wir die kalte Schulter. Wir waren immer zugänglich für jede sachliche Auseinandersetzung; aber wer sich mit uns polemisch messen will, hat sich gefälligst eines höflichen Tones zu befleißigen. Die englische Presse wäre also gut
-115-

beraten, wenn sie in ihren Unterhaltungen mit Deutschland weniger den Versailler Vertrag und mehr Knigges Umgang mit Menschen zum Leitfaden dieser Polemiken mit uns machte.
Wir sind nicht streitsüchtig. Wir wollen unser Recht; und zwar gründet sich dieser Anspruch auf unser Recht auf sehr sachliche und durchschlagende Argumente. Aber wo man uns dumm kommt, da setzen wir nach guter, alter deutscher Sitte auf einen groben Klotz einen groben Keil.
-116-

* * * * *

Plädoyer für die deutsche Kulturpolitik

Rede zur Tagung der Reichskulturkammer in Berlin

l. Mai 1939

In einer Zeit starker internationaler Spannungen feiert das deutsche Volk in diesem Jahre am l. Mai seinen Nationalfeiertag. Allerdmgs werden wir durch diese internationalen Spannungen innerlich nicht im mindesten berührt, wenngleich es sich bei ihnen in der Hauptsache um uns handelt, um unser Ansehen, um die Macht und die Größe des Reiches und der deutschen Nation. Das deutsche Volk selbst ist gegen die internationale Hetze und Kriegshysterie, die durch die Lügenpresse in London, Paris und New York systematisch betrieben und entfacht wird, gänzlich immun. Es ruht sicher und fest in seiner eigenen Kraft. Es weiß, daß ihm genügend Machtmittel zur Verfügung stehen, um seine Ehre und seine nationale Existenz in jedem Falle zu verteidigen. Daraus entspringt auch das Gefühl jener souveränen Überlegenheit, das unser Volk der Demokratie und ihren Wortführern gegenüber empfindet.
Deutschland hat seit dem Jahre 1933 einen steilen Weg zu einem unvorstellbaren Machtzuwachs angetreten. Damals war es noch ein ohnmächtiges Volk, gequält und gedemütigt am Boden liegend. Heute ist es ein Volk in Waffen.
Zwar sagt das Sprichwort: Inter arma silent musae, wenn die Waffen das Wort ergreifen, haben die Musen zu schweigen. Aber das ist nur bedingt richtig. Denn es kann nicht bezweifelt werden, daß politische und militärische Blütezeiten auch fast immer kulturelle Blütezeiten in ihrem Gefolge nach sich ziehen. Die Macht ist nicht nur ein rein mechanischer Ausdruck der Kraft und des Ansehens einer Nation. Auch in der Macht kann die Kultur eines Volkes ihren Ausdruck finden. Denn die Macht ist die Voraussetzung eines wirklichen und dauerhaften Friedens. Der Frieden aber erst gibt dem Volke jene innere Sicherheit, die ihm die Kraft verleiht, nicht nur Kultur zu beschützen, sondern auch Kultur zu schaffen.
-117-

Darum auch geht im neuen nationalsozialistischen Deutschland der Aufbau der Macht mit dem Aufbau der Kultur Hand in Hand.
Es hätte das allerdings auch anders sein können. Die nationalsozialistische Bewegung, die heute den Staat führt, hätte im Jahre 1933 angesichts der großen und fast entmutigenden Probleme, vor die sie gestellt war, die Berechtigung gehabt zu erklären, daß die Fragen wirtschaftlicher, politischer und

militärischer Natur die vordringlicheren seien, und daß sie zuerst gelöst werden müßten, ehe Staat und Partei an eine generelle Lösung der in Frage stehenden Kulturprobleme herantreten könnten. Man hätte also mit Fug und Recht und ohne sich einem Vorwurf der Mit- und Nachwelt auszusetzen, die Inangriffnahme der Probleme der Kultur auf später verschieben und sich vorerst mit ganzer Kraft den Aufgaben des wirtschaftlichen, politischen und militärischen Aufbaus widmen können. Es hat damals auch nicht an Ratgebern gefehlt, die diese Verfahrensweise vorschlugen. Sie erklärten vor allem, daß es notwendig sei, die Finanzkraft des Reiches vorerst lediglich auf die unmittelbar zur Entscheidung stehenden Probleme des materiellen Daseins unseres Volkes zu konzentrieren und sie nicht dadurch zu zersplittern, daß man sie zum Teil auch für die Lösung kultureller Probleme in Ansatz brachte. Denn es ist ja allgemein bekannt, daß der Aufbau einer Volkskultur Geld kostet. Aber es bedeutet eine rein mechanische Auffassung von der Kultur, wenn man behaupten wollte, daß das für sie verwandte Geld nicht früher oder später einmal seine Zinsen tragen würde. Vor allem aber heißt es, die Aufgaben eines Volkes vollkommen aufsplittern, wenn man glaubt, man könne sie nach ihrer verschiedenwertigen Dringlichkeit auch in ihrer Ingangsetzung beliebig unterteilen. Der Neuaufbau eines Volkes muß die Nation in allen ihren verschiedenen Lebensäußerungen total umfassen. Hier haben Politik, Kultur, militärischer Aufbau und Wirtschaft Hand in Hand zu gehen. Allerdings hat dann die Staatsführung die besonders wichtige und ausschlaggebende Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Gesetze des Ineinanderwirkens dieser verschiedenen Funktionen des öffentlichen Lebens klar und präzise auch ein Funktionieren dieser Funktionen garantieren.
Der nationalsozialistische Staat hat es sich deshalb besonders angelegen sein lassen, die Fragen des öffentlichen Lebens insgesamt dem Wohl des
-118-

Volkes und den Bedürfnissen der nationalen Gemeinschaft unterzuordnen. Es liegt auf der Hand, daß damit bestimmte Begrenzungen festgelegt wurden und die Politik vor allen anderen Funktionen unseres Volkslebens den Primat für sich beanspruchen mußte.
Und hier gerade setzt die demokratische Kritik, besonders unserer westlichen Nachbarn, ein. Sie behaupten mit viel Pathos, daß es ihre besondere Aufgabe sei, die Kultur, die sie in Erbpacht genommen zu haben vorgeben, gegen die autoritären Staaten in Schutz zu nehmen. Es ist das eine geradezu lächerliche und beleidigende Arroganz angesichts der Tatsache, daß ausgerechnet in den Staaten, die über das reichste Kulturleben der Vergangenheit verfügen, die autoritäre Staatsform zum Durchbruch gekommen ist, während in den Staaten, die zum Teil wenigstens fast ausschließlich von der Kultur dieser genannten Staaten leben und mitzehren, die Demokratie sich noch am Ruder befindet. Wenn beispielsweise amerikanische Publizisten die deutsche Kultur gegen den Nationalsozialismus in Schutz nehmen zu müssen behaupten, so ist das so ungefähr die arroganteste Frechheit, die man sich überhaupt nur vorstellen kann. Amerika besitzt bis zum heutigen Tage nur in gewissem Umfange ein eigenes, artgebundenes Kulturleben. Es hat weder auf musikalischem noch auf dichterischem, noch auf dem Gebiete der bildnerischen Kunst nennenswerte Beiträge zum Kulturbesitz des Abendlandes beigesteuert, von denen man voraussagen könnte, daß sie Jahrhunderte überdauern werden. Seine Zivilisation ist zum größten Teil das Ergebnis der durch die Jahrhunderte geleisteten Vorarbeit der europäischen Völker. Wenn also Amerika behauptet, gegen Deutschland oder Italien die europäische Kultur in Schutz nehmen zu müssen, so ist doch wohl die Frage erlaubt, ob es nicht angebrachter wäre, wenn Amerika sich befleißigte, vorerst einmal selbst eine Kultur zu schaffen, die zu beschützen dann allerdings seine nationale Pflicht wäre. Solange das nicht der Fall ist, besteht für uns keinerlei Veranlassung, auf diese großsprecherischen Redensarten überhaupt einzugehen, da sie gänzlich ohne Substanz sind.

Auch die Behauptung der Demokratie, daß in den autoritären Staaten die Freiheit des Geistes unterdrückt sei, vermag im nationalsozialistischen Deutschland keinerlei Eindruck mehr zu machen. Die Freiheit des Geistes hat gewiß in den autoritären Staaten da eine Begrenzung gefunden, wo
-119-

sie sich mit den nationalen Interessen stößt. Wenn sie in der Demokratie an diesem Punkte nicht begrenzt wird, so doch dort, wo sie sich mit den kapitalistischen Interessen in Widerspruch setzt. Und es sei hier die Frage erlaubt, was für den geistigen Arbeiter angenehmer und ehrenvoller ist: seine geistige Arbeit dem nationalen Wohl eines ganzen Volkes oder dem kapitalistischen Interesse einer kleinen anonymen Geldclique unterzuordnen.
Jedenfalls können wir mit Fug und Recht behaupten, daß der deutsche Geist kaum in einem Zeitalter eine breitere Entfaltungsmöglichkeit gefunden hat als in dem des Nationalsozialismus. Das weiß bei uns auch jeder geistige Arbeiter und jeder künstlerische Mensch. Wer das Gegenteil behauptet, rechnet meistens zu jener zahlenmäßig kleinen Schicht von Intellektuellen, die wahre Geistigkeit mit intellektueller Kompliziertheit verwechseln und dabei die starken und bewegenden Kräfte des Herzens dem kalt berechnenden Verstand unterordnen.
Es ist notwendig, diese scharfe Unterscheidung zu treffen. Denn der Intellektualismus darf schon aus Gründen der Billigkeit in keiner Weise mit der nationalen Intelligenz gleichgesetzt werden. Die nationale Intelligenz hat in den vergangenen Jahren auf allen Gebieten unseres öffentlichen Lebens wahre Wunder geschaffen. Der liberal-demokratische Intellektualismus, soweit er auch bei uns noch in kleinen Überbleibseln vorhanden ist, beschränkte sich während dieser Zeit darauf zu kritisieren und im übrigen seine Vorbilder in einer westlichen Demokratie zu suchen, die nicht nur politisch, sondern auch geistig, künstlerisch und kulturell längst schon abgedankt hat. Denn Kultur hat ihrem Wesen nach nichts mit Wissen und vor allem nichts mit kalter Intellektualität zu tun. Kultur ist die tiefste und reinste Lebensäußerung eines Volkstums. Erst in ihrer Verbindung mit den nationalen Kräften eines Volkes gewinnt sie ihre echte Bedeutung. Und es war das Vorrecht des Nationalsozialismus, •diesen Begriff aus seiner demokratisch-liberalen Verzerrung herauszuheben und ihn in seiner ursprünglichen Bedeutung wieder neu zu prägen. Schon deshalb brauchen wir keine demokratischen Lehrmeister für die Entwicklung unseres volkskulturellen Lebens.
Das bezieht sich vor allem auf die Arbeit der Presse. Wenn der Journalist im nationalsozialistischen Deutschland dem Staate, dem Volke und
-120-

seinen Interessen dient, so ist das eine ehrenvolle Aufgabe, die ihn dem Soldaten oder dem Beamten berufsmäßig gleichsetzt. Da der Journalist in demokratischen Staaten gewissermaßen nur der Schreibkuli anonymer Kapitalmächte ist, kann hier von einer ehrenvollen Aufgabe überhaupt nicht mehr die Rede sein. Er muß das schreiben, was von ihm verlangt wird, und er weiß nicht einmal, wer es von ihm verlangt. Eine Freiheit der Presse existiert also in der Demokratie nur auf dem Papier.
Die Freiheit des Geistes ist in den liberalen Staaten lediglich eine Fiktion, die ausschließlich dazu dient, dem intellektuellen Pöbel einen Zustand zu suggerieren, der in Tatsache gar nicht mehr vorhanden ist.
Doch wozu soviel der Worte. Wir erachten es nicht für unsere Aufgabe, uns mit der Demokratie über Theoreme in Streitigkeiten einzulassen. Am Ende beweist nur der Erfolg die Richtigkeit eines eingeschlagenen Weges; und ich glaube, was den Erfolg betrifft, brauchen wir uns auch in unserer kulturellen Leistung vor der Demokratie nicht nur nicht zu verstecken, sondern wir haben ihr gegenüber einen Vorsprung errungen, der gar nicht mehr einzuholen ist. Ein blühendes deutsches Theaterleben, ein kühn aufstrebender deutscher Film, eine Großmacht Presse, die den nationalen

Interessen dient, ein über das ganze Volk verbreiteter deutscher Rundfunk, eine schöpferische Musik, die aus den Ursprüngen großer Meister hervorgegangen ist und sich wiederum auf den Urbegriff der Musikalität, auf die Melodie, zurückbesonnen hat, ein reiches, aufstrebendes deutsches Schrifttum, eine der Schönheit und der Harmonie dienende deutsche Malerei, eine junge revolutionäre und schöpferische Plastik und vor allem eine Architektur, die mit ihren monumentalen Bauten, Projekten und Entwürfen bereits ein ganzes Volk in Atem hält, das sind die sichtbaren Zeichen eines kulturellen Aufbauwerkes, das einzigartig in der Welt des 20. Jahrhunderts ist. Der Nationalsozialismus hat das Wunder fertiggebracht, die Technik dieses Jahrhunderts, die schon im Begriff stand, den modernen Menschen sich vollkommen botmäßig zu machen, aufs neue zu beseelen und sie mit dem Geist nicht nur der Zweckmäßigkeit, sondern auch der ästhetischen Schönheit zu erfüllen. Die edle und kühne Harmonie unserer monumentalen Straßen und Brücken ist ein überzeugender Beweis dieses riesigen Umwandlungsprozesses im Verhältnis eines Volkes zur Technik.
-121-

Was haben im Ernst unsere demokratischen Kritiker demgegenüber aufzuweisen? Und dabei muß betont werden, daß das, was bisher auf diesem Gebiet in Deutschland geleistet wurde, lediglich ein Anfang war. Während die Demokratie nur schwätzte, haben unsere Theater gespielt und die Massen durch ihre festlichen Darbietungen unterhalten, erbaut und erhoben, haben wir Filme produziert, deren Weltgeltung nicht mehr bestritten werden kann, wurde in Deutschland gedichtet und musiziert, gemalt und gebaut. Und man braucht nur die Frage aufzuwerfen, was in hundert Jahren noch von dem demokratischen Zeitungsgewäsch übriggeblieben sein und was von den Werken unseres kulturellen Aufbaus hundert Jahre und mehr überdauern wird, um einwandfrei festzustellen, welche Seite hier das Recht hat, überheblich zu sein und mit souveräner Verachtung auf die anderen herabzublicken.
Dabei sind wir nicht im geringsten etwa selbstgerecht. Wir kennen unsere eigenen Schwächen besser als irgend jemand anders. Wir ringen mit tiefster innerer Kraft und größter Verantwortlichkeit um ein neues Lebens- und Kulturgefühl unseres Volkes. Wir wollen dem 20. Jahrhundert, das in seinem ganzen Stil noch keinen einheitlichen Ausdruck gefunden hat, ein wirklich sinngemäßes Gepräge geben. Demgegenüber aber steht die Demokratie noch im 19. Jahrhundert. Sie ist das letzte Überbleibsel einer Zeitepoche, die geistig und seelisch auch von den Völkern, die noch mit ihr gesegnet sind, längst überwunden wurde. Was sie mit frecher Überheblichkeit uns gegenüber als modern ausgibt, strömt schon den Fäulnisgeruch der Verwesung aus. Ihre lauten Schlagworte wirken auf den modernen Menschen schal und abgebraucht. Ihre Kultur ist ein Gemisch aus Armeleutegeruch und Halbweltparfüm, das in seiner Zusammensetzung nur penetrant und übelkeiterregend wirkt. Die Demokratie ist zwar reich, aber sie ist in ihren kulturellen Äußerungen und Leistungen auch steril und phantasielos. Sie hält sich den modernen europäischen Staatsauffassungen gegenüber nur noch durch ihr Beharrungsvermögen und durch eine gewisse starre Dogmatik, die allerdings nicht mehr die vitale Kraft besitzt, starke Lebenszeichen von sich zu geben.
Es liegt uns nichts ferner, als der Demokratie, die sich zum ungerufenen Splitterrichter über uns aufwirft, etwa gute Ratschläge zu er-
-122-

teilen. Aber ebensowenig erwarten und akzeptieren wir solche von ihr. Wir sind in unserem ganzen Geschmacks-, Stil- und Kulturempfinden längst über sie hinaus. Sie wirkt auf uns nur noch skurril -und macht den Eindruck, daß sie mit der Zeit reichlich alt geworden ist. Ihre falsche Moral erscheint uns wie eine dicke und auffällige Schminke, mit der die zahlreichen Falten und Runzeln in ihrem etwas verlebten Gesicht überdeckt werden sollen.

Wir aber sind jung, unsere Aufbauwerke sind stark und einer impulsiven Schaffenskraft entsprungen. Wir haben zwar hier und da Fehler gemacht und Rückschläge erlitten, aber wir sind doch nicht selbstgenügsam gewesen und haben uns nicht in unserer Eigengefälligkeit gesonnt. Wir haben die kulturellen Probleme, die unsere geistige Welt und vor allem unser Volk betreffen, mit Mut und Tatkraft angepackt. Wir haben Kultur gewollt, aber wir haben auch Kultur geschaffen. Und diese Aufgabe war nicht lediglich eine Angelegenheit der deutschen Intelligenz, sie wurde unter unserer Führung Sache des ganzen Volkes.
Wo aber käme das stärker zum Ausdruck, als am l. Mai, dem großen Feiertag der deutschen Nation? Ringsum in allen Städten und Dörfern des Reiches steht nun das Volk auf den Straßen und Plätzen und wartet auf den Anruf, den Sie, mein Führer, an es richten wollen.
Der l. Mai selbst ist in wenigen Jahren schon eine der stärksten Ausdrucksformen unseres deutschen Kulturwillens geworden. Wenn an ihm sich das Volk versammelt, dann dürfen die geistigen Arbeiter unter ihm nicht fehlen. Es ist deshalb kein Zufall, daß mitten zwischen den beiden großen traditionellen Kundgebungen des l. Mai, der Kundgebung der Jugend und der Kundgebung des Volkes, sich brauchgemäß die Kulturschaffenden der deutschen Nation um ihren Führer versammeln, um ihm ihre Dankbarkeit und ihre Huldigung zum Ausdruck zu bringen.
Damit komme ich zur Verkündung der Träger des diesjährigen Nationalen Buch- und Filmpreises.
Der Nationale Buchpreis 1939 wird dem Dichter Bruno Brehm zuerteilt. Seine Österreich-Trillogie ist eine der beachtlichsten Leistungen der modernen deutschen Literatur. Die nationalpolitische Bedeutung dieses Werkes beruht vor allem in seiner scharfen Kritik an der Donau
-123-

monarchie, die dem alt-reichsdeutschen Leser den Blick für die Gesamtproblematik des Südostraums geschärft hat und damit einen wesentlichen Beitrag zur Vorbereitung der großdeutschen Lösung in diesem Räume zusteuerte. Auch ist die stilistisch-künstlerische Leistung dieses Werkes besonders hervorzuheben, die die einprägsame Lebendigkeit der **Ge**schichtsgestaltung Bruno Brehms bedingt. Bruno Brehm ist über seine literarische Leistung hinaus auch als Mensch eine der soldatischsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums. In Laibach geboren, war er Hauptmann im ehemaligen Österreich-ungarischen Heer und hat später studiert und promoviert. Da er im Vorjahr als damaliger tschechoslowakischer Staatsangehöriger aus der Debatte über den Staatspreis ausscheiden mußte, ist seine diesjährige Auszeichnung um so sinnvoller, als er als Sudetendeutscher auch zum deutschen Ostraum gehört, der seine endgültige Heimkehr zum Reich in den jüngst vergangenen krisen- und spannungsreichen Monaten vollzogen hat.
Der Nationale Filmpreis dieses Jahres wird dem Filmregisseur Professor Karl Froelich für seinen Film "Heimat" zuerteilt. Professor Froelich ist einer der ältesten Pioniere des deutschen Films. Jedes Werk, das aus seiner Hand hervorgegangen ist, trägt seinen besonderen Stempel. Niemals hat er sich zu einer rein handwerklichen Arbeit degradieren lassen. In den vielen Jahren seiner filmschöpferischen Tätigkeit wahrte er immer ein hohes künstlerisches Niveau, das er mit einer souveränen Beherrschung aller technischen Mittel des Films auf das glücklichste zu vereinen wußte. Im abgelaufenen Jahr beschenkte er die deutsche Filmkunst in seinem Film "Heimat" mit seiner reifsten Leistung. Dieser Film wurde auf der letztjährigen Biennale in Venedig mit einem Pokal ausgezeichnet; er errang damit den Titel eines der besten Filme der Weltproduktion des Jahres.
Und das mit Recht. In diesem Film vereint sich eine starke, tiefschürfende deutsche Problematik mit einer weisen und überlegenen Menschenführung und einer überragenden schauspielerischen Leistung zu einem einzigartigen Ausdruck wahrer deutscher Filmkunst. Professor Karl Froelich wird damit zum zweitenmal, nachdem er im Jahre 1936 für seinen Film "Traumulus" mit dem Nationalen Filmpreis ausgezeichnet wurde, diese hohe Ehrung zuteil. Er krönt damit ein künstlerisches Leben,

-124-

das seine höchste Erfüllung in fanatischer Arbeit und selbstsicherem künstlerischen Wirken findet.
Besonders lobend erwähnt werden muß daneben der Film "Pour le merite" unter der Regie von Professor Karl Ritter. Er zeichnet sich durch eine starke nationalpolitische Tendenz, durch die sichere Erfassung eines Themas aus unserer modernen Geschichte und durch eine kluge und überlegene Darstellungs- und Menschenführung aus. Karl Ritter hat mit diesem Film ein neues Ruhmesblatt in das Buch seiner großen Erfolge eingefügt. Er wurde in Anerkennung seiner künstlerischen Arbeit am 20. April vom Führer zum Professor ernannt.
Es ist mir ein Bedürfnis, beiden Preisträgern, die bei dieser Gelegenheit vor der ganzen Nation ehrend ausgezeichnet werden, die herzlichsten Glückwünsche des Führers und des ganzen deutschen Volkes zum Ausdruck zu bringen. Sie haben dem großen Kreis unserer deutschen Kulturschaffenden wiederum ein leuchtendes Beispiel künstlerischer Höchstleistung gegeben. Sie sind damit Pioniere unseres kulturellen Aufbauwerkes geworden.
Damit verbinde ich meinen und den Dank aller deutschen Kulturschaffenden an Sie, mein Führer. Sie haben im vergangenen Jahr wiederum das Reich größer und stärker gemacht. Wir können in diesem Jahre den l. Mai in einem Frieden und in einem Glück ohnegleichen feiern. Als wir an Ihrem 50. Geburtstag bei der großen Parade Ihre Soldaten mit ihren neuen Waffen an Ihnen vorbeimarschieren sahen, da ist es uns warm ums Herz geworden. Da wußten wir: Auch unsere deutsche Kultur, blühend und groß geworden in vielhundertjähriger Geschichte, braucht nicht von Pariser, Londoner oder New Yorker Demokraten und Juden beschützt zu werden; die beschützt das deutsche Volk selbst, und zwar mit den Waffen seiner Wehrmacht, nicht mit dem Zeitungspapier, das durch tote Rotationsmaschinen läuft. Und stolz sind wir wieder geworden:
stolz darauf, daß über dem Reich, seiner Wirtschaft, seiner Politik und auch seiner Kultur wieder diese starke Wehrmacht steht, und daß den Eingang zu unseren Grenzen ein scharfes Schwert beschützt. Dafür wollen wir Ihnen, mein Führer, heute danken. Ich weiß, wie viele schlaflose Nächte Sie dem Aufbau der deutschen Macht geopfert haben. Ich kenne aber auch die ungezählten Stunden in Ihrem arbeitsreichen Leben,
-125-

die Sie dem Gedeihen und der Blüte der deutschen Kultur widmeten und widmen. Beides kommt nun Ihrem Volke zugute, für das Sie leben und arbeiten.
So können Sie denn jetzt wie immerdar freudig erhobenen Hauptes unter dieses Volk treten. Sie haben in ihm einen revolutionären Umbruch vollzogen und der Nation damit einen neuen Weg ihres Lebens gewiesen. Wenn Sie jetzt mitten durch die Millionenmassen der Reichshauptstadt fahren, die Sie an den Straßen voll Ungeduld erwarten, dann können Sie mit Stolz sagen:
Volk, du gabst mir die Macht, und ich gab dir dafür wieder dein Recht!
-126-

* * * * *

Quo vadis, Polonia?

5. Mai 1939

Wenn einer dauernd von Gewalt redet, aber in dem Verdacht steht, daß er Minderwertigkeitskomplexe mit sich herumschleppt, wenn einer Bäume ausreißen will, aber so aussieht, als pflückte er lieber Butterblühmchen, wenn einer ständig seine Muskeln zeigt, man aber nicht genau weiß, ob es nicht doch Watte ist, wenn einer auf Kosten anderer den starken Mann spielt, sich beim Fortbewegen

selbstbewußt in den Hüften wiegt, groß tut und meistens klein ist, dann sagt der helle Berliner Jargonwitz: "Er kann vor lauter Kraft nicht loofen." Das ist ein goldenes Wort aus dem Munde des Volkes, und es trifft den Nagel auf den Kopf.
Man wäre geneigt, dieses Wort auf das augenblickliche Verhalten der polnischen Presse anzuwenden. Sie hat in den letzten Wochen anscheinend jeden Verstand, jede klare Besinnung und vor allem jede nüchterne Einschätzung der Polen zur Verfügung stehenden Machtmittel verloren. Es fällt schwer, mit ihr zu debattieren, ohne in den selben beleidigenden Ton zu verfallen, den sie in jüngster Zeit Deutschland, seinem Regime und seiner Politik gegenüber anzuschlagen beliebt Sie hat neuerdings die primitivsten Regeln der internationalen Höflichkeit vergessen und gefällt sich in einem Gassenjungenton, der für die Zukunft noch einiges erwarten läßt. Sie tut so, als sei sie allein auf der Welt und habe es in der Hand, Europa das Gesetz des Handelns zu diktieren. Wir enthalten uns diesem Verfahren gegenüber vorläufig jeder näheren Bezeichnung und jeden erläuternden Kommentars. Wir erachten es nicht für unsere Aufgabe, in dieser gespannten internationalen Lage noch Öl ins Feuer zu gießen. Immerhin aber halten wir es für unsere Pflicht, der deutschen Öffentlichkeit wenigstens ein Bild vom gegenwärtigen Stand der polemischen Meinungskämpfe um die Frage Danzig und Korridor zu gehen.
Die polnische Presse ist Deutschland gegenüber nicht immer so verfahren. Als der große Marschall Pilsudski noch lebte und das deutsch-polnische Abkommen abgeschlossen wurde, gingen beide Teile von der
-127-

Erwartung aus, daß die zwischen Deutschland und Polen vorhandenen Spannungen und Differenzen auf beiderseitig befriedigende Weise gütlich gelöst werden können. Marschall Pilsudski selbst hat sich immer auf das schärfste gegen eine Dramatisierung dieser Gegensätze gewandt. Und danach wurde seitens der polnischen Öffentlichkeit bis zum beginnenden Frühjahr dieses Jahres auch verfahren. Noch am 1. März 1939 schrieb die "Gazeta Pomorska", die dem Lager der Nationalen Einigung nahesteht, jeder wisse, daß augenblicklich wichtige politische Besprechungen stattfänden. Es sei klar, daß in solchen Augenblicken verschiedene internationale Agenten aus der Haut fahren, um den Partnern die Aktion des Meinungsaustausches zu erschweren und den minderpolitischen oder minderbeherrschten Völkern ihre egoistischen Interessen aufzuzwingen. Alle Versuche, die polnische Politik durch Straßenkundgebungen aus dem Gleichgewicht zu bringen, seien entweder eine Dummheit oder eine schurkische Arbeit. Man kann nicht sagen, daß sich die polnische Öffentlichkeit von dieser von der "Gazeta Pomorska" mit Recht als Dummheit oder schurkische Arbeit gebrandmarkten scharfmacherischen Tätigkeit in den darauffolgenden Wochen ferngehalten hat. Die verschiedenen internationalen Agenten sind unterdes schon aus der Haut gefahren und haben den Partnern die Aktion des Meinungsaustausches denkbar erschwert.
Es ist auch nicht an dem, daß die polnische Politik die von dem Regierungsblatt "Kurjer Poranny" am 22. März d. J. aufgestellte Behauptung sich heute noch zu eigen machte, daß nämlich Polen alle internationalen Garantien, die sich aus dem System der kollektiven Sicherheit Genfs ergäben, als Grundlage für seine Sicherheit ablehne und sie als Bluff und als schädlich betrachte.
Derselbe "Kurjer Poranny" schrieb am 27. März, daß Polen an seine militärische Kraft glaubt und sich keinen trügerischen Hoffnungen auf fremde Hilfeleistung hingebe, um zwei Tage später zu erklären, daß seit dem Jahre 1920 die mächtigen Protektoren alles zu tun versucht hätten, um von Polen die Dienstleistungen eines Knechtes zu verlangen, um die polnische Erde zu einer Wirtschaftskolonie zu machen und aus der polnischen Politik ein Werkzeug für ihre diplomatischen Unternehmungen. Solch eine Rolle habe die Tschecho-Slovakei gespielt, und man habe
-128-

jetzt gesehen, wie dieses Land allen Garantien der Kleinen und der Großen Entente und den Versicherungen Frankreichs und Englands zum Trotz im kritischen Augenblick sich selbst überlassen blieb. Auch die Bestrebungen, Polen die heißen und übelriechenden Kastanien für andere aus dem europäischen Feuer holen zu lassen, beständen seit langem. Die polnische Außenpolitik verstehe sie alle und verhalte sich entsprechend.
Man braucht kein politischer Hellseher zu sein, um festzustellen, daß diese damalige Tendenz der polnischen Politik durchaus in der Linie der von dem verewigten Marschall Pilsudski eingenommenen Haltung lag, Pilsudski war nicht nur ein großer Soldat, sondern auch ein großer Realist. Er verstand es, die gegebenen Machtverhältnisse richtig einzuschätzen, und bewahrte damit Polen vor Dummheiten, die offenbar zu schwersten internationalen Konflikten, wenn nicht gar zur Erschütterung des gesamten polnischen Staatsystems geführt hätten.
Dieser Sinn für das Reale ist anscheinend wenigstens der politischen Publizistik in den letzten Wochen vollkommen abhandengekommen, und zwar ist das vor allem der von London Polen gegenüber eingenommenen Haltung zuzuschreiben. Nach der ersten Charnberlain-Erklärung im Unterhaus sprachen zwar die politischen Zeitungen noch von der beabsichtigten militärischen Einkreisung Deutschlands. Der "Kurjer Polski" aber schrieb am 1. April dieses Jahres schon, daß seit dem Verschwinden der Tschecho-Slowakei Polen für den Eventualfall die Rolle zu übernehmen habe, eine namhafte Anzahl deutscher Divisionen zu binden. Die Erfahrungen des Weltkrieges ließen die öffentliche Meinung Frankreichs und Englands ungern einen Krieg sehen, der nur auf der Westfront geführt werde; darum sähe man in Frankreich und England Polen als einzige Macht im Osten, die mit dem Westen in dieser Hinsicht zusammenarbeiten könne,
Das ist schon sehr deutlich, wenngleich die offizielle polnische Presse nach dieser ersten Chamberlain-Erklärung sich noch alle Mühe gibt, leise zu treten. Der "Expreß Poranny" schreibt beispielsweise am 1. April, die Äußerungen Chamberlains vermöchten die Grundsätze der polnischen Politik in keiner Weise beeinflussen. Die Grundsätze lauteten aber: volle Unabhängigkeit, Stützung auf die eigene Kraft, auf gute Beziehungen
-129-

mit den Nachbarn und auf Bündnisse. Polen sei kein Block, der sich gegen irgend wen richte, und werde den bewährten Weg nicht verlassen, auf dem es sich seit langem bewege. Am 2. April ist der ‚"Kurjer Poranny" noch gerecht genug darzulegen, daß das Abkommen mit dem Reich von Polen in voller Überzeugung als ein Akt behandelt werde, dessen Abschluß im Jahre 1934 dem Frieden und den beiden Kontrahenten große Dienste geleistet habe; wohiverstanden den beiden Kontrahenten, also nicht, wie die polnische Presse heute zu erklären beliebt, nur dem deutschen, sondern auch dem polnischen.
Man sieht also, daß nach dieser ersten Chamberlain-Erklärung die polnische Presse immerhin noch im Rahmen des Erträglichen bleibt. Daß sie die wohlverstandenen oder vermeintlichen nationalpolnischen Interessen vertritt, ist klar und selbstverständlich, und niemand nimmt ihr das übel, Unerträglich aber wird das Verfahren, das sie nach der durch Chamberlain im englischen Unterhaus abgegebenen englischen Beistandserklärungen für Polen einschlägt. Derselbe "Kurjer Poranny" beispielsweise schreibt am 16. April, daß Polen in den Augen Englands heute ein England ebenbürtiger Faktor in der europäischen Politik sei. Und dann geht's los. Wir erwähnen nur am Rande, daß eine polnische Zeitung sich erdreistet, aus Memel zu berichten, bei den dortigen deutschen Befestigungsarbeiten hätten sich fürchterliche Explosionen ereignet, wobei zahlreiche Arbeiter unter der Erde zerrissen worden seien. Diese Explosionen, so behauptet das polnische Blatt, seien gut vorbereitet gewesen und hätten das Ziel gehabt, diejenigen Arbeiter aus dem Wege zu räumen, die Kenntnis von Geheimnissen hatten, jedoch

nicht zuverlässig waren, Das ist, wie man zugeben muß, eben starker Tobak. Wir ersparen es uns, diese beleidigende Unverschämtheit näher zu charakterisieren.
Kritischer allerdings wird es, wenn der "Expreß Poranny" am 14. April schreibt, jeder polnische Bürger solle gleichsam in seinem Herzen eine Karte von Polen haben, so gezeichnet, wie sie sein sollte, wenn Polen gesicherte Lebensbedingungen für eine starke und beständige Existenz haben solle. Dieses Kartenbild solle er ständig vor Augen haben und sich Rechenschaft über die Notwendigkeit der faktischen Verwirklichung des in ihr angezeichneten Grenzverlaufs geben. Das ist schon sehr deutlich. Hier sieht man eine publizistische Großmannssucht erwachen, von der
-130-

man sich, wenn man sie treiben läßt, für die Zukunft noch allerhand versprechen kann.
Dann führt England die Wehrpflicht ein; und in demselben Augenblick beginnt nun das polnische Trommelfeuer. Die "Polska Zbrojna" schreibt am 30. April, zwar befinde sich heute zwischen Oder und Elbe nur noch ein Friedhof des alten Slawentums; aber niemand wisse, ob nicht die Vorsehung eine nationale Wiedergeburt dieser germanisierten Masse bestimmt habe.
Und dieser Wahnsinn wird dann Methode, wenn der polnische Senator Dr. Pawelec am 1. Mai erklärt, obwohl sich niemand einen Krieg wünsche, bedeute jedoch ein Krieg für Polen eine große historische Chance, das zurückzuholen, worauf Polen einen Anspruch habe.
Was darunter zu verstehen ist, sagt eine Entschließung des Zentralverbandes der polnischen Akademikervereinigung Ostoberschlesiens vom selben Tage, nach der die polnische Waffe bis zum letzten Blutstropfen geführt werde, um die Grenze des polnischen Staates bis an die historischen Grenzpfähle auszudehnen. "Wir versichern unseren Brüdern an der Oder, in der historischen Stunde, die bald schlagt, zum Kampf bereit zu sein." Wir wissen nicht, ob das mit der oder stimmt oder nur einen Druckfehler darstellt und man in Wirklichkeit die Elbe gemeint hat. Man könnte auf diesen Gedanken kommen, wenn man den "Krakauer Illustrowany Kurjer Cdzienny" vom folgenden Tage liest, der erklärt, Schlesien und Ostpreußen, die polnisch seien, müßten an Polen abgetreten werden, und am 3. Mai das noch erhärtet mit den Worten, Polen müsse die Regelung der Frage Ostpreußen fordern, das historisch, geographisch und wirtschaftlich stärkstens mit Polen verbunden sei. Ostpreußen müsse zu Polen zurückkehren.
Da hat London sich, wie man sieht, eine schöne Suppe eingebrockt, und es wird sie eines Tages auch auslöffeln müssen. Herr Chamberlain kann sich nickt darauf herausreden, daß er das nicht gemeint habe. Es kommt bekanntlich in der Politik nicht darauf an, was man meint, sondern darauf; was man tut.
Im übrigen lassen die Kriegs- und Panikmacher in London und Paris bekanntlich keine Gelegenheit verstreichen, um das Feuer zu schüren und notwendigenfalls noch Öl hineinzugießen. Der Pariser "Excelsior" vom
-131-

3. Mai schreibt, die Stellung Englands sei sehr klar. Es habe Polen eine totale militärische Beistandsgarantie gegeben, die ohne Vorbehalte sei und sowohl auf Danzig wie den Korridor zutreffe. Das ist eine Blankovollmacht für den polnischen Chauvinismus, und die polnische Publizistik hat denn auch nicht gesäumt, davon ausgiebigst Gebrauch zu machen.
Am 28. April gibt der Führer in seiner Reichstagsrede der Weltöffentlichkeit Kenntnis von seinem seinerzeit der polnischen Regierung unterbreiteten Vorschlag. Danach soll Danzig als Freistaat in den Rahmen des Deutschen Reiches zurückkehren, Deutschland erhalte durch den Korridor eine Straße und eine Eisenbahnlinie zur eigenen Verfügung mit dem gleichen exterritorialen Charakter für Deutschland, als der Korridor ihn für Polen besitzt, dafür sei Deutschland bereit, sämtliche

wirtschaftlichen Rechte Polens in Danzig anzuerkennen, Polen in Danzig einen Freihafen beliebiger Größe und bei vollständigem freien Zugang sicherzustellen, damit die Grenzen zwischen Deutschland und Polen endgültig als gegebene hinzunehmen und zu akzeptieren, einen 25jährigen Nichtangriffspakt mit Polen abzuschließen, also einen Pakt, der weit über sein eigenes Leben hinausreichen würde, und die Unabhängigkeit des slowakischen Staates durch Deutschland, Polen und Ungarn gemeinsam sicherzustellen, was den praktischen Verzicht auf jede einseitige deutsche Vormachtstellung in diesem Gebiet bedeute.
Man wird zugeben müssen, daß dieses Angebot denkbar großzügig und loyal war. Die polnische Regierung lehnte es trotzdem ab, offenbar, weil sie sich durch die englische Beistandserklärung gesichert fühlte.
Jetzt sind die Scharfmacher am Werk. Sie benutzen jede Behauptung wahren oder unwahren Charakters, um die an sich schon komplizierte Lage noch weiter zu komplizieren. Man wird es verstehen, wenn wir uns angesichts dieser Sachlage jeden verschärfenden Kommentars enthalten. Wir stellen nur fest:
1. Deutschlands Vorschlag an Polen war loyal, gerecht, real, und er trug den gegebenen Tatsachen sowohl wie den Interessen Deutschlands und Polens hinreichend Rechnung.
2. Er wäre wahrscheinlich sofort effektiert worden, wenn England sich nicht mit lautem Gepolter durch seine Beistandserklärung in die Debatte hineingemischt hätte.
-132-

3. Die von uns des öfteren schon angeprangerten internationalen Kriegsmacher versuchen, die daraus entstandene Spannung zu benutzen, um Europa in eine Katastrophe hineinzutreiben.
4. Damit zusammenhängend ist der polnische Chauvinismus erwacht, der nicht nur den deutschen Vorschlag rundweg ablehnt, sondern nun seinerseits Forderungen aufstellt, die aber auch jedes erträgliche Maß vermissen lassen. Einzelne polnische Zeitungen haben bereits unsere gute alte Stadt Nowawes als urpolnisch reklamiert. Von dort aus ist bekanntlich nur ein Katzensprung bis nach Berlin. Wir erwarten demnächst, daß man die polnische Grenze bis Hannover vorlegt, und erinnern uns dabei mit Schmunzeln, daß im Mai vergangenen Jahres auch von Prag aus Propaganda-Landkarten verschickt wurden, auf denen die tschechische Grenze in da Nähe von Bernau verlief. Wir haben das damals mit größter Kaltblütigkeit zur Kenntnis genommen; denn wir waren und sind der Überzeugung, daß Grenzen nicht mit Druckerschwärze gezogen werden. Es wäre gut, wenn man sich das auch in Warschau klarmachte und ebenso mit entsprechenden Mitteln der politischen Presse zur Kenntnis brächte. Wenn diese heute von einem bevorstehenden Protektorat Polens über Danzig und dem notwendigen Einmarsch polnischer Truppen in diese alte deutsche Stadt redet, so kann man das lächelnd zur Seite schieben. Wenn von USA. der Vorschlag unterbreitet wird, man solle doch zur Behebung der Schwierigkeiten eine Hochautobahn über den Korridor bauen, so ist das typisch amerikanisch und könnte von uns gewiß mit der Frage beantwortet werden, ob es nicht zweckmäßiger sei, etwa eine Untergrundbahn unter dem Korridor zu bauen. Das alles ist, wie man sieht, unsinnig und geht vollkommen am wahren Sachverhalt vorbei.
Die sogenannten Friedensmacher in London und Paris haben sich mit ihrer Politik der jüngsten Vergangenheit wieder einmal als die wahren Panikmacher erwiesen. Deutschland wäre mit Polen einig geworden, wenn sie sich nicht dazwischengeschoben hätten.
Nun melden sich mehr und mehr Stimmen der Vernunft. Am gestrigen Tag schrieb der frühere französische Luftfahrtminister Marcel Deat im radikalsozialen "Oeuvre" unter der Überschrift: "Für Danzig sterben?", es könnten vielleicht harte Dinge sein; man müsse sie aber sagen: "An seiten der polnischen Freunde für die gemeinsame Verteidigung unserer
-133-

Territorien, unserer Güter und Freiheiten zu kämpfen, ist eine Aussicht, die man mutig ins Auge fassen könnte, wenn sie zur Aufrechterhaltung des Friedens beitragen sollte. Aber für Danzig sterben - nein!"
Deat betont, daß die Polen noch vor wenigen Wochen und bevor England seinen großen Koalitionsversuch ins Werk gesetzt und sein Garantieversprechen abgegeben, hatte, die Danzig-Angelegenheit sozusagen als geregelt betrachtet hätten. Die Rückgliederung Danzigs ins Reich sei nur noch eine sicherlich unangenehme, aber keineswegs katastrophale Formalität gewesen, und es wäre vor allem nicht in Frage gekommen daraus einen casus belli zu machen. Die Polen verweigerten jetzt nicht nur jede Verhandlung und Aussprache über das Regime da Freien Stadt und über das Problem des "Korridors durch den Korridor", sondern sie verlangten ihrerseits ein Protektorat. Wenn man die Aussprach auf diesen Ton bringe, werde man ihn bis zu einem Ultimatum steigern, und Grenzzwischenfälle würden sich häufen. "Ich, erkläre" so schreibt Deat wörtlich, "jetzt etwa wegen Danzig Europa einen Krieg anzuhängen, ist ein wenig stark, und die französischen Bauern haben keinerlei Lust, für die Polen zu sterben."
Das ist, wie man sieht, sehr deutlich. So ungefähr stellt sich die Lage dar. Keiner wird uns in den Verdacht nehmen, daß wir dazu nicht mehr zu sagen hätten, als was wir hier sagen. Wenn wir uns diesmal mit der Rolle des bloßen Registrators einer politischen Situation begnügen, so lediglich. um diese nicht noch mehr zu komplizieren. Am heutigen Nachmittag wird der polnische Außenminister vor dem Sejm sprechen. Seine Rede wird Polen sowohl wie ganz Europa gegenüber eine schwere Verantwortung beinhalten. Die Welt schaut nach Warschau und legt sich die bange Frage vor: "Quo vadis, Polonia ?"
-134-

* * * * *

Bajonette als Wegweiser

13. Mai 1939

Wir haben uns vor einigen Tagen an dieser Stelle mit Ausschreitungen der polnischen Presse beschäftigen müssen, die eine schärfere Zurückweisung verdient hätten, als wir sie ihnen angedeihen ließen. Aber unsere Polemik dagegen sollte gewissermaßen eine Mahnung zur Vernunft und Mäßigung sein, und wir haben uns deshalb redlichst bemüht, uns in unseren eigenen Darlegungen einer möglichst sachlichen und objektiven Schreibweise zu befleißigen. Wir sahen uns dazu veranlaßt aus der Sorge heraus, daß eine wild gewordene politische Publizistik sonst auf die Dauer jede vernünftige weitere Behandlung der Probleme, die augenblicklich die Weltöffentlichkeit bewegen, unmöglich machen würde. Denn daß solche Probleme zwischen Berlin und Warschau schweben, wird niemand mehr bestreiten wollen. Der Führer hat sie in seiner letzten großen Reichstagsrede in aller Ausführlichkeit dargestellt. Er hat sich dabei größte Zurückhaltung auferlegt und die zur Debatte stehenden Fragen mit einer staatsmännischen Überlegenheit behandelt, die selbst vom Ausland mit Genugtuung anerkannt worden ist. Auch die deutsche Presse hat, wie jedermann feststellen konnte, Polen gegenüber, wie man so sagt, kurz getreten. Sie sah bisher ihre Aufgabe viel eher darin, die vorhandenen Spannungen abzumildern, anstatt sie durch Erweckung der Volksleidenschaften weiter zu verschärfen.
Nun müssen wir mit Bedauern konstatieren, daß diese Haltung der deutschen Öffentlichkeit auf der Gegenseite gänzlich falsch verstanden worden ist. Man hält dort offenbar Mäßigung für Schwäche und folgert daraus, daß es notwendig sei, ein um so aufreizenderes und provokatorischeres Gebaren zur Schau zu tragen, um uns damit, wie man glaubt, ins Bockshorn zu jagen.
Nun mag man uns entgegenhalten, daß das die Schuld der polnischen Presse sei, demgegenüber aber die polnische Diplomatie doch im großen ganzen im Rahmen des Erträglichen geblieben wäre. Wir wissen, daß die

Presse nicht die Politik ist. Aber meistens stellt sie ein ziemlich genaues Spiegelbild der Politik dar. In der Presse pflegt man das zu sagen, was die Diplomatie nicht sagen will oder im Augenblick noch nicht sagen kann. Und deshalb darf auch der Ton der Presse auf die Dauer selbstverständlich nicht überhört werden; vor allem dann nicht, wenn die Presse den Ton angibt und das Echo dieses Tones von der Straße aufgenommen wird. Die Straße manifestiert sich dann in wilden und unüberlegten Reden, in lauten Boykottforderungen, Mißhandlungen wehrloser Menschen, eingeschlagenen Fensterscheiben, zerstörten Geschäftshäusern und ähnlichem. Aus alledem entsteht auf die Dauer das, was man Atmosphäre nennt. Und wir verraten wohl kein Geheimnis, wenn wir erklären, daß die Atmosphäre zwischen Berlin und Warschau im Augenblick alles andere als gut ist.
Unsere kürzlichen Darlegungen haben demgemäß auch in der polnischen Öffentlichkeit nicht das Gehör gefunden, das wir uns nach Lage der Dinge eigentlich davon hätten versprechen dürfen. Ein Teil der polnischen Presse hat merkwürdigerweise darauf mit einem wilden Haßgesang geantwortet. Warum, das ist uns eigentlich gänzlich unerfindlich;
und auch die Argumente, die von der polnischen Presse gegen unseren Standpunkt vorgebracht werden, sind für den vorurteilslosen Beobachter vollkommen sinnlos und unverständlich.
Ein armseliger Schreiberling beispielsweise in der Redaktion des "Warszawski Dziennik Narodowy" schreibt, "man wisse nicht, worüber man sich in unseren Äußerungen mehr wundern solle, ob über die Naivität der Entrüstung oder den Zorn darüber, daß Polen sich mit den Westmächten auf eine Stufe stelle und einen bewaffneten Damm errichte, den ersten in der Welt, der sich seit 1933 gegen die deutsche imperialistische Expansion in Europa richte". Nun müssen wir besagtem Schreiberling in aller Offenheit gestehen, daß wir weder naiv noch entrüstet sind, und daß der Zorn sich bei uns immer noch in solchen Grenzen hält, daß wir ihn leicht verbergen könnten, wenn wir das wollten. Auf welche Stufe sich Polen selbst stellt, ist uns gänzlich gleichgültig. Ausschlaggebend für unsere Beurteilung der Situation ist nur, auf welcher Stufe Polen in unseren Augen steht. Daß ausgerechnet Polen den bewaffneten Damm errichtet hat, den ersten, wohlverstanden, in der Welt, der sich gegen
-136-

eine deutsche angeblich imperialistische Expansion in Europa richtet, ist ein ausgezeichneter Witz. Diese deutsche imperialistische Expansion hat bisher nur Handlungen vollzogen, die zur Konsolidierung des Friedens in Mitteleuropa unumgänglich notwendig waren. Es ist auch nicht wahr, wenn besagter Schreiberling erklärt, daß "zwischen unseren Zeilen die Erregung hervorsehe, die recht ungeschickt verhüllt sei und sogar in Worten ausgedrückt werde"; denn erstens sind wir gar nicht erregt, zweitens besitzen wir die Gabe, eine Erregung, wenn wir sie schon verhüllen wollen, auch geschickt zu verhüllen, und drittens wußten wir nicht, wie anders als in Worten wir sie im Rahmen einer publizistischen Auseinandersetzung ausdrücken sollten. Diese angebliche Erregung ist auch nicht, wie der "Warszawski Dziennik Narodowy" ausführt, dadurch veranlaßt worden, "daß Deutschland im Osten seinen tiefsten Erwartungen zum Trotz ein Partner erwachsen sei, der der Macht Frankreichs und Englands gleichwertig ist". Diese Behauptung wird natürlich den chauvinistischen Polen wie Öl herunterrinnen; ob sie in den Tatsachen irgendeinen Rückhalt findet, möchten wir im Interesse von Frankreich und England vorläufig dahingestellt sein lassen. Es war auch nicht das Ziel unserer Darlegungen, wie das genannte Warschauer Blatt schreibt, "den polnischen Partner zu besänftigen und ihn von seiner Absicht, Land und Ehre zu verteidigen, abzubringen". Wir wollten weder besänftigen noch aufwiegeln. Wir hielten es nur für unsere Pflicht, in einer gespannten Atmosphäre die Dinge wieder auf das Maß der Vernunft zurückzuführen.

Dabei dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß besagte Äußerungen des "Warszawski Dziennik Narodowy" immerhin noch eine milde Eruption der gegenwärtig in Polen herrschenden politischen Mentalität darstellen. Es gibt da andere publizistische Ausschreitungen, die aber auch jedes Maß von Realismus und sachlicher und objektiver Einschätzung der eigenen Kraft vermissen lassen. Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn die "Polska Zachodnia" am 2. Mai schreibt, "man müsse sich dessen erinnern, daß die Oder von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung ein polnischer Fluß, daß Pommerellen, West- und Ostpommerellen ein integraler Teil des Piastenstaates, man müsse daran denken, daß Ostpreußen eigentlich ein Lehen der Polnischen Republik sei, das man in
-137-

etwas leichtsinniger Weise aus der Hand gegeben habe". Leichtsinnigerweise, das ist sehr drollig. Warum wird nicht gleich ganz Deutschland als Lehen der Polnischen Republik reklamiert, und warum schickt sich die Polnische Republik nicht an, dieses deutsche Lehen, das sie so leichtsinnig aus der Hand gegeben hat, ebenso leichtsinnig wieder in die Hand hineinzunehmen?
Am 4. Mai fand in der Aula der Posener Universität eine Studentenkundgebung statt. Dort erklärte ein Redner, "Deutschland sei aus einem ehemaligen Vasallenstaat Polens, nämlich aus Preußen, entstanden. 1410 habe man die Deutschen bei Tannenberg geschlagen, jetzt aber werde man sie bei Berlin zusammenhauen". Er proklamierte als außenpolitische Ziele der polnischen Jugend die Rückgabe Danzigs, die Einverleibung Ostpreußens und Schlesiens als Mindestforderungen, deren Erfüllung die gerechte Odergrenze für Polen mit sich bringen würde. Über dieses Minimum hinaus forderte der Redner zur Abrundung auch noch das Lausitzer Gebiet für Polen. Für besagte Schlacht bei Berlin wünschen wir den Polen Hals- und Beinbruch. Nachdem wir die erste Schrecksekunde überwunden haben, warten wir nun mit stoischem Fatalismus darauf, von diesen unreifen Großmäulern vor Tempelhof zusammengehauen zu werden, um dann das uns abverlangte Lausitzer Gebiet an die Polen abzutreten. Das sind Zeiten!
Ein anderer Redner erklärte, daß "nach der Besetzung Ostpreußens und nach der Errichtung der Odergrenze bis Stettin die polnische Grenze Deutschland gegenüber nur 700 Kilometer lang sein werde, aber nach dem Siege von Berlin würde sie kaum mehr als 400 Kilometer betragen. Durch diesen gewaltigen polnischen Sieg, der den unvermeidlichen Krieg mit Deutschland, das Europa unterwerfen wolle, krönen solle, werde Polen ganz Europa beherrschen". Man faßt sich an den Kopf und fragt sich verzweifelt, ob dieser polnische Wahnsinn Methode werden soll. Die Polen als die Beherrscher Europas! Es wäre zum Weinen, wenn es nicht zum Lachen wäre, und es fällt schwer, darauf keine Satire zu schreiben. Der gewaltige polnische Sieg bei Berlin wird schon als etwas Selbstverständliches ausposaunt, und die neue Grenze, die nur 400 Kilometer betragen wird, zieht man mit einer so souveränen Sicherheit, daß einem das Gruseln kommt. Glückliches England, das
138
sich solch einen pausbäckigen Schreihals an die nährende Mutterbrust gelegt hat!
Dieselbe Gesinnung kommt zum Ausdruck in einer Rede des Stabschefs des Lagers der Nationalen Einigung, Oberst Wenda, der auf einer Kundgebung auf dem Pilsudskiplatz in Warschau am 7. Mai erklärte, "die preußischen Herrscher hätten einmal den polnischen Königen gehuldigt. Die Erinnerung hieran sollte eine Warnung für die Nachbarn sein, die durch leichte Eroberungen übermütig geworden seien und Lebensraum auf uraltem polnischem Boden suchten". Das ist offenbar ein großartiger Aspekt für den vollkommen aus den Fugen geratenen polnischen Chauvinismus. Warum sollten nicht, wie ehemals die preußischen Herrscher, nun auch die nationalsozialistischen Volksführer der polnischen Regierung in Warschau einmal huldigen müssen? Warum sollte nicht das polnische Volk, das sich ja anschickt, die Herrschaft über ganz Europa anzutreten, die Deutschen schon jetzt wie einen unterworfenen Barbarenstamm behandeln?

Jedenfalls stimmt das durchaus mit der Tatsache überein, daß in Polen eine Landkarte in einer Volksausgabe verbreitet wird, auf der eine rote Linie das Gebiet der angeblich geschichtlichen Ausdehnung des polnischen Staates umreißt. Danach liegen Rostock und Berlin hart an der polnischen Grenze, während Leipzig und Dresden endgültig für uns verloren sind. Nun wissen wir ja, was uns blüht. Wir brauchen uns über unsere nationale Zukunft keinerlei Illusionen mehr zu machen. Die Polen werden uns mit Haut und Haaren verzehren. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann sie an die Aufteilung der Beute gehen.

Wiederum versagen wir uns jede nähere Kommentierung dieser publizistischen Exzesse. Wir wollen auch gar nicht dabei verweilen, daß sie zum Teil von Persönlichkeiten begangen werden, die in außerordentlich maßgeblichen Stellungen des öffentlichen Lebens in Polen stehen. Wir registrieren für heute nur die Folgen, die aus dieser chauvinistischen Amokläuferei entstehen. Denn es ist klar, daß die polnische Öffentlichkeit durch eine solcherart lärmende Publizistik vollkommen aus der Fassung gebracht, nun jedes Maß für die tatsächlichen Machtverhältnisse verliert und in Ermangelung der Schlacht bei Berlin, bei der wir bekanntlich zusammengehauen werden, vorläufig einmal ihren Tatendurst in

-139-

haarsträubenden Ausschreitungen gegen wehrlose deutsche Minderheiten stillt.

Die Straße gibt Antwort! Der Verkauf und das Auslegen deutscher Zeitungen ist seit dem 4. Mai in den meisten polnischen Städten verboten. In Kattowitz wurden am 5. Mai in einem großen Zeitungsvertrieb sämtliche vorhandenen reichsdeutschen Zeitungen und Zeitschriften, insgesamt 20 000 Stück, beschlagnahmt und in Polizeikraftwagen fortgeschafft. Während eines nächtlichen Appells am Vorabend des polnischen Nationalfeiertages verbrannten polnische Aufständische in Romanshof auf einem Scheiterhaufen eine Strohpuppe, die den Führer darstellte. In Schmährufen wurde diese schwerste Beleidigung des deutschen Volkes gefeiert. In Posen fand in der Nacht zum 5. Mai eine Hetzversammlung statt, bei der die Menge eine Puppe mitführte, die den Führer am Galgen darstellte. Aus der Menge ertönten wilde Beleidigungen gegen Deutschland und Haßgesänge auf das Reich und seinen Führer. Am 29. April wurden in Gnesen neun Mädchen aus der deutschen Volksgruppe zu Gefängnisstrafen von zwei bis zehn Monaten verurteilt;

sie hatten sich das Verbrechen zuschulden kommen lassen, Schriften des BDM. zu besitzen. Bis zum 8. Mai wurden über 400 Volksdeutsche Einwohner aus Kreis und Stadt Neutomischl, zum größten Teil für dauernd, ausgewiesen. In Strasburg hielt der Starost eine Rede vor eingezogenen jungen Burschen des Dorfes Grabowiec, wobei er betonte, "daß die Deutschen ihr Recht verloren hätten, und daß jeder mit ihnen machen könne, was er wolle. Die Deutschen könnten beschimpft, mißhandelt und sogar totgeschlagen werden; es werde deshalb keiner zur Verantwortung gezogen". Am Morgen des 2. Mai fanden einige deutsche Bauern in Lasznisitz ihre Hofhunde erschossen vor. Am Hoftor eines der Betroffenen war ein Zettel befestigt, der die Inschrift trug: "Hunde und Vaterlandsverräter haben nichts in Polen zu suchen, raus mit der deutschen Schweinerei aus Polen." Der Volksdeutsche Lüttke aus Samotschin wurde vom Amtsgericht in Margunin zu eineinhalb Jahren Gefängnis und 150 Zloty Geldstrafe verurteilt. In der Urteilsbegründung erklärte der Richter wörtlich: "Polnisch sprechen können Sie nicht, aber polnisches Brot fressen und die polnische Luft verpesten, das können Sie."

-140-

Das sind nur einige Blütenlesen aus einem unübersehbar umfangreichen Material, das uns zur Verfügung steht, und das wir bisher im Interesse der allgemeinen Beruhigung der internationalen Atmosphäre der deutschen und der Weltöffentlichkeit noch vorenthalten haben. Jetzt aber müssen wir in aller Deutlichkeit die Frage aufwerfen: Wo haben sich in Deutschland Vorgänge auch nur annähernd

ähnlicher Art gegen polnische Minderheiten abgespielt? Wo sind in Deutschland der polnische Staatspräsident oder andere führende Männer des polnischen öffentlichen Lebens so beleidigt und verunglimpft worden wie der Führer und das Reich bei diesen Vorgängen in Polen? Wo hat man bei deutschen Gerichten ähnlich gemeine und niederträchtige Urteilsbegründungen bei Strafen gegen Angehörige der polnischenMinderheit gefunden?
Man wird uns vielleicht entgegenhalten, das seien Vorgänge, die sich im Volke selbst abgespielt hätten und die nicht die Billigung der verantwortlichen Kreise fänden. Wir müssen darauf erwidern, daß nach einem alten Sprichwort es aus dem Walde herausschallt, wie man hineinruft. Es stände jederzeit in der Macht und in der Möglichkeit der polnischen Regierung, ihrer eigenen Presse jene Mäßigung aufzuerlegen, die notwendig ist, um die vorhandenen Spannungen zu zerstreuen.
Die jüngste Rede des polnischen Außenministers Beck hat darüber kein Wort verloren. Im Gegenteil, sie erschöpfte sich in fadenscheinigen Argumenten, mit denen der polnische Standpunkt in der Frage Danzig und Korridor untermauert werden sollte. Diese Argumente sind von der deutschen Presse sachlich und ohne jede Erregung zurückgewiesen worden. Erwähnung verdient nur die Tatsache, daß selbst Herr Beck zugeben mußte, daß Danzig eine überwältigende Mehrheit deutscher Bevölkerung aufweist. Und das ist der springende Punkt. Alle anderen Fragen sind von sekundärer Bedeutung. Wenn Polen in Danzig seinen wirtschaftlichen Einfluß wahren wollte, so gab das Angebot des Führers ihm dazu hinreichend Möglichkeit. Deutschland hat niemals daran gedacht, Polen, wie Herr Beck behauptet, von der Ostsee abzudrängen. Der Vorschlag des Führers wurde trotz des in ihm enthaltenen weitgehenden Angebots wirtschaftlicher Art von der polnischen Regierung abgelehnt. Polen hat dabei den uneingeschränkten Beifall der Pariser und Londoner Kriegshetzer gefunden.
-141-

Diese ganze Clique von Panikmachern hatte ihre letzte Hoffnung darauf gesetzt, daß es ihr am Ende doch noch gelingen werde, Deutschland und Italien auseinanderzumanövrieren. Die in Mailand ausgegebene Ankündigung des Abschlusses eines politischen und militärischen Paktes zwischen Deutschland und Italien hat nun auch diese Hoffnung zunichte gemacht. Es besteht keine Aussicht mehr darauf, die Achse Berlin—Rom zu zerstören oder auch nur zu gefährden. Die Macht, die sich um diese Achse konzentriert, ist groß und achtunggebietend. Wir haben es deshalb nicht nötig, uns in chauvinistischen Phrasen zu ergehen. Wir stehen Gewehr bei Fuß und warten der Dinge, die da kommen sollen.
Die polnische Öffentlichkeit aber täte gut daran, allmählich wieder aus ihrer nervösen Überhitzung zu erwachen und den Blick auf die gegebenen Realitäten zurückzulenken. Allerdings sind dafür im Augenblick leider noch keine Anzeichen zu entdecken. Das beweist auch jener besagte Schreiber des "Warszawski Dziennik Narodowy", der sich am Schluß seiner Ausführungen in etwas nebulöse Geschichtsbetrachtungen verliert und dabei erklärt, "ebenso wie wir hätten auch die deutschen Ordens-meister den litauischen Fürsten von Bündnissen mit Polen abgeraten und damit Zwietracht zwischen die natürlichen Verbündeten gesät. Wenn sie sich schon entzweit hatten, überfielen sie die Geschwächten, verbreiteten Feuersbrünste und Vernichtung und rotteten den verhaßten Volksstamm mit Stumpf und Stiel aus, um in das verwüstete Land Kolonisten aus Deutschland zu bringen. Damals habe die Geschichte jene Tatsache verzeichnet, daß ein Ordensritter Litauern, die sich bei ihm über die Bestialität der Ritter und Knappen beschwerten, höhnisch in litauischer Sprache erwiderte: "Ne suprantu!" (Ich verstehe nicht!) Wenn nun der Großmeister der deutschen Propaganda (damit sind offenbar wir gemeint) heute das polnische Volk zum Verrat seiner eigenen Interessen zu bewegen suche, so werde er die eine Antwort hören: "Ne suprantu!" Und wenn er frage: "Quo vadis, Polonia?", so werde er die Antwort hören:
"Dorthin, wohin das polnische Schwert, das polnische Bajonett den Weg weisen!""

Wir ersparen es uns, auf die reichlich wirren Geschichtsbetrachtungen des Warschauer Blattes näher einzugehen, und schreiben nun unsererseits darüber das Wort: "Ne suprantu!" Auch die hohlen, kriegsklirrenden
-142-

Phrasen einer ärmlichen Schreiberseele aus der Redaktion des "Warszawski Dziennik Narodowy" vermögen uns nicht aus der Ruhe zu bringen.
Das polnische Volk soll in Gottes Namen weiter seine eigenen Interessen vertreten, und niemand von uns wird es daran zu hindern versuchen. Daß das polnische Bajonett ihm dabei den Weg weisen wird, interessiert uns im Augenblick nicht über Gebühr. Wir sprechen nur die Hoffnung aus, daß der dem polnischen Volk vom polnischen Bajonett gewiesene Weg nicht etwa in jener Richtung verläuft, die auf den in Polen verbreiteten neuen Landkarten eingezeichnet ist und die die polnische Presse kurz vor den Toren Berlins enden läßt. Denn in diesem Gebiet haben wir bereits unsere deutschen Bajonette als Wegweiser aufgestellt; und die werden im Bedarfsfalle keinen Zweifel darüber lassen, wo Polen aufhört und wo Deutschland anfängt.
-143-

* * * * *

Die Einkreiser (144)

20. Mai 1939

Seht, das sind die Kriegs- und Panikmacher in London, Paris und Washington!
Schaut sie euch genau an, wie sie in ihren Klubs, Freimaurerlogen und Judenbanken zusammenhocken und jenes Unheil ausbrüten, das über Europa hereinbrechen soll. Sie sind nicht einheitlich, weder in ihrem Aussehen noch in ihrem Auftreten. Ihr bemerkt unter ihnen die feudalsten Lords der englischen Gesellschaft neben urbanen Arbeiterführern, die vornehmsten Dandies Arm in Arm mit schmierigen Ostgaliziern, laut schreiende und aufgeregt gestikulierende Advokaten mit dicken, wohlgenährten Spießern, die eine pausbäckige Röte in ihren Gesichtern zur Schau tragen, feige, niederträchtige Juden und rachsüchtige Emigranten. Sie alle glauben, nun in trautem Verein ihre Rechnung mit Deutschland abmachen zu können.
Eine sonderbare und höchst merkwürdige Kumpanei! Menschen aus den verschiedensten gesellschaftlichen und sozialen Lagern, Repräsentanten weit auseinanderklaffender Weltanschauungen, die sich niemals zusammenfinden würden, wenn es nicht darum ginge, ein Land und eine Idee, die sie als ihren gemeinsamen Feind ansehen zu müssen glauben, aus dem Wege zu räumen. Sie sind jetzt nur noch darauf aus, Unfrieden zu stiften und die Völker, die ihnen leider noch allzuviel Gehör schenken, in eine nervige Hysterie und panische Furcht zu stürzen. Mit einem Propagandatrommelfeuer von niemals dagewesenen Ausmaßen suchen sie die Weltöffentlichkeit zu beeindrucken in der still genährten Hoffnung, daß eines Tages doch in dieser überhitzten Atmosphäre die Lunte in das Pulverfaß hineingeworfen werden könnte, ohne daß man festzustellen vermöchte, wer es getan hat. In dieser Atmosphäre bebender Unruhe reift ihr Weizen. Jedes Mittel ist ihnen recht, um zu dem so heißersehnten Ziel zu kommen. Sie säen Wind und wissen, daß sie Sturm ernten werden; und sie wollen das auch.
-144-

Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, warum sie von einem so infernalischen Haß gegen Deutschland und gegen den Nationalsozialismus erfüllt sind. Die Antwort auf diese Frage ist nicht

allzu schwer: Sie hassen Deutschland, weil es ihnen im Wege steht. Deutschland und Italien sind die großen Proletarier unter den europäischen Völkern. Die Kriegs- und Panikmacher haben beide Nationen in Versailles ihrer elementarsten und vitalsten Lebensrechte beraubt. Sie wissen allzu gut, daß dieser empörende Zustand auf die Dauer unhaltbar ist. Denn immer lauter erhebt sich bei den Habenichtsen unter den Völkern der Ruf nach Erfüllung ihrer natürlichen Lebensansprüche, die sie längst schon den besitzenden Nationen gegenüber angemeldet haben. Das paßt den plutokratischen Staaten nicht in den Kram. Sie wollen keine Konkurrenz; ja, sie weigern sich sogar, Deutschland und Italien als gleichberechtigte Partner im internationalen Mächtekonzert anzuerkennen. Sie handeln diesen auf allen Gebieten ihres natürlichen Lebens so außerordentlich benachteiligten Nationen gegenüber genau so, wie Kapitalisten und Feudalisten besitzlosen Arbeitern gegenüber zu handeln pflegen. Es nutzt gar nichts, wenn man ihnen entgegenhält, daß sie von dem Unrecht, das sie beispielsweise Deutschland durch Wegnahme seiner Kolonien zufügten, keinerlei Vorteile haben. Es geht hier gar nicht um Vorteile oder Nachteile; es geht um ein kapitalistisches Prinzip. Sie wollen und brauchen deshalb auch gar keinen Nutzen aus diesem Raub zu ziehen; es genügt ihnen, daß sie ihn besitzen und er uns mangelt.
Vor dem Kriege war es in einem kleinen deutschen Land verboten, daß Landarbeiter Gardinen an ihre Fenster hingen, auch wenn sie sie selbst kauften. Das Recht, Fenster durch Gardinen zu verhängen, stand nur den feudalen Gutsbesitzern zu. Das ist eine Gesinnung, und diese Gesinnung charakterisieren wir mit dem Schlagwort Kapitalismus. Von dieser kapitalistischen Gesinnung sind die besitzenden Nationen heute Deutschland und Italien gegenüber erfüllt. Natürlich ist das in den Spalten ihrer Zeitungen und in den Reden ihrer Staatsmänner ausschließlich eine Sache der Moral. Sie unterdrücken ganze Länder und Erdteile, plündern wehrlose Völker, die sich einmal vertrauensvoll in ihre Hände gegeben haben, bis aufs Hemd aus, ihr ganzer Reichtum ist das Ergebnis dieser skrupel- und gewissenlosen Raubzüge. Und sonntags gehen sie dann in die Kirche
-145-

und beten. Einige von ihnen sind besonders fromm. Man bekommt direkt einen moralischen Katzenjammer, wenn man sie an hohen Festtagen in den Gotteshäusern weinen sieht. Sie wandeln vor den Augen der europäischen Völker herum wie die harmlosesten und unschuldigsten Schäflein; inwendig aber sind sie reißende Wölfe.
Wir fragen die Weltöffentlichkeit: Was haben wir ihnen getan? Die Antwort kann nur lauten: Gar nichts! Wir sind nirgendwo ihren Interessen in die Quere gekommen. Schon die Tatsache, daß wir uns erlauben, überhaupt da zu sein, bringt sie in Zorn und Raserei. Es ist lästig, mitten in Europa ein Volk von 80 Millionen zu wissen, das fleißig, anständig, treu, tapfer und betriebsam ist., das sich auf ehrliche Weise seinen Lebensunterhalt verdienen will und deshalb in bescheidenem Umfang an den Reichtümer der Erde teilnehmen möchte. Sie erklären., wir wollten die ganze Welt erobern. Dabei befindet sich die Welt längst ausschließlich in ihrem Besitz. Sie führen dafür als Beweis an, daß wir das Rheinland militarisierten, Österreich und die Sudetenlande dem Reich wieder anschlossen, über Böhmen und Mähren ein Protektorat errichteten und das Memelland in die Arme Deutschlands zurückführten. Was geht das sie an? Wo stößt sich das mit ihren Interessen ? Haben wir mit der Militarisierung des Rheinlandes in ihre Hoheitsrechte eingegriffen? Sind Osterreich und die Sudetenlande mit Gewalt gezwungen worden, zum Reich zurückzukehren? War vielleicht die Errichtung des deutschen Protektorates über Böhmen und Mähren ein Vorbereitungsakt für den kommenden Krieg oder nicht vielmehr für den kommenden Frieden? Und gehörte nicht Memel nach seiner ganzen Struktur und nach der Zusammensetzung seiner Bevölkerung eindeutig und unbezweifelbar zu uns ?

Was haben England, Frankreich und gar Amerika in diesen Interessensphären überhaupt zu suchen? Täten sie nicht besser daran, sich um ihre eigenen Weltreiche zu bekümmern, in denen es wahrlich der Sorgen und Schwierigkeiten genug gibt ? Sie wissen das auch. Es hat gar keinen Zweck, ihnen das aufs neue erklären zu wollen. Sie geben sich nur den Anschein, als sähen sie das nicht ein; denn sie gebrauchen deutsche Angriffsabsichten für ihre infamen und hinterhältigen internationalen Zwecke.
Nun mischen sie sich ungerufen in die Auseinandersetzung des Reiches mit Polen über Danzig und über den Korridor ein. Jedermann weiß, daß
-146-

Danzig deutsch ist. Der polnische Außenminister hat es selbst in seiner letzten Sejmrede ausdrücklich zugegeben- jedermann weiß, daß Deutschland eine exterritoriale Verbindung zwischen dem Reich und Ostpreußen nötig hat. Diese beiden Fragen wären auch gelöst worden, wenn die Friedensmacher in London, Paris und Washington nicht dazwischengetreten wären. Und sie sind nicht etwa dazwischengetreten, um Polen zur Vernunft zu ermahnen; im Gegenteil, ihre Aufgabe bestand ausschließlich darin, Polen gegen das Reich scharf zu machen, um an dieser Spannung vielleicht doch noch den großen Brand entzünden zu können.
Wir ersparen es uns, auf die jüngsten politischen Exzesse in der polnischen Öffentlichkeit noch einmal einzugehen. Polen ist in dieser Auseinandersetzung von sekundärer Bedeutung. Die randalierenden Studenten und Journalisten in Warschau sind ja nur die Lautsprecher der Londoner und Pariser Diplomatie. Diese radaulustigen Elemente machen gewissermaßen an der Hand der beiden westlichen Großmächte Ausflüge in das Gebiet der hohen Politik. Sie werfen nun plötzlich gänzlich neue, völlig undiskutierbare und geradezu provozierende Grenzfragen auf. Sie wollen das Reich bis zur Oder zurückdrängen, nachdem sie uns, wie sie erklären, bei Berlin zusammengehauen haben. Es ist uns zu dumm, auf diese kindischen rhetorischen und publizistischen Übungen überhaupt noch einzugehen. Es handelt sich dabei in Warschau offenbar um politische Säuglinge, die man trockenlegen muß, oder um Publizisten in den Kinderschuhen, denen es gut täte, wenn man ihnen einmal die Hosen strammzöge. Ihr provozierendes Auftreten ist von minderem Belang. Mehr aber interessiert uns, wie man in London und Paris darauf reagiert. Wenn ein maßgebender Franzose den Mut hat, öffentlich zu erklären, die Franzosen wollten nicht für Danzig sterben, so ist er als Rufer in der Wüste zu betrachten. Sonst gießt man in Paris und London nur Öl ins Feuer.
Was würden beispielsweise die Franzosen dazu sagen, wenn die deutsche Presse die Forderung erhöbe, die deutsche Grenze über Elsaß und Lothringen und bis in die Champagne hinaus auszudehnen, und als Mittel dazu eine Schlacht bei Paris prophezeite, bei der die Franzosen von uns zusammengehauen würden? Nach den gegebenen Machtverhältnissen hätten wir Deutschen den Franzosen gegenüber mindestens ebensoviel Grund, uns in solchen treibhausartig aufgekeimten Fieberphantasien zu
-147-

ergehen, wie etwa die Polen uns gegenüber. Wir tun das nicht nur nicht, sondern wir schweigen ostentativ zu diesen schreienden Exzessen der polnischen Öffentlichkeit. Aber wir können nicht schweigen zu der bewußten und gewollten Provokation, die London und Paris uns dadurch anzutun versuchen, daß sie diese Exzesse decken und sogar noch künstlich steigern und schüren. Was kümmern uns die armseligen Schreiberlinge in den Warschauer Redaktionsstuben! Sie sind ja nur die Werkzeuge der Pariser und Londoner Politik. Dort sitzt die Zentrale der Reichsfeindschaft. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, Deutschland einzukreisen. Natürlich geschieht das unter Gebet und mit laut hergeleierten moralischen Sprüchen; in der einen Hand schwenken diese Plutokraten den Rosenkranz, und in der anderen halten sie für den Bedarfsfall die Dreckschleuder bereit. Sie erklären, sie wollten Deutschland kein Leid zufügen, es müßte nur in den Kreis der gesitteten Nationen zurückkehren. Was

sie schon so unter Gesittung verstehen! Wir haben einen Anschauungsunterricht darüber beim Vorgehen Englands gegen Palästina bekommen. Sie sind heute nur noch von dem einen Gedanken beseelt, einen Ring um Deutschland zu legen, den sie dann fester zuziehen können, um das Reich darin zu erdrücken.
Was erst würden sie mit uns machen, wenn wir nicht bis an die Zähne bewaffnet und gerüstet wären! Das deutsche Volk müßte jede Stunde dem Führer auf den Knien danken, daß er diese Entwicklung nicht nur vorausgesehen hat, sondern auch für diesen Fall rechtzeitig vorsorgte. Denn heute haben die englischen Einkreiser kein bürgerliches Deutschland mehr gegenüberstehen wie 1913 und 1914. Alles, was zur Verteidigung unseres Vaterlandes notwendig und überhaupt nur möglich war, ist getan worden. Das deutsche Volk kann ganz beruhigt sein. Und es ist das auch.
Die Londoner Einkreiser würden, das wissen wir alle, auf Granit beißen, wenn sie uns angriffen. Und das wissen sie hoffentlich selbst auch. Wenn nicht, so sei es ihnen hiermit noch einmal zu allem Überfluß gesagt. Unsere deutsche Wehrmacht steht fest. Ein Wall aus Beton und Stahl schützt unsere Grenze im Westen. Er erhebt sich wie eine uneinnehmbare Mauer an den Toren der Sicherheit unseres Landes.
Demgegenüber sollen die Einkreiser in London weiterhin von deutscher Aggression schwätzen, die nicht vorhanden und nicht geplant ist.
-148-

Sie mögen angebliche Grundsätze des Rechts, der Humanität und der Zivilisation ins Feld führen; wir kennen diese gleisnerische Melodie noch aus dem Herbst 1918. Wir fallen nicht ein zweites Mal auf solche Sirenengesänge herein.
Und schaut sie euch einmal genau an, diese Pioniere des internationalen Rechts, der Humanität und der Zivilisation! Aus ihren mitleidlosen und harten Gesichtern leuchtet nur der kalte Haß. Sie würden ganze Völker und Erdteile vernichten, wenn sie es könnten; aber sie können es nicht mehr! Das Reich hat einen Riegel davorgeschoben. Sie stehen heute vor der stärksten Militärmacht der Welt; und daher ihre Wut, weil ihnen im nationalsozialistischen Deutschland und im faschistischen Italien Gegenspieler erstanden sind, mit denen sie rechnen müssen, die ihnen nicht nur machtmäßig, sondern auch ideen- und willensmäßig überlegen sind.
Die von London geplante Einkreisung Deutschlands vermag uns deshalb nicht zu schrecken. Wir haben keine Angst. Das Gefühl der Furcht ist im deutschen Volke vollkommen unbekannt. Das Reich hat seinerseits die entsprechenden Vorbereitungen längst getroffen.
Wir appellieren auch gar nicht an die Vernunft der Kriegs- und Panikmacher; wir appellieren nur an die Vernunft der mit ihnen gesegneten Völker. Wir betonen noch einmal, daß es unserer Ansicht nach in Europa kein Problem gibt, das einen Krieg notwendig machte. Der Führer will den Frieden. Aber er will einen Frieden, in dem die deutschen Lebensrechte gesichert und geachtet sind.
Sollten die Einkreiser in London es trotzdem fertigbringen, die Geister ihrer Völker endgültig zu verwirren, dann werden wir dafür sorgen, daß diese Völker auch zu wissen bekommen., wo die Schuldigen zu suchen sind. Es wird dann zweifellos das erste Strafgericht über sie selbst hereinbrechen.
Aber noch ist genug Hoffnung vorhanden., daß die Vernunft unter den Völkern zurückkehrt und Europa sein schwerstes Verhängnis erspart bleibt. Was wir daran tun können, soll getan werden.
-149-

* * * * *

Nochmals: Die Einkreiser

27. Mai 1939

Europa bietet immer mehr das Bild eines Erdteils, der in zwei feindliche Lager zerfällt. Diese beiden feindlichen Lager erhalten ihr charakteristisches Gepräge durch die Tatsache, daß das eine sich im fast ausschließlichen Besitz aller Reichtümer und Rohstoffquellen der Welt befindet, während das andere von diesem Besitz ausgeschlossen ist. Daraus ergeben sich auch die ständig zunehmenden Spannungen, die diesen zerrissenen, von tausend Leiden und Sorgen gequälten Kontinent erfüllen.
Es ist nicht unsere Schuld, daß diese beiden feindlichen Lager sich sowohl ideologisch als auch politisch in vollkommener Verständnislosigkeit, um nicht zu sagen Feindschaft, gegenüberstehen. Wir haben das nicht gewollt, und es entspricht auch nicht den Tatsachen, daß die zwischen ihnen vorhandenen Differenzen etwa auf die Verschiedenheit ihrer politischen Anschauungen zurückzuführen wären. Wenn von einer Verschiedenheit der Grundsätze überhaupt die Rede sein kann, so besteht diese in ausgesprochenstem Maße etwa zwischen England und Sowjetrußland, zwei Staaten, die sich heute zweifellos zum selben Lager rechnen. Wesentliche Unterschiede zwischen den beiden europäischen Fronten sind vielmehr in ihrem Anteil an den Besitztümern der Welt festzustellen; das heißt die einen sind die Besitzenden, und die anderen sind die Habenichtse.
Die englische Politik hat sich seit jeher bemüht, der Öffentlichkeit einzureden, daß sie eine Aufspaltung Europas in zwei entgegengesetzte Blocks für unerwünscht halte. Immer schon war es stehende Redensart in der englischen Publizistik, Europa dürfe nicht in zwei feindliche Welt-anschauungslager geschieden werden, da sonst ein kriegerischer Konflikt auf die Dauer unvermeidlich sei. Trotzdem aber hat zwecklos die englische Politik zu diesem bedauerlichen Ergebnis geführt. Es hat das im Grunde genommen gar nichts mit den verschiedenen Ideologien zu tun. Der Nationalsozialismus trägt keinerlei aggressiven Charakter in sich. Er
-150-

ist sowohl als Idee wie als politische Weltanschauung durchaus für den inneren Gebrauch bestimmt. Ihm ist jede Exporttendenz fremd. Wie sollten wir Nationalsozialisten auch dazu kommen., den Nationalsozialismus, in dessen Zeichen Deutschland nach einer Periode tiefsten Verfalls einen kühnen und steilen Weg zur Höhe beschritten hat, ausgerechnet in Länder zu exportieren, von denen wir wissen, daß sie uns Deutschen weder das Leben noch eine würdige, unserem Rang und der Größe unseres Volkes entsprechende nationale Existenz gönnen!
Allerdings kann andrerseits nicht bezweifelt werden, daß der Nationalsozialismus, weil er dem deutschen Volk eine ungeheure politische und willensmäßige Überlegenheit verschafft hat, eben deshalb von den liberal-demokratischen Staaten gehaßt und bekämpft wird. Denn der National-sozialismus hat Deutschland diese Überlegenheit der Idee gegeben, während die - Staaten uns überlegen sind im Reichtum, im Besitz und in den materiellen Hilfsmitteln. Aber es ist nun einmal so, daß die Rohstoffe keine Ideen, die Ideen aber zuweilen Rohstoffe erzeugen können und damit also der Vorsprung, den das nationalsozialistische Deutschland und das faschistische Italien den westlichen Demokratien gegenüber errungen haben, immer größer wird und kaum noch einzuholen ist.
Vor allem England befindet sich heute in der bedauernswerten Lage, kein klares politisches Ziel mehr zu besitzen. Seine Diplomatie erschöpft sich absolut im Negativen. Sie ist ausschließlich auf den Angriff aus Angst eingestellt.
Seit jeher nun ist es die Tendenz der englischen Politik gewesen, die Interessen des britischen Empire nach Möglichkeit von anderen Nationen beschützen zu lassen. England setzt für sein Weltreich nur ungern und nur unter stärkstem Zwang eigenes Blut ein. Im allgemeinen läßt es lieber andere Völker für Glück, Wohlstand und Sicherheit des Empire Seiner Majestät kämpfen. Diese Tendenz zieht sich sozusagen wie ein roter Faden durch die ganze englische Geschichte. Ihre Motivierungen haben im Laufe der Jahrhunderte oftmals gewechselt; aber die Absichten, die damit verfolgt wurden, sind immer dieselben geblieben.

Auch heute sind sie noch die gleichen. Der Ring, den England mit höchster diplomatischer Betriebsamkeit um Deutschland zu legen Ver-
-151-

sucht, hat gar keine andere Aufgabe, als den Aufstieg des Reiches niederzuhalten und damit in Europa jene berüchtigte balance of power wiederherzustellen, von der England glaubt, sein Glück und seine Sicherheit sowohl im Mutterlande wie in seinem Weltreich abhängig machen zu müssen.
Als Partner ist den englischen Einkreisungspolitikern jeder willkommen, der ein Glied in dieser Kette bilden kann und bilden will. Da spielen weder Moral noch Weltanschauung, noch Religion und ähnliche Vorstellungen überhaupt eine Rolle. Sie sind dabei von einer höchst untergeordneten Bedeutung.
Das sieht man vor allem an dem Bestreben Englands, die Sowjetunion in diesen Ring der Einkreiser hineinzuziehen. Denn es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß es stärkere weltanschauliche, religiöse, soziale und wirtschaftliche Unterschiede als die zwischen London und Moskau kaum gibt. Aber, wie gesagt, diese Unterschiede spielen keine Rolle, wenn es sich darum handelt, Deutschland niederzuhalten und es als mehr als lästige Konkurrenz vom internationalen Weltmarkt zu entfernen.
Daraus ist auch die sonst gänzlich unverständliche Haltung der englischen Publizistik zu erklären. Man nimmt beispielsweise keinerlei Notiz davon, daß in Rußland Zehntausende von Geistlichen gequält, gepeinigt, gemartert und getötet worden sind. Wenn jedoch in Deutschland ein rebellierender Pfarrer, der sich gegen Gesetz und Ordnung vergangen hat, mit Recht eingesperrt wird, dann gerät die englische öffentliche Meinung in eine siedende Empörung. Das hat, wie man zugeben wird, nichts mit Moral und noch viel weniger mit Humanität zu tun. Den Engländern sind diese Begriffe innerlich vollkommen fremd. Sie benutzen sie nur mit einer bewundernswerten Skrupellosigkeit in ihrem politischen Kampf, machen sie sich zu eigen, wenn sie sie nötig haben, und werfen sie zynisch über Bord, wenn sie ihnen hinderlich erscheinen.
Es ist deshalb wohl die Frage erlaubt, was denn eigentlich die sogenannte demokratische Front in Europa überhaupt noch mit Demokratie zu tun hat. Sie kann sich weder auf die hinter ihr stehenden Völker noch auf die Menschlichkeit, noch auf die Freiheit des Geistes, noch auf irgendeinen anderen Grundsatz des sogenannten Liberalismus berufen. Trotzdem aber werden die Prinzipien der Freiheit und der Brüderlichkeit in
-152-

dieser Front über Gebühr strapaziert; man braucht also kein Weiser zu sein, um festzustellen, daß hier irgend etwas nicht stimmt.
Und so ist es auch.
Die Front, die uns heute gegenübersteht, ist weniger durch die Weltanschauung als vielmehr ausschließlich durch politische Interessen bestimmt. Während sie sich aus den heterogensten Bestandteilen zusammensetzt, ist die Front der autoritären Staatsauffassung durchaus einheitlich sowohl weltanschaulich als auch politisch eingestellt. Es handelt sich bei ihr um zwei kühne Revolutionen, die sich im Verlaufe der Neuordnung Europas begegnet sind, und um zwei durchaus gleichgerichtete politische und geistige Haltungen.
Beide Fronten, sowohl die Demokratie als auch die autoritäre Staatsauffassung, haben im Verlauf der vergangenen Woche je eine Handlung vollzogen, die für ihre innere Struktur wie auch für ihre für die nächste Zukunft zu erwartende Durchschlagskraft außerordentlich charakteristisch ist. Jede dieser Handlungen entspricht dem Wesenskern der jeweiligen Front. Die Demokratie hat sich bei der Genfer Liga ein Stelldichein gegeben, und die autoritäre Staatsauffassung hat in dem in Berlin ab-

geschlossenen Bündnispakt zwischen Berlin und Rom der Welt einen demonstrativen Beweis ihrer inneren Kraft und Festigkeit vor Augen geführt.
Apropos Völkerbund: man hatte ihn eigentlich schon längst vergessen. Hin und wieder erinnerte er die Öffentlichkeit noch einmal an seine Existenz, und jedesmal dann wenn man versucht zu fragen: Lebt der Völkerbund noch und, wenn ja, warum? Über diese mehr als merkwürdige Institution der europäischen Nachkriegszeit sind schon so viel Witze gemacht worden, daß es sich kaum verlohnt, diesem unübersehbaren Vorrat von Bonmots noch neue hinzuzufügen.
Diesmal handelte es sich in Genf darum, die englisch-französisch-sowjetrussische Allianz aus der Taufe zu heben. Der Kreml machte sich rar. Herr Potemkin, der eigentlich dazu ausersehen war, zusammen mit Lord Halifax den Schlußpunkt unter die Allianz zu setzen, ließ sich entschuldigen, weil er von den vergangenen Reisen zu ermüdet sei. Lord Halifax wartete vergebens. Er hatte zwar in Genf Gelegenheit, sich mit Herrn Maisky zu unterhalten; aber die hatte er ja auch in London. Noch
-153-

einmal wurde zur Erbauung der internationalen Öffentlichkeit in Genf die Lüge eines "Bundes der Nationen“ vorexerziert, der angeblich den Frieden und die Gerechtigkeit in Europa sichern sollte, in Wirklichkeit aber nur die Aufgabe hat, die nichtshabenden Staaten weiter zu unterdrücken und niederzuhalten.
Wir haben uns aber diese Institution niemals Illusionen gemacht. Wichtig aber ist, daß nun auch die Welt einzusehen beginnt, daß die Genfer Ära längst der Vergangenheit angehört. Die Einkreiser, die sich in der vergangenen Woche in Genf ein Stelldichein gaben, sind sich in ihrer ganzen Haltung keineswegs klar oder einig. Übereinstimmung besteht nur in der Absicht, die autoritären Staaten zu ersticken. Fraglich ist dabei noch, wer im Bedarfsfalle aus diesem Lager kämpfen und wer den Gewinn davontragen soll. England verfolgt zweifellos den Plan, nach altbewährtem britischem Nationalbrauch die anderen für sich kämpfen zu lassen und am Ende selbst den Gewinn einzustreichen. Ist es erstaunlich, daß der Kreml wenigstens versucht hat, diese englische Absicht zu durchkreuzen ?
Demgegenüber erhebt sich in Deutschland und Italien ein Block von 150 Millionen Menschen, die bereit und entschlossen sind, ihre nationale Existenz, wenn es notwendig wird, bis zum Letzten und unter Einsatz aller Kräfte und Reserven zu verteidigen. Hier stellen wir eine absolute Übereinstimmung fest zwischen den Revolutionen, die diese Völker gemacht haben, und zwischen den Weltanschauungen, nach denen sie heute leben. Das ergibt im Effekt eine absolute Präzision der gemeinsamen Ziele, eine Festigkeit und Unverrückbarkeit der politischen Anschauungen sowie eine Entschiedenheit des politischen Wirkens, die gar nicht mehr überboten werden kann. Das zwischen Deutschland und Italien abgeschlossene Bündnis ist ein totales und duldet keinen Zweifel mehr. Es kann weder bagatellisiert noch verkleinert werden. Die Demokratien haben heute in keiner Weise noch die Möglichkeit, die Solidarität zwischen Berlin und Rom irgendwie zu bestreiten. Zwar gibt man sich in London, Paris und Warschau verzweifelte Mühe, aber diesen Tatbestand hinwegzureden. Dieselben Zeitungen, die noch vor ein paar Wochen schrieben, die Achse Berlin-Rom sei brüchig geworden, und es bestand damit hoffentlich die Möglichkeit, einen Keil zwischen Deutschland und Italien
-154-

zu treiben, tun nun so, als sei die absolute deutsch-italienische Solidarität von ihnen längst erwartet und mit in Rechnung gestellt worden. Es ist auch gut, wenn sie so verfahren; denn sie würden in ihren politischen Kalkulationen einen schweren Fehler begehen, wenn sie Deutschland und Italien nicht als eine politische und militärische Einheit auffaßten.
Überhaupt die demokratische Presse! Sie ist so ungefähr das Charakterloseste, was man sich nur vorstellen kann. Sie vollführt in diesen Tagen und Wochen einen ständig sich wiederholenden

Eiertanz zwischen strotzendem Mut und bebender Angst. Wir müßten sie nicht so gut kennen, um vor ihr Furcht zu empfinden. Sie vermag uns überhaupt nicht mehr zu imponieren. Wenn die hinter ihr stehenden Kriegshetzer nicht besser und tapferer sind als ihre Presse, dann können wir getrost zur Ruhe gehen.
Im übrigen tut uns die von London gegen uns geplante Einkreisung nicht weh. Jeder Schlag dieser Front wird von uns mit einem betäubenden Gegenschlag beantwortet. Augenblicklich reden sie von einem Krieg der Nerven, der ausgebrochen sei und durchgestanden werden müsse. Wir wissen nichts davon. Aber wenn das in der Tat der Fall. sein sollte, so sind wir der Überzeugung, daß wir ihn gewinnen werden, und zwar auf Grund unseres besseren Rechtes, das auch immer die besseren Nerven verleiht.
Auch die Einkreisung hat ihre zwei Seiten. England wird im Bedarfsfall nach der ersten auch die zweite zu verspüren bekommen. Vielleicht wird es eines Tages mit Goethes Zauberlehrling in die verzweifelten Worte ausbrechen: "Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!" Aber wir haben genug gewarnt. Es bleibt uns nichts mehr übrig, als den Tatsachen in die Augen zu schauen und im übrigen unsere Gegenzüge zu tun. Die erste Partie ist zweifellos zu unseren Gunsten entschieden worden. Das Bündnis zwischen Berlin und Rom ist eine Tatsache, die in der kommenden europäischen Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung sein wird. Die Einkreisungsfront hat dem nichts auch nur annähernd Gleichwertiges zur Seite zu stellen. Lord Halifax hat in Genf keine Lorbeeren geerntet. Unterdes aber ist in Berlin die stärkste Militärallianz, die die moderne Geschichte überhaupt kennt, unterzeichnet worden.
Wie die Dinge sich weiterentwickeln, vermag im Augenblick noch niemand zu sagen. Jedenfalls würde die demokratische Einkreisungsfront
-155-

schlecht beraten sein, wenn sie auf dem bisher beschrittenen Wege weitergehen würde. Denn so weitgesteckt auch die Einkreisung geplant sein mag: gegenüber der Stärke und Geschlossenheit der Achse Berlin-Rom wird sie nichts auszurichten vermögen; es kann deshalb der Ausgang dieser Auseinandersetzung nach Lage der Dinge gar nicht mehr zweifelhaft sein.
Deshalb liest uns nichts ferner, als vor dieser Einkreisung den Mut zu verlieren. Wir stehen ihr mit gelassener Ruhe gegenüber und sagen uns auf gut Berlinisch: "Wat ick mir dafür koofe!" Uns kann es schon recht sein, wenn London uns zwingt, ganz und ohne Einschränkung auf unsere nationale Sicherheit bedacht zu sein. Seit 1918 haben wir Nationalsozialisten keine Illusionen mehr. Wir setzen unsere Hoffnung weder auf den Völkerbund noch auf die Humanität, noch auf die Verständigungsbereitschaft der anderen. Wir vertrauen nur noch auf uns selbst und auf unsere eigene Kraft. Und darum sind wir denen zu größtem Dank verpflichtet, die uns seit 1918 ununterbrochen immer wieder durch brutale Faustschläge aus unsrer deutschen Traumseligkeit erweckten. Wir bekennen ihnen gegenüber mit Nietzsche:
Gelobt sei, was hart macht!
-156-

* * * * *

Klassenkampf der Völker?

3. Juni 1939

In der internationalen Diskussion haben sich in den letzten Wochen und Monaten immer stärker Schlagworte und Vorstellungen ausgeprägt, die bislang nur auf dem Felde innerpolitischer Auseinandersetzungen gebräuchlich waren und verständlich wirkten.

Wir meinen hier Begriffe wie etwa "Plutokratie" oder "Besitzende und Habenichtse" oder "proletarische Nationen" oder "Klassenkampf der Völker" und ähnliche.

Es ist das außerordentlich charakteristisch für die internationale Entwicklung und Frontenbildung, die in den letzten Jahren eingesetzt hat, und gerade deshalb erscheint es uns notwendig, diese Begriffe einer näheren Untersuchung zu unterziehen, weil wir fürchten, sonst Gefahr zu laufen, sie abzunutzen und in ihrer Prägnanz und Verständlichkeit allmählich zu zerstören.

Die Tatsache, daß diese Begriffe in der internationalen Diskussion immer gebräuchlicher werden, ist ein Beweis mehr dafür, daß die Auseinandersetzungen, die heute Europa durchzittern, durchaus nicht etwas Einmaliges oder gänzlich Neuartiges darstellen, daß sie vielmehr in ihrem eigentlichen Wesen die gleichen geblieben sind, die ehedem im Rahmen unseres Volkes und heute noch im Rahmen vieler anderer Völker ausgetragen werden, daß sie sich in ihrer internationalen Ausweitung nur in den Dimensionen geändert bzw. verschoben haben. Denn das, was sich augenblicklich in Europa abspielt, ist tatsächlich eine Art von Völkerklassenkampf, und dieser Völkerklassenkampf findet seine eigentliche Ursache in der Tatsache, daß die einen Nationen augenblicklich alles besitzen, während die anderen nichts ihr eigen nennen können.

Die einen sind gar nicht in der Lage, alles das zu verzehren, was ihnen gehört, die anderen dagegen haben deren Überfluß zu wenig und müssen deshalb hungern oder sich doch mindestens nach der Decke
strecken. Daraus ergeben sich die krisenhaften Spannungen, die heute Europa bewegen.

Der Vertrag von Versailles war nicht nur eine Art moralischer und materieller Entwaffnung der unterlegenen Völker, sondern gewissermaßen auch eine drakonische Steuergesetzgebung der reichen siegreichen Staaten über die unterlegenen armen Nationen.

Auch die in Verfolg der Durchführung des Versailler Vertrages einsetzende psychologische Behandlung der Besiegten war außerordentlich charakteristisch sowohl für die geistige und moralische Haltung der Sieger wie auch für die innere Einstellung reicher Nationen zu armen Völkern überhaupt. Wir sind gewohnt, diese Gesinnungsart als kapitalistisch zu bezeichnen.

Man hätte beispielsweise nach den Leiden und Schmerzen des Großen Krieges die Möglichkeit gehabt, in Versailles einen wirklichen Völkerfrieden herzustellen. Der mußte beruhen auf der Basis der Gerechtigkeit und der Beseitigung all jener Ungerechtigkeiten, die die Ursache des Ausbruchs des Großen Krieges gewesen waren. Man ließ aber diese Ungerechtigkeiten, weil man auf Grund eines Scheinsieges die Macht dazu besaß, nicht nur weiterbestehen, sondern man verschärfte sie noch und legte damit eigentlich die Grundlagen zu dem daraus sich entwickelnden Klassenkampf der Völker untereinander.

Die armen Nationen mußten sich das gefallen lassen, weil sie wehrlos waren; die reichen aber taten noch ein übriges, indem sie ihre Macht triumphierend ausnutzten und den armen Quälereien und nationale Demütigungen auferlegten, die zwecklos, dumm und gemein waren und in sich schon die Wurzel neuer machtpolitischer Auseinandersetzungen trugen. Man tat das aus dem einzigen Grunde, um die armen Völker zu provozieren. Man glaubte, sich das leisten zu können. Man leitete die Berechtigung dazu lediglich aus der Macht ab. Selbst die natürlichsten und elementarsten Forderungen

der armen Völker wurden höhnisch in den Wind geschlagen. Man nahm sie meistens gar nicht zur Kenntnis.

So benahmen sich in der Vorkriegszeit auch die bürgerlich-kapitalistischen Parteien beispielsweise des alten Deutschen Reichstags den sozialen Forderungen der deutschen Arbeiter gegenüber. Bei Abstimmungen im Parlament setzten sich grundsätzlich die plutokratischen Parteien mit dem ganzen Gewicht ihres Einflusses für die Beibehaltung empörender gesundheitsgefährdender Kinder- und Schwangerenarbeit ein. Sie machten sich in geradezu scharfmacherischer Weise zum Verteidiger unsozialster und unhaltbarster Zustände, und zwar nicht einmal so sehr deshalb, weil sie einen persönlichen Vorteil davon hatten oder sich doch wenigstens davon versprachen, sondern nur, weil es ihnen eben so paßte und weil sie die Macht dazu hatten, sich gegen moderne soziale Forderungen zu sperren.

Die plutokratischen Parteien legten damit praktisch die Grundlage zum Klassenkampf, zum Marxismus und zur fortschreitenden Bolschewisierung der Arbeiterschaft; denn die marxistischen Parteien hätten in Deutschland niemals auch bei einer noch so internen Hetze des internationalen Judentums einen derartig weitreichenden Anhang in den Massen der arbeitenden Bevölkerung erringen können, wenn die Kritik, die der Marxismus an den sozialen Zuständen des Vorkriegsdeutschland anlegte, nicht wenigstens eine gewisse und manchmal sehr große Berechtigung gehabt hätte.

Es ist klar, daß die plutokratischen Parteien für solche Gedankengänge, wenn sie damals vorgebracht worden waren, gar kein Verständnis aufgebracht hätten. Wer im Gelde schwimmt, besitzt kein Organ für die Armut, und selbst der Krieg mit seinen ungeheuren gemeinschaftsbildenden Werten und Erlebnissen hat es nicht vermocht, auf diesem Gebiet einen grundlegenden Wandel zu schaffen. Im Gegenteil, die Nachkriegszeit wurde dann erst recht das praktische Erprobungsfeld klassenkämpferischer Gesinnung und Betätigung. Auch hier setzte wiederum aufs neue der Kampf der kapitalistischen Parteien gegen einen wenn auch noch so berechtigten Sozialismus ein, und daraus war eigentlich das Abwandern der breiten Massen von den nationalen Parteien zum Marxismus und seinen Parteien hin zu erklären.

Das hinderte allerdings die bürgerlichen Parteien nicht daran, in dem Augenblick mit dem Marxismus zusammenzugehen und ihm eine schimpfliche Koalition anzutragen, in dem der Nationalsozialismus auftauchte und anfing, für sie eine politische Gefahr darzustellen. Denn der Nationalsozialismus hatte seinem Programm, seinem Wesen und seiner Wirksamkeit nach die feste Absicht, diese unhaltbaren Zustände zu beseitigen, und seine Wortführer waren der Überzeugung, daß der Ausbruch eines blutigen Klassenkampfes überhaupt nur vermieden werden konnte durch Wiederherstellung geordneter sozialer Zustände.

Den plutokratischen Kapitalismus aber angreifen hieß damals den Staat angreifen, weil der Staat selbst kapitalistisch-plutokratischen Charakter trug. Die bürgerlich-kapitalistischen Parteien aber waren die Nutznießer dieses Zustandes. Es verstellt sich am Rande, daß sie ihn theoretisch ablehnten; ihr Programm quoll nur so über. von sozialen Forderungen und humanitären Einsichten. In ihren Taten aber bestätigten und verhärteten sie diesen Zustand. Und das war einerseits der Grund für die rapide Zunahme des Kommunismus, anderseits aber auch der Grund für den unhaltsamen Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung und ihren endlichen Sieg.

Der Führer hat, als er die Macht besaß, nicht nur die klassenkämpferischen Parteien marxistischer und bürgerlicher Prägung aufgelöst, er hat auch die sozial unhaltbaren Zustände beseitigt, die diesen Parteien überhaupt erst eine Existenzberechtigung gaben. Er begründete den inneren Volksfrieden auf dem festen Fundament der sozialen Ordnung. Dieser Zustand erscheint deshalb auch für die Dauer haltbar, weil aus' ihm von vornherein schon alle Krankheiten und Verfallskeime ausgeschieden sind.

Einen ähnlichen Prozeß erleben wir nun auf internationalem Gebiet. Die Auseinandersetzungen, die von 1933 ab bis zum heutigen Tage zwischen den sogenannten autoritären und den sogenannten demokratischen Staaten stattgefunden haben und noch stattfinden, sind fast gleicher Art. Als beispielsweise Deutschland anfing, seine allerelementarsten nationalen Forderungen anzumelden, begegnete es in der kapitalistisch-plutokratischen Welt, die sich eine demokratische nennt, derselben Verständnislosigkeit, der die sozialen Forderungen der Arbeiterschaft in der Vor- und Nachkriegszeit bei den plutokratischen Parteien begegnet waren.

In den Jahren 1934 und 1935 beispielsweise waren die Forderungen wehrpolitischer Art, die der Führer an die westeuropäischen Mächte stellte, außerordentlich bescheidenen Umfangs. Sie wurden nicht nur höhnisch zurückgewiesen, man weigerte sich, sie überhaupt zu diskutieren. Die Folge war die Wiedereinführung der absoluten deutschen Wehrfreiheit. Darauf reagierten die demokratischen Staaten dann mit hysterischem Geschrei von drohender Kriegsgefahr. Die deutschen Forderungen auf Beteiligung unseres Volkes an den Reichtümern der Welt wurden schroff und kalt vom Auslande abgelehnt. Man hatte darauf nur Phrasen zur Antwort. Die Folgen waren die Einführung des Vierjahresplanes, das Auftauchen der deutschen Konkurrenz in der Welt nach dem Grundsatz: "Exportiere oder stirb!", der Abschluß konstruktiver Handelsverträge mit den verschiedensten Staaten und ein rapid zunehmender Güteraustausch [Export] zwischen dem Reich und Ländern, in denen noch die Vernunft zu Hause war. Wiederum begannen die Plutokratien zu kreischen, Deutschland bemächtige sich des Weltmarktes, um dann die entsprechenden Gegenmaßnahmen in Form von Boykott, Errichtung unübersteigbarer Zollmauern und ähnlichem zu treffen.

Deutschland hatte in der loyalsten und verbindlichsten Form die Beseitigung der ehrenrührigen Punkte des Versailler Vertrages verlangt. Von der Aufrechterhaltung dieser Punkte hatten die westeuropäischen
Demokratien überhaupt nichts. Es war das nur noch eine Angelegenheit des Eigensinns und einer penetranten, engstirnigen Boshaftigkeit. Die Ablehnung dieser Forderungen allerdings zog dann die plötzliche Militarisierung des Rheinlandes und die feierliche Aufhebung der Kriegsschuldlüge nach sich. Wiederum erklärte man in London und Paris, man könne mit Deutschland nicht verhandeln, weil es nicht loyal sei und sich nur auf das brutale Faustrecht stütze. Wohin wären wir mit dieser sogenannten Loyalität gekommen? Wir würden heute noch um ein 200 000 Mann-Heer feilschen.

Genau so war es bei dem Anschluß Österreichs an das Reich und der Wiedereingliederung der Sudetenlande. Ähnlich verständnislos stehen die westeuropäischen Demokratien der Errichtung eines deutschen Protektorats über Böhmen und Mähren gegenüber.

Wie die kapitalistischen Parteien des Deutschen Reichstags in der Vorkriegszeit für die Kinder- und Schwangerenarbeit eintraten, ohne selbst einen Vorteil davon zu haben, genau so traten und treten die plutokratischen Staaten des europäischen Westens für die Aufrechterhaltung unmöglicher und von allen auch als unmöglich erkannter mitteleuropäischer Zustände ein.. nur aus Eigensinn, aus Trotz, aus Boshaftigkeit und Mangel an Einsicht. Genau so aber auch wie ein vernünftig und sozial denkender

Mensch die Kämpfe im Deutschen Reichstag der Vorkriegszeit um die Kinder- und Schwangerenarbeit heute überhaupt nicht mehr verstehen kann, genau so werden vernünftig und national denkende Menschen in allen Staaten und Ländern in einigen Jahren die machtpolitischen Auseinandersetzungen beispielsweise über die Militarisierung des Rheinlandes oder den Anschluß Österreichs und der Sudetenlande an das Reich und die Errichtung des Protektorats über Böhmen und Mähren nicht mehr verstehen können.

Hier liegen die eigentlichen Grundlagen und Ursachen der europäischen Beunruhigung. Und das Beängstigende an diesem Zustand ist, daß die plutokratischen Staaten in keiner Weise nach den gemachten Erfahrungen etwa in sich gehen und daraus die entsprechenden Konsequenzen ziehen, sondern sich nunmehr anschicken, das Dümmste zu tun, was sie überhaupt nur tun können, nämlich einen Block zu bilden gegen die Wiederherstellung der europäischen Ordnung und Gerechtigkeit. Sie versuchen, Deutschland und Italien einzukreisen, und genau so wie die kapitalistischen Parteien der Nachkriegszeit, so sind auch sie heute in der Gewinnung ihrer Partner keineswegs wählerisch.

Damals verbanden sich die bürgerlich-kapitalistischen Parteien mit der Sozialdemokratischen Partei, wenn es gegen den Nationalsozialismus ging. Heute paktieren die plutokratischen Demokratien mit dem bolschewistischen Sowjetrußland, wenn es gegen Deutschland und Italien geht.

Es sind das dieselben Symptome des bösen Willens und der Halsstarrigkeit. Und daraus ergibt sich eine Lage, die deshalb so verworren wirkt, weil man aus ihr den gesunden Menschenverstand vollends verbannt hat. Sie kann nur geändert werden durch Vernunft und Einsicht oder durch Gewalt. Vernunft und Einsicht aber sind auf der Gegenseite leider nur selten festzustellen. Sie spielt den Ignoranten, tut so, als hieße sie Hase, wohnte im Walde und wüßte von nichts.

Aber genau so wie die damaligen Parteipäpste nicht die Wortführer des deutschen Volkes waren, so sind heute diese Kriege- und Panikmacher nicht die Wortführer ihrer Völker. Es muß nur gelingen, den Völkern die Wahrheit zu sagen. Darum brauchen wir auch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Neuordnung Europas bricht sich immer mehr Bahn. Sie ist unaufhaltsam. Die Plutokratien werden nicht mehr die Kraft und die Möglichkeit besitzen, Europa in Brand und Asche zu legen. Sie wären zwar gewissenlos genug dazu, aber dagegen erhebt sich heute die militärische, moralische und geistige Front der Achse Berlin-Rom.

Zwei mächtige, junge Völker haben sich zu einem unüberwindlichen Block zusammengeschlossen. Sie sind nicht nur vereint in ihren Machtmitteln, sondern auch in ihren Ideen und in ihrem Willen. Ihre Entschlossenheit, ihre nationale Existenz zu wahren und bei Bedarf mit aller Rücksichtslosigkeit zu verteidigen, braucht nicht mehr unter Beweis gestellt zu werden. Sie tragen das wirkliche Erbe des großen Krieges in ihren Händen. Und es erhebt sich in der Auseinandersetzung zwischen ihnen und den Plutokratien mit gebieterischer Notwendigkeit die Frage: Wird diese Entwicklung, wie die Väter des Versailler Vertrages es wollten oder doch vorbereiteten, den neuen Krieg bringen oder, wie Deutschland und Italien das wollen, den wahren Frieden?

Vor dieser Frage müssen sich die Völker Europas entscheiden. Wir meinen einen Frieden gleicher Rechte und gleicher Verpflichtungen, einen Frieden, der wirklich Klarheit in das europäische Chaos bringt, einen Frieden, der den Klassenkampf der Völker, der drohend über uns allen schwebt, ablöst durch eine neue Ordnung unter den Nationen, die auf der Gerechtigkeit beruht und den Wohlstand und das Glück aller zum Ziele hat.

-163-

* * * * *

Der neue Stil

10. Juni 1939

Über Dinge, die man besitzt, pflegt man im allgemeinen nicht viel zu sprechen. Wer Geld hat, macht kein Aufhebens davon, wer gebildet ist, trägt seine Bildung nicht zur Schau, wer Geschmack sein eigen nennt, spricht nicht von Geschmack. Und so ist es auch mit dem Stil.

Menschen, Völker oder Zeiten, die ein natürliches und gewachsenes Stilgefühl besitzen, werden das Wort Stil nur sehr selten anwenden und es vielfach überhaupt nicht kennen. Uns sind aus der Geschichte ganz große künstlerische und kulturelle Epochen bekannt, die uns heute als im höchsten Sinne stilbildend erscheinen, in denen das Wort Stil selbst aber vollkommen ungebräuchlich war. Wenn der Stil ein öffentlicher Diskussionsgegenstand geworden ist, dann beginnt er meistens zu fehlen.

Stil kann auch nicht gemacht werden; er entwickelt sich aus bestimmten Bedingungen heraus und wächst auf eine natürliche Weise in eine Zeit hinein. Die Ergebnisse dieses Wachstums sind dann auf allen Lebensgebieten eines Volkes festzustellen. Stil ist die Übereinstimmung zwischen Gefühl und Ausdruck, insofern also hat Stil nicht nur etwas mit Kunst oder Kultur oder Geschmack zu tun. Der Stil ist die bindende und schlüssige Ausdrucksform des Wesens eines Menschen oder eines Volkes, die in allen seinen Lebensäußerung zum Vorschein kommt. Auch in der Politik.

Auch die Politik hat Stil oder sie ist stillos. Besitzt sie Stil, dann ist sie auch von Format. Die Zeit vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland war ohne Stil. Sie besaß weder auf dem Gebiet ihrer künstlerischen noch ihrer kulturellen oder politischen Äußerungen überhaupt auch nur ein Gefühl für Stil. Das kam schon in der Tatsache zum Ausdruck, daß sie zwar große Worte gebrauchte, aber nicht die Kraft besaß, diesen Worten eine starke symbolische Prägung und einen ausfüllenden Inhalt zu geben.

Das 20. Jahrhundert hat die breiten Massen des Volkes in das Gebiet der Politik eingeführt, und es war eigentlich das beschämendste Armutszeugnis,

-164-

das sich sowohl das kaiserliche wie auch das novemberliche Deutschland ausstellte, daß es keine Möglichkeit fand, das Volk selbst auch in ihm gemäßen Formen politisch zum Ansatz und zur Geltung zu bringen. Auf den Straßen marschierten Millionen Menschen, politisch vertreten aber wurden sie in senilen, lächerlichen Parlamenten von Repräsentanten, die für die breiten Massen weder ein Gefühl noch ein Organ besaßen.

Heute ist es in den westeuropäischen Demokratien noch genau so. Wenn man von ihren politischen Aktionen in den Zeitungen liest, so mochte man versucht sein, den großen Worten, die dabei gebraucht werden, Glauben zu schenken. Sieht man diese politischen Aktionen aber im Bild oder im Tonfilm, so schreckt man schaudernd zurück vor der gähnenden Kluft, die sich hier zwischen Sein und Schein auftut. Man bemerkt dicke, joviale, lebhaft gestikulierende ältere Herren in Bratenrock und Zylinder, die alle anderen Merkmale an sich tragen, nur nicht die einer dämonischen Fähigkeit, Massen zu bewegen und zu führen. Die charakteristischen Zeichen ihrer politischen Zusammenkünfte sind Disziplinlosigkeit, Mangel an Art des Auftretens wie an Größe und Durchschlagskraft der Aktion. Und ausgerechnet diese Demokratien sitzen über uns zu Gericht.

Sie behaupten, daß wir das nicht besitzen, was ihnen vollkommen mangelt, nämlich politischen Stil, kulturellen Geschmack, ein Gefühl für Modernität und eine weite Aufgeschlossenheit für die Gedanken

und Empfindungen unserer Zeit. Wir könnten über ihr albernes Geschwätz zur Tagesordnung übergehen, denn wir treten den Gegenbeweis dagegen ja fortdauernd durch Tatsachen an, die bekanntlich für sich selber sprechen.
Wir besitzen das, was ihnen fehlt. Sie reden beispielsweise von Kultur und sprechen uns sowohl kulturelle Leistungen als auch ein Gefühl für kulturelle Verantwortung gänzlich ab. Es ist nun aber kein Zufall, daß gerade die Staaten, die heute autoritär regiert werden, zugleich auch die ältesten Kulturvölker Europas darstellen. Sie hatten schon eine vielhundertjährige Geschichte hinter sich, als beispielsweise Amerika erst entdeckt wurde. Sie waren große, imponierende politische Gebilde, als Paris und London noch die Rolle von unbedeutenden Hauptstädten
-165-

kleiner Duodezländer spielten. Italien repräsentierte ein Imperium in einer Zeit, in der von den heute so überheblich sich gebärdenden Demokratien weder staatlich noch volklich überhaupt die Rede sein konnte, und Deutschland hatte schon glan--Volle Blüteepochen seiner Kultur, seiner Kunst und auch seiner Geschichte hinter sich, als England und Frankreich oder gar Amerika erst in das Blickfeld der historischen Bedeutsamkeit eintraten.
In Deutschland beginnt augenblicklich ein neuer Kultursommer. Die Reichstheaterfestwoche in Wien neigt sich ihrem Ende zu. Die Reichsfestspiele in Heidelberg, die Tage der Deutschen Kunst in München, die Bayreuther und Salzburger Festspiele sind bereits in Vorbereitung und stehen nahe vor ihrem Anfang. Das alles repräsentiert insgesamt eine Höhe der Kulturleistung, die in der ganzen Welt einzigartig ist. Es dokumentiert zugleich aber auch die ungeheure Mannigfaltigkeit unseres deutschen Kunstlebens, das seine Kraft aus den Wurzeln zieht, die tief in das Erdreich unserer so verschiedenartigen Landschaften und Volksstämme hineingesenkt sind. Hier hat ein öder und starrer Zentralismus keinen Platz mehr. Das deutsche Kulturleben ist verankert in einer bunten Vielfalt von Städten, Stämmen und Landschaften, und trotzdem steht darüber eine starke und zielbewußte Staatsführung, die es regelt, ordnet und einheitlich zum Einsatz bringt.
Was haben nun die westeuropäischen Demokratien dem überhaupt entgegenzustellen ? Sie unternehmen schon aus Konkurrenzneid kümmerliche Versuche einer eigenen Kulturgestaltung. Allerdings kommen sie dabei ohne dummdreiste Anleihen aus dem deutschen oder italienischen Kunst- und KulturbesitZ überhaupt nicht aus. Eine Opernwoche beispielsweise ohne Wagner oder Verdi ist gar nicht denkbar, weder in London noch in Paris, von NewYork ganz zu schweigen. Symphonische Musik wird fast ausschließlich von deutschen Tonmeistern gestellt; der Beitrag der Vereinigten Staaten zum Weltmusikbesitz besteht bekanntlich nur aus einer verjazzten Negermusik, die in diesem Zusammenhang überhaupt keiner Beachtung wert ist. Unsere deutschen Theater sind in eine Blütezeit von bisher ungekannten Ausmaßen eingetreten; die Demokratien aber, die uns des Kulturbanausentums bezichtigen, sind in Wirklichkeit gar nicht in der Lage, aus eigener Kraft etwas Ähnliches
-166-

überhaupt auch nur zu versuchen. Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich bei der deutschen oder italienischen Kultur als Kostgänger zu etablieren.
Von unseren politischen Demonstrationen ist hier ganz zu schweigen. Auch sie sind gewachsen und nirgendwo künstlich gemacht. Das Zeremoniell beispielsweise des Nürnberger Parteitages stellt etwas ganz Einmaliges und durchaus Neuartiges dar. jede der vielen Kundgebungen auf dem Parteitag hat ihren eigenen Stil und besitzt eine ihr gemäße Ausdrucksform. Die ist nicht etwa am Schreibtisch erdacht oder den Veranstaltungen künstlich aufgepfropft worden. Sie ist allmählich gewachsen, aus der Praxis, aus dem Bedürfnis und aus einem inneren Form- und Gestaltungsgefühl heraus. In ihrer

Gesamtheit stellt sie den großen neuen und modernen politischen Stil dar, und sie ist danüt auch ein Kulturausdruck unserer Zeit.
Das können die Demokratien nicht einmal verstehen, geschweige nachahmen oder gar selbst in einer ihnen gemäßen Art erfinden. Sie haben nicht die Kraft, die Massen zu organisieren und ihnen einen einheitlichen Willen aufzuprägen. Sie berufen sich zwar auf die Massen aber heimlich haben sie Angst vor ihnen, und treten sie an sie heran, so stellt das meistens eine ganz klägliche und schlechte Kopie unseres Umgangs mit dem Volke dar. Das wirkt für den Kenner lächerlich und manchmal direkt aufreizend.
So pflegten auch früher in der Systemzeit die bürgerlichen Parteien mit dem Volke umzugehen. Sie traten an die breiten Millionenmassen überhaupt nur heran, wenn ihnen das Wasser bis zum Halse stand. Sie waren für sie nur Sprungbrett zur Macht, die sie erobern wollten, oder Stütze für die Macht, die sie besaßen. Wir erinnern uns heute noch mit Vergnügen beispielsweise der propagandistischen Methoden der sogenannten "Zentrale für Heimatdienst", die die Aufgabe hatte, der Propaganda der nationalsozialistischen Bewegung entgegenzutreten. Damals erschien in der deutschen Öffentlichkeit ein Plakat, auf dem zu sehen war, wie eine Männerfaust einer züngelnden Schlange den Hals zudrückte. Dieses Plakat sollte die Umklammerung der nationalsozialistischen Bewegung durch die bürgerlichen Parteien darstellen. Es war so kindisch und albern, daß es in den Reihen der nationalsozialistischen Bewegung allgemeine Heiterkeit entfachte und demgemäß bald den Beinamen "der Aalhändler" erhielt. Unter dein stürmischen Gelächter der Öffentlichkeit mußte es
-167-

dann wieder zurückgezogen werden. Das war einige Monate vor unserer Machtübernahme. Damals noch spotteten unsere Gegner ihrer selbst und wußten nicht wie.
Bei uns dagegen war der politische Stil gewachsen. Unsere Propaganda, unsere Politik, unsere Demonstrationen waren Ausdrucksformen unseres politischen Willens und unseres kämpferischen Temperaments. Hier bildete sich in jahrelanger Formungsarbeit ohne jedes Pathos und ohne jede Absichtlichkeit ein neues Lebensgefühl. Das alles hat uns jene ungeheure, durchschlagende Sieghaftigkeit verliehen, mit der wir in der entscheidenden Stunde unsere Gegner zu Boden warfen. Es gab uns ihnen gegenüber ein souveränes Überlegenheitsgefühl, und zwar nicht nur im Politischen, sondern auch im Kulturellen.
Steht es nun um die Demokratien Westeuropas heute nicht ähnlich, wie es damals um die bürgerlichen Parteien stand? Sie reden von etwas, was sie gar nicht kennen, und führen im Munde, was sie selbst nicht besitzen. Ihre politische Beweisführung strotzt von undurchdachten Gemeinplätzen. Die Phrasen, mit denen sie uns entgegentreten, sind müde und verbraucht. Ihr ehrwürdiges Alter zeugt weniger für ihre Weisheit als vielmehr für ihre Überlebtheit. Darum haben wir keinen Grund, uns mit ihnen auf diesem Gebiet in ein polemisches Gespräch einzulassen. Ihrer Kritik gegenüber bleiben wir stolz und unnahbar. Denn was wir sind, das wissen wir selbst sehr genau. Das braucht uns nicht mehr von unseren Gegnern bestätigt zu werden.
Der Geist, der uns beseelt, besitzt heute gottlob auch die Waffen, mit denen er sich, wenn die überalterten Demokratien in ihrer letzten Verzweiflung zum Angriff gegen uns vorgehen sollten, wirksam zur Wehr setzen könnte.
Der neue Stil, der unserem gequälten Erdteil bereits ein anderes Gesicht formt, ist von uns gebildet worden. Unter seinem unaufhaltsamen Wirken ist ein besseres Europa im Werden, ein Europa der Ordnung, des gerechten Ausgleichs und des darauf beruhenden Friedens.
Wir aber sind seine Fackelträger!
-168-

* * * * *

"Erkläret mir, Graf Oerindur . . ."

17. Juni I939

Am 15. März dieses Jahres errichtet das Reich ein Protektorat über Böhmen und Mähren. Es geschieht das in der schmerzlosesten Weise unter weitest gehender Schonung nationaler und völkischer Eigenheiten des tschechischen Volkes. Man war sich von vornherein im klaren darüber, daß das in der näheren und weiteren Folgezeit zu einigen Schwierigkeiten führen würde, diese Schwierigkeiten aber billigerweise in Kauf genommen werden müßten angesichts der Tatsache, daß nur auf diese Weise Frieden und Ordnung im mitteleuropäischen Raum geschaffen werden könnten.

Im übrigen sind diese Schwierigkeiten von gar keinem Belang. Jedenfalls können sie nicht im entferntesten verglichen werden mit den Schwierigkeiten, denen England in seinen Protektoratsgebieten seit Jahren und Jahrzehnten begegnet. Es blieb bekanntlich der britischen Politik vorbehalten, Völker in Protektoraten durch Bombenangriffe auf wehrlose Dörfer und öffentliche Auspeitschung von Kindern für die Größe und das Prestige des englischen Weltreiches zu begeistern. Solcherlei Mittel einer politischen Kriegführung waren bisher immer noch das edle Vorrecht der humanitären britischen Politik; für Deutschland dagegen bestand und besteht keinerlei Veranlassung, den Blutspuren des englischen Imperialismus nachzugehen.

Es kann auch keine Rede davon sein, daß der Führer durch die Errichtung des Protektorates über Böhmen und Mähren ein gegebenes Wort gebrochen habe. Niemals hat er England als Schiedsrichter oder gar als Gendarm in Mitteleuropa anerkannt. Und genau so, wie wir Deutschen uns nicht um das Vorgehen Englands etwa in Palästina bekümmern, genau so kann es nicht Sache der britischen Politik sein, sich in die Interessengebiete des mitteleuropäischen Raumes hineinzumischen, da sie London, schlicht und gerade herausgesagt, nicht das geringste angehen.

Da gerade von Palästina die Rede ist, so muß festgestellt werden, daß hier ein vaterlandsliebendes Volk brutal unterdrückt und langsam ausgerottet

-169-

wird, zur höheren Ehre des Judentums, das England sich als internationalen Bundesgenossen für alle Bedarfsfälle erhalten möchte.

Die Errichtung des deutschen Protektorats über Böhmen und Mähren wurde von London als Kampfansage aufgefaßt. Der englische Ministerpräsident Chamberlain erklärte im Unterhaus, daß damit die Münchener Abmachung hinfällig geworden sei. In seiner Rede vom 17. März in Birmingham brachte er zum Ausdruck, daß, "wenn es so leicht sei, gute Gründe zu finden, um so feierliche Verpflichtungen zu ignorieren, die wiederholt gegeben worden seien, wie weit könne England sich auf andere Versicherungen verlassen, die von den gleichen Kreisen gegeben werden ?" Das heißt rund heraus gesagt, daß England zur deutschen Politik kein Vertrauen mehr hat; die politischen Kreise in London dürfen sich nicht wundern, wenn diese Feststellung ein entsprechendes Echo in Berlin findet. Im übrigen kann von feierlichen Verpflichtungen, die seitens Deutschland gegeben worden sein sollen, überhaupt nicht die Rede sein.

Das ist aber auch nicht der eigentliche Grund, der die englische Politik zu dieser Kursdrehung veranlaßt hat. Im Gegenteil 1 London sah nun nach der Errichtung des Protektorats über Böhmen und Mähren den Augenblick für gekommen an, eine Politik auch öffentlich zu vertreten, die im geheimen schon seit der Wiedereinführung Deutschlands in das internationale Kräftespiel von England aus betrieben worden war, eine Politik der Einkreisung, die darauf hinauslaufen sollte, Deutschland mit einem Wall von Feinden zu umgeben, um es allmählich moralisch, wirtschaftlich und politisch auszuhungern. Diese Politik war bis zum März dieses Jahres in der geschicktesten Weise getarnt worden. Jetzt glaubte man, es sich leisten zu können, sich zu ihr auch öffentlich zu bekennen.

Das kam vor allem zum Ausdruck in den darauffolgenden Verhandlungen Englands mit den verschiedensten Staaten, um sie zum Beitritt in die von London geplante antideutsche und antiitalienische Einkreisungsfront zu bewegen. England suchte nach alter, wohlbewährter britischer Nationalsitte einen Festlandsdegen, dessen Aufgabe es sein sollte, im Interesse des Britischen Weltreichs die so berüchtigte balance of power in Europa, die angeblich von Deutschland gestört worden war, wiederherzustellen.
England geht bei der Werbung von Bundesgenossen mit der bekannten
-170-

britischen Brutalität nach dem Grundsatz vor: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Es schwenkt dabei natürlich den Weihrauchkessel und murmelt fromme Gebete, hüllt sich in Phrasen von Moral, Zivilisation und Humanität, versucht, sich ein politisches Alibi zu verschaffen, um für einen eventuellen Ernstfall die Schuld der Gegenseite zuschieben zu können. Diese englische Taktik ist uralt und in Europa so hinreichend bekannt und durchschaut, daß es sich erübrigt, darüber überhaupt ein Wort zu verlieren.
In dieser Situation wird die Frage Danzig akut. Der Vorschlag des Führers zur Lösung der Danziger und der Frage einer Autobahn durch den Korridor war ein durchaus loyaler und für alle Beteiligten akzeptabler. Es wäre auch zweifellos in dieser Angelegenheit zu einer Einigung zwischen Berlin und Warschau gekommen, wenn nicht London sich in der dreistesten und störendsten Weise in diese Verhandlungen eingemischt hätte. Diese Einmischung bestand nun nicht darin, in Warschau zur Vernunft zu mahnen, sondern im Gegenteil der polnischen Politik sozusagen einen Blankowechsel auszustellen, demzufolge die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hand der Warschauer Straße gelegt wurde. Chamberlain erklärte am 3. April, daß Frankreich und Großbritannien Polen sofort zu Hilfe kommen würden, wenn die Unabhängigkeit des polnischen Staates bedroht werden sollte, und er habe keinen Zweifel daran, daß das polnische Volk Widerstand leisten würde, wenn irgendein solcher Versuch zur Bedrohung gemacht werden sollte. Da zur polnischen Unabhängigkeit ausdrücklich auch Danzig einbezogen wurde, hieß das nicht mehr und nicht weniger, als die polnische Politik zu einer Aggression aufzufordern, die zu den schwersten internationalen Erschütterungen führen müßte.
Die polnischen Chauvinisten haben die Sprache Londons auch sofort verstanden. Sie ergingen sich in einer bramarbasierenden Klopffechterei, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte. Es ist eine fatale Aussicht für den Frieden und die Sicherheit Europas, sich vorzustellen, daß eine eventuelle Katastrophe in der Hauptsache von Warschauer Elementen ausgelöst werden kann, die nicht im mindesten in der Lage sind, ihre Tragweite auch nur annähernd zu überschauen.
Was aber bekümmert das London? Die britische Politik ist offenbar
-171-

entschlossen, aufs Ganze zu gehen. Sie versucht die Völker mit dem heuchlerischen Vorwurf zu düpieren, Deutschland habe die Absicht, die ganze Welt zu unterjochen. Davon kann selbstverständlich keine Rede sein. Der Machtzuwachs, den das Reich in den vergangenen sechs Jahren zu verzeichnen hatte, erstreckt sich ausschließlich auf die deutsche Interessensphäre. Er hat mit Imperialismus nicht das geringste zu tun. Und England sollte nicht mit Steinen werfen, da es selbst im Glashaus sitzt, Es war deshalb selbstverständlich, daß das Reich die Londoner Kampfansage nicht beantwortet lassen durfte.
Nachdem London sich anschickte, auf dem Wege von Beistandspakten mit den verschiedensten Völkern den Ring um Deutschland zu schließen, mußte Berlin zur Gegenaktion schreiten. Es braucht hier nur am Rande verzeichnet zu werden, daß auch der Appell des amerikanischen Präsidenten Roosevelt an den Führer und an Mussolini zu dieser Kategorie demokratischer Einkreisungsmanöver

gerechnet werden muß, und daß das alles insgesamt ein rundes und nettes Bild eines Versuches darstellt, die beiden Achsenmächte zu isolieren und sie damit der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Willkür der Demokratien auszuliefern.
Das Reich hat diesen Versuch durch Abschluß eines weitgehenden Bündnisses mit Italien beantwortet. Es liegt uns nichts ferner, als dem Londoner Einkreisungsplan gegenüber Angst zu empfinden. Wir wollen nur die Dinge beim Namen nennen.
Wenn London sich in diesen Tagen und Wochen sogar so weit erniedrigt, daß es unter dem staunenden Kopfschütteln von ganz Europa' ein allmählich auf die Nerven fallendes Liebeswerben um Moskau betreibt, so ist das wohl Beweis genug dafür, wie stark die Furcht und vor allem der Haß in den maßgebenden englischen politischen Kreisen gegen Deutschland und Italien sein müssen. Die edlen Lords des Oberhauses marschieren schon Arm in Arm mit den Sowjets, und der englische Ministerpräsident Chamberlain, der sich noch vor einem halben Jahre in ganz Europa als Vater des Friedens feiern ließ, erklärt nun im Unterhaus, daß, "wenn eine Methode gefunden werden könne, durch die die Mitarbeit und der Beistand der Sowjetunion beim Aufbau der Friedensfront gesichert werden könne, England das willkommen heiße". Das gerade hatten wir hören wollen.
-172-

Die Mitarbeit und der Beistand der Sowjetunion beim Aufbau der Friedensfront ist in unseren Augen ein außerordentlich zweifelhafter. Wie dem aber auch sein mag, es liegt auf der Hand, daß es unsere publizistische Pfficht war, diese englischen Einkreisungsbestrebungen, die, wie gesagt, aufs Ganze gehen und vor keiner ideologischen Schwierigkeit zurückschrecken, gebührend an den Pranger zu stellen. Das und nichts anderes haben wir getan. Und nun mit einem Male wird man in London mobil. Man hatte vielleicht geglaubt, daß Deutschland die englischen Einkreisungsversuche genau so widerspruchlos hinnehmen würde, wie das das Vorkriegsdeutschland in den Jahren von 1908 bis 1914 getan hatte. Davon aber kann selbstverständlich keine Rede sein.
Wenn heute die maßgebenden Londoner Organe versuchen, den durch die deutsche Aufklärungspropaganda aufgehellten Tatbestand wiederum künstlich zu vernebeln, um England von dem Vorwurf der bewußten Einkreisung Deutschlands reinzuwaschen und dabei sogar auch noch an das deutsche Volk appellieren, so ist das ein fruchtloses Beginnen. Das konnte vor dem Kriege und konnte auch während des Krieges gelingen, das ist nach dem Kriege immer gelungen, bis der Nationalsozialismus in Deutschland die Macht übernahm. Der Nationalsozialismus aber ist nicht nur eine Äußerung der politischen Kraft, sondern auch eine Äußerung der politischen Intelligenz unseres Volkes.
Die englische sogenannte Aufklärungspropaganda, die in Wirklichkeit nur ein Vernebelungsmanöver ist, mußte mißlingen, und gerade deshalb schimpft man jetzt in London über die deutsche Propaganda. Denn die Welt fängt allmählich an aufzuhorchen. Man wird sich nach und nach des Wahnsinns bewußt, der von England gegen Deutschland betrieben wird. London ist bloßgestellt. Und wenn auch die Stimmen, die beispielsweise in Paris erstaunt fragen, warum der französische Soldat für Danzig sterben solle, nur vereinzelt sind, so geben sie doch zweifellos die Meinung eines großen Teils des französischen und wohl auch des englischen Volkes wieder. Das hindert natürlich die gewerbsmäßigen Kriegs- und Panikmacher nicht daran, weiter gegen die Achsenmächte zu hetzen und Lügen in die Welt zu setzen, die so kurze Beine haben, daß sie meistens bereits eine Stunde nach ihrer Entstehung schon eingeholt werden.
Man versuchte, sich für ein paar Tage damit Mut zu machen, daß man
-173-

erklärte, Überschwemmungen am Rhein hätten einen großen Teil des Westwalles weggespült. Es ist uns zu albern, auf diese kindischen Lügen überhaupt zu reagieren. Der Westwall ist dazu bestimmt, ganz anderen Belastungen standzuhalten als einem gelegentlichen Hochwasser. Die Kreise in London und Paris, die dieses Märchen aufbrachten, glauben auch im Ernst selbst nicht daran. Sie wollen sich und ihren Völkern nur Korsettstangen einziehen. Sie reden von einem Nervenkrieg, der ausgebrochen sei, und behaupten, daß sie ihn diesmal gewinnen würden. Sei es mit dem Nervenkrieg, wie es wolle. Jedenfalls sind solche hysterischen Äußerungen der Angst und der Panik kein sehr überzeugender Beweis dafür, daß man in London und Paris im Vollbesitz der Nervenkraft ist.
In dieser Situation ergreift Lord Halifax noch einmal vor dem Oberhaus das Wort. Seine Rede ist außerordentlich charakteristisch für die englische Mentalität. Lord Hallfax wäscht, wie Pilatus, seine Hände in Unschuld und fragt ganz naiv: Was ist denn eigentlich Einkreisung?
Während vor einigen Tagen ein polnischer General noch erklärte, die polnische Armee werde nicht enttäuschen, und nach dem siegreichen Krieg würden die Polen den Frieden in Deutschland, und zwar in Berlin, diktieren, sagt derselbe Lord Halifax, der durch Englands Beistandserklärung für Polen solche rednerischen Extratouren überhaupt erst möglich gemacht hatte, "daß sich ein wirklich gefährliches Element in der gegenwärtigen Lage ergebe, das darin besteht, daß das deutsche Volk als Ganzes zu der Schlußfolgerung kommen könnte, daß Großbritannien jeden Wunsch aufgegeben hätte, mit Deutschland zu einer Verständigung zu kommen, und daß jeder Versuch hierzu ein für allemal als hoffnungslos ausgeschaltet werden müsse".
Allerdings, allerdings! So denken in der Tat große Teile des deutschen Volkes. Sie haben die britische Politik durchschaut. Und wenn Lord Halifax weiter erklärt, "wenn etwas sicher sei, dann ist es das, daß England und Frankreich und die Länder, mit dnen sie konsultiert haben, niemals einen Angriffsakt begehen oder den Versuch machen werden, die Unabhängigkeit und Sicherheit irgendeines Staates zu unterminieren", so fragen wir in aller Bescheidenheit, warum denn England überhaupt einen Einkreisungsring um Deutschland gelegt hat, oder doch zu legen
-174-

versucht? Warum England überhaupt Polen Mut zuspricht, sich möglichst chauvinistisch zu gebärden, um damit die europäische Atmosphäre weiter zu verwirren und systematisch zu vergiften? Wenn Lord Halifax damit schließt, daß "England weit von dem Wunsche entfernt sei, Deutschland auf wirtschaftlichem Gebiet Schwierigkeiten zu machen, denn es wisse, daß ein wohlbestelltes Deutschland für Europa gut ist", so verstehen wir nicht, was Lord Halifax denn überhaupt an der nationalsozialistischen Politik auszusetzen hat; denn die nationalsozialistische Politik läuft ja darauf hinaus, Deutschland wirtschaftlich ein größeres Betätigungsfeld zu erschließen und es zu jenem wohlbestellten Lande zu machen, das Lord Halifax selbst als für Europa gut ansieht. Nein, nein! So einfach wird es der englischen Politik nicht gemacht, sich von dem Vorwurf der bewußten und systematischen Einkreisung Deutschlands und Italiens reinzuwaschen. Ein Alibi für London müßte schon stichhaltiger sein, daß die Öffentlichkeit ihm Glauben schenken könnte.
Es ist deshalb verständlich, daß die deutsche Presse auf diese Ausführungen Lord Halifax', die in den Handlungen der englischen Politik keinerlei Begründung finden, sauer reagierte. Sie hat mit Recht gefordert, England solle zuerst einmal Beweise für die hier von Lord Halifax vertretene Meinung liefern. London brauche nicht zu versuchen, der deutschen Öffentlichkeit Sand in die Augen zu streuen, denn dafür wären wir Deutsche durch bittere Erfahrungen in der Vergangenheit zu gescheit geworden. Auf so etwas fallen wir nicht mehr herein.
Wir gestatten uns deshalb, die Frage aufzuwerfen, welchem London wir glauben sollen. Dem, das durch eine systematische Einkreisung Deutschlands und Italiens den Krieg vorbereitet, oder dem, das in seinen öffentlichen Verlautbarungen vom Frieden redet? Wir sehen vorläufig nur rings um uns

herum den infamen Versuch, Deutschland und Italien von allen Völkern zu isolieren. Wahrscheinlich doch zu dem Zweck, um im geeigneten Augenblick über die beiden Achsenmächte herzufallen. Daß das auch dann noch mit dem ganzen Zeremoniell demokratischer Humanität vor sich gehen wird, darüber sind wir uns durchaus im klaren. Und ebenso genau wissen wir, daß die Engländer, wenn sie es könnten, in Deutschland einmarschieren, uns zu Boden werfen und uns dann vielleicht noch auffordern würden, mit ihnen zu beten und den Herrn zu
-175-

preisen, der alle irdischen Dinge so weise lenkt. Aber so dumm sind wir nicht mehr.
Wir hielten es für viel ehrlicher, wenn London ganz offen heraus erklärte: Wir hassen euch Deutsche, ihr fangt an, uns lästig zu fallen, wir wollen euch einkreisen, um euch zu vernichten. Denn die Engländer tun das ja. Warum also reden sie vom Frieden? Warum wollen sie vor uns in Frömmigkeit erscheinen und beten? Das hängt uns allmählich zum Halse heraus.
Die Londoner Presse erklärt, sie erwarte eine.Antwort von Deutschland. Wir stellen darauf die Frage: Worauf? Auf die Taten Londons haben wir bereits geantwortet. Sollen wir auch noch auf seine Worte antworten ? Dann müßte London wenigstens die Worte den Taten oder doch die Taten den Worten angleichen. Wir wollen nur Klarheit. Das deutsche Volk will sie auch, es will wissen, woran es ist.
London aber versucht immer noch Tintenfisch zu spielen, und das paßt uns nicht. Darum wäre es uns sehr angenehm, wenn Lord Halifax nicht nur in Worten, sondern auch in Taten Farbe bekennen würde. Wem sollen wir Vertrauen schenken? Dem Redner oder dem Einkreiser? Er sagt, England wolle den Frieden mit Deutschland, es wäre bereit, alle von uns vorgebrachten Forderungen zu diskutieren und sie einer erträglichen Lösung zuzuführen. Daneben aber legt es rings um Deutschland einen bewaffneten Wall, der doch offenbar dazu bestimmt ist, unser Land einzuschnüren. Hier klafft die Differenz. Und da wir zu oft in der deutschen Nachkriegspolitik auf Worte hereingefallen sind, halten wir uns vorläufig einmal an die Taten.
Wir reagieren sauer, wenn man uns düpieren will. Aber darüber hinaus interessiert uns, abgesehen von den Taten und von den Worten, doch das, was Lord Halifax und was die englische Regierung wirklich denken. Sie täten also gut daran, uns einen brauchbaren Leitfaden zur Erkenntnis der englischen Politik zu geben. Vielleicht kommt Lord Halifax in seiner nächsten Rede vor dem Oberhaus auch einmal darauf zu sprechen.
Heute stehen die englischen Worte und die englischen Taten in diametralstem Gegensatz, und deshalb richten wir an ihn die freundliche Bitte:
"Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur."
-176-

* * * * *

Danzig vor der Entscheidung

Rede vor der Danziger Bevölkerung

17. Juni 1939

Ich komme aus dem Reich, um euch die Grüße des Führers und des deutschen Volkes zu überbringen. Ich stehe hier auf dem Boden einer deutschen Stadt, vor mir Zehntausende deutscher Menschen und ringsum ungezählte Zeugen deutscher Kultur, deutscher Sitte, deutscher Art und deutscher Baukunst.
Ihr Danziger sprecht die deutsche Sprache wie wir im Reich. Ihr entstammt derselben Rasse und demselben Volkstum. Ihr seid mit uns in einer großen Schicksalsgemeinschaft verbunden; ihr wollt deshalb heim zum Reich. Eure Entschlossenheit zur Rückkehr zur großen Mutter unseres gemeinsamen Vaterlandes ist stark und unüberwindlich. Nur eine mißgünstige, neiderfüllte und verständnislose Welt

kann den Versuch machen wollen, sich diesem unaufhaltsamen Drang von Volk zu Volk zu widersetzen.
Über Nacht ist nun eure Stadt zu einem internationalen Problem geworden. Ihr habt das vorher gar nicht gewußt und auch gar nicht gewollt. Was ihr immer wolltet was ihr heute wollt und was ihr in aller Zukunft wollen werdet, ist klar: ihr wollt zum großen deutschen Reich gehören. Euer Wille ist verständlich, klar, eindeutig und, wie ich an eurer Haltung feststellen kann, unerschütterlich.
Ihr habt das Pech, daß eure schöne deutsche Stadt Danzig an der Weichselmündung liegt; und nach der Warschauer Theorie gehören Städte an Flußmündungen immer zu den Ländern, durch die diese Flüsse fließen. Darum gehört zum Beispiel auch Rotterdam zu Deutschland, da es an der Rheinmündung liegt und der Rhein ein deutscher Strom ist.
Diese Beweisführung ist, wie ihr zugeben werdet und wie die Welt auch weiß, lahm, und sie entbehrt nicht der Komik. Darüber ist man sich
-177-

selbstverständlich auch in Warschau klar. Und weil man dort weiß, daß man unrecht hat ` deshalb schimpft man.
Die polnischen Scharftnacher fordern neuerdings von Deutschland Ostpreußen und Schlesien. Polens demnächstige Grenze soll nach ihnen die Oder sein. Man wundert sich, warum sie nicht die Elbe oder gar den Rhein für sich reklamieren; denn da treffen sie sich dann gleich mit ihren neuen Bundesgenossen, den Engländern, deren Grenze bekanntlich auch am Rhein liegt. Die polnischen Chauvinisten erklären, sie wollten uns Deutsche in einer kommenden Schlacht bei Berlin zusammenhauen. Ich brauche darüber überhaupt kein Wort zu verlieren. Zum Zusammenhauen gehören zwei, einer der zusammenhaut und einer, der sich zusammenhauen läßt. Wohin ich auch blicke, ich entdecke augenblicklich weder den einen noch den anderen, wenigstens soweit dieses Ereignis sich bei Berlin abspielen soll.
Darum nehmen wir im Reich, wie ihr das wohl auch tun werdet, diese polnischen Großsprechereien nicht ernst. Sie sind gewissermaßen politische Pubertätserscheinungen, die nach einer gewissen Zeit wieder von selbst vergehen.
London will, wie der englische Außenminister Lord Halifax vor einigen Tagen noch vor dem Oberhaus erklärte, die Danziger Frage in freundschaftlichen Verhandlungen beigelegt wissen. Darum hat auch England Warschau einen Blanko-Wechsel zur Verfügung gestellt und macht augenblicklich dcn Versuch, das Reich und Italien einzukreisen, um die Politik von 1914 aufs neue aufzunehmen. Aber man irrt dort, wenn man glaubt, ein schwaches, ohnmächtiges, bürgerliches Deutschland vor sich zu haben. Das nationalsozialistische Reich ist nicht schwach, sondern stark. Es ist nicht ohnmächtig, es besitzt vielmehr augenblicklich die imponierendste Wehrmacht der Welt. Und es wird auch nicht von feigen Bourgeois regiert, sondern von Adolf Hitler geführt.
Deshalb halten wir die Redensarten in Warschau und London für lauter Klopffechtereien, die mit vielen Worten den Mangel an Macht und an Entschlossenheit verbergen sollen.
Und was bekümmert das euch? Ihr Danziger wollt heim zum Reich. Aus der spontanen Begeisterung, die ihr mir, als dein Abgesandten des Führers entgegenbringt, spricht die blutsmäßige Verbundenheit des
-178-

Danziger Volkes mit unserem Großdeutschen Reich, mit unserer deutscheu Heimat, spricht aber auch die Entschlossenheit, komme was kommen mag, dem gemeinsamen Vaterland unverbrüchlich die Treue zu halten.

Es ist nicht das erste Mal, daß ich euch so vor mir sehe. Vor meiner Erinnerung ziehen vorbei die großen Reichsparteitage, das Sängerbundes und das Deutsche Turn- und Sportfest in Breslau und nicht zuletzt mein vorjähriger Besuch bei euch. Ich will damit nur sagen, daß euer Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Reich nicht neueren Datums ist, wie
das die englische oder französische Presse euch zu unterstellen beliebt, sondern seit dem Tage in euch lebendig ist, an dem euch das schwere Unrecht der Trennung vom Reich angetan wurde.
Seid nun überzeugt, daß jeder in Deutschland eure Wünsche kennt, diese Wünsche im tiefsten Herzen teilt und mit der gleichen unbedingten Treue zu euch steht, mit der ihr dem Großdeutschen Reich anhängt.
Was wir also im Reich wollen, das ist ebenso klar, wie das, was ihr wollt. Der Führer hat es in seiner letzten Reichstagsrede ganz unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, als er sagte: "Danzig ist eine deutsche Stadt und sie will zu Deutschland." Das sollte die Welt doch, wie man meinen möchte, verstanden haben. Und die Welt müßte auch aus vergangenen Erfahrungen wissen, daß der Führer keine leeren Worte spricht. Sie befindet sich jedenfalls in einem sehr gefährlichen Irrtum, wenn sie glaubt, daß er vor Drohungen zurückschreckt oder vor Erpressungen kapituliert. Davon kann überhaupt keine Rede sein.
Darum dürft ihr, deutsche Männer und Frauen von Danzig, getrost in die Zukunft schauen. Das nationalsozialistische Reich steht an eurer Seite, wie ihr zu ihm steht.
Die ganze Welt schaut nun voll Spannung auf diese nächtliche Volkskundgebung, die ihr auf diesem weiten Platz veranstaltet. Es gibt in Paris und in London eine kriegshetzerische Lügenpresse, die behauptet, ihr wolltet gar nicht heim zum Reich. Ihr habt ihr am heutigen Abend die richtige Antwort gegeben. Ich nehme sie als Vertreter des Reiches mit tiefem Dank entgegen.
Ich bin gekommen, um euch in eurer Entschlossenheit zu bestärken,
-179-

und nun habt ihr mich bestärkt. Und so fordere ich euch denn auf; auch in Zukunft mutig, tapfer und aufrecht zu bleiben. Deutschland ist überall da, wo Deutsche stehen, also auch bei euch.
So laßt uns denn in dieser festlichen Stunde aus tiefem und übervollem Herzen rufen:
Es lebe unser Führer!
Es lebe unser deutsches Danzig!
Es lebe unser Großdeutsches Reich!
-180-

* * * * *

Die abgehackten Kinderhände

24. Juni 1939

Die Engländer sind in der ganzen Welt bekannt dafür, daß sie in politischen Dingen keinerlei Hemmungen haben: Allerdings beherrschen sie dabei meisterhaft die Kunst, ihre Skrupellosigkeit als Moral zu tarnen. Das ist ihnen durch eine jahrhundertelange Übung schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es gewissermaßen ihre zweite Natur darstellt und sie es selbst überhaupt kaum noch merken.-Sie betreiben dieses Geschäft mit frommen Augenaufschlägen mit einem so tierischen Ernst, daß sie am Ende selbst davon überzeugt sind, die patentierten Inhaber der politischen guten Sitte zu sein. Sie geben ihre Heuchelei nicht einmal untereinander zu. Es kommt niemals vor, daß ein Engländer etwa zum anderen sagt: "Na, wir wollen uns doch selbst nichts vormachen", und ihm mit den Augen zuzwinkert oder das bekannte Augurenlächeln lächelt. Sie tun nicht nur so, als wenn sie die

Frömmigkeit und die Moral in Erbpacht genommen hätten - nein, sie glauben das auch. Das ist einerseits das Belustigende, andererseits aber auch das Gefährliche an dieser Sache.
Man muß also auf dem Quivive sein, wenn man mit ihnen fertig werden will. Sie haben auch die Welt überhaupt nur erobern können, weil sie keinen ebenbürtigen Gegenspieler fanden. Wir Deutschen beispielsweise waren ihnen zwar oft in der Entwicklung der europäischen Geschichte der letzten dreihundert Jahre machtmäßig gewachsen, aber im politischen Instinkt und in der hemmungslosen Ausnutzung aller gebotenen nationalen und internationalen Chancen waren wir ihnen meistens unterlegen. So konnte sich bei den Engländern auch der Glaube und die unerschütterliche Überzeugung festsetzen, daß die Beherrschung der Erde durch Großbritannien der sichtbarste Ausdruck einer höheren göttlichen Weltordnung sei. Wer sich ihnen bei der Eroberung und Verteidigung des Empire in den Weg stellte, wurde rücksichtslos niedergeboxt; wenn es sich eben machen ließ, nach den hergebrachten Spielregeln, wenn es
-181-

anders nicht ging, auch durch einen gelegentlichen Tiefschlag. Da waren dann plötzlich die Engländer, die sich sonst so viel auf ihre Ritterlichkeit zugute halten und das Wort vom fair play dauernd im Munde führen, plötzlich alles andere als fair. Wir haben ein Beispiel dafür am Ende des Krieges und in den Jahren von 1919 bis 1933 am eigenen Leibe zu verspüren bekommen.
Wir Deutschen sind demgegenüber erst seit ein paar Jahren ein politisches Volk. Und daß wir es geworden sind, darin erblickt England heute die große europäische Gefahr. Vor dem Kriege war das ganz anders. Da konnte England mit Deutschland umspringen, wie es wollte; da waren wir ein harmloses Bürgervolk, das Wirtschaft betrieb, sich nach besten Kräften sein nationales Leben sicherte, der Welt ihre Dichter, Musiker und Denker schenkte und keine Ahnung davon zu haben schien, daß es noch andere Völker gab, die nur die erste beste Gelegenheit abwarteten, um Deutschland k. o. zu schlagen.
Die Seele dieser Unternehmung war England. Es gab den Anlaß, den Anstoß und auch die Auswirkung dazu. Der Krieg selbst traf Deutschland vollkommen unvorbereitet, ein Beweis mehr dafür, daß wir ihn nicht gewollt hatten. Und dann ging England in Fahrt. Die englische Kriegspropaganda hat eine ganze Welt gegen uns aufgewirbelt. Man hatte das den Engländern gar nicht zugetraut. Sie wir auch für den Kenner genial erdacht und virtuos durchgeführt. Sie beschränkte sich auf wenige, aber zugkräftige Schlagworte. Diese wurden mit einer so satanischen Bosheit durch die ganze Welt geschleudert und so systematisch in die Gehirne von Hunderten von Millionen Menschen eingepaukt, daß sich am Ende die Völker willen- und widerspruchslos der Magie dieser Massenhypnose ergaben.
Es waren im Grunde genommen nur ein paar Parolen, die England in die Welt streute. Es handelte sich um abgehackte Kinderhände, ausgestochene Augen, geschändete Frauen und mißhandelte Greise.
Der Effekt dieser monate- und jahrelang durchgeführten antideutschen Propagandakampagne war die Überzeugung in der ganzen Welt, daß das deutsche Volk ein Volk von Barbaren sei, daß es fernab jeder Zivilisation und jeder Humanität stehe und es deshalb eine moralische und kulturelle Pflicht aller Länder der Erde sei, Deutschland zu vernichten, seine Macht
-182-

zu brechen, um damit überhaupt erst dem europäischen Kontinent und der ganzen Welt eine neue Basis des Friedens und des freundschaftlichen Zusammenlebens zu sichern. Das machte es den anderen Völkern leicht, sich England anzuschließen und gegen Deutschland in den Krieg einzutreten.
Uns Deutschen fehlte dafür aber auch jedes Verständnis. Wir standen der englischen Kampagne mit einer geradezu treuherzigen Doofheit gegenüber. Die guten deutschen Bürger schüttelten manchmal die Köpfe und fragten sich verzweifelt: Wie kann man nur so lügen? Die Rechnung mußten wir dann am

Ende des Krieges bezahlen. England hatte in den letzten Kriegsmonaten dem deutschen Volk die Überzeugung einzuhämmern versucht, daß die alliierten Mächte überhaupt keinen Krieg gegen uns, sondern nur gegen unsere Regierung führten. Dem deutschen Volk wolle man, so behauptete die englische Kriegspropaganda, nichts Böses antun. Nur der Kaiser müsse weg, das monarchische Regime zu Fall gebracht werden; damit wäre dann auch der Weg freigelegt zu einer Verständigung der sonst in Krieg und Blut allmählich versinkenden europäischen Völker.
In dieser Situation proklamierte der amerikanische Präsident Wilson seine bekannten 14 Punkte. Ihr Inhalt war, kurz gesagt, daß man dem deutschen Volk keinen Frieden der Gewalt aufzwingen wolle, daß keine von den kriegführenden Mächten Reparationen zu zahlen habe oder sonstwie Schaden an ihrem Leben, an ihrer nationalen Ehre oder an ihrem nationalen Eigentum erleiden solle, daß die einzige Forderung der Entente darin bestehe, daß in Deutschland das kaiserliche Regime durch eine schwarzrotgoldene Republik abgelöst und damit ein Frieden der Ehre für alle möglich gemacht werde.
Diese dummdreisten Lügen wurden in der englischen Propagandaküche ausgebraut. Wilson war nur der Lautsprecher des Foreign Office. Und der gute, brave Michel glaubte, was ihm London auf dem Umweg über Amerika vorsetzte. Er fiel darauf herein. Er tat alles das, was England wollte und vorschlug, und mußte dann die Zeche begleichen.
Als im November 19 18 die Nachrichten von der deutschen Revolution nach England kamen, wollte man das in London zuerst überhaupt gar nicht glauben. Selbst die eingeweihtesten Kreise zweifelten an der Richtigkeit
-183-

dieser Meldungen. Einer der maßgebendsten Männer des damaligen politischen England hat später unter vier Augen bekannt, daß Großbritannien zuerst starr vor Staunen gewesen sei, weil man es in London nicht für möglich gehalten hatte, daß das deutsche Volk auf diesen plumpen Schwindel hereinfiel.
Die Folgen waren katastrophal. Deutschland wurde seines nationalen Eigentums und seiner nationalen Ehre beraubt. Man entwaffnete es, nahm ihm dann seine Kriegs- und Handelsflotte sowie seine Kolonien. Man auferlegte ihm eine Reparationslast, die unerschwinglich war und deren eigentlicher Sinn und Zweck darin bestand, die deutsche Wirtschaft zu vernichten.
Aber dieses Vorgehen der alliierten Mächte hatte auch sein Gutes; denn es schloß in sich die große Lehre für die politische Reife der deutschen Nation. Sein Effekt war nicht nur einerseits die Verelendung des deutschen Volkes, sondern andererseits auch die Wiedergeburt der deutschen Nation im Nationalsozialismus. Sein Kampf richtete sich im tiefsten Kern gegen den Versailler Vertrag, seine innen- und außenpolitischen Nutznießer, und endete damit, daß die Kräfte, die im Innern den Versailler Vertrag verschuldet und unterschrieben hatten, beseitigt wurden und die Mächte, die ihn von außen aufrechterhalten wollten, vor die Frage gestellt waren, entweder dieses Schanddokument gutwillig zu beseitigen oder von einem wieder mächtig gewordenen Deutschland vor fertige Tatsachen gestellt zu werden.
Die deutsche Nation, die als das Ergebnis der nationalsozialistischen Umformungs- und Erziehungsarbeit heute als neuer Träger des deutschen Nationalbewußtseins in den Kreis der anderen Großmächte tritt, ist eine gänzlich andere als die von 1914 und vor allem als die von 1918. Das deutsche Volk ist in diesem Umschmelzungsprozeß politisch geworden. Würde es heute noch bürgerlich regiert, so wäre es zweifellos wieder in Gefahr, auf den plumpen Schwindel hereinzufallen, der genau nach dem Muster des Krieges aufs neue von London inszeniert wird. Denn England versucht heute wiederum dasselbe, was es während des Krieges mit so großem Erfolge versucht hat. Der jetzige Schwindel des englischen Propagandakampfes gegen Deutschland ist genau so plump, genau so dreist und genau so frech wie damals. Man will uns wieder einmal

-184-

für dumm verkaufen. Allerdings schätzt man dabei in London das deutsche Volk von heute ungefähr so ein, wie man das deutsche Volk von 1914 und vor allem das deutsche Volk von 1918 mit Recht eingeschätzt hat. Und hier liegt der große Fehler der englischen Rechnung.
Wenn beispielsweise heute englische Zeitungen ganz offen und unverblümt zugeben, daß es die Aufgabe der englischen Propaganda sei, einen Keil zwischen das deutsche Volk und seine Führung zu treiben, so hört das nicht nur England, sondern auch das deutsche Volk; und das deutsche Volk hört das nicht nur, sondern es zieht daraus auch seine Folgerungen. Das also ist Sinn, Ziel und Zweck dieses englischen Propagandakampfes! Man möchte die Nation von Hitler trennen. Man begründet das selbstverständlich wieder mit heuchlerischen und gleisnerischen Argumenten, genau so wie man die Trennung des deutschen Volkes vom kaiserlichen Regime in der schwersten Schicksalsstunde der deutschen Nation mit ähnlichen Phrasen begründet hat. Man erklärt heute, Deutschland müsse wieder in den Kreis der gesitteten Nationen zurückkehren. Wer hustet da? In den Kreis der gesitteten Nationen, die wir im Verlauf der vergangenen 25 Jahre kennengelernt haben? jener gesitteten Nationen, die in Deutschland auch lange noch nach Beendigung des Krieges Millionen von Müttern und Kindern verhungern ließen, die Neger als Kulturträger an den Rhein schickten, die Schlageter erschossen, die unsere Kolonien stahlen, die Deutschland auspreßten bis aufs Blut und alle, auch die heiligsten uns gegebenen Versprechungen zynisch und kaltlächelnd brachen, als das deutsche Volk auf ihre Verlockungen hereingefallen war ?
Damals war es leicht, die deutsche Nation zu verführen. Heute aber reagieren wir Deutschen sauer. Und da wir uns mittlerweile die geeigneten Mittel und Möglichkeiten geschaffen haben, um dem von London inszenierten Lügenfeldzug wirksam entgegenzutreten, fängt nun die englische Propagandamaschine wieder an, auf Hochtouren zu laufen. Sie überschüttet die Öffentlichkeit mit Alarmnachrichten über Alarmnachrichten. Mit der scheinheiligsten Miene schleudert man ungezählte Lügen in die Welt hinein. Man berichtet von Rebellionen unter deutschen Truppenteilen, von Aufständen und Streiks in Arbeitervierteln, ständig zunehmenden Zerwürfnissen zwischen den einzelnen Klassen unseres
-185-

Volkes, von Anarchie im Protektorat, man stellt sich mit vielsagender Sympathie auf die Seite eines kleinen Klüngels von opponierenden Geistlichen und macht die Sache einer Handvoll nörgelnder Intellektueller zur Sache Englands und zur Sache der gebildeten Welt.
Aber das zieht nicht mehr. Unser Volk ist durch die nationalsozialistische Schule hindurchgegangen. Wir stehen den britischen Unverschämtheiten nicht mehr harmlos und naiv gegenüber. Wir wehren uns, und wir gehen nach alter nationalsozialistischer Sitte dagegen zum Gegenangriff über. Und zwar wenn schon, denn schon! Unser Gegenschlag ist massiv und trifft ins Schwarze. Wenn man uns mit der Dreckschleuder entgegentritt, dann fechten wir nicht auf dreißig Meter Entfernung Florett. Wir haben uns im Laufe der Jahre auch ein dickes Fell zugelegt. Wir sind keine überfeinen Ästheten, die Zustände bekommen, wenn der politische Trubel anfängt. Und das ärgert unsere Alten.
Die politisch so erfahrenen englischen Propagandisten sehen nun zum ersten Male im europäischen Kräftespiel einen Gegner auftauchen, mit dem sie bisher glaubten, überhaupt nicht rechnen zu brauchen. Sie sind nun auch in diesem Punkte, in dem sie früher die unbestrittenen Meister waren, von uns überrundet worden. Die nationalsozialistische Bewegung hat ihre Kenntnis propagandistischer Abwehr und vor allem propagandistischen Angriffs auf die deutsche Nation übertragen. Von der Propaganda verstehen wir Deutschen nun auch einiges. In unserer Kampfzeit war sie unsere einzige Hilfe. Unsere innerpolitischen Gegner hatten die absolute Macht, und wir haben sie trotzdem nach

einigen Runden zu Boden geworfen. Heute sind wir nicht mehr so wehrlos, wie wir damals waren. Heute besitzen wir als Nation die imponierendste Wehrmacht der Welt. Dazu vertreten wir eine Idee, sind wir erfüllt von der Kraft einer heiligen Überzeugung und verfechten wir eine Propaganda, die auf das Ziel losgeht, in der Erfahrung geübt und im Kampf gehärtet, mit Freude und innerer Begeisterung die Waffen des Geistes führend.
Die abgehackten Kinderhände in neuer Auflage vermögen beim deutschen Volk und auch beim größten Teil der Welt keinen Eindruck mehr zu erwecken. John Bull ist durchschaut. Die Völker der Erde wissen, woran sie sich zu halten haben. Und vor allem England möge sich seine
-186-

Bundesgenossen suchen wo auch immer, aber nicht im deutschen Volk. Da wird ihm nur ein dröhnendes Gelächter zur Antwort werden. Und man muß deshalb den Propagandaroutiniers, die im Dunstbereich des Foreign Office in London ihr trübes Handwerk üben, den guten Rat geben, die alten Ladenhüter in die Ecke zu stellen und sich bessere Lügen auszudenken, mit denen es sich auseinanderzusetzen überhaupt verlohnt.
Wenn die Engländer es auf einen Machtkampf mit Deutschland ankommen lassen wollen, so haben sie es nicht mit dem Führer oder mit einer führenden Schicht zu tun, dann tritt ihnen das geschlossene 80-Millionen-Volk der Deutschen entgegen. Sie täten also gut daran, sich andere Wege der Auseinandersetzung als die des bewaffneten Konflikts zu suchen. Es würde das einmal zu gar keinem Erfolge führen und zum zweiten die akute Gefahr heraufbeschwören, daß Großbritannien sein Weltreich verlöre. Darum tut man London nur einen Gefallen, wenn man ihm den guten Rat gibt, sich mehr in Realismus zu üben, eine größere Klarheit in der Beurteilung Deutschlands obwalten zu lassen, mit Phrasen und leeren Drohungen Schluß zu machen und den Tatsachen, den harten und unabänderlichen, in die mitleidlosen Augen hineinzuschauen.
-187-

* * * * *

Das schreckliche Wort von der Einkreisung

l. Juli 1939

Die Engländer sind ungehalten und sehr böse auf uns. Sie ergehen sich in den letzten Tagen in ihren Zeitungen und Rundfunksendungen in larmoyanten Klagen über Deutschland, seine Politik und vor allem seine, wie sie sagen, antibritische Polemik in der Presse. Sie bedauern unsere Barschheit und den rauhen Ton unserer Sprache. Mit vielen "Huchs" und "Nein, wie kann man nur!" spielen sie, wie immer, wenn es ihnen schlecht geht, die Gouvernante der gesitteten Menschheit.
Sie schrecken dabei auch gar nicht davor zurück, uns Dinge und Redewendungen zu unterschieben, die in keiner Weise den Tatsachen entsprechen, nur damit sie besser dagegen polemisieren können und ihre pikfeine Moral um so drastischer in die Erscheinung tritt. Sie schlagen die Hände über dem Kopf zusammen und jammern, Großbritannien genieße in Deutschland nicht einmal mehr Achtung. Aber auch diese Tour kennen wir, und auch darauf fallen wir nicht mehr herein.
Der britische Premierminister Chamberlain erklärte kürzlich in einer Rede, er wünsche den Augenblick herbei, wo man mit vernünftigen Leuten wieder vernünftig reden könne. All right, das kann geschehen! Die Engländer mögen uns allerdings verzeihen, wenn wir darauf etwas barsch und laut antworten. Denn wir befinden uns in der wenig beneidenswerten Rolle des in einem finsteren Walde bis aufs Hemd ausgeplünderten harmlosen Passanten, der nun von einem, der ihm die Uhr weggenommen hat und sie ihm zu allem Überfluß noch provokatorisch vor der Nase herumtanzen läßt, zu einem freundschaftlichen Gespräch aufgefordert wird. In einer solchen Situation legt man im allgemeinen auf gute Umgangsformen keinen gesteigerten Wert.

Die Engländer sagen, wir hätten sie als Idioten beschimpft. Davon kann natürlich überhaupt keine Rede sein. Schon die Höflichkeit verbietet uns eine so drastische Charakterisierung. Wir haben auch nicht, wie sie
-188-

behaupten, darüber frohlockt, daß man, wie ihre eigenen Zeitungen meldeten, ihren feinen Gentlemen in Tientsin die gebügelten Hosen ausgezogen hat. Da sei Gott davor! Wir haben das nur wiedergegeben. Sollte es nicht den Tatsachen entsprechen, so nehmen wir das gebührend zur Kenntnis; aber wir haben es, wie gesagt, in der Hauptsache in englischen Blättern gelesen, und wir können doch nicht glauben, daß die Engländer sich selbst die Hosen ausgezogen haben in der Meinung, sie würden, so nackt dastehend, bei uns und bei anderen Völkern Mitleid erregen. Ein Mann, dem man auf offener Straße die Hosen auszieht, wirkt immer lächerlich, auch wenn es sich um einen Engländer handelt; und im übrigen kann man das bei ausgezogenen Hosen meistens gar nicht feststellen, höchstens nur, daß er ein Mann, nicht aber, daß er ein Engländer ist. Wir sind auch darüber in keiner Weise etwa in ein Triumphgeheul ausgebrochen; wir haben das nur schlicht und sachlich festgestellt und daraus gefolgert, daß es um die Macht des Empire jedenfalls nicht mehr so bestellt sein kann wie vor etwa zwanzig Jahren, da gleich eine kleine englische Rotte auszulaufen pflegte, wenn einem Sohne Albions irgendwo in der Welt auch nur ein Haar gekrümmt, geschweige die Hosen ausgezogen wurden. Und dann lasen wir in den Zeitungen die drohenden Anfragen und tönenden Reden englischer Parlamentarier und Staatsmänner im Unterhaus, so, als wenn die Flotte schon unterwegs wäre. Aber der Dampf, den wir sahen, kam nicht aus den Schornsteinen auslaufender Kriegsschiffe Seiner Majestät; es handelte sich vielmehr nur um den Dampf, den die Engländer selbst hatten, und zwar vor den Komplikationen, vor die sie durch ihre eigene —ferne sei es von uns zu sagen, idiotische — Politik gestellt waren.
Und das fanden wir lächerlich; rund heraus gesagt, lächerlich fanden wir das. Das wird doch wohl noch erlaubt sein. Und beschämend zugleich kam uns das vor.
Die Engländer forschen, wie sie selbst sagen, nach einem Weg, um zum deutschen Volke zu sprechen. Es gibt einen solchen: den über den Führer. Alle anderen Wege aber sind versperrt. Die englischen Wahrheitsfanatiker, die noch einen zweiten suchen und zu finden hoffen, wirken auf uns etwas zurückgeblieben. Sie kommen uns vor wie jemand, der vor zehn Jahren einbalsamiert wurde, jetzt plötzlich wieder zum Leben
-189-

erwacht und gar nicht verstehen kann, daß sich in der Welt mittlerweile einiges geändert hat. Die Engländer können das nicht verstehen, oder sie tun nur so, als verständen sie es nicht,
Sie empören sich darüber, daß wir eine Einkreisung auch Einkreisung nennen. "Dieses schreckliche Wort", so sagte kürzlich noch einer ihrer maßgebendsten Männer, "ist von der deutschen Propaganda erfunden worden, um unsere friedliche Gesinnung zu diskreditieren." Gut gebrüllt, Löwe!
"Plötzlich stürzten sich auf ein Kommando Scharen Polizei auf die Vorwärtsmarschierenden, und es hagelte Knüppelhiebe mit den stahlbeschlagenen Lathis auf ihre Köpfe. Nicht einer der Demonstranten hob auch nur einen Arm, um die Hiebe abzuwehren. Sie fielen um wie Kegel. Von meinem Platz aus hörte ich das widerliche Geräusch der Schläge auf den ungeschützten Schädeln. Die wartenden Massen der Zuschauer stöhnten und zogen die Luft durch die Zähne, jeden Hieb mitempfindend.
Die Erschlagenen fielen zuckend hin, bewußtlos oder sich vor Schmerzen windend, mit Schädelbrüchen oder zerschmetterten Schultern. In zwei oder drei Minuten war der Boden mit Menschen bedeckt. Große Blutflecke erschienen auf den weißen Gewändern. Die anderen schritten, ohne aus den Reihen zu brechen, schweigend und hartnäckig weiter, bis man sie niederschlug."

So schreibt der gewiß unverdächtige amerikanische Journalist Web Miller in seinem Buch, das er vor einiger Zeit unter dem Titel "Ich fand keinen Frieden" herausgab. Wer hier geschlagen wurde, das waren Gandhi-Anhänger, die nur Salz aus dem Meer gewinnen wollten; und wer sie schlug, das waren englische Truppen, die auf Befehl Londons verhindern mußten, daß arme indische Menschen in ihrem eigenen Lande aus ihrem eigenen Meer Salz holten, von dem die Gentlemen in London keine Steuern bekamen.
Das ist die Friedfertigkeit der feinen Kavaliere, die jetzt, wie berichtet wurde, in Tientsin die Hosen ausgezogen bekamen. Wenn es nicht stimmen sollte, dann freut uns das; wenn doch, dann hat man die Engländer wahrscheinlich nicht ohne jeden Grund entkleidet.
Wir Deutschen eignen uns nicht zur Philosophie der Gewaltlosigkeit, die von Gandhi vertreten wird. Uns kann man nicht mit stahlbeschlagenen
-190-

Lathis die Kopte zertrümmern, ohne daß wir auch nur einen Arm heben, um die Hiebe abzuwehren. Wir lassen es erst gar nicht soweit kommen; wir sind entschlossen, uns mit unseren eigenen Lathis zur Wehr zu setzen, und schlagen im Bedarfsfall vorsorglicherweise unserseits die Gentlemen dahin, wohin die Gentlemen uns schlagen möchten. Wenn sie könnten, wohlverstanden.
Der Tatbestand ist doch folgender: Die Engländer machen die Einkreisung, und wir wehren uns dagegen. Das ist alles. Ein schreckliches Wort, die Einkreisung! Aber noch schrecklicher ist doch wohl die Sache selbst, nicht wahr? Und die ist gemeint. Daß jetzt nicht alles so klappt, wie London sich das gedacht und vorgestellt hatte, ist peinlich, und mehr als peinlich, aber doch nicht unsere Schuld. Daß die polnischen Chauvinisten sich wie freche Lausbuben benehmen und die sogenannte Nervenkrise durch ihr großsprecherisches Lärmen nur verstärken, wer anders gab ihnen die Erlaubnis dazu als England selbst? Sie sind doch nur die Stimme ihres Herrn. Daß Moskau den Engländern den Daumen auf die Kehle drückt, wer könnte es ihm verdenken angesichts der mehr als schwachen Position, in der London sich befindet? Daß Tokio dem britischen Löwen Fußtritte versetzt, nachdem er sich durch sein Engagement in allen strittigen europäischen Fragen höchstselbst an allen vieren gefesselt hat, das ist nun einmal so im Leben. Wir sollten darüber triumphieren? Wir denken nicht daran. Wir registrieren das nur und ziehen daraus unsere Schlüsse. Uns imponieren englische Drohungen nicht mehr. Wir bleiben dabei gänzlich kalt und ungerührt. Selbst wenn wir von Natur aus ängstlich wären — wir sind das nicht! —, warum sollten wir ausgerechnet jetzt Angst vor England haben?
Was London nun tun soll? Sehr einfach: das Steuer seiner Politik herumwerfen; keine Reden halten, sondern Taten zeigen!
Was wir denn eigentlich von ihm wollen? Ebenso einfach: daß das uns angetane Unrecht wieder gutgemacht wird!
Welches Unrecht wir meinen? Wir nehmen an, daß England nicht ein so verhärtetes Gewissen besitzt, daß es bei einigem Nachdenken nicht selbst herausfinden könnte, worüber Deutschland sich zu beklagen hat!
Also frischauf zur Tat! Und vor allem nicht auf die Zeit hoffen! In Anbetracht des bei uns herrschenden Kräftemangels haben wir die längst
-191-

schon für uns engagiert. Die steht in unseren Diensten und arbeitet für unsere Sache. Die Chancen werden für die von England geführte Einkreisungsfront nicht günstiger, sondern von Tag zu Tag ungünstiger.
Wir glauben auch diesmal in der Sprache wieder sehr verbindlich geblieben zu sein. Daß die Sachen hart klingen, das liegt an den Sachen selbst; das ist nicht unsere Schuld. Die deutsche Propaganda

schildert nur Tatbestände. Wenn sie peinlich und unangenehm wirken, so mag das den Nerven zartbesaiteter englischer politischer Wanderprediger wehe tun, uns aber geniert das nicht.
London soll also nicht die Rauheit unserer Sprache bemängeln, sondern vielmehr die Rauheit der Situation erkennen, in der England sich augenblicklich durch seine eigene Schuld befindet. Wir können uns wohl vorstellen, daß die dafür Verantwortlichen uns die Pest an den Hals wünschen. Aber auch das ist für uns kein Grund zum Weinen.
"Der Versailler Vertrag war viel zu milde!", schrieben dieser Tage die Blätter ihrer polnischen Freunde. Wir wissen also gottlob, was uns blühte, wenn sie uns noch einmal so einen Vertrag aufzwingen könnten. Und darum wird sich das nicht wiederholen.
Niemals! Niemals! Niemals!
Dafür hat der Führer gesorgt, und dafür sorgt mit ihm das ganze deutsche Volk.
Darum soll England keine Ausflüchte mehr machen, keine leeren Drohungen deklamieren und keine albernen Bluffs arrangieren, sondern Taten zeigen, nichts als Taten!
-192-

* * * * *

Antwort an England

14. Juli 1939

Sie, Herr Stephen King-Hall, versuchen sich in einem Pamphlet, mit dem Sie eine Unmenge von deutschen Anschriften bedenken, wie Sie sagen, an das deutsche Volk zu wenden. Wenn wir Ihnen auf Ihre Stilübungen überhaupt eine Antwort erteilen, so glauben Sie bitte nicht, daß wir Sie deshalb wichtiger halten, als Sie in Wirklichkeit sind. Wir hätten von der Tatsache, daß Sie sich das Recht herausnahmen, mit der deutschen Öffentlichkeit einen Disput zu beginnen und antideutsche Propagandaschriften, als englische Liebesgaben verpackt, an weite Kreise des deutschen Volkes zu senden, überhaupt keine Notiz genommen, wenn Sie in der Tat, wie Sie schreiben, ein Privatmann wären. Nun aber hat ein für Sie unglücklicher, für uns aber um so glücklicherer Zufall uns Kenntnis davon gegeben, daß Sie im Dienste des englischen Foreign Office stehen, daß Ihre Briefe im Auftrage und unter gütiger geistiger Mithilfe von Lord Halifax selbst geschrieben, gedruckt und versandt werden. Sie sind also, fast möchte man sagen, offiziellen Charakters, und diese Tatsache gibt allerdings der ganzen Sache eine andere Bedeutung. Nicht, daß damit die kindische Albernheit, die in ihren propagandistischen Schülerarbeiten zutage tritt und hier im Gewande einer pietistischen Frömmelei einherschreitet - wie übrigens bei Engländern noch immer dann, wenn sie jemand übertölpeln wollen -, abgemildert würde; im Gegenteil, sie wirkt angesichts der Tatsache, daß sie direkt aus der Propagandawerkstatt Downingstreets stammt, nur um so krasser und widerlicher. Aber Sie sagen, Sie wollten zum deutschen Volke reden, und wünschen und erbitten von den Empfängern Ihrer Briefe Antwort. Dafür allerdings kann man nur dankbar sein. „Nehmen Sie kein Blatt vor den Mund!“ schreiben Sie. Dieser freundlichen Aufforderung kann kein fühlend Herz widerstehen. Also: Sie wenden sich gleich in Ihrer Anrede an den "lieben deutschen Leser“. Daß er deutsch ist, steht fest; ob er lieb ist, wollen Sie bitte nach Lektüre dieser Antwort entscheiden.
-193-

Sie schreiben, Sie sind britischer Marineoffizier und haben 21 Jahre, von 1906 bis 1928, in der Königlichen Marine gedient. Das ist schon sehr wichtig und aufschlußreich! Dann dienten Sie also auch in jener Königlichen Marine, die von 1914 bis 1918 eine Lebensmittelblockade gegen Deutschland durchführte und damit, getreu den Prinzipien der altbewährten britischen Politik im Burenkrieg, der 27000 Burenfrauen und -kinder in englischen Konzentrationslagern zum Opfer fielen, den Weltkrieg auch gegen wehrlose Frauen und Kinder exerzierte und viele Hunderttausende von

ihnen - entgegen allen geschriebenen und ungeschriebenen Regeln des Völkerrechts - dem Hungertode preisgab. Eine wirklich überzeugende moralische Qualifikation gerade für Sie, um von Recht und Menschlichkeit zu sprechen.
Sie haben sich danach, wie Sie mit vielem Wortaufwand berichten, „auf das öffentliche Leben vorbereitet“. In sehr unvollkommener Weise, wie Ihr Brief dartut! Sie arbeiteten "sieben Jahre in der Wissenschaftlichen Forschungsabteilung des Königlichen Instituts für Auswärtige Angelegenheiten“. Da hatten Sie, wie wir annehmen müssen, auch hinreichend Gelegenheit, die englische Kolonialgeschichte zu studieren, und haben da gewiß einiges von den Greueltaten des englischen Empire gegen wehrlose Völker gehört und erfahren, die, auf englische Versprechungen bauend, entweder dumm genug waren, sich selbst in die Botmäßigkeit Londons zu begeben oder sonst brutal unterjocht wurden.
Ist Ihnen dabei beispielsweise aufgefallen, daß Liverpool 1771 zum Haupthafen für die Verschiffung farbiger Menschenmassen in alle Welt bestimmt wurde? Daß Liverpool damals 105, London 58, Bristol 25 Sklavenschiffe besaß? Daß damals unter englischer Flagge jährlich bis zu 30 000 Schwarze verschleppt wurden, und daß auf diese Tatsache ein gutes Stück des heutigen englischen Reichtums zurückzuführen ist? Erinnern Sie sich des englischen Bombardements auf die Insel Sansibar aus dem Jahre 1896, in dem 20 000 Granaten auf eine völlig wehrlose Stadt geschossen wurden? Haben Sie eine Ahnung, wie die Eroberung des ehemaligen Königreichs Birma im Jahre 1896 vor sich ging? Wenn nein, dann hören Sie zu: Durch eine einseitige englische Erklärung wurde ganz Birma in das Indo-Britische Reich einbezogen; wer dagegen Wider stand
-194-

leistete, wurde als Aufständischer behandelt und als Räuber erschossen. Kennen Sie das englische Blutbad von Amritsar aus dem Jahre 1919? Spitzen Sie Ihre Ohren! Am I 1. April 1919 eröffneten englische Soldaten ein Schnellfeuer auf eine Versammlung von 5000 Menschen. In zehn Minuten gab es 500 Tote, 1500 Schwerverwundete und 261 Personen wurden zur Auspeitschung verurteilt. Haben Sie bei Ihren Studien auch die Niederschlagung des Aufstandes von Waziristan aus dem Jahre 1937 nicht übersehen, bei der 720 Aufständische getötet, fast gleich viel schwer verwundet und zehn Dörfer bombardiert wurden? Und wissen Sie auch, wie angesehene Engländer aber diese Segen spendenden Methoden der britischen Kolonialgeschichte urteilen? Der englische Staatsmann William Ewart Gladstone wird Ihnen kein Unbekannter sein. Er sagte am 8. April 1840 im Unterhaus aber den Opiumkrieg: ‚Ich bin nicht zuständig zu beurteilen, wie lange dieser Krieg noch dauern kann... Aber das kann ich sagen, daß ich keinen Krieg kenne und noch nie von einem solchen gelesen habe, der ungerechter in seinem Ursprung war und in seinem Verlaufe mehr dazu angetan, dieses Land (England!) mit Schande zu bedecken.“ Der englische Historiker James Anthony Froude ist genug berühmt, um auch Ihrem Forschertrieb nicht entgangen zu sein. Er schreibt in seinem Werke ‚Oceana“ aber die Eindrücke seiner Weltreise 1884 bis 1885: ‚Wir Engländer sind dreimal in Afghanistan ein-gefallen, haben den Basar in Kabul niedergebrannt und viele tausend Menschen getötet, um ihnen beizubringen, uns zu lieben. Erst vor sieben Jahren hatten wir einen wohl erwogenen Plan ausgearbeitet, einen Aufstand in Turkestan zu entfesseln. Wir sind befriedigt mit der Auffassung, daß, wenn wir diese Dinge tun, es für das Wohl der Menschheit ist, aber wenn andere es tun, ist es gottlos und darf nicht erlaubt werden. Solch eine Ausrede wird kaum im Verkehr der Nationen untereinander als gültig angenommen werden.“
Was sagen Sie dazu, Kapitän? Und wie beurteilen Sie den Ausspruch Ihres ehemaligen Ministers George Lansbury, der in seinem Buch "My England“ schreibt: "Keiner unserer Väter, die Indien eroberten, gingen dorthin, um es blühend zu machen. Sie alle gingen mit Raubabsichten, sei es mit

Gewalt oder - bei den Zivilisierteren - als Handelsleute, um einen sehr großen Verdienst zu machen.“ Sie fordern von uns, daß wir
-195-

selbständig nachdenken. Hierüber lohnt es sich wirklich, selbständig nachzudenken! Und auch darüber, daß Edith Sitwell in ihrem Buch ,"Victoria of England" schreibt: "Unglücklicherweise wuchs Seite an Seite mit der zunehmenden Aufklärung der regierenden Schichten eine Neigung, sich in die Angelegenheiten aller Nationen zu mischen. Natürlich zu ihrem Besten, und weil Britannien nun einmal vom Himmel für diese Arbeit ausersehen ist."
Sie werden sagen: Das sind olle Kamellen. Lesen Sie den "Daily Expreß“ vom 3. Februar 1939, in dem Lord Beaverbrook der englischen Regierung den Rat gibt, an dem Ausbau eines Kolonialreiches zu arbeiten, das England "Ehre mache, anstatt Schande über es zu bringen“.
Und diese englische Kolonialpraxis möchten Sie gern an Deutschland - zum wievielten Male versuchen Sie das - auch einmal ausprobieren, nicht wahr? Erst die Völker innerlich zersetzen und sturmreif machen und sie dann brutal niederschlagen! Das ist die klassische englische Methode. Aber bei uns nicht! Wir haben das einmal 1918/19 erlebt. Das war für uns die schrecklichste Lehre in unserer Geschichte. Das passiert dem deutschen Volke deshalb auch kein zweites Mal!
Sie sagen voller Stolz, Sie sind "als Kandidat für das Parlament ernannt" und erwarten wohl, daß das erstaunte deutsche Leserpublikum dies mit scheuer Bewunderung zur Kenntnis nimmt. Da lachen aber bei uns sogar die Hühner! Herr Parlaments-Kandidat!
Das Personal Ihres Nachrichtendienstes "arbeitet fünf Tage in der Woche und bekommt einen Monat bezahlte Ferien". Sieh da, sieh da, das also gibt es in England! Und Sie fügen bescheiden hinzu: "Die Übung, in den Büros nur fünf Tage in der Woche zu arbeiten, verbreitet sich in Großbritannien immer mehr." Kunststück, nachdem die Engländer so viele Völker haben, die für sie arbeiten! Wenn ihr Experiment der nochmaligen Niederwerfung des deutschen Volkes gelinge, brauchten die Engländer wahrscheinlich überhaupt nicht mehr zu arbeiten. Das täten dann Ihrer Meinung nach jene Deutschen für sie, die heute nur erst Ihre "Lieben Leser" sind. Im übrigen hat sich Ihre vorbildliche soziale Haltung unseres Wissens in den englischen Elendsgebieten noch nicht hinreichend herumgesprochen. Dort arbeiten die Arbeiter vielfach noch weniger, nämlich gar nicht, weil sie seit Jahren arbeitslos sind. Aber sie
-196-

leben auch dementsprechend. Vielleicht vergessen Sie, feiner Herr, nicht, dem "lieben deutschen Leser" das nächstemal auch darüber etwas zu erzählen.
Sie wollen uns "völlig unabhängige Informationen“ geben. Die Frage lautet nur: Wovon unabhängig? Wahrscheinlich von der Wahrheit, von der die englischen Informationen sich in letzter Zeit immer mehr emanzipiert haben! Ihr Nachrichtendienst ist eine "privat geleitete öffentliche Einrichtung“. Hahahaha! Das ist ausgezeichnet gesagt. Ihr Auftraggeber, Lord Halifax, kann an dieser Ihrer Schülerarbeit seine helle Freude haben. Und dann legen Sie dem lieben deutschen Leser die etwas skurrile Frage vor: "Warum schreibe ich Ihnen?“ jetzt fangen Sie, bezahlter Herr Propagandamacher, nur noch mit der Menschlichkeit und der Verständigung an! Und richtig: "Ich schreibe deshalb, weil ich den Frieden will.“ Da haben wir es! Das ist wohl dieselbe Friedensmission, die England in Versailles veranlaßte, ein wehrloses Volk abzuwürgen, es 14 Jahre lang zu unterdrücken, auszurauben und auszuplündern. Aus diesem Geiste hat man uns außer der Kriegs- auch die Handelsflotte genommen, unsere Kolonien geraubt und uns obendrein gequält und gedemütigt, wo man nur konnte. Warum haben Sie, feiner Gentleman, in dieser langen Zeit nicht ein einziges Mal für den Frieden und für die Verständigung gesprochen und geschrieben? Warum haben Sie die Blitze Ihres Zornes nicht auf

Ihre eigenen englischen Staatsmänner geschleudert, als sie Deutschland und damit letzten Endes ganz Europa in seine schwerste Katastrophe hineinstürzten? Da dienten Sie in der Königlich Britischen Marine oder saßen im Königlichen Institut für Auswärtige Angelegenheiten. Da haben Sie mitgemacht; wahrscheinlich, weil es eine feine Sache war, weil es Ihnen gefiel, und weil Sie es damals auch für richtig hielten, dem ‚Lieben deutschen Leser" von heute das Brot vom Munde wegzustehlen, unser Volk in Inflation und Wirtschaftskrise hineinzustürzen, ihm scheinheilig und mit öligen Phrasen ein Lebensrecht nach dem anderen zu nehmen. Oder haben Sie damals zur Moralisierung Ihrer Brutalitäten auch schon von Humanität und Zivilisation gefaselt?
Sie schreiben, Sie wüßten "wie der Krieg aussieht". Das weiß der Führer sicher noch viel besser als Sie, denn er hat ja nicht den Krieg gegen Frauen und Kinder geführt, sondern lag als Soldat fast vier Jahre
-197-

lang Engländern gegenüber. Deshalb hat er dafür gesorgt, daß Sie und die englischen Gentlemen uns nicht mehr überfallen können.
Sie sind "ein Mann in den mittleren Jahren, 46 Jahre alt, mit drei Kindern und wollen den Frieden, wenn Sie ihn unter ehrenvollen Bedingungen haben können". Wer hat Ihnen einen nicht ehrenvollen Frieden denn überhaupt zugemutet? Stammt Versailles von uns oder von Ihnen? Oder ist etwa das Versailler Diktat ein ehrenvoller Friede gewesen? Nein: England hat uns bis zum heutigen Tage den ehrenvollen Frieden vorenthalten. Sie haben uns zum Überfluß entgegen den feierlichen Versicherungen unsere Kolonien weggenommen. Sie wollen sie als Mandate verwalten. Sie nutzen Ihnen gar nichts. Ihr Land ist - wie viele Engländer zugeben - selbst unfähig, sie nützlich zu verwenden. Sie haben weder die Menschen, ja vielleicht überhaupt gar nicht die Lust dazu. Trotzdem geben Sie sie Deutschland nicht zurück. Warum nicht? Weil Sie Deutschland aus lauter Machthunger nicht nur jene für England geforderten ‚ehrenvollen Friedensbedingungen" vorenthalten wollen, sondern weil Sie unser Volk zugrunde richten möchten. Und dabei fragen Sie sich noch, ob wir Frieden haben werden, und antworten dann, Sie zweifelten sehr daran und wollen uns auseinandersetzen, warum Sie daran zweifeln?
Sie brauchen uns gar nicht mitzuteilen, was sie in Großbritannien denken, das wissen wir längst, und auch nicht hinzuzufügen, Sie wollten damit nicht sagen, daß Sie unbedingt recht haben müßten. Denn in diesem Lande weiß jeder, daß Sie unrecht haben. Entzückend Ihr Nachsatz: ‚Es möge sein, daß Sie unrecht hätten, aber es sei wirklich wichtig, daß wir Deutschen wissen sollten, was Sie als Engländer für wahr halten." Ach, Sie liebe Plaudertasche Sie! Mit Speck fängt man Mäuse. Diese Methode kennen wir. Die objektiven Herren Engländer: Ich weiß nicht, ob wir recht haben, ich weiß nur, daß ich nichts weiß! Das kleidet Sie gut.
Der Durchschnitts-Engländer ist, wie Sie uns mitteilen, "so entrüstet aber die nach seiner Ansicht schandbare Art, in der die deutsche Regierung das Abkommen von München verletzte, daß er immer mehr zu der Überzeugung kommt, daß ihre Führer - wenigstens Ribbentrop Goebbels und Himmler - ganz unmögliche Menschen sind, mit denen man nie irgendwelche Abkommen treffen kann, die gehalten werden".
-198-

Dann müßten diese Herren eigentlich zu Engländern honoris causa ernannt werden; denn das, was Sie ihnen zu Unrecht vorwerfen, ist ja doch seit einigen Jahrhunderten das wesentlichste Merkmal der englischen Politik gewesen. Vielleicht haben Sie bei Ihren Studien im englischen Institut für Auswärtige Angelegenheiten auch das Buch von John Bigelow, Major aus der USA.-Army, aber englisch-amerikanische Verträge gelesen, der bei seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis kommt, daß

von dreißig Verträgen und Vereinbarungen zwischen USA. und England in der Zeit von 1783 bis 1913 acht von England gebrochen und davon wieder fünf von USA. nach dem englischen Vorgang gebrochen wurden. Bigelow zieht daraus die Lehre:
„Die englische Diplomatie versteht es immer, den Wortlaut von Verträgen so zu formulieren, daß, wenn es der britischen Regierung einmal nützlich erscheint, sie zum Schaden der anderen Partei ihre eigene willkürliche Auffassung geltend machen kann." Daß das sehr deutlich ist, werden Sie nicht bestreiten. Woher nehmen Sie dann aber die moralische Berechtigung, Deutschland etwas, was Sie nicht beweisen können, weil es, wie Ihr ganzer Brief, erlogen ist, zum Vorwurf zu machen, was in der englischen Politik seit Jahrhunderten gang und gäbe ist?
Sie nehmen an, daß es schrecklich für uns klinge, aber Sie müssen es uns sagen, ‚daß Hitlers Wort heute in England recht geringen Kurswert hat". Das klingt für uns gar nicht schrecklich. Schrecklich würde es nur sein, wenn es umgekehrt wäre. Denn: Hitlers Wort gilt in Deutschland. Vielleicht hängt sogar das eine mit dem anderen zusammen. Der Führer hat die deutsche Nation groß und stark gemacht. Er wird deshalb von Engländern Ihres Schlages aus vollem und tiefstem Herzen gehabt., Darauf sind wir nur stolz. Dieser Haß ist nicht nur für den Führer selbst außerordentlich ehrenvoll. Er stärkt unsere Liebe zu ihm. Denn Sie, Herr Propagandakandidat, können natürlich doch nur jene Deutschen lieben, die an unserem Volk Verräter sind.
Sie fügen hinzu, es bestehe "nicht die geringste Aussicht dafür, daß Großbritannien irgendwelche Konzessionen an Deutschland mache, bevor das Vertrauen an Deutschlands Wort wiederhergestellt sei". Sie verkennen in gründlichster Weise die Situation! Niemand bittet Sie um Konzessionen 1 Niemand erwartet solche! Wir fordern von Ihnen keine
-199-

Gnade, sondern unser Recht! Wir stehen nicht als Bettler oder bittende Habenichtse vor Ihren kapitalistischen Demokratien. Verweigert man uns unser Recht, so werden wir uns dieses Recht selbst zu sichern wissen, nur soll man sich dann nicht scheinheilig darüber beklagen, daß Europa von einer Krise in die andere stürzt. Die Schuld daran tragen Ihre Auftraggeber, Herr Propagandakandidat. Sie wollen plötzlich um die "Freiheit" der Tschechen besorgt sein. Sie weinen also Krokodilstränen um Völker, denen nichts geschieht und die Sie nichts angehen. Sie bleiben aber hart und ungerührt angesichts des nationalen Leides anderer Völker, die von England selbst gequält und blutig unterdrückt werden, wie z. B. jetzt in Palästina die unglücklichen Araber. Was würden Sie wohl erst sagen, wenn wir im Protektorat ähnlich wie Sie in Palästina verfahren wollten ? Wir tun es nicht, denn wir sind Deutsche und keine Engländer.
In vielen Punkten, so sagen Sie, ist Ihnen ‚die Politik Deutschlands unverständlich". Deshalb, werter Herr, sind Sie ja auch erst Kandidat, also Anfänger. Man kann in Ihrem Alter anscheinend eben noch nicht alles begreifen! Um so verständlicher ist die Politik des Führers dafür dem deutschen Volk; und es wirkt deshalb beinahe belustigend, wenn Sie die Frage aufwerfen, ob es uns unbekannt sei, daß "bis zum Raub der Tschechei die ganze Frage unserer Kolonialansprüche in Großbritannien ernsthaft erörtert wurde?" Und ob uns das bekannt ist, sogar hinreichend bekannt. Diese ernsthaften Erörterungen kennen wir auch an anderen Beispielen. Sie haben ebenso ernsthaft unsere Abrüstungsforderungen erörtert, bis Deutschland sich endlich gezwungen sah, selbst aufzurüsten. Sie haben wohl auch ernsthaft die Vergrößerung der deutschen Wehrmacht erörtert, so lange, bis Deutschland genötigt war, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Sie haben ernsthaft die Militarisierung des Rheinlandes erörtert, bis die deutschen Truppen über die Rheinbrücken marschierten und eine fertige Tatsache schufen. Sie haben ernsthaft das Österreich-Problem erörtert, bis der Führer in Wien seine großdeutsche Mission kraft seines geschichtlichen Auftrages vollzog. Sie haben ernsthaft die sudetendeutsche Frage erörtert, bis Sie vor ein "fait accompli" gestellt waren.

Machen Sie sich doch nicht dümmer als Sie sind, halten Sie jedenfalls sonst aber das deutsche Volk nicht für dümmer, als Sie es selbst zu sein scheinen.
-200-

Und nun plötzlich verwahren Sie sich dagegen, wenn wir England zum Vorwurf machen, daß es den Versuch unternimmt, Deutschland einzukreisen. Das sagen wir nicht nur, das sehen und erleben wir. Werfen Sie also nicht scheinheilig die Frage auf, warum England wohl wünschen sollte, uns einzukreisen; denn die Antwort liegt allzu nahe: um uns zu erledigen! Weil wir mit unseren Forderungen nach unserem Lebensrecht England lästig sind! Weil Sie im Verlauf Ihrer ganzen Geschichte mit einem ohnmächtigen und wehrlosen Deutschland rechnen konnten und das heute nicht mehr der Fall ist! Weil Sie uns also das Leben nicht gönnen, weil wir in Ihren Augen Habenichtse sind und Habenichtse bleiben sollen!
Daß ein wohlhabendes Deutschland ein Aktivposten für den Welthandel sei, ist eine ganz neue englische Theorie die wir aus Ihrem Munde zum ersten Male vernehmen. Vor dem Weltkrieg behaupteten Sie das Gegenteil. Jedenfalls wird diese Ihre neue Erkenntnis auf das wirksamste unterstützt durch einen großangelegten englischen Warenboykott gegen Deutschland in der ganzen Welt. Sie würden uns wirtschaftlich den Hals zuschnüren, wenn Sie könnten. Aber Sie können es Gott sei Dank nicht mehr. Und dann verbreiten Sie sich aber das Thema Krieg. Sie werden lachen, aber es ist so: dieses Thema wird heute in Deutschland kaum diskutiert. Die sogenannte Nervenkrise gibt es nur bei Ihnen. Sie sagen, es müßte ein kurzer Krieg sein, ein Blitzkrieg, das geben selbst unsere Fachleute zu“. Ob ein Krieg kommt, das hingt ganz von England ab. Wie er verläuft, lassen Sie unsere Sache sein. Wir haben nicht den Eindruck, daß England gerade heute so ausgezeichnete Chancen hat, um einen solchen Krieg siegreich zu bestehen. Vielleicht wissen Sie das nicht, aber das deutsche Volk befindet sich nunmehr in einer Verfassung, in der es entschlossen ist, seine nationale Ehre und Existenz bis letzten Atemzug zu verteidigen. Ohne ein 1918 hätten Sie schon den Weltkrieg niemals gewonnen. Damals wurde aber leider in Deutschland die Politik von Kandidaten gemacht. Heute machen die Kandidaten in England Propaganda, die Politik in Deutschland aber Meister. Wer es noch nicht wissen sollte, dem wird es vielleicht noch aufgehen.
Sie denken oft, wie Sie schreiben, "wir sollten von Ihnen lernen, wie man Außenpolitik betreibt“. Das doch lieber nicht! Sie haben uns dafür
-201-

in den letzten Jahren einen nur wenig befriedigenden Anschauungs-Unterricht gegeben; z. B. in der Erledigung des abessinischen Konflikts, anlässlich der Rheinlandbesetzung, der Lösung des Österreich- und des sudetendeutschen Problems usw. Uns dagegen laden Sie ein, "zu Ihnen zu kommen und Dinge zu organisieren, in denen England Ducheinander herrscht, wie z.B. im Straßentransport". Wir danken für Ihre Güte. Aber bringen Sie Ihr Durcheinander nur selbst in Ordnung. Wir sind keine Weltverkehrspolizisten. Außerdem scheint und das größte Durcheinander augenblicklich im Gehirn englischer Propagandisten zu herrschen. Jedenfalls bringt uns Ihr Brief auf diesen Gedanken.
Und dann ziehen Sie über die Italiener los. Wir nehmen an, daß die Italiener, wenn Sie das ihnen gegenüber persönlich vorbrächten, Ihnen die nötige Antwort nicht schuldig bleiben werden. Sie sagen, die Italiener seien knapp an Rohmaterialien und hatten keine große Widerstandskraft usw. Warum haben Sie dann im Abessinien-Konflikt nicht angegriffen? Sie haben doch immer damit gedroht, Sie wollten doch! Oder konnten Sie das etwa nicht ?
Und dann winken Sie liebenswürdigerweise für einen kommenden Krieg den Sie als Schreckgespenst an die Wand malen, mit der britischen Blockade. Genau so, wie im vergangenen Krieg also, Herr englischer Menschenfreund! Und diesen Zynismus wollen Sie als Propagandaargument gegen

uns verwenden, Sie Anfänger Sie? Sie sagen: "Nach einem solchen Krieg würde es einen Friedensvertrag geben, mit dem verglichen der Versailler Vertrag ein Kinderspiel sei 1“ Und damit lassen Sie die Katze aus dem Sack. Wir wissen also, woran wir sind. Sie sprechen das Omen aus, was wir schon längst ahnten und vermuteten; ein Grund mehr für uns, uns für solche Fälle bereit zu machen und dafür zu sorgen, daß, wenn Sie Deutschland überfallen sollten, Ihr Angriff nicht wie 1914 ein wirtschaftlich wehrloses und militärisch schlecht vorbereitetes Volk trifft.
"Je mehr Sie aber diese Dinge nachdenken, desto stärker kommen Sie," wie Sie schreiben, "zu dem Ergebnis, daß Menschen wie Sie und wir gemeinsam überlegen sollten, wie dieses Ergebnis verhindert werden könnte“. Überlegen Sie nur ruhig gemeinsam, Herr ! Aber ohne uns ! Bei uns überlegt zur Zeit der Führer. Bei ihm wissen wir wenigstens, daß
-202-

er ruhig, sachlich und in unserem Interesse überlegt. Englische Geburtshelfer sind dabei - wie es die Geschichte der letzten Jahre erwies nicht nötig.
Die endgültige Entscheidung, meinen Sie, liegt bei uns! "Es ist Ihr Führer, nicht mein alter Premierminister, der das Signal zum Angriff geben wird, wenn alle Stricke reißen, und, offen gestanden, ich fürchte, daß Goebbels und Rippentrop ihm (dem Führer) wichtige Informationen vorenthalten.“ So ungefähr stellen sich Lord Halifax, Stephen King-Hall und der kleine Moritz die deutsche Außenpolitik vor. Es wäre zum Weinen, wenn es nicht zum Lachen wäre, und es fällt schwer, darauf keine Satire zu schreiben.
Es gereicht uns zur hohen Ehre, daß Sie glauben, ‚daß das deutsche Volk einen ebenso hohen Prozentsatz von intelligenten Männern und Frauen hat wie jedes andere Volk und vielleicht mehr als einige“. Worauf Sie sich verlassen können, mein Herr! Es hat so viel Intelligenz; und es hat sie nicht nur, sondern, im Gegensatz zu früher, gebraucht es sie auch.
Sie fragen uns, "warum wir nicht einmal selbständig nachdenken wollen“, - denken Sie doch selbst einmal selbständig nach! - und raten uns an, "mit unseren Freunden zu sprechen und ihnen diesen Brief zu zeigen“. Das können wir nicht; den Brief gebrauchen wir für bessere Zwecke. Unsere Bemerkungen dazu, die Sie gewünscht haben, stehen hier. Wir haben Ihrer Aufforderung gemäß kein Blatt vor den Mund genommen. Sie wissen jetzt auch hoffentlich, ‚worin Sie nach unserer Meinung unrecht haben und worin wir mit Ihnen einer Meinung sind“.
Und damit kamen wir zum Kernpunkt. Wir sind mit Absicht so ausführlich geworden; denn es erschien uns notwendig, Ihr ganzes Phrasengedresch einmal gründlichst zu demaskieren. Hoffentlich ist Ihnen danach nicht die Lust vergangen, uns mit weiteren Briefen zu beehren. Denn mit Ihnen, Herr Kandidat, zu diskutieren, ist nützlich und bringt Gewinn. Übrigens: Wenn Dummheit weh täte, dann müßte Ihr Geschrei durch das ganze englische Weltreich zu vernehmen sein; aber sie tut Ihnen wohl infolge langer Gewöhnung nicht weh. Jedenfalls lassen Sie sich folgendes gesagt sein:
-203-

Ihre englischen Propagandakunstkniffe sind lächerlich. Wir Nationalsozialisten haben einmal in einer Zeit, in der wir gar keine Macht besaßen, unsere innenpolitischen Gegner zu Boden geworfen; da haben wir gelernt, was Propaganda ist. Sie trafen 1914 bis 1918 auf ein materiell nur sehr unvollkommen gerüstetes Volk. Das ist allein schon heute anders. Darüber hinaus aber sind wir jetzt ein politisches Volk geworden. Wir wissen, wohin es geht. Mit Mätzchen, wie Ihre Briefe, benebelt man das deutsche Volk nicht mehr, Sie oller, ehrlicher britischer Seemann, Sie!
-204-

* * * * *

Nationalsozialistische Kunstpolitik

Rede zur Jahrestagung der Reichskammer der Bildenden Künste in München

15. Juli 1939

Eine der wichtigsten Errungenschaften der nationalsozialistischen Kulturpolitik ist die neue Beziehungsetzung zwischen Volk und Kunst. Man vermag zur Zeit die Auswirkungsmöglichkeiten dieses wahrhaft historischen Vorganges in der deutschen Kulturgeschichte überhaupt noch nicht abzusehen. Das Schlagwort "Die Kunst dem Volke!" war zwar bereits im nachrevolutionären, republikanisch-demokratischen Deutschland entstanden. Es mußte aber unter den damaligen Verhält-nissen immer Parole bleiben, ohne innere Verpflichtung und ohne lebendigen Inhalt.

Es war dem Nationalsozialismus vorbehalten, diese blasse Theorie zu einer realen Wirklichkeit umzugestalten. Damit wurden auch alle die besserwissenden Einwände jener Skeptiker abgeschlagen, die da meinten, die Kunst sei immer eine Angelegenheit der oberen Zehntausend von Besitz und Bildung, und es könnte und würde niemals gelingen, sie in den breiten Massen des arbeitenden Volkes zu verankern und heimisch zu machen.

Der Nationalsozialismus ist auch über diese Einwände wie über so viele andere zur Tagesordnung übergegangen. Er hat sich auch nicht damit begnügt, ein theoretisches oder ästhetisches Programm kommender Kunstentwicklung aufzustellen, im Gegenteil, sein Programm waren die Leistungen, die er auf diesem wie auf allen anderen Gebieten unseres öffentlichen Lebens vollbrachte. Er handelte damit in echt geschichtlicher Weise. Das Programm wurde von den Leistungen und nicht die Leistungen vom Programm abgeleitet.

Die neue Verbindung zwischen der Kunst und den breiten Massen unseres Volkes war nicht allzu schwer auf den Gebieten der künstlerischen

-205-

Produktion durchzuführen, die seit jeher die Menschen anzuziehen pflegten. Niemals hatte das Volk seine innere Verbindung etwa mit der Musik, dem Theater oder dem Film verloren. Hier haben wir also in kürzester Frist das Wunder fertigbringen können, das Volk wieder in engste Beziehung zu diesen Künsten zu setzen, obschon auch sie im alten Regime immer volksfremder und volksentfernter geworden waren; man konnte damals in den großen Städten unseres Landes kaum noch die Theater und die Konzertsäle füllen. So weit hatten sich sogar die Künste, die seit jeher im Volke verwurzelt waren, auch schon vom Volke abgetrennt.

Heute hat das Volk wieder in seine Theater und Konzertsäle Einzug gehalten. Und damit auch erst können die hohen Subventionen aus der öffentlichen Hand verantwortet werden, die der nationalsozialistische Staat der Kunst und ihrer Entwicklung zur Verfügung gestellt hat und weiterhin zur Verfügung stellt. Denn schließlich werden ja die Millionensummen, die für diesen Zweck zur Ausschüttung gelangen, den Steuergeldern der breiten Masse entnommen. Es muß also auch die Kunst schon aus diesem Grunde den breiten Massen unseres Volkes zugute kommen, sollen diese Gelder richtig angelegt und sinn- und zweckgemäß verausgabt werden. Denn die Kunst ist nicht nur für die oberen Zehntausend da; sie muß dem ganzen Volk gehören. Dann nur hat sie eine Daseinsberechtigung und vor allem auch eine Existenzfähigkeit.

Um diesem Zweck aber zu dienen, muß die Kunst auch bestimmte Voraussetzungen erfüllen, die an ihr inneres Wesen und an ihre Ausdrucksformen gestellt werden. Sie muß sich an Gefühl und Vorstellungen wenden, die im Volke selbst zu Hause sind, vor allem an den Sinn für die natürliche Schönheit und Harmonie, der im Volke immer sehr lebendig entwickelt ist.

Dieser Sinn ist auch in den Zeiten unseres tiefsten moralischen und kulturellen Verfalls dem deutschen Volke niemals verloren gegangen. Und nur da, wo "die Kunst sich nicht mehr an diesen im Volk

wachen Instinkt wandte, wurde sie volksfremd und leer und deshalb auch von der Nation nicht mehr verstanden.
Wortführer in diesem Zersetzungsprozeß der deutschen Kunst waren, wie auf allen anderen Gebieten, die Juden. Die Juden sind ohne tiefen
-206-

Schönheitssinn. Ihre ganze innere Veranlagung ist mehr der Skepsis des reinen Intellekts als der Schau natürlicher Schönheit und ästhetischer Harmonie zugewandt.
In dieser negativen Beziehung gibt es auch eine typisch jüdische Kunst. Sie betreibt die Verherrlichung aller Laster und Abnormitäten. Das Unheldische, das Häßliche, Kranke und Verweste wird von ihr zum künstlerischen Ideal erhoben. Wir kennen diese pathologischen Abarten des Kulturlebens unter dem Begriff der entarteten Kunst. Sie war dem eigentlich jüdischen Wesen am gemäßesten. Und wir sehen denn auch die Juden auf allen Gebieten unseres Kunstlebens als die energischsten Vertreter dieser Abirrung der deutschen Kultur. Wo Deutsche sich ihr zur Verfügung stellten, da entweder aus Mangel an Instinkt oder an Mut, an Widerstandskraft oder auch an rein fachlichem und handwerklichem Können.
Das jüdische System der allmählichen Überwucherung der deutschen Kunst durch eine entartete Heroisierung des Häßlichen und Unedlen war im Grunde genommen sehr einfach:
Die Juden eroberten zuerst die Kritik. Die jüdische Kritik lobte alles, was dieser Kunstrichtung diente und verdammte alles, was sich dagegen auflehnen wollte. Darauf bemächtigten sich die Juden des Kunsthandels und stellten nur das zum Verkauf, was als Produkt der entarteten Kunst auftrat. Sodann errichteten sie mit Hilfe von Kritik und Kunsthandel ihre Tyrannei über das Ausstellungswesen und vor allem über die Kunstakademien, um von hier aus einen umfassenden geistigen Terror auf die ganze künstlerische Entwicklung auszuüben.
Ungezählte deutsche Maler, Bildhauer und Architekten sind Opfer dieses Gesinnungsterrors geworden. Entweder mußten sie mit den Wölfen heulen und sich einer auch von ihnen als abwegig und krank empfundenen Kunstrichtung zur Verfügung stellen, oder sie wurden materiell und ideell unter diesem ständig zunehmenden Gesinnungsterror erdrückt. Viele gute und echte künstlerische Talente wurden so mundtot gemacht. Sie zogen sich angeekelt und resigniert aus dem ganzen überlauten jüdischen Kunstbetrieb zurück, oder aber sie waren in ihrer Widerstandskraft schon so gebrochen, daß sie, wenn auch widerwillig, daran teilnahmen und mitmachten.
-207-

Das war die schlimmste Gefahr, vor die unsere deutsche Kunst überhaupt je gestellt war, ja, sie bedeutete ihre geradezu tödliche Bedrohung. Denn mit dem Schwinden des Sinnes für die Schönheit in der Kunst schwand auch die Breitenwirkung der Kunst.
Das Volk, das bis dahin immer wenn auch in gewissem Abstand der begeistertste Parteigänger aller künstlerischen Entwicklungen gewesen war, wandelte von der Kunst ab. Es hatte für diese Art von Kunst kein Verständnis mehr. Die Kunstausstellungen wurden mehr und mehr Angelegenheit einer kleinen, meist jüdisch geführten und inspirierten Gesellschaftsschicht, die in einem virtuosen Zusammenspiel zwischen Publikum, Kritik, Ausstellung und Kunsterziehung jenes System eines Gesinnungszwanges ausbildete, unter dem jede echte künstlerische Entwicklung allmählich ersticken mußte.
Aus dieser ganzen Mentalität heraus ist auch der Begriff des sogenannten Kunstsalons entstanden. Die Kunst scheute mehr und mehr das Licht der Öffentlichkeit. Sie wandte sich nicht mehr an das Volk, sondern vielmehr an eine hauchdünne Oberschicht, die sich in den Salons versammelte, und die Kunst,

die eigentlich eine Funktion des nationalen Lebens selbst darstellt, wurde so zu einer Funktion des gesellschaftlichen Lebens herabgedrückt.
Der deutsche Bildungsphilister sah zwar mit innerer Reserve dieser ganzen Entwicklung zu. Aber aus der Angst heraus, von der jüdischen Presse oder der von den Juden gemachten öffentlichen Meinung als Reaktionär verschrien zu werden, erlahmte er bald in seiner passiven Widerstandskraft und ließ es in der entscheidenden Stunde an den seelischen und materiellen Reserven fehlen, die eigentlich jetzt eingesetzt werden mußten, um die Kunst überhaupt zu retten. Er lobte zwar die Bilder, die von der jüdischen Kritik als Ausdruck modernen Zeitempfindens gepriesen wurden, aber er kaufte sie nicht.
Das für Kunstwerke zur Verfügung stehende Geld aus privater Hand flüchtete mehr und mehr in die alten, feststehenden Werte der Vergangenheit. Die neue, sogenannte moderne Kunst aber hatte, nachdem sie einmal die Verbindung mit dem Volke selbst abgeschnitten hatte, nicht einmal eine materielle Existenzfähigkeit mehr.
Es mußte hier nun, nachdem der Nationalsozialismus die Macht erobert
-208-

hatte und seine eigentliche Aufgabe darin sah, das Volk in eine neue Beziehung zu den Dingen des öffentlichen Lebens zu stellen, ein radikaler Schnitt getan werden, um auch auf diesem Gebiet Ordnung und Klarheit zu schaffen. Und zwar mußte dieser Schnitt vom Politischen her getan werden, da die Kunst selbst nicht mehr die Kraft und vor allem auch nicht mehr die Autorität dazu besaß. Derjenige, der dieses Wagnis unternehmen wollte, mußte den Mut haben, seinen Namen selbst in die Waagschale zu werfen, mit souveräner Verachtung am Geschrei einer in ihren tiefsten Gefühlen angetasteten liberal-demokratischen Welt vorbei seinen eigenen, von ihm als richtig erkannten Weg zu gehen und das zu tun, was ihm sein künstlerisches und volkliches Gewissen vorschrieb.
So vollzog sich hier eine Reform, die ebenso wichtig für die politische wie für die kulturelle Weiterentwicklung unseres Volkslebens war. Denn man soll nicht glauben, daß diese Dinge sich abseits der Politik abspielen.
Die Kunst ist nicht ein Ding an sich, das zu gewissen Zeiten eine angenehme Zutat darstellt, das aber ebensogut entbehrt wie in Anspruch genommen werden kann. Die Kunst ist eine Funktion des nationalen Lebens, und sie in die richtige Beziehung zum Volke selbst zu stellen, ist, abgesehen vom Kulturellen, eine eminent politische Aufgabe.
Als der Führer vor zwei Jahren diesen Schritt tat, galt er für die künstlerische Öffentlichkeit zuerst als durchaus revolutionär. Man konnte und wollte es in manchen Kreisen nicht verstehen, daß diese Angelegenheit vom Politischen her geregelt, daß aus der Sphäre des Staatlichen heraus ein Zustand geschaffen werden mußte, in dem die Kunst überhaupt erst wieder ihre Existenzfähigkeit zurückgewann.
Heute kommt uns diese Reinigungsaktion fast schon wie selbstverständlich vor. Wir können es kaum noch begreifen, daß sie einmal notwendig gewesen ist.
Insofern ist auch die Errichtung des Hauses der Deutschen Kunst ein in seiner Bedeutung noch gar nicht abzumessender Vorgang in der deutschen Kunstgeschichte. Und es war auch kein Zufall, daß die Abkehr von den letzten Überbleibseln der entarteten Kunst im gleichen Augenblick verbunden wurde mit der Intensivierung der weiteren Entwicklung unserer deutschen Kunst überhaupt. Das Haus der Deutschen Kunst
-209-

hat eine fest umrissene Zweckbestimmung. Hier soll nur das Schöne, Edle, mit einem Wort die Kunst selbst Zutritt finden. Aber mehr noch, hier wird zum ersten Male in ganz großem Stil der Versuch unternommen, die Kunst wieder in das Blickfeld des Volkes selbst hineinzurücken.

Aus diesem Grunde ist mit der alljährlich in München im Juli zur Eröffnung kommenden Großen Deutschen Kunstausstellung auch der Tag der Deutschen Kunst verbunden. Er hat die Aufgabe, die nationale Funktion der deutschen Kunst wieder in ihr eigentliches Recht zurückzuversetzen. So wird wieder jene echte Beziehung zwischen Kunst und Volk hergestellt, die seit jeher das charakteristische Merkmal aller großen Kulturepochen gewesen ist.
Es kann deshalb auch nicht als Zufall erscheinen, daß sich alljährlich bei dieser Gelegenheit die deutschen bildenden Künstler zu ihrer Jahrestagung versammeln.
Als die Reichskammer der Bildenden Künste im Rahmen der Reichskulturkammer gegründet wurde, waren wir uns selbstverständlich darüber im klaren, daß wir bei der Durchführung der Aufgabe der ständischen Organisierung der deutschen Künstler großen Schwierigkeiten begegnen würden. Wir wußten, daß es viel schwerer ist, Künstler als andere Standes- oder Berufsschichten in einer Organisation zusammenzufassen. Der Künstler ist seinem ganzen Wesen, seinem Beruf und seiner Berufung nach stark individuell eingestellt. Es war deshalb auch hier mehr als irgendwoanders die Gefahr gegeben, daß durch gelegentliche Mißgriffe oder Überspanntheiten der Organisation die Sache selbst schwersten Schaden litt.
Über Erwarten schnell haben wir in der Reichskammer der Bildenden Künste diese Kinderkrankheiten überwunden. Das Ergebnis dieser organisatorischen Arbeit aber ist die Synthese des weiterbestehenden Rechtes auf individuelle schöpferische Freiheit des Künstlers selbst und seiner Einordnungspflicht in das allgemeine Ganze.
Es lag in der Natur der Sache, daß die Kammer, um diese Aufgabe erfüllen zu können, keine Auswahlorganisation darstellen durfte. Sie mußte ihre Tore jedem offenhalten, der künstlerisch schöpferisch tätig sein wollte. Ob er künstlerisch zu schaffen in der Lage war, darüber hatte nicht die Kammer, sondern das Leben selbst und sein sich immerwährend
-210-

abspielender und fortgesetzter Ausleseprozeß zu bestimmen. Durch Prüfungen sind nur selten die Genies gefunden worden. Aber im Leben selbst haben sie sich immer und deutlich genug zu Wort gemeldet. Es mußte deshalb die Aufgabe der nationalsozialistischen Kunstpolitik sein, nicht durch die Organisation die Talente oder die Genies finden zu wollen, sondern vielmehr durch die Organisation alle die Hindernisse und Hemmungen aus dem Wege zu räumen, die der organischen Entwicklung der künstlerischen Potenzen unseres Volkes im Wege standen.
Die nationalsozialistische Kunstpolitik ist konsequent und ohne nach links oder nach rechts abzuweichen auf dieses Ziel vorgestoßen. Und wir können heute mit tiefer Befriedigung feststellen, daß es zu einem großen Teil schon erreicht worden ist.
Eine der wichtigsten Möglichkeiten auf dem Gebiete der bildenden Kunst, zu diesem Ergebnis zu kommen, sind die alljährlich im Juli in München stattfindenden Tage der Deutschen Kunst und die damit verbundene Eröffnung der Großen Deutschen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst.
Wenn wir das Ergebnis dieser echten Auslese der Talente vergleichen mit dem des Jahres 1937, da mit dieser Arbeit begonnen wurde, so können wir zu unserer tiefen Befriedigung eine ständig zunehmende Hebung des Niveaus unserer Arbeit auf dem Gebiet der bildenden Kunst feststellen. Die Reinigung unseres Geschmack- und Kunstempfindens hat auch einem ganz neuen deutschen Stilwillen den Weg frei gemacht. Und damit verbunden ist eine frappante Anteilnahme des Volkes selbst an diesen künstlerisch kulturellen Bestrebungen.
Es ist notwendig, das immer wieder aufs neue zu betonen; denn die Ergebnisse, die hier zutage liegen, lassen uns manchmal ihre Ursachen vergessen. Die Ursachen aber müssen erkannt bleiben, damit die künstlerische Entwicklung in Deutschland nicht wieder in dieselben Fehler verfällt, die wir überwunden haben.

Am morgigen Sonntag nun werden Sie, mein Führer, zum drittenmal die Große Deutsche Kunstausstellung im Hause der Deutschen Kunst eröffnen. Sie werden dabei mit Befriedigung die sichtbarsten Erfolge ihrer großzügigen Reformarbeit feststellen können, die sich nicht darauf beschränkte, nur das Schlechte und Kranke auszumerzen, sondern auch
-211-

bestrebt war, dem Edlen und Schönen eine möglichst breite und umfassende Entwicklungsmöglichkeit zu geben.
Als Sie vor zwei Jahren zum erstenmal Ihren großen Appell an die deutsche Künstlerschaft richteten, gab es noch einige, die abseits standen. Sie sind mittlerweile längst schon in die gemeinsame Front eingeschwenkt. Die heute um Sie versammelten deutschen Künstler stellen eine neue Generation dar. Sie haben nichts mehr mit der knochenerweichten, sterilen und dekadenten Ästhetik zu tun, der Sie vor zwei Jahren den Garaus machten.
Dafür möchten Ihnen die deutschen Künstler bei ihrer diesjährigen Jahrestagung ihren Dank abstatten. Sie wissen nun, daß in diesem, nun schon der deutschen Kunstgeschichte angehörenden Vorgang eigentlich die Geburt einer neuen deutschen Kunst zu erblicken ist. Sie haben Ihren Appell verstanden; im Rahmen der von Ihnen gezogenen Richtlinien haben sie sich an die Arbeit gemacht. Das Ergebnis dieser Arbeit wird am morgigen Mittag vor das Auge der Öffentlichkeit treten.
Und am morgigen Nachmittag wird sich dann zum drittenmal durch die Straßen dieser schönen, in der ganzen Welt berühmten Kunststadt München der Festzug der deutschen Kunst, der zugleich eine Apotheose der zweitausendjährigen deutschen Geschichte darstellen soll, hinziehen.
Diese Schau deutscher historischer Entwicklung, in künstlerischer Vollendung dargestellt, muß uns alle mit tiefem nationalem Stolz erfüllen. Wer aber könnte ungerührt bleiben beim Gedanken, daß mitten unter uns ein Mann sitzt, der zu unserer Zeit und mit uns und für uns zu dieser Geschichte jetzt schon einen Beitrag zugesteuert hat, der unvergänglich die Jahrhunderte überdauern wird?
Wenn Männer die Geschichte machen, so ist es die Aufgabe der Künste, ihre Taten zu preisen und zu verherrlichen und sie damit durch Lied, Wort, Melodie, Farbe oder Stein in die fernsten Jahrhunderte hineinzutragen. So werden die Künste dienende Werkzeuge am ewigen Leben eines Volkes. Diesem Volk entstammen wir alle. In ihm und in seiner großen Aufgabenstellung treffen sich Politik und Kunst. Aus ihm ziehen wir die Kraft, Werke der Ewigkeit zu schaffen und damit einzugehen in seine große und glänzende Geschichte.
-212-

* * * * *

Jugend und Film

Rede zur Eröffnung der
Filmfeierstunde der HJ. und des BDM.

5. November 1939

Im ganzen Reiche hat sich um diese Stunde die deutsche Jugend in allen Kinotheatern versammelt. Sie ist mit uns durch die Ätherwellen verbunden. Ich habe deshalb die Möglichkeit, mich in meiner Eröffnungsansprache der heutigen Filmfeierstunde an euch alle zu wenden. Zum ersten Male tretet ihr in solcher Geschlossenheit in dieser ernsten Zeit zusammen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die deutsche Jugend bisher teilnahmlos neben dem Kriege gelebt hätte. Im Gegenteil, ihr habt euch nach euren besten Kräften und auf allen Gebieten unseres inneren Lebens betätigt und auch bewährt. Keine Aufgabe war euch zu schwer und zu mühevoll. Ihr habt, wo sie euch übertragen wurde, sie auch gelöst,

ja euch zu ihr hingedrängt, um auch eurerseits einen wenn auch bescheidenen Beitrag zu dieser geschichtlichen Zeit zuzusteuern.
Aber nicht genug damit, viele aus euren Reihen haben auf die männlichste Weise das Gelöbnis, das ihr so oft auf euren Kundgebungen und Heimabenden dem Führer in Reden und Liedern gegeben habt, wahr gemacht. Eure Führer stehen zum größten Teil unter den Soldaten des Reiches im Felde, zum Teil sind sie im Polenfeldzug verwundet worden, und 251 von ihnen sind gefallen.
Ihr seid also im besten Sinne des Wortes eine politische Jugend gewesen. Wir Deutsche waren zu unserem Unglück früher ein unpolitisches Volk. Uns fehlte oft die Kenntnis der tieferen Zusammenhänge unseres geschichtlichen Lebens. So sind wir auch als Volk im August 1914 in den Großen Weltkrieg hineingezogen. Nur wenige wußten damals, worum es eigentlich ging. Es fehlte der deutschen Nation an der notwendigen politischen Bildung und Erziehung. Wir hatten kein klares Kriegsziel, das für jedermann sichtbar und erkennbar über dem Vaterlande aufgerichtet war; es war deshalb auch unmöglich, über den Rausch der ersten Begeisterung hinaus auf viereinhalb lange Jahre alle Kräfte
-213-

des Verstandes, des Mutes und der Hingabefreudigkeit unseres Volkes auf die gemeinsame Sache zu vereinen. Das ist heute anders. Jetzt weiß es in Deutschland jedermann, daß wir um unsere nationale und soziale Existenz kämpfen.
Wir sind nicht mehr unpolitisch wie damals, sondern im besten Sinne des Wortes politisch geworden. Deshalb kämpfen wir diesen Krieg auch auf allen Gebieten durch. Es ist ein totaler Krieg. Daß unser Volk sich mit seiner ganzen Kraft für diesen Krieg einsetzt, ist zum bedeutendsten Teil eine Folge unserer jahrelangen nationalsozialistischen Erziehungsarbeit. Nun ernten wir die Früchte unserer weltanschaulichen Ausrichtung. Diese Erziehungsarbeit darf nun aber im Kriege nicht etwa abbrechen. Sie muß noch verstärkt werden; denn sie ist heute wichtiger denn je, und zwar gerade bei einer Jugend, die eben im Begriffe steht, in die Generation der kämpfenden Soldaten hineinzuwachsen.
Wir haben es mit voller Absicht vermieden, in diesem Kriege das deutsche Volk in einen Rausch von Hurrapatriotismus zu versetzen. Wir wollten kein Strohfeuer anzünden, das ebenso schnell verlöscht, wie es angefacht wird. Für diesen Krieg ist eine harte und feste Entschlossenheit vonnöten, die sich mehr in der täglichen Pflichterfüllung als in lärmenden Siegesfeiern äußert. Darauf haben wir auch unsere ganze deutsche Nachrichten-, Aufklärungs- und Propagandapolitik aufgebaut. Jedes Pathos und jedes hohle Schlagwort ist ihr fremd. Aber das uns feindliche Ausland irrt sehr, wenn es glaubt, das sei ein Mangel an Begeisterung. Niemals war das deutsche Volk begeisterter für seine nationale Sache als heute. Es ist entschlossen, diese nationale Sache mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften zu verteidigen. Es bedarf dabei keiner hohlen Schlagworte und leeren Redensarten. Denn die Begeisterung, die uns erfüllt, ist eine innere Glut; sie beseelt uns zu starkem Handeln und zu charakterfestem Aus- und Durchhalten auch in den schwierigen und kritischen Stunden unseres nationalen Existenzkampfes. Wir arbeiten unverdrossen und besessen für Führer, Volk und Staat und bewähren dabei jene innere nationale Leidenschaft, von der Heinrich von Treitschke einmal sagte, daß sie die höchste politische Tugend sei.
Weil wir wissen, worum es geht, deshalb sind wir auch gänzlich immun gegen ausländische und vor allem gegen englische Betörungsversuche. Die
-214-

dummen und albernen Flugblätter, die von englischen Flugzeugen über deutschen Städten und Dörfern abgeworfen werden, können unserer inneren Moral nichts anhaben. In Deutschland hört niemand mehr auf Stimmen, die aus dem feindlichen Ausland zu uns herüberdringen; wir hören heute alle nur noch

auf die Stimme des Führers. Auch die wie im Weltkrieg wiederum zu uns herüberdringenden englischen Lügen können das deutsche Volk und vor allem die deutsche Jugend nicht mehr aus ihrer Ruhe bringen. Wir stehen den englischen Verführungsversuchen vollkommen teilnahmlos gegenüber. Während die britischen Staatsmänner und Propagandisten im Weltkrieg wahre Schreckensgespenster für die deutsche Kriegführung waren, sind sie heute für unser Volk in allen seinen Schichten und Altersklassen nur noch Witzfiguren, die den Eindruck erwecken, als wären sie aus dem Großen Kriege übriggeblieben und nicht rechtzeitig abgeholt worden.
Ihren Lügen gegenüber führen wir Deutschen den Kampf für das Recht. Unser Appell an unser eigenes Volk sowohl wie auch an die Welt ist von diesem Recht getragen. Wir haben es nicht nötig, Lügen mit Lügen zu beantworten. Wir stellen der Verleumdungskampagne unserer Gegner die blanke Wahrheit entgegen, und wir erleben zu unserer Genugtuung, daß die Wahrheit sich mehr und mehr in der Welt durchzusetzen beginnt.
Dieser Kampf ist ein politischer; er geht nicht nur die Staatsführung, er geht das deutsche Volk und er geht vor allem die deutsche Jugend an. Denn die deutsche Jugend wird einmal die Früchte dieses Krieges ernten. Für sie wird er durchgefochten. Der Sieg, den wir erringen werden, ist ein Sieg für unsere Jugend, für unsere Kinder und für unsere Kindeskinder.
Deshalb ist es politische Pflicht jedes deutschen Jungen und jedes deutschen Mädel, sich den Aufgaben des Staates und des Volkes mit allen Kräften zur Verfügung zu stellen. Es hat sich nun als notwendig erwiesen, die deutsche Jugend in regelmäßigen Abständen im ganzen Reiche zusammenzufassen, um sie für diese große Aufgabe auszurichten. Da es aber einerseits überall an Sälen für diese Zusammenkünfte fehlte, da andererseits die Abendstunden vor allem in den Gebieten des Reiches, die verdunkelt werden müssen, nicht geeignet erscheinen, um die Jugend zu versammeln, habe ich mich entschlossen, die deutschen Kinotheater
-215-

an den Sonntagvormittagen für diese Zwecke zur Verfügung stellen zu lassen. Ich habe auch mit dem Reichsjugendführer Vorsorge getroffen, daß die geldlichen Voraussetzungen für diese sich regelmäßig wiederholenden Zusammenkünfte der deutschen Jugend gesichert sind. Diese Filmfeierstunden an den Sonntagvormittagen sollen dazu dienen, den deutschen Jungen und Mädeln die so außerordentlich notwendige politische Ausrichtung zu geben, darüber hinaus aber ihnen auch die Möglichkeit verschaffen, einen Einblick in unser nationalpolitisches künstlerisches Filmschaffen zu tuen.
Heute steht auch der Film im Dienste der nationalen Erziehung. Wir haben keinen Grund, das zu leugnen. Wir gehören nicht zu jenen Heimlichtuern, die eine kindliche, alberne Scheu vor dem Wort Propaganda oder Tendenz besitzen. Alles, was unserem Volke dient, ist gut, auch die Propaganda und auch die Tendenz. Die Propaganda wird nur dann eine gefährliche Waffe sein, wenn sie sich gegen das Volk richtet. Arbeitet sie jedoch für das Volk, dann kann sie ungeheuren Segen im Dienste des Volksganzen stiften. Auch der Film hat eine Aufgabe im Rahmen der nationalen Erziehung zu erfüllen. Wenn es das typische Merkmal des bürgerlich-liberalen Staates war, dem Kinde zwar die Anfangsgründe der Bildung, das ABC und das Einmaleins, in staatlichen Schulen beizubringen, es jedoch, wenn es im Besitze dieser Voraussetzungen der Bildung war, nichtstaatlichen und meistens zerstörerischen Kräften zu überlassen, vertritt der Nationalsozialismus demgegenüber den Standpunkt, daß die Erziehung des deutschen Menschen nicht nur in der Jugend, sondern auch im Mannesalter eine Sache des Staates und der Bewegung ist, daß der Staat deshalb nicht nur Volksschulen oder bestenfalls noch Universitäten zu unterhalten hat, sondern daß es darüber hinaus auch seine Pflicht und Aufgabe ist, das Volk in den Jahren zu erziehen, in denen es für den Einsatz für große nationale Ziele reif und bereit sein muß. Deshalb ist die politische Führung der Presse, des Rundfunks, des Films und des Theaters nicht Sache von Einzelmenschen oder Privatgesellschaften, die für sich das Recht der freien

Meinung, auch wenn sie sich gegen den Staat und seine elementarsten Interessen richtet, in Anspruch nehmen, sondern Sache des Staates und der Staatsführung, der Partei und der Parteiführung. Und somit steht auch der Film, vor allem
-216-

in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, im Dienste einer großen Aufgabe, die wir für unser Volk und für den nationalsozialistischen Staat zu erfüllen haben.
Wenn wir also euch, deutsche Jungen und Mädel, nun an den Sonntagvormittagen in die Kinotheater führen, so ist das auch ein Stück nationale Erziehungsarbeit; und wende ich mich in dieser ersten Film-feierstunde der deutschen Jugend mit meinen Worten an euch alle, so soll das, was ich euch zu sagen habe, durch den Film als den künstlerischen Verfechter unserer Weltanschauung ergänzt und bestätigt werden.
Diese Feierstunde ist für die ganze deutsche Jugend gedacht. Viele weitere solcher Stunden werden ihr folgen. Ich hoffe und erwarte, daß sie für euch alle in dieser ernsten Zeit zu einem Kraftquell werden mögen.
In diesem Sinne richte ich an euch alle meinen Gruß. Ich sehe euch im Geiste um mich versammelt, in Nord und Süd und Ost und West. Ich weiß, daß ihr mit klopfendem Herzen diese Stunde, die euch alle zusammenfaßt, erwartet habt. Wie alle Ereignisse des Gemeinschaftsgedankens unseres Volkes, so wollen wir auch diese Stunde mit einem Gruß an den Führer beginnen. In schwerer Zeit steht das ganze deutsche Volk und vor allem die deutsche Jugend in Treue und fester Entschlossenheit um ihn versammelt. Er ist für uns alle der Garant unseres Sieges und einer großen leuchtenden Zukunft, die sichtbar schon vor unseren geistigen Augen steht.
Wir grüßen den Führer mit unserem alten Gruß.
-217-

* * * * *

Das Kulturleben im Kriege

Rede zur Jahrestagung der Reichskulturkammer
und der NS.-Gemeinschaft "Kraft durch Freude"

27. November 1939

Wenn kein Krieg wäre, so würden wir heute den Gründungstag der Reichskulturkammer und der NS.-Gemeinschaft "Kraft durch Freude" in traditioneller Weise feiern. Nun aber ist der Krieg da; er hat uns vor neue Probleme und schwerere Sorgen gestellt. Aber trotzdem glaubten wir, diesen Tag nicht ohne jede Erinnerung vorübergehen lassen zu sollen.
Organisatorische Fragen sind in Deutschland heute in den Hintergrund getreten, und Organisationen besitzen nur insofern noch eine Bedeutung, als sie sich auch im Kriege als notwendig erweisen und bewähren; es ist damit in aller Klarheit erwiesen, daß sie immer nur Mittel zum Zweck sind, und daß sie ihre Existenzberechtigung verlieren, wenn sie gerade in schweren und kritischen Zeiten, wie wir sie heute durchleben, überflüssig werden.
Das kann nun von den beiden Organisationen, die heute über 3000 Soldaten, Arbeiter und Kunstschaffende in das Theater des Volkes gerufen haben, nicht gesagt werden. Sie haben sich zur gemeinsamen kulturellen Arbeit am deutschen Volke zusammengetan, und diese Arbeit hat gerade im Kriege ihre erhöhte Bedeutung gewonnen. Damit ist auch diesen Organisationen erst ihr eigentlicher Daseinszweck gegeben und bestätigt worden.
Selbstverständlich ist vieles an organisatorischer Arbeit und Planung, die wir im Frieden geleistet haben und die uns damals auch als unvermeidlich erschien, über Bord geworfen worden. Wir mußten das Wichtige vom Unwichtigen und das Lebensnotwendige vom nicht so unmittelbar Notwendigen

scheiden. Denn die Kraft des Volkes wird in vielerlei Beziehung in diesen schweren Zeiten so stark in Anspruch genommen, daß wir sie auf ganz wenige Einzelprobleme konzentrieren müssen.
-218-

Aber der Krieg beweist es zur Genüge, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt. Auch der Geist und die Seele wollen Nahrung und Stärkung empfangen. Die kulturelle Tätigkeit am deutschen Volk, insbesondere an der deutschen Wehrmacht, ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Standhaftigkeit und Durchhaltekraft der ganzen Nation in ihrem Schicksalskampf. Die hier im Theater des Volkes versammelten Soldaten, Arbeiter und Künstler wollen das in aller Deutlichkeit der Öffentlichkeit zum Bewußtsein bringen.
Der Krieg hat schon an seinem Anfang eine Unmenge neuer Probleme aufgeworfen. Sie sind von so handgreiflicher Bedeutung, daß ihnen gegenüber eine Reihe von Problemen aus Friedenszeiten vollkommen in den Schatten zurückgetreten sind. Viele Dinge haben unterdes einen anderen Sinn bekommen. Solche, die uns früher fast selbstverständlich erschienen, sind heute wichtig und bilden den Hauptteil unserer täglichen Sorge. Andere wieder, die wir früher für wichtig hielten, sind heute zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Die durch den Krieg neu heraufgeführten Probleme erscheinen uns oft schwer und manchmal fast unlösbar. Aber überall fangen wir wieder an, das Kleine und scheinbar Unwichtige in seinem richtigen Wert einzuschätzen und es auch dankbar zu empfinden.
In gleicher Weise hat der Krieg auch eine Menge neuer Sorgen mit sich gebracht, und es ist nur zu natürlich, daß diese Sorgen, weil sie so neu und manchmal auch so groß sind, das Gemüt unseres Volkes belasten. Der Alltag erscheint uns vielleicht grauer und schwerer, als das sonst der Fall war.
In solchen Zeiten nun ist es um so notwendiger, daß die Staatsführung eifrig darum bemüht bleibt, hier rechtzeitig für Ausgleich zu sorgen und dem Volke gerade in so schweren Zeiten Entspannung und Erholung zu geben, auf die es heute mehr denn je Anspruch erheben kann. Ohne Optimismus ist kein Krieg zu gewinnen; er ist genau so wichtig wie die Kanonen und die Gewehre. Gerade in kritischen Stunden hilft der Optimismus Schwierigkeiten überwinden und Hindernisse beiseiteschieben.
Diesen Optimismus wollen wir im ganzen Volke pflegen. Was aber wäre mehr dazu geeignet, das Volk, unsere Soldaten und arbeitenden
-219-

Menschen in diesem Optimismus seelisch aufzurichten und innerlich zu erneuern, als die Kunst? Jetzt wird es wohl auch denen, die das früher nicht verstehen konnten, klar, warum wir immer den Standpunkt vertreten haben, daß es gänzlich falsch wäre, in der Kunst nur einen Zeitvertreib für glückliche Stunden zu sehen. Wir haben niemals die Kunst nur für Friedenszeiten reserviert. Für uns hatte das Wort, daß im Waffenlärm die Musen schweigen, keine Berechtigung. Im Gegenteil, wir vertraten immer den Standpunkt, daß sie da erst recht ihre Kraft entfalten müßten; denn je sorgenvoller die Zeitläufte sind, um so mehr verlangen die Menschen nach innerer Aufrichtung und Erhebung durch die Kunst.
Das liegt unserem deutschen Volkscharakter mehr als dem Charakter jedes anderen Volkes. Es ist kein Zufall, daß in England und Frankreich bei Beginn des Krieges die Theater und Kinos geschlossen wurden und die Filmproduktion beispielsweise gänzlich ins Stocken geriet. Bei uns ist das Umgekehrte der Fall. Unsere Theater und Kinos sind überfüllt. Wir sind auf das eifrigste bemüht, das künstlerische und kulturelle Leben unseres Volkes nicht nur im alten Umfang aufrechtzuerhalten, sondern nach allen Seiten und Möglichkeiten hin zu erweitern.
Damit aber ist die umfassende kulturelle Tätigkeit der beiden großen Organisationen, der Reichskulturkammer und der NS.-Gemeinschaft "Kraft durch Freude", nicht nur nicht überflüssig

geworden, sondern sie hat im Gegenteil durch den Krieg erst recht an Bedeutung gewonnen. Diese Arbeit ist heute notwendiger denn je. Wir müssen uns auf den Standpunkt stellen, daß, je dunkler die Straßen sind, desto heller unsere Theater und Kinosäle im Lichterglanz erstrahlen sollen. Je schwerer die Zeit ist, desto leuchtender muß sich über ihr die Kunst als die Trösterin der Menschenseele erheben.
Das verlangen vor allem auch unsere Soldaten. Sie wollen nicht gedeckt sein von einer Heimat, die in Trübsinn und Melancholie versinkt. Es war mehr als typisch, daß, als der deutsche Rundfunk an die Wehrmacht die Frage richtete, welche Musik sie hören wolle, aus ihren Reihen einstimmig der Ruf nach optimistischer, lebensbejahender und herzenerhebender Musik kam.
In diesem Sinne haben wir deshalb auch unsere kulturelle Arbeit bei der Wehrmacht ausgerichtet. Die deutschen Künstler haben es für ihre
-220-

erste und wichtigste Aufgabe angesehen, unseren Soldaten Unterhaltung und Entspannung zu bringen.
Der Laie macht sich gar keine Vorstellung davon, in welch umfassender Weise diese Arbeit sowohl im Osten wie auch im Westen bereits aufgenommen ist.
Millionen Bücher gingen bereits an unsere Soldaten heraus.
Ungezählte Theater-, Variete- und Filmaufführungen wurden allüberall hinter der Front veranstaltet.
Der deutsche Film hat dabei einen Siegeslauf angetreten, der auch für die Optimisten in diesem Umfang unerwartet kam. Das mag wohl mit daran liegen, daß er bemüht war, dem Volke in einer wöchentlich erscheinenden aktuellen Wochenschau einen plastischen Überblick über das geschichtliche Zeitgeschehen zu vermitteln. Diese deutsche Wochenschau begegnet kaum noch einer Kritik. Sie ist modern und großzügig aufgebaut. Unsere Kameramänner, die unter Einsatz ihres Lebens mitten in den schwersten Schlachten diese Wochenschauen drehten, verdienen unseren höchsten Dank. Eine ganze Reihe von ihnen hat ihren heldenmütigen Einsatz mit ihrem Leben bezahlt.
Daneben steht unsere Rundfunkarbeit, die an Umfang, an Klarheit der Führung und Präzision der Durchführung, an Volksnähe und damit Volkstümlichkeit alles bisher Dagewesene bei weitem übertrifft. Vielleicht erinnern wir uns noch mit einem mitleidigen Lächern der Zeit, in der es auch unter uns Literaten gab, die es für ihre kulturelle Pflicht hielten, den Rundfunk in Bausch und Bogen zu verdammen. Wie oft haben wir uns gegen Argumente zur Wehr gesetzt, die dem Rundfunk überhaupt seine Existenzberechtigung den echten Künsten gegenüber absprachen! All dieses hohle Gerede hat der Krieg mit einem Schlage weggefegt; es wiegt heute nicht mehr so viel wie ein Dankesbrief eines einsamen Bunkers im Westen oder einer weit im Osten vorgeschobenen Infanteriekompanie an den Rundfunk, die einzig und allein durch die Ätherwellen mit der fernen Heimat und mit ihren Lieben verbunden waren.
Welch ein Vorteil ist heute darin zu sehen, daß es uns rechtzeitig gelungen ist, die Errungenschaften der modernen Technik in Übereinstimmung zu bringen mit den Forderungen der politischen Staats-
-221-

führung und der Verpflichtung unserer kulturellen Sendung gegenüber! Die Technik erweist sich heute in ihrer Verbindung mit der Kunst selbst als die stärkste seelische Macht unserer neuen Zeit. Rundfunk, Film und Presse sind damit zu den modernsten Volksführungsmitteln geworden. Die Technik hat nicht, wie Skeptiker das glaubten voraussehen zu müssen, die Herrschaft über den Menschen, sondern der Mensch hat unter unserer Führung die Herrschaft über die Technik angetreten. In ihrem vereinten Einsatz ersetzen sie in der seelischen Durchdringung der Nation manchmal ganze Armeekorps.

Daneben steht die Presse als die machtvolle Wortführerin des geistigen und propagandistischen Kampfes, den Deutschland heute einer feindlichen Welt gegenüber mit allen Mitteln der Überzeugungskraft durchzufechten hat.
Welch eine Wandlung können wir auf diesem Gebiet dem Weltkrieg gegenüber feststellen! Damals war es in Deutschland gänzlich unbekannt, wie ein geistig-propagandistischer Kampf gegen die uns feindlichen Mächte durchgeführt werden müßte. Auch die Technik stand noch in ihren Anfängen. Sie begann erst, ihre ersten zaghaften Schritte zu tun. Heute stehen wir in unserem geistigen Kampf gegen die Feindmächte auf der Höhe unserer technischen Vollkommenheit. Der deutsche Geist bedient sich der Technik. In souveränem Einsatz von Geist und Technik schlagen wir auch auf dem Felde der propagandistischen Auseinandersetzungen die großen Schlachten unserer modernen Kriegführung. Wir besitzen nicht nur die Mittel der Technik, um diesen Kampf siegreich zu bestehen, sondern auch die Menschen, die sich der Technik zu bedienen wissen.
In dieser Stunde nun appellieren wir von dieser Kundgebung der Soldaten, Arbeiter und Kulturschaffenden aus an die deutsche Volksgemeinschaft und in ihr besonders an die deutsche Wehrmacht. Soldaten, Arbeiter und Künstler haben sich um diese Nachmittagsstunde im Theater des Volkes versammelt, und sie sind mit der ganzen Nation bis zum letzten Bunker und bis zur letzten einsam vorgeschobenen Kompanie im Osten durch die Ätherwellen verbunden. Sie wenden sich an das ganze deutsche Volk. Sie wollen durch diese Kundgebung, die in der Zeit des Krieges eine erhöhte Bedeutung bat, vor aller Welt dartuen, daß die
-222-

Kunst kein Zeitvertreib für den Frieden, sondern auch eine scharfe geistige Waffe für den Krieg ist. Wir haben diese geistige Waffe unserem Volk in die Hand gelegt, und auch mit ihr und für sie tritt die deutsche Nation zum Kampfe um ihre Existenz an. Wir Deutschen verteidigen in diesem Krieg gegen die feindlichen plutokratischen Mächte nicht nur unseren Lebensraum, unser tägliches Brot und unsere Maschinen, wir verteidigen auch unsere deutsche Kultur und mit ihr den großen Segen, den sie dem ganzen Volke bringt. Dafür soll diese Nachmittagsstunde ein Beweis sein.
In diesem Sinne sind hier Soldaten, Arbeiter und Künstler zusammengekommen. Sie verbinden sich im Glauben an den Führer, im Vertrauen auf unser Volk und Reich und auf unsere große nationale Zukunft.
Ein Volk sind wir; ein Weltvolk wollen wir werden!
-223-

* * * * *

Weihnachten 1939

Ansprache zur Weihnachtsfeier der Saarland- und Baltendeutschen

22. Dezember 1939

In diesem Jahre feiern wir ein ernsteres Weihnachten als in allen vorangegangenen Jahren des nationalsozialistischen Regimes. Es ist ein Kriegsweihnachten, ein Weihnachten der geschlossenen und entschlossenen Bereitschaft eines ganzen Volkes.
Trotzdem haben wir hier, traditionellem Brauch entsprechend, Männer, Frauen und Kinder zu einer gemeinsamen vorweihnachtlichen Stunde zusammenberufen und sie dieses Mal aus den Kreisen der ins Reich umgesiedelten Baltendeutschen und der aus dem Saargebiet Evakuierten gewählt. Sie sind die Träger der großartigsten und modernsten Volkswanderung der neueren Geschichte. Ihre Umsiedlung ins Reich verfolgt ein wahrhaft historisches Ziel, und es ist deshalb nicht zu vermeiden gewesen, daß sie vor allem für Sie persönlich auch mit Sorgen und Schwierigkeiten verbunden ist. Das trifft in erhöhtem Maße für die aus dem Saargebiet Evakuierten zu. Aber Sorgen und Schwierigkeiten

haben wir Deutschen heute ja alle. Es gibt niemanden mehr in unserem Volke, der nicht daran mitzutragen hätte. Keiner kann sich der Last, die ein Krieg nun einmal mit sich zu bringen pflegt, entziehen, und man darf wohl auch sagen: Keiner will das mehr. Das deutsche Volk ist erst recht in diesen wenigen Kriegsmonaten eine Gemeinschaft der Brüderlichkeit und der Zusammengehörigkeit geworden.
Vielfach wird das im Ausland gar nicht richtig erkannt und eingeschätzt. Denn wie sollte man es sich sonst erklären, daß in den feindlichen Ländern immer wieder Versuche gemacht werden, das deutsche Volk vom Führer zu trennen?
Demgegenüber können wir zu unserer Freude und zu unserem Stolz feststellen, daß die nationale Solidarität bei uns noch niemals so stark und so für jedermann verpflichtend gewesen ist wie gerade in dieser Zeit, in
-224-

der alles darauf ankommt, daß die deutsche Nation in Einigkeit und Entschlossenheit den kommenden Ereignissen gegenübertritt.
Daß diese Ereignisse von uns den Einsatz der ganzen Nation erfordern werden, ist für jeden klar, der offenen Auges die Lage überprüft. Vielfach allerdings wird das bei den Unbelehrbaren noch gar nicht richtig erkannt. Sie wollen nicht einsehen, daß Krieg Krieg ist, wo und mit welchen Mitteln er auch immer geführt wird. Es wäre für unser ganzes Volk verhängnisvoll, wenn wir uns darüber irgendeiner Täuschung hingeben wollten. Es ist in der Vergangenheit bei uns alles so reibungslos und glatt vor sich gegangen, daß man vielleicht auf den Gedanken kommen könnte, der Krieg wäre gar nichts Absonderliches, dem man mit starkem Herzen entgegentreten muß. Vor allem in der Heimat gibt es Menschen, die da zu glauben scheinen, daß das Leben an der Front heute jenseits jeder Gefahr sei und im wesentlichen ausgefüllt werde mit militärischen Übungen und Warten. So ist das denn doch nicht; davon kann in Wirklichkeit gar keine Rede sein. Der Soldat tut seine harte Pflicht; selbst in dieser Zeit, in der der Krieg noch nicht in voller Schärfe entbrannt ist, fordert sein Leben ungleich viel größere Opfer von ihm als das Leben in der Heimat. Der Dienst ist schwer. Der Soldat lebt fern von Zuhause und Familie. Er muß in täglichem Einsatz den Unbilden der Witterung, Frost, Regen, Schlamm und Kälte und oft auch schwerster Gefahr für Leben und Gesundheit entgegentreten. Dazu fehlt es ihm meistens an jeder Möglichkeit, neben dem Dienst Erholung und Entspannung zu suchen. Er muß schon glücklich sein, irgendwo einen Rundfunkapparat aufzutreiben, der ihm dann wenigstens eine gewisse Verbindung mit der Heimat gibt. Dazu muß er Verzicht leisten auf einen ihm liebgewordenen Beruf, dessen Sorgen und Kümmernisse ihn trotzdem vielfach begleiten.
Gewiß tun wir in der Heimat alles, um ihm seine Last zu erleichtern; aber es bleibt davon noch so viel übrig, daß er genug und übergenug daran zu tragen hat. Daß wir für ihn nach besten Kräften einzutreten versuchen, ist unsere elementarste Pflicht und gar nichts Besonderes oder Rühmenswertes.
Deutschland führt heute einen totalen Krieg, der Front und Heimat wenn nicht mit denselben Opfern, so doch mit denselben nationalen Verpflichtungen umfaßt.
-225-

Es geht in diesem Krieg um unsere nackte Existenz. Immer klarer wird das aus den Zeugnissen, die aus London und Paris zu uns herüberdringen, sichtbar. Wenn in den ersten Wochen dieses Krieges die maßgebenden englischen Politiker noch versucht haben, dem deutschen Volk einzureden, sie führten nur Krieg gegen den Hitlerismus, ohne dem deutschen Volk Schaden zufügen zu wollen, so machen sie heute keinen Hehl mehr daraus, daß es ihr Ziel ist, Deutschland niederzuschlagen, es als Nation zu zerstückeln und aufzuteilen und damit in politische und wirtschaftliche Ohnmacht zurückzuwerfen.

Es handelt sich also nicht etwa um eine Art Kartoffelkrieg, den Deutschland heute führt, und es geht auch nicht um Prestigefragen von mehr oder minder großer Bedeutung. Im Gegenteil, in diesem Krieg wird die geschichtliche Entscheidung über unser zukünftiges nationales Schicksal gefällt. Wir müßten entweder als Großmacht abdanken und als Volk zugrunde gehen, oder wir gewinnen diesen Krieg.
Es ist dabei auch für unsere nationale Zukunft ziemlich unerheblich, wer im einzelnen auf der Gegenseite diesen Krieg gewollt hat und ob das englische oder das französische Volk ihn gern und mit Freuden führen oder nicht. Sie führen ihn; das ist ausschlaggebend. Es ist auch ein Irrtum anzunehmen, die Kriegshetzerclique etwa in Paris wollte uns mehr schonen als die in London. Die eine ist in ihren offen verlautbarten Zielen genau so brutal und zynisch wie die andere. Das heißt also, die plutokratischen Welt hat sich in ihrer Gesamtheit gegen das deutsche Volk in seiner sozialen Gemeinschaft erhoben und will es niederschlagen und vernichten.
Wir aber setzen uns dagegen zur Wehr, und zwar als geeintes Volk;
denn wir wissen dieses Mal, worum es geht. Bei uns hat der Krieg nichts mit einer kapitalistischen Führungsschicht zu tun. Er ist ein Volkskrieg in des Wortes wahrster Bedeutung. Das deutsche Volk setzt sich deshalb auch in seiner Gesamtheit gegen diese internationale Bedrohung zur Wehr, und zwar verteidigt es nicht nur seine Ehre, seine geistige Welt, seine sozialen Vorstellungen und Errungenschaften oder seine soziale Gemeinschaft, — nein: es verteidigt sein Leben!
Die Mächte und Kräfte, die uns heute gegenübertreten, haben uns seit jeher in unserem Kampf gegenübergestanden. Es sind die des Rück-
-226-

schritts, der plutokratischen Ausplünderung des arbeitenden Volkes, der Anhäufung riesiger Vermögen, gepreßt aus dem Elend der unterdrückten Nationen.
Wir unterschätzen die Träger dieses Kampfes auf der Gegenseite nicht. Wir kennen auf das genaueste ihre Hilfsmittel und Methoden. Sie kommen zu uns mit verlogenen Phrasen, aber sie sind reißende Wölfe.
Weil wir sie kennen, deshalb überschätzen wir sie jedoch auch nicht. Sie werden fallen, wenn wir ihnen mit der geballten Kraft unseres Neunzigmillionenvolkes gegenübertreten. Wir haben sie vor sieben Jahren zusammengeschlagen, als sie uns in unserem innerpolitischen Kampf von der Macht zurückstoßen wollten. Auch da wiegten sie sich in billigem Triumph, die Juden, Pluto- und Demokraten, auch da erklärten sie den Führer in ihren feilen Gazetten für eine gefallene Größe; aber auch da konnte ein aufmerksames Ohr aus ihrem Geschrei schon die Angst heraushören, und wenig später lagen sie zerschmettert am Boden.
Und wie sie damals ihre letzte Hoffnung darauf setzten, die nationalsozialistische Bewegung vom Führer zu trennen oder sie doch zu zerspalten, so setzen sie heute ihre letzte Hoffnung darauf, das nationalsozialistische deutsche Volk vom Führer zu trennen oder es doch zu zerspalten. Es wird ihnen diesmal so wenig; gelingen, wie es ihnen damals gelungen ist. Wir kennen sie, und das deutsche Volk kennt sie auch. Ihr Lügengestammel prallt wirkungslos an der Geschlossenheit der deutschen Nation ab. Sie werden nicht noch einmal wie 1918 einen Sieg der Täuschung erleben.
In dieser inneren Verfassung begehen wir das Weihnachtsfest 1939. Wir feiern es in einer ernsten Entschlossenheit. Der Sieg wird unser sein. Das hoffen wir nicht nur, das wissen wir auch. Dieses Weihnachten begehen wir mit jener tiefen inneren Gläubigkeit, die immer noch die Voraussetzung des Sieges war. Wir lasse o es trotz allem erst recht nicht an jenem Optimismus fehlen, der nötig ist) zum Leben und zum Kämpfen. Nicht Schmerz und Trauer bewegen uns in diesen Tagen, sondern Stolz und Zuversicht. Wir fühlen uns als Volk wie eine große brüderliche Familie und werden entschlossen die notwendigen Lasten und Opfer des Kampfes und der Arbeit auf uns nehmen. Mit jedem Soldaten sind wir in diesen Tagen auf das innigste verbunden. Wir versprechen der

-227-

kämpfenden Front, gewissenhaft darüber zu wachen, daß die Heimat genau so ihre Pflicht erfüllt wie sie. Wo Lasten und Opfer gemildert werden können, haben wir das getan und werden wir es auch in Zukunft tun; wo sie unvermeidlich sind, werden wir sie gemeinsam tragen, damit sie leichter werden und jeder im Nebenmann ein Beispiel und ein Vorbild erkenne. Vom Frieden aber, der immer noch der Inhalt des Weihnachtsfestes war, wollen wir erst nach dem Siege reden.
So wende ich mich an Sie, meine Volksgenossen aus dem Baltendeutschtum und aus dem Saargebiet. Auch Sie haben in den letzten Wochen und Monaten Opfer bringen müssen. Sie verließen ihre Wohnstätten, Häuser und Höfe, mit denen Sie eine lange Geschichte und Tradition verband. Sie folgten dem Ruf des Reiches, und das Reich hat Sie in seine Arme aufgenommen. Sie kamen aus nationalem Pflichtgefühl und weil Ihnen in Wahrheit Deutschland über alles geht. Ihnen wollten wir in diesem Jahr ein bescheidenes Weihnachtsfest richten. Mitten in Ihrem Vaterlande, das Sie sich wieder eroberten, oder das wir Ihnen neu bereiteten, sind Sie mit uns versammelt. Seien Sie uns willkommen mit Ihren Kindern, die nun zu der Millionenkinderschar unseres Volkes hinzutreten, für die und für deren Leben und Zukunft unsere Soldaten die Waffen tragen und führen.
Stellen wir uns bei dieser Kriegsweihnacht alle fest und geschlossen hinter den Führer und zeugen wir mit ihm in Deutschlands großer und schwerster Zeit für unseres Reiches Zukunft und unseres Volkes Ewigkeit.
-228-

* * * * *

Jahreswechsel 1939/40

Silvesteransprache an das deutsche Volk

31. Dezember 1939

Es fällt mir diesmal etwas schwerer als in früheren Jahren, in einer kurzen Silvesteransprache noch einmal das abgelaufene Jahr vor dem geistigen Auge meiner Zuhörer in Erscheinung treten zu lassen. Nicht als wenn es mir dabei am notwendigen Stoff mangelte. Im Gegenteil, das Jahr 1939 war so dramatisch bewegt und so großartig in seinen historischen Vorgängen, daß man eine ganze Bibliothek darüber schreiben könnte, und doch weiß man kaum, womit man anfangen soll.
Vieles von dem, was sich in diesem Jahr ereignete, liegt uns heute schon so fern, als wenn Jahre oder gar Jahrzehnte darüber verstrichen wären. Es ist ein Jahr, das unauslöschlich in das Buch der Geschichte eingetragen worden ist. Es wird gewiß noch viele Jahrzehnte lang den Geschichtsforschern Material und Unterlage für eine Unzahl von wissenschaftlichen Untersuchungen geben. Sie werden sich dabei bemühen, Vorgänge und handelnde Personen in ihren Motiven und Triebkräften aufzuzeigen und darzustellen. Sie werden alles das, was wir mit heißen, glühenden Herzen erlebt und gestaltet haben, mit wissenschaftlicher Objektivität kritisch untersuchen und festlegen und ihm trotzdem vermutlich nicht ganz gerecht werden. Aber Freund und Feind, Anhänger und Gegner werden doch konstatieren müssen, daß es ein großes und bewegtes Jahr war, daß in ihm Geschichte gemacht wurde, daß es das Gesicht Europas geändert und der Landkarte dieses Erdteils neue Umrisse gegeben hat. Mehr noch: was unser Volk betrifft, wird man feststellen, daß sein nationales Leben sich im Jahre 1939 endgültig zu festigen begann, daß es in einer großen Kraftanstrengung anfing, die Ketten der Beengtheit und Unfreiheit endgültig abzuwerfen und zum erstenmal wieder nach seinem tiefen Fall als Großmacht in die Erscheinung zu treten. Dann, wenn dieses Jahr einmal mit wissenschaftlichem Fleiß von der Geschichtsschreibung untersucht wird, werden Sorgen und
-226-

Kümmernisse, die wir dabei zu tragen hatten, vergessen sein; die gebrachten Opfer werden in einem milderen und schöneren Lichte erstrahlen, die vergossenen Tränen sind versiegt, und das geopferte Blut bildet dann den Kitt, der unser Reich für ewig zusammenhält.
Schon bei seinem Regien war es für jeden, der Geschichte nicht nur zu lesen, sondern Geschichte auch zu erleben versteht, klar, daß dieses Jahr tief in das Schicksal Deutschlands und der europäischen Völker eingreifen würde. Wenn es in seinen beiden ersten Monaten noch gemessen und gleichmäßig verlief, so wußte der Tieferblickende, daß das nur die Ruhe vor dem Sturm war. Jedermann fühlte, daß es ein Entscheidungsjahr erster Ordnung werden würde.
Als am 13. Februar aus Volksdeutschem Munde in Böhmen und Mähren erklärt wurde, daß die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Stellung der Deutschen in der ehemaligen Tschecho-Slowakei seit der Lösung der sudetendeutschen Frage nicht verbessert, sondern eher verschlechtert worden sei, als am 22. Februar aus slowakischem Munde der Ruf nach Selbständigkeit ertönte, als Anfang März schwere Ausschreitungen gegen Deutsche in Prag, Brunn und anderen Städten Böhmens und Mährens gemeldet wurden, als am 8. März die karpatho-ukrainische Regierung in Prag gegen die Einsetzung eines tschechischen Generals zum karpatho-ukrainischen Innenministe:" protestierte, als gar am 10. März die Absetzung der slowakischen l Legierung durch Prag erfolgte, als darauf die Ausschreitungen gegen Deutsche im Gebiet von Böhmen und Mähren auf ihren Höhepunkt stiegen, wußte man, daß nun die Frage dieser beiden seit Jahrhunderten von Deutschen kultivierten Länder endgültig spruchreif geworden war. Am 13. März erschien der slowakische Führer Tiso beim Führer, und am 11. März erfolgte dann durch den tschechischen Staatspräsidenten Dr. Hacha in Berlin die Übergabe des Schicksals Böhmens und Mährens in die Hände des Führers.
Die Göttin Geschichte neigt sich auf die Erde hernieder. Deutsche Truppen rücken in Böhmen und Mähren ein, und unter atemloser Spannung vernimmt das deutsche Volk und mit ihm die ganze Welt, daß der Führer in Prag auf der Burg Wohnung genommen hat. Am selben Tage erfolgt die Selbständigkeitserklärung der Slowakei, und am
-230-

darauffolgenden Tage erläßt der Führer seinen geschichtlichen Erlaß über das Protektorat Böhmen und Mähren. Die Slowakei stellt sich unter den Schutz des Reiches. Die Frage Böhmen und Mähren hat damit ihre endgültige historische Lösung gefunden. Am 22. März erfolgt im Zuge dieser Entwicklung die Rückgliederung des Memelgebiets in den Bestand des Deutschen Reiches.
Parallel damit läuft die krisenhafte Zuspitzung der polnischen Frage. Schon am 5. Januar hatte der Führer den polnischen Außenminister Beck auf dem Obersalzberg empfangen. Er hatte ihm den deutschen Charakter Danzigs dargelegt und eine Anregung zur endgültigen Bereinigung des deutsch-polnischen Verhältnisses gegeben. Diese Vorschläge trafen bei der polnischen Regierung auf taube Ohren. Warum, das konnte man sehr bald aus der Reaktion auf diese Vorgänge in der Londoner und Pariser Öffentlichkeit entnehmen.
Am 31. März, also kurz nach der Errichtung des Protektorats über Böhmen und Mähren schon, erscheinen in Londoner Hetzblättern Lügen von deutschen Truppenansammlungen an der polnischen Grenze. Chamberlain berichtet vor dem Unterhaus über englisch-polnische Verhandlungen und gibt eine formelle britische Beistandserklärung für Polen ab.
Damit hat die Londoner Kriegshetzerclique nach außen hin bewußt das Gesetz des Handelns in die Hand der Warschauer Straße gelegt mit dem geheimen Wunsch, von Warschau aus möge jener Konflikt entfesselt werden, den die Londoner Plutokratie benötigte, um die von ihr erhoffte und seit langem vorbereitete kriegerische Auseinandersetzung mit dem Reich beginnen zu können.
Die Warschauer Regierung versteht diesen Wink richtig. Schon seit Anfang April beginnen die seit Jahren im polnischen Gebiet geübten Terrormaßnahmen und Ausschreitungen gegen Volksdeutsche

jedes bisher gewohnte und überhaupt noch erträgliche Maß zu überschreiten. Am 13. April werden schwere deutsch-feindliche Ausschreitungen an der Danziger Grenze gemeldet. Die terroristischen Überfälle auf Deutsche häufen sich in ganz Polen bezeichnenderweise seit Beginn der deutschen Bemühungen um die endgültige Regelung der deutsch-polnischen Beziehungen. Unzählige Berichte der deutschen konsularischen Ver-
-231-

tretungen über polnische Ausschreitungen laufen Tag für Tag in Berlin ein. Am 8. Mai werden dreihundert Volksdeutsche aus dem Kreise Neutomischel ausgewiesen. Am 9. Mai wird in Bromberg die Deutsche Bühne geschlossen. Am 15. Mai werden in Lodsch zwei Deutsche von Polen getötet. Am 21. Mai wird in Kalthof ein Danziger Staatsbürger von Polen ermordet.
Das alles versteht man erst, wenn man dazu in Parallele stellt, daß am 15. Mai der polnische Kriegsminister Kasprzycki in Paris zu geheimen Militärbesprechungen eingetroffen ist, daß am 8. Mai schon der deutsche Geschäftsträger in Warschau nach Berlin berichten mußte, daß in den polnischen Städten Landkarten ausgestellt werden, in denen die polnische Grenze über Beuthen, Oppeln, Gleiwitz, Breslau, Stettin und Kolberg hinweg in deutsches Gebiet verlegt wird.
Die Lage in Danzig verschärft sich unter polnischem Druck zusehends. Am 15. Juni muß der deutsche Botschafter in Warschau feierlich Protest einlegen gegen Beschimpfungen und Beleidigungen des Führers. Im Verlaufe des Juni und Juli steigern sich die Zwischenfälle und Grenzverletzungen in Danzig wiederum. Am 4. August erdreistet sich sogar die polnische Regierung, ein freches und provokatorisches Ultimatum an Danzig zu stellen auf Grund unkontrollierter Gerüchte über angeblichen Widerstand gegen polnische Zollbeamte in Danzig. Am 7. August erfolgt von Danzig aus eine scharfe Zurückweisung dieses Ultimatums nach Warschau, und am 9. August drückt die deutsche Reichsregierung ihr Befremden gegenüber dem polnischen Geschäftsträger über diese diplomatische Maßnahme Polens aus. Polen fühlt sich offenbar sicher im Schütze Englands und erteilt am 10. August auf diese Note eine herausfordernde Antwort. Am 18. August erfolgt zum Schütze Danzigs die Aufstellung der SS-Heimwehr in dieser deutschen Stadt. Die Dinge um Polen sind ins Rollen gekommen.
Die englische Plutokratie versucht, vor der Öffentlichkeit ihre Hände in Unschuld zu waschen und sich für den von ihr gewünschten und vorbereiteten Ausbruch des Krieges ein moralisches Alibi zu verschaffen. Aber auch ein Blinder sieht, was London im Schilde führt.
Am 24. August werden infolge der polnischen Intransigenz die Danzig-polnischen Zollverhandlungen ergebnislos abgebrochen. Polen beruft
-232-

weitere Reservistenjahrgänge ein und treibt die Provokation auf die Spitze, indem es am 25. August ein deutsches Flugzeug mit einem Staatssekretär des Reiches an Bord auf freiem Meer beschießen läßt.
Was die Londoner Kriegshetzerclique mit diesen von ihr inspirierten Vorgängen plant, erhellt aus der Tatsache, daß sie am 25. August demonstrativ den britisch-polnischen Beistandspakt unterzeichnet. Am folgenden Tage befinden sich eineinhalb Millionen Polen unter den Waffen.
Am 27. August spricht der Führer vor dem Deutschen Reichstag. Er gibt bekannt, daß er gewillt sei, drei Fragen zu lösen: erstens die Frage Danzig, zweitens die Frage des Korridors und drittens dafür zu sorgen, daß im Verhältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt.
Zwischen dem 28. und 31. August erfolgt dann eine rege diplomatische Tätigkeit zwischen Berlin, Rom, London und Paris. Der Führer versucht nochmals eine friedliche Lösung mit der Erklärung, daß die deutsche Reichsregierung einen polnischen Unterhändler erwarte. Polen antwortet darauf am 30.

August in der provokatorischsten Weise mit der allgemeinen Mobilmachung. Der polnische Rundfunk erklärt am 31. August die deutschen Vorschläge zur Lösung der strittigen Probleme für unannehmbar. Zwischen dem 25. und 31. August gehen unterdes allein 55 Meldungen der deutschen konsularischen Vertretungen über schwere und schwerste polnische Überfälle auf Volksdeutsche bei der deutschen Reichsregierung ein. Am 31. August verüben polnische Truppen eine Reihe ganz grober Grenzverletzungen.
Am l. September erfolgt dann der Einmarsch deutscher Truppen nach Polen. Der Führer spricht vor dem Reichstag und erklärt, daß nun Gewalt mit Gewalt beantwortet werde. Am selben Tage proklamiert Danzig die Vereinigung mit dem Reich.
Und nun erfolgt ein Blitzfeldzug in Polen, der einzigartig in der ganzen Geschichte dasteht. Am 2. September wird der Jablunka-Paß bezwungen. Am 4. September ist die polnische Korridor-Armee vernichtet. Am 6. September wird Bromberg genommen. Am 7. September ergibt sich die Westernplatte. Am 10. September wird Lodsch erobert. Am 12. September ist die Einkesselung im Räume von Radom vollendet. 52 000 Polen strecken die Waffen. Am 13. September werden Posen,
-233-

Thom, Gnesen und Hohensalza besetzt. Am 15. September befindet sich Gdingen in deutscher Hand. Am 17. September fällt Brest-Litowsk. Am 18. September ist die Einkreisungsschlacht im Weichselbogen um Kutno siegreich beendet. 170000 Polen marschieren in die Gefangenschaft. Am 27. September kapituliert Warschau. Zwei Tage später wird Modlin als gefallen gemeldet. Das polnische Heer ist geschlagen und vernichtet.
Schon am 18. September war eine deutsch-russische Erklärung über den Einmarsch in Polen bekanntgegeben worden. Am 22. September wird die deutsch-russische Demarkationslinie in Polen festgelegt. Am 8. Oktober werden die beiden neuen Reichsgaue Westpreußen und Posen errichtet. Der Feldzug in Polen ist zu Ende. Der polnische Nationalitätenstaat liegt zerschmettert am Boden.
Über 700 000 Polen sind gefangen. Die Siegesbeute ist unübersehbar. Allein über eine halbe Million Gewehre, 16000 Maschinengewehre, 3200 Geschütze und über 3¼ Millionen Schuß Artillerie-Munition sind in unsere Hand gefallen.
Die Londoner Kriegshetzerclique hat nicht eine Hand gerührt, um ihrer Beistandsverpflichtung Polen gegenüber praktischen Ausdruck zu verleihen. England hatte die Lösung des deutsch-polnischen Problems nur als Anlaß genommen, um das Reich mit Krieg zu überziehen und die so lange schon erwünschte und herbeigesehnte Auseinandersetzung mit dem deutschen Volk zu beginnen.
Die englischen Kriegshetzer haben damit ihr erstes Ziel erreicht. Seit den Abmachungen in München schon hatten sie in London immer mehr und mehr die Oberhand gewonnen. Sie zwangen nach und nach die Regierungen in London und Paris in ihr Fahrwasser hinein. Das Jahr 1939 ist insgesamt gekennzeichnet durch eine auf die Einkreisung Deutschlands und den Krieg gegen das Reich hinzielende aufs äußerste angespannte diplomatische Tätigkeit der Londoner Plutokratie. Am 10. Januar schon erscheinen Chamberlain und Halifax in Paris. Am 5. Februar erklärt Chamberlain vor dem Unterhaus, daß alle Streitkräfte des Empire Frankreich zur Verfügung ständen. Am 18. März erfolgen englische und französische Demarchen in Berlin wegen der Errichtung des Protektorats über Böhmen und Mähren. Wenn es damals noch nicht zum Kriegsausbruch kam, so deshalb, weil England und Frankreich noch
-234-

nicht fertig waren. Aber im Anschluß an die Errichtung des Protektorats erreicht dann die antideutsche Pressekampagne in London und Paris ihren ersten Höhepunkt.

Hand in Hand damit geht die Ausstreuung von alarmierenden und den wahren Tatbestand vernebelnden Gerüchten von selten der Londoner Kriegshetzerclique. Am 19. März schon wird lügnerischerweise gemeldet, daß die deutsche Regierung Rumänien ein Ultimatum gestellt habe. Am 21. März sieht sich der norwegische Außenminister veranlaßt, Pariser Hetzmeldungen zu dementieren betreffs angeblicher Drohungen Deutschlands gegen die nordischen Staaten. Am 24. März erfolgt die englische Garantierung für Holland, Belgien, die Schweiz und die Oststaaten. Es vergeht von nun an kein Tag mehr, an dem die englische Presse nicht irgendeinen deutschen Angriff prophezeit oder Lügen in die Welt setzt von Bedrohung kleiner Staaten durch deutsche Gewalt.
In Paris wird in dasselbe Horn geblasen. Am 28. März erläßt die französische Regierung Notverordnungen zur Verstärkung der Kriegsmarine. Der englische Generalstabschef Gort trifft in Frankreich ein.
Es erfolgt nun ein verzweifelter Versuch der englisch-französischen Kriegshetzerclique, Rußland mit in die Einkreisungsfront gegen Deutschland hineinzuziehen. Schon am 28. März war der englische Außenhandelsminister Hudson nach Moskau gereist. Am 31. März bringen Londoner Zeitungen die Lüge von deutschen Truppenansammlungen an der polnischen Grenze. Am selben Tage proklamiert Chamberlain im Unterhaus die Beistandserklärung für Polen und Rumänien.
Der Führer nimmt am darauffolgenden Tage Veranlassung, in einer Rede von Wilhelmshaven aus die englischen Einkreisungspolitiker auf das eindringlichste zu warnen. Am 5. April erklärt Lord Stanhope, daß die Luftabwehr der englischen Flotte in Verteidigungszustand gesetzt sei. Am 20. April schon erfolgt in London die Errichtung des Munitionsministeriums, das nur für den Ernstfall geplant war. Am 28. April antwortet der Führer vor dem Deutschen Reichstag auf dieses kriegshetzerische Treiben der englischen Plutokratie. Er erklärt die Voraussetzungen für den deutsch-englischen Flottenvertrag durch Englands Politik für hinfällig, desgleichen die deutsch-polnischen Abmachungen vom Jahre 1934.
-235-

Am Tage vorher schon hat England die Wehrpflicht eingeführt, und am 14. Juni beginnen in Moskau die vielwöchigen englisch-französisch-sowjetrussischen Verhandlungen. London hat sich zum Ziel gesetzt, Deutschland im Osten und im Westen angreifen zu lassen.
Parallel damit geht ein dummdreister Versuch, durch englische Flugzettel-, Rundfunk- und Pressepropaganda das deutsche Volk zu verwirren und es, wie so oft schon in der Vergangenheit, aufs neue zu zerspalten. Beide Pläne mißlingen. Das deutsche Volk steht einig und geschlossen hinter dem Führer. Die englischen Versuche, Rußland in die Einkreisungsfront hineinzubeziehen, scheitern.
Am 25. August kehrt der britische Botschafter von London nach Berlin zurück. Der Führer übergibt ihm den Vorschlag zu einer großzügigen und dauerhaften Verständigung zwischen Deutschland und England. Die englische Regierung hat nicht die Absicht, auf diesen konstruktiven Lösungsvorschlag einzugehen. Am 28. August erfolgt die Antwort der englischen Regierung auf das Angebot des Führers. Zum Schein wird mitgeteilt, daß England von der polnischen Regierung die Zusicherung erhalten habe, mit der Reichsregierung in Verhandlungen einzutreten. Am 29. August antwortet der Führer der englischen Regierung, daß die Reichsregierung bereit sei, den englischen Vorschlag anzunehmen und das Eintreffen des polnischen Unterhändlers für Mittwoch, den 30. August, erwarte. Am Abend des 30. August teilt der Reichsaußenminister trotz des Ausbleibens des polnischen Unterhändlers dem englischen Botschafter in Berlin einen in sechzehn Punkten zusammengefaßten deutschen Vorschlag zur Regelung der Danziger Frage und des Korridor-Problems sowie der deutsch-polnischen Minderheitenfrage mit.
Polen beantwortet diesen Vorschlag mit Gewalt, und es bleibt dem Führer nichts anderes übrig, als Gewalt gegen Gewalt zu setzen.

Am l. September fordern Paris und London die Zurückziehung der deutschen Truppen aus Polen. Die deutsche Reichsregierung lehnt diese Forderung ab. Der Vermittlungsvorschlag Mussolinis vom 2. September scheitert an Englands ablehnender Haltung; am 3. September richten London und Paris ein kurzbefristetes Ultimatum an Deutschland und erklären dann dem Reich den Krieg.
-236-

Nun ist der Augenblick gekommen, daß die Londoner Kriegshetzerclique die Maske fallen lassen kann. Bei der Regierungsumbildung am 3. September treten die Häupter dieser Kriegshetzerclique mit ins Kabinett ein; Churchill und Eden werden damit auch offiziell die Einpeitscher der britischen Kriegspolitik.
Der Krieg der Westmächte gegen das Reich nimmt seinen Anfang. Der Außenpolitik des Führers ist es gelungen, den britischen Einkreisungsversuch zunichte zu machen. England und Frankreich stehen allein gegen Deutschland.
Damit ist das Reich erneut auf die Probe gestellt. Im Innern des Landes sind alle Maßnahmen getroffen, um diesen Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen. Schon am 28. August wird zur rationellen Verteilung der uns zur Verfügung stehenden Nahrungs- und Gebrauchsmittel die allgemeine Bezugscheinpflicht eingeführt. Am 30. August erfolgt die Bildung eines Ministerrats für die Reichsverteidigung. Am l. September wird eine umfassende Kriegswirtschaftsverordnung erlassen, und am 5. September erfolgt die Einsetzung von mit großen Vollmachten ausgestatteten Reichsverteidigungskommissaren. Am 20. Oktober werden in einem Erlaß klare und sehr weitgehende Bestimmungen über die Verbesserung der Lebenshaltung für Angehörige Einberufener herausgegeben. Am 6. November schon können wir großzügige Verbesserungen in der Zuteilung von Lebensmitteln festlegen. Am 16. November erfolgt die Einführung der Reichskleiderkarte, und am 20. November wird die Verbesserung der Lebensmittelversorgung für Nacht- und Langarbeiter geregelt.
Das Weihnachtsfest verleben Front und Heimat in einer festen und unerschütterlichen Gemeinschaft. Der Führer weilt bei seinen Truppen am Westwall, um mit ihnen gemeinsam den Heiligen Abend und das Weihnachtsfest zu begehen. Das Jahr 1939 endet für das Deutsche Reich und für das deutsche Volk mit der unerschütterlichen Gewißheit des Sieges.
Wiederum liegt ein Jahr, das größte und stolzeste des nationalsozialistischen Regimes hinter uns. Wir nehmen mit Ehrfurcht und Dankbarkeit von ihm Abschied. Es war ein deutsches Jahr in der Geschichte Europas. Ehrfurcht erfüllt uns vor den Opfern, die das ganze deutsche Volk in
-237-

diesem Jahr gebracht hat. Sie trafen den einen stärker, den anderen weniger stark. Aber wir haben alles getan, um die Lasten, die getragen werden mußten, gerecht auf alle Schultern zu verteilen. Dieser Krieg wird vom ganzen Volke gefühlt. Es ist ein Krieg um unser nationales Leben. Es hat dabei gar nichts zu sagen, daß er noch nicht auf allen Fronten in voller Schärfe entbrannt ist. Es kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß die Kriegshetzercliquen in London und Paris Deutschland zerstückeln und das deutsche Volk vernichten wollen. Sie geben das heute auch offen zu. Nur für die Dummen halten sie noch ihre scheinheiligen Phrasen bereit, daß sie nur den Hitlerismus beseitigen, dem deutschen Volke aber nichts Böses zufügen wollen. Das kennen wir aus der Vergangenheit, und gebranntes Kind scheut das Feuer. Darauf fällt in Deutschland heute niemand mehr herein. Sie wollen im Führer den Hitlerismus, im Hitlerismus das Reich und im Reich das deutsche Volk treffen. Alle Bemühungen des Führers um den Frieden haben bei ihnen nichts gefruchtet. Wir stehen ihnen als Reich der 90 Millionen in ihren brutalen Weltbeherrschungsplänen im Wege. Sie hassen unser Volk, weil es anständig, tapfer, fleißig, arbeitsam und intelligent ist. Sie hassen unsere Anschauungen, unsere sozialen Vorstellungen und Errungenschaften, sie hassen uns als Gemeinschaft und Reich. Sie haben uns einen Kampf auf

Leben und Tod aufgezwungen. Wir werden uns dagegen entsprechend zur Wehr setzen. Es ist nun keine Unklarheit mehr offen zwischen unseren Feinden und uns. Alle Deutschen wissen jetzt, woran sie sind; und deshalb ist das ganze deutsche Volk von einer fanatischen Entschlossenheit erfüllt. Ein Vergleich mit dem Weltkrieg ist hier gänzlich unangebracht. Deutschland ist heute wirtschaftlich, politisch, militärisch und geistig bereit, dem Angriff seiner Gegner die Stirn zu bieten.
Es wäre vermessen, das neu anbrechende Jahr in seinen Einzelheiten festlegen oder analysieren zu wollen. Es ruht noch im Schoß der Zukunft. Nur soviel steht fest: Es wird ein hartes Jahr werden, und es gilt, die Ohren steif zu halten. Der Sieg wird uns nicht geschenkt werden. Wir müssen ihn uns verdienen, und zwar nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat. Jeder hat daran mitzuarbeiten und dafür mitzukämpfen.
-238-

Und deshalb richten wir in dieser Stunde, da wir Abschied nehmen von einem großen Jahr und eintreten in ein neues, großes Jahr, unseren Gruß von der Heimat an die Front. Wir richten ihn an alle Soldaten in den Bunkern und Vorpostenstellungen, auf den Fliegerhorsten und auf den Einheiten unserer Kriegsmarine. Heimat und Front aber vereinigen sich in dieser Stunde in ihrem gemeinsamen Gruß an den Führer. Möge ein gütiges Geschick ihn uns in Gesundheit und Kraft erhalten; dann können wir ruhig und sicher in die Zukunft schauen. Er ist heute mehr noch als je zuvor für uns alle Deutschland, der Glaube an unser Volk und die Gewißheit seiner Zukunft. Wir verneigen uns in Ehrfurcht vor den großen Opfern unseres Volkes. Sie sollen nicht umsonst gebracht worden sein und nicht umsonst im kommenden Jahre gebracht werden. Das sind wir dem Reich und seiner Zukunft schuldig.
Indem wir unsere Herzen in ehrfürchtigem Dank zum Allmächtigen emporheben, erbitten wir uns von ihm auch für das kommende Jahr seinen gnädigen Schutz. Wir wollen es ihm nicht schwer machen, uns seinen Segen zu geben. Wir wollen kämpfen und arbeiten und dann mit jenem preußischen General sprechen: "Herrgott, wenn du uns nicht helfen kannst oder nicht helfen willst, so bitten wir dich nur, hilf auch unseren verfluchten Feinden nicht!"
-239-

* * * * *

1940

Gelobt sei, Was hart macht

Rede auf der Großkundgebung in Münster i. W.

28. Februar 1940

Vor einigen Tagen sind zehn Jahre vergangen, daß Horst Wessel starb.
Er fiel als Student und Arbeiter für den Führer und für die nationalsozialistische Idee und wurde zum symbolhaften Träger des Märtyrertums unserer Bewegung. Wenn wir heute die Blicke zurückschweifen lassen über das seitdem vergangene Jahrzehnt, so möchte es uns fast erscheinen, als läge eine ganze Zeitepoche dazwischen; so viele große geschichtliche Vorgänge haben sich im Verlaufe dieser zehn Jahre abgespielt, daß ein Teil von ihnen schon aus unserem Gedächtnis entschwunden ist. Wie ein verwirrender Traum ist in diesen Tagen in meiner und in meiner Kameraden Erinnerung noch einmal jener naßgraue Februarnachmittag aufgestiegen, an dem wir Horst Wessel durch die Straßen des Berliner Ostens zu Grobe trugen. Heute sind diese Kameraden in alle Winde verstreut; die meisten stehen an der Front, ein Teil von ihnen tut in der Heimat Dienst für den Führer und die nationalsozialistische Bewegung. Damals mußten unser Parteigenosse Göring und ich nach

polizeilichem Befehl in hundert Meter Entfernung vom Totenwagen hinter den sterblichen Überresten des gefallenen Kameraden zum Berliner Nikolai-Friedhof fahre. Dort betteten wir ihn in den Schoß der mütterlichen Erde zurück.
Da sang unsere kleine Schar von gläubigen Nationalsozialisten, fest um das Grab des gefallenen Kameraden geschart, zum erstenmal öffentlich das Horst-Wessel-Lied. Als ich dann an die offene Gruft herantrat, um dem Toten unsere letzten Grüße mitzugeben, rief ich unseren SA.Männern zu, es würden nur ein paar Jahre vergehen, dann sängen Arbeiter, Bauern, Studenten und Soldaten dieses Lied; ja, es würde dann von einem ganzen Volk gesungen. Man würde es hören in den Schulen und in den Kasernen auf den Straß und in den Gassen. Es würde dann gewiß die Freiheitshymne der deutschen Revolution sein.
-243-

Am anderen Tage fiel die Berliner Judenpresse aller Schattierungen mit geiferndem Hohn über mich her. Sie erklärte mich für verrückt, die von mir ausgesprochenen Prophezeiungen könnten nur einem kranken Gehirn entspringen.
Genau drei Jahre später wurde das Horst-Wessel-Lied neben dem Deutschlandlied zur Nationalhymne des nationalsozialistischen Reiches erhoben. Die lauten Schreier von damals waren mittlerweile feige ins Ausland geflohen, wo sie heute am Londoner, Pariser oder Straßburger Sender weiterhetzen und die politische Zukunft weissagen.
Diese jüdischen und plutokratischen Volksaufwiegler, die uns vor allem Anfang des Jahres 1930, als wir im Reich noch eine kleine verschworene Gemeinschaft von nationalsozialistischen Kämpfern waren, entgegentraten, befinden sich allesamt nicht mehr in unserem Lande. Ihre Macht ist zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Sie haben den Staub des Reiches von ihren Füßen geschüttelt und sich anderswo eine bequemere Möglichkeit gesucht, ihr parasitäres Drohnendasein weiter fortzusetzen.
Sie haben nicht viel gelernt aus der Katastrophe, die, beginnend mit dem 30. Januar 1933, über sie hereinbrach. Alle ihre damals so lärmend und selbstsicher vorgetragenen Prophezeiungen haben sich als gänzlich illusorisch und falsch erwiesen.
Was also sollte uns veranlassen, ihren heutigen Prophezeiungen auch nur die geringste Beachtung zu schenken. Sie und ihre jüdischen Vettern und Vettersvettern sind jetzt die geistigen Hauptwortführer - soweit man bei ihnen überhaupt von Geist sprechen kann - des plutokratischen Krieges, den England und Frankreich gegen das Reich vom Zaune gebrochen haben. Aber wie damals, so machen sie sich auch heute stärker als sie sind. Sie tun so, als könnten sie vor lauter Kraft, wie man in Berlin sagt, nicht loofen. Sie gediehen immer nur, wenn unser Volk uneins war, wie ja auch England seine Weltherrschaft über Europa und über die ganze Erde nur aufrichten konnte, weil das deutsche Volk sich nur sehr selten der ihm innewohnenden Kraft bewußt wurde oder sie gar in inneren Kämpfen vergeudete. Deshalb lief ja auch das Bestreben der westlichen Plutokratie immer darauf hinaus, das deutsche Volk innerlich zu zerreißen und aufzuspalten, weil sie Deutschland nur so niederhalten konnte.
Wenn das deutsche Volk im Verlauf seiner vielhundertjährigen
-244-

Geschichte nicht immer nur groß und tapfer, sondern auch klug und zielbewußt geführt gewesen wäre, so würden wir heute eine gänzlich freie, unabhängige imperiale Nation sein. Wir sind im Verlauf unserer Geschichte niemals so recht zum Zuge gekommen. Wir müssen deshalb heute alles das, was wir in unserer Geschichte versäumt haben, nachzuholen versuchen. Deutschlands Zeit ist nicht abgelaufen, unsere Zeit beginnt erst.

Wenn wir beispielsweise das tragische Verhängnis näher ins Auge fassen, das infolge des Dreißigjährigen Krieges über das deutsche Volk hereinbrach, wenn wir uns vergegenwärtigen, wieviel an deutscher Volkskraft wir damals verbrauchten, um Probleme zu lösen, deren Bedeutung heute vollkommen verblaßt ist, so bekommen wir eine ungefähre Vorstellung davon, wieviel wir allein durch diese eine völkische Tragödie verloren haben. Zwar können wir uns heute kaum noch vorstellen, daß wir einmal um die Frage "Protestantismus oder Katholizismus?“ dreißig Jahre lang Krieg geführt haben; aber die machtpolitischen Folgen dieses verheerenden Waffenganges sind geblieben. Der Westfälische Frieden löste Deutschland in seine einzelnen Bestandteile auf Das größte Reich der nachantiken europäischen Geschichte wurde zerschlagen. Da erst erhielt Frankreich das Elsaß, das rechtsrheinische Breisach und dazu das Recht, schutzeshalber eine Besatzung in der Festung Philippsburg zwischen Heidelberg und Karlsruhe zu halten mit Durchmarschrecht dieser Festungstruppen. Schweden erhielt Vorpommern mit Stettin, Wismar und die Bistümer Bremen und Verden. Da erst wurde die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande anerkannt; die dezimierte Bevölkerung Deutschlands zählte nur noch 3,6 Millionen. Das Reich aber wurde in 400 Reichsstände zerlegt; rund 2000 Enklaven wurden zugunsten. der kleinen Dynastien errichtet. Der Kaiser selbst aber war ohne Macht, die Fürsten erhielten ihre volle Scheinsouveränität, und damit schien die Zerstückelung Deutschlands für alle Zeiten gesichert. Es wurde im Westfälischen Frieden festgelegt, daß "in Angelegenheiten des Reiches inskünftig nichts geschehen oder fürgenommen werden solle, es geschehe denn mit Versammlung und Einwilligung aller Stände des Reiches“. Gegen einen etwaigen Friedensbrecher sollten alle an dem Friedensschluß Beteiligten mit ihrer gesamten Macht die Waffen ergreifen und die Durchführung der Bestimmungen erzwingen. Da auch Frankreich zu den
-245-

Beteiligten gehörte, hatte es also das Recht, sich als Garant des Friedens jederzeit auch in innerdeutsche Verhältnisse einzumischen.
Das war das furchtbare Ergebnis eines dreißigjährigen furchtbaren Krieges, der Deutschland bis an den Rand des Abgrundes brachte. Welcher Anstrengungen es bedurfte, e, um das Reich allmählich wieder zur Höhe emporzuführen, das wissen wir aus der preußischen und deutschen Geschichte.
Friedrich der Große war der erste, der, diesen Zustand innerer deutscher Ohnmacht langsam überwindend, von Preußen aus begann, eine neue Reichsidee zu bilden. Welch eines Mutes und welch einer vermessenen Kühnheit bedurfte es, angesichts des verzweifelten inneren Zustandes des Reiches den Plan zu fassen, von Preußen aus eine neue deutsche Machtbildung zu versuchen. Wie oft stand Preußen im Siebenjährigen Krieg nahe vor dem Zusammenbruch? Nach der verlorenen Schlacht von Kolin am 18. Juni 1757 rückten Franzosen.. Russen, Schweden und die Reichsexekutionsarmee gegen das kleine geschlagene Heer Friedrichs vor. Aber trotzdem griff er an. In der Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757 trat er mit 22000 Preußen 50000 Franzosen und sonstigen Truppen entgegen. Er schrieb damals an seine Schwester Wilhelmine: "Wir können wohl unglücklich sein, aber nicht ehrlos.“ Vor der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 wandte er sich in einer Rede an seine Generale: "Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns von seinen Batterien begraben lassen.“ Am 12. August 1759 erleidet er seine vernichtendste Niederlage bei Kunersdorf. Preußen steht vor dem Zusammenbruch. Der König schreibt, niedergebeugt vor Schmerz und gram, in einem Brief an seinen Minister Graf Finckenstein: "Ich habe keine Hilfsmittel mehr. Ungelogen - ich halte alles für verloren. Den Untergang meines Vaterlandes werde ich nicht überleben.“ Aber schon vier Tage nach der Schlacht rafft der große Reichsidee, deren Gestaltung von Friedrich dem Großen begonnen und König sich aufs neue auf. In einem Brief an seinen Bruder Heinrich von Bismarck fortgesetzt wurde. Er vollstreckt heute ein

geschichtliches erklärt er: "Rechnen Sie darauf, daß ich, solange ich die Augen offen habe, den Staat aufrechterhalten werde, wie es meine Pflicht ist.“ Scheinbar hoffnungslos beginnt das Kriegsjahr 1760. Dann erringt er den Sieg
-246-

bei Liegnitz gegen eine fast dreifache Übermacht. Bis zum Jahre 1763 schlägt er sich mit heroischer Kühnheit durch und begründet dann als geschichtliches Ergebnis des Siebenjährigen Krieges das neue Preußen.
Es ist also nicht an dem, als sei das Reich, in dem wir heute leben und atmen, das Ergebnis des Zufalls oder eines unverdienten Glückes. Wenn die preußische Idee Friedrichs des Großen von Bismarck zur Reichsidee weiterentwickelt wurde, so war auch sein Kampf um das neue Deutschland von tausend Schwierigkeiten, ja manchmal von der tödlichsten Bedrohung der Existenz seines historischen Werkes begleitet. Schon als er im Jahre 1862 zum Ministerpräsidenten berufen wurde, schollen ihm aus dem ganzen Lande Schmähartikel, Hohn, Haß und Abscheu entgegen. Er wandte sich in seiner berühmten Landtagsrede gegen seine Widersacher mit dem Wort, daß nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse die großen Fragen der Zeit entschieden würden. In jedem seiner drei Kriege würfelte er um die Existenz Preußens. jedesmal mußte er sich die bange Frage vorlegen, wie sich die europäischen Mächte zu seinen verwegenen Entschlüssen stellen würden. Auch nach dem großen Sieg über Frankreich 1870/71 und nach der Neubegründung des Kaiserreiches
unter Preußens Führung war er noch der Feindschaft der parlamentarischen Parteien ausgeliefert. Im Jahre 1888 aber konnte er dann in seiner großen Reichstagsrede zur Militärvorlage mit Stolz erklären: "Wenn wir in Deutschland noch einmal Krieg führen mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft, so wird es ein Krieg sein, mit dein alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurzum, mit dem die ganze Nation einverstanden ist. Es muß ein Volkskrieg sein.“
Sein Staat war noch ein Staat der Fürsten, in seiner ganzen Struktur an die Zeit und ihre Gegebenheiten gebunden. Der Weltkrieg hat dann jene große Revolution vorbereitet, die - in der Novemberrevolte 1918 schmählich verfälscht - erst im Nationalsozialismus ihre volle Auslösung gefunden hat. Der Führer ist der Vollender der neuen deutschen Schicksal, dem wir alle in Ehrfurcht und Treue dienen.
Sein Werk ist der deutsche Volks- und Sozialstaat. Er begründete das erste Volksreich der Deutschen. Es umschließt über 80 Millionen
-247-

Menschen gleicher Art, gleicher Sitte und gleicher Rasse. Diese wohnen in einem geschlossenen Siedlungsraum in Mitteleuropa. Das deutsche Volk ist unüberwindlich an Kraft und Intelligenz. Es hat ein Recht, von der übrigen Welt die Erfüllung seiner vitalen Lebensansprüche zu fordern. Es hat sich im Laufe der vergangenen sieben Jahre im Innern eine neue soziale Ordnung gegeben. Es verwirklicht in ihr die edelste Form der Demokratie: es regiert sich selbst durch seine besten Söhne. Seine Führung ist nicht abhängig von kleinen Cliquen von Dynasten oder Kapitalisten; sie gehorcht ausschließlich dem Gesetz des Volkswohles. Das deutsche Volk ist damit zum erstenmal in seiner Geschichte einig geworden. In seiner Einheit liegt seine Kraft.
In dieser Einheit aber schon sieht die sterile plutokratische Welt des Westens eine Herausforderung. Das deutsche Volk hatte wie der Führer die ernste Absicht, in Frieden zu leben und in Ruhe seiner Arbeit nachzugehen. Wenn die plutokratische Welt ihm den ihm gebührenden Anteil an den Reichtümern der Erde vorenthielt, so hat es sich dagegen auf seine Weise friedlich zu helfen versucht. Im Vierjahresplan hat es sich eine großartige Organisation dieser wirtschaftlichen Selbsthilfe geschaffen. Aber selbst das wollte die plutokratische Welt nicht zulassen. Sie wollte Deutschland weiter in Abhängigkeit halten. Sie wollte das Reich für ewige Zeiten auf das Niveau des Westfälischen

oder doch mindestens des Versailler Friedens zurückdrängen. Schon die Tatsache, daß Deutschland einig war und zur Selbsthilfe schritt, empfand diese plutokratische Welt als eine Provokation. Deshalb überfiel sie das Reich in dem ihr günstig erscheinenden Augenblick. Der Krieg ist damit Wirklichkeit geworden; die plutokratische Welt hat Deutschland zum Existenzkampf herausgefordert.
Was verstehen wir nun unter Plutokratie? Die Plutokratie ist jene Art der politischen und wirtschaftlichen Führung, in der ein paar hundert Familien, die alles andere, nur keine sittliche Berechtigung dazu mitbringen, die Welt beherrschen. Sie beurteilen und behandeln die großen Völkerprobleme nicht nach den Interessen der Völker selbst, sondern ausschließlich nach ihren eigenen Geldsackinteressen. Ihr ganzes Bestreben läuft darauf hinaus, die Völker diesen Interessen dienstbar zu machen. Sie sind damit eine europäische, ja, eine Weltgefahr geworden.
-248-

Diese Art von Plutokratie sehen wir heute vor allem in England am Werke. Ihr ist unser neuer sozialer Volksstaat schon auf Grund ihres durchaus kapitalistischen Charakters ein Dorn im Auge. Sie fürchtet, daß er eventuell in der Welt, vor allem in ihrer Welt, Schule machen könnte. Darum hat sie das Reich mit Krieg überzogen. Ihre lügnerische Behauptung, daß Deutschland die Welt erobern wolle, ist nur eine faule Ausrede; was soll diese auch bedeuten angesichts der Tatsache, daß heute der größte Teil der Erde von der westlichen, vor allem der englischen Plutokratie beherrscht wird!
Zur Plutokratie gehört wie der Absatz zum Schuh jene widerliche Art von politischer Heuchelei, die fromme Sprüche und Gebete murmelt, während sie die ganze Welt in ihre brutale und räuberische Tyrannei zwingt. 46 Millionen Engländer besitzen 40 Millionen Quadratkilometer der Erde. Im französischen Mutterlande leben 80 Menschen auf einem Quadratkilometer; daneben besitzt Frankreich 9 Millionen Quadratkilometer Kolonialraum. Deutschland dagegen lebt mit seinen 80 Millionen Menschen auf 600000 Quadratkilometern; bei uns müssen also 140 Menschen mit einem Quadratkilometer auskommen. Das ist das schreiende geschichtliche Unrecht, das man uns Deutschen aufgezwungen hat und mit Gewalt und Krieg weiter aufzwingen will.
Das ist das, was wir unter Plutokratie verstehen: Eine zahlenmäßig begrenzte westlerische Herrenschicht hat sich in den Besitz der Erde gesetzt und versucht nun, den aufstrebenden jungen Völkern den Platz an der Sonne zu verwehren und ihnen eine ihrer Zahl und ihrem Wert angemessene Höherentwicklung vorzuenthalten. Mit welchen Methoden, das hat Winston Churchill einmal im Burenkrieg mit den zynischen Worten zum Ausdruck gebracht: "Es gibt nur ein Mittel, den Widerstand zu brechen: das ist die härteste Unterdrückung. Mit anderen Worten: wir müssen die Eltern töten, damit ihre Kinder Respekt vor uns haben."
Diese Plutokratie aber hält ihr tyrannisches Regiment nicht nur über andere Völker aufrecht, sie zwingt auch ihre eigenen Völker in die unsozialste Sklaverei, die die Geschichte jemals sah. Der bekannte irische Dichter Bernard Shaw schrieb darüber noch am 6. Dezember 1935 in der "Yorkshire Post": "Der Boden Englands besteht vorwiegend aus den sterblichen Überresten englischer Männer und Frauen, die über
-249-

arbeitet und unterernährt gewesen sind von der Zeit an, wo sie als kleine Kinder zuerst in der Lage waren zu arbeiten bis zu ihrem Tode im Arbeitshaus."
Das ist die britische Plutokratie in Reinkultur, jene Plutokratie, die heute noch bei allen humanen Phrasen in England die Prügelstrafe aufrechterhält und sie mit einer "neunschwänzigen Katze" vollziehen läßt, deren Narben das Leben hindurch bleiben; jene Plutokratie, die, wenn sie es könnte, sofort in der ganzen kultivierten Welt wieder den Sklavenhandel einführen würde, aus dem sie ja auch die Begründung ihres Reichtums herleitet. Heute, mitten im Kriege, zählt das plutokratische England

noch am 31. Januar 1940 1380000 Arbeitslose. Wie sollte ihm unser sozialer Volksstaat nicht ein Dorn im Auge sein! Es hat seine eigenen Arbeiter proletarisiert in einem Ausmaße, von dem wir uns gar keine Vorstellung machen können. Jetzt möchte es die jungen, aufstrebenden Völker, vor allem Deutschland, für alle Zeiten zu Proletariern stempeln.
Dieses England maßt sich an, die Welt zu beherrschen! Es bringt das heute auch ganz unverblümt zum Ausdruck. Wenn die Chamberlain und Churchill heuchlerischerweise behaupten, sie wollten sich nur gegen die deutsche Aggression zur Wehr setzen, sie führten gegen das deutsche Volk nichts Böses im Schilde, sie verfolgten nur das Ziel, den Hitlerismus zu vernichten, so werden sie von ihren eigenen literarischen und journalistischen Wortführern Lügen gestraft. Kürzlich veröffentlichte die deutsche Presse den Brief eines britischen Diplomaten, den er von Peking an eine verwandte Familie nach England geschrieben hatte. Dabei lüftete dieser Diplomat, weil er sich unbeobachtet glaubte, ganz naiv und dummfrech die Maske der englischen Heuchelei. Er erklärte ganz unumwunden, "er sehe in diesem Kriege eine ungeheure Tragödie, in der das deutsche Volk zum Wohl der ganzen Menschheit geopfert werden müsse. Es stehe fest, daß zwei so dynamische Völker wie England und Deutschland nicht in der gleichen Welt zusammenleben könnten. Die Welt sei nicht groß genug für sie; einer müsse gehen. Er sei deshalb der Ansicht, daß D e u t s c h 1 a n d und nicht nur Hitler vernichtet werden müsse, so daß es sich niemals wieder erholen könne. Es dürfe kein Mißverständnis darüber geben, daß Hitler und Deutschland ein Begriff seien. Wenn er sage,
-250-

Deutschland müsse zerstört werden, so meine er damit, es müsse zerstört werden als ein erstrangiger Machtstaat. Der einzige ernsthafte Rivale, der die englische Vorherrschaft in Frage stelle, sei Deutschland, und deshalb müsse es zerstört werden.“
Und dann gibt dieser englische Diplomat eine klassische Definition der britischen Moral, die heute von den Chamberlain und Churchill so laut im Munde geführt wird; er erklärt: "Da unsere in der Vergangenheit begangenen Missetaten uns in die Lage versetzt haben, daß wir zur Zeit anscheinend moralisch handeln können, sollten wir diese unsere Gelegenheit benutzen, um die moralische Ordnung der Welt zu fördern.“
So sieht also ein englischer Diplomat das europäische Gemeinschaftsleben. England hat durch eine Kette von Unmoralitäten sein Weltreich aufgerichtet. Es ist heute, wie dieser offenherzige britische Diplomat erklärt, in der glücklichen Lage, "zur Zeit anscheinend moralisch handeln zu können“; es soll sich also diese Gelegenheit, die nach englischen Begriffen moralische Ordnung der Welt zu fördern, nicht entgehen lassen.
Hier sehen wir die plutokratischen, frommen Engländer unter sich. Es nützt dem Londoner Rundfunk nichts, wenn er auf Befehl des englischen Lügenministeriums erklärt, daß es sich hier um den Brief "eines jungen, naseweisen Burschen“ handle, der "als Student an der Pekinger Botschaft“ tätig sei. Dieser "junge, naseweise Bursche“ ist ein englischer Vizekonsul, und er hat einmal ausnahmsweise das geschrieben, was die britischen Plutokraten sonst nur denken oder sich in ihren Klubs und Konventikeln, wenn sie sich unter sich glauben, auch wohl heimlich und mit Wohlgefallen zuflüstern. Hier sehen wir die englischen Plutokraten ohne Gebetbuch. Hier haben sie die Röcke ausgezogen und die Hemdsärmel aufgekrempelt. Ihre Bibeln haben sie in die Ecke gefeuert, da sie nur für den öffentlichen Gebrauch bestimmt sind, und nun erscheinen sie vor den Augen der staunenden Mitwelt wieder als jene uns aus ihrer Geschichte ja längst bekannten brutalen und zynischen Egoisten, denen die Moral nur ein bequemes Aushängeschild ist. Hier unterhalten sie sich in dem ihnen eigenen ordinären Jargon wie die alten Vetteln, wenn sie vom Gottesdienst zurückkehren und schlüpfrige Jugenderinnerungen austauschen.
Wir haben sie längst durchschaut. Uns imponieren ihre Phrasen von

-251-

Humanität und Zivilisation nicht mehr. Wir entdecken dahinter die wut- und haßentstellte Fratze jener Plutokratie, die im heutigen England ihre machtpolitische Verkörperung erfahren hat. Das kapitalistische Britentum ist erkannt. Wir können jenem englischen Diplomaten nur dankbar sein, daß er durch seinen etwas unvorsichtigen Brief in das geheimnisvolle Dunkel der englischen Kriegführung hineingeleuchtet hat. Wir können nur dankbar sein all den anderen literarischen und journalistischen Wortführern des englischen Krieges, die aus ihrer Meinung im Gegensatz zu den offiziellen Persönlichkeiten nur wenig Hehl machen.
Herr Chamberlain hat sich am ersten Kriegstage in einer Rede an das deutsche Volk gewandt. Woher er die Qualifikation dazu nahm, hat er uns dabei leider nicht verraten. Er erklärte in dieser heuchlerischen Ansprache, daß England nicht die Absicht habe, das deutsche Volk anzugreifen; es wolle vielmehr dem deutschen Volk nur einen Liebesdienst tun, indem es uns Deutsche von der Tyrannei des Hitlerismus befreie. Wer England dazu aufgefordert hat und ob das deutsche Volk überhaupt von ihm befreit werden will, verschweigt Herr Chamberlain wohlweislich. Das Kriegsziel Englands besteht nach ihm also nur darin, den Hitlerismus zu vernichten.
Diese plumpe, dummdreiste Lüge kennen wir! England hat bekanntlich in seiner ganzen Geschichte niemals gegen Völker, sondern immer nur gegen Systeme gekämpft, die es dabei nicht verfehlte, als besonders niederträchtig und verachtenswert vor der Welt anzuprangern. Es hat auch im Weltkrieg nicht gegen das deutsche Volk gefochten, sondern nur gegen den "Kaiserismus“ - was es dann allerdings nicht daran hinderte, dem deutschen Volk im Versailler Vertrag das schimpflichste Friedensdiktat aufzuzwingen, das jemals einem Kulturvolk zugemutet wurde. Es hat auch im Burenkrieg nicht gegen die Buren gekämpft, sondern nur gegen den Krügerismus - was es bekanntlich nicht daran hinderte, die Kinder und Frauen der kämpfenden Buren in Konzentrationslager zu sperren und sie dort verheerenden Seuchen und schleichendem Hungertod preiszugeben. Auch diesmal will es nicht gegen das Reich oder gegen das deutsche Volk kämpfen, da sei Gott davor; es will nur in Vollzug seines ihm von einer höheren sittlichen Ordnung anvertrauten Auftrags den Hitlerismus beseitigen.
-252-

Aber das deutsche Volk ist durch die Erfahrungen der letzten drei Jahrzehnte zu gewitzt geworden, um auf diesen durchsichtigen Schwindel noch einmal hereinzufallen. England will den Hitlerismus beseitigen, um das Reich zu fällen; es will das Reich fällen, um das deutsche Volk zu vernichten. So lautet das Kriegsziel, das die englische Plutokratie sich gesetzt hat! Das ist die Wahrheit, und so sehen die britischen Humanitätsfanatiker bei Licht besehen aus. So auch unterhalten sie sich, wenn sie unter sich sind. Der "junge Bursche“, der den eben genannten berüchtigten Brief schrieb - der "Student“ der "Pekinger Botschaft“ -, spricht die unverfälschte Sprache der britischen Plutokratie mit Dialekt. Er unterscheidet sich von den Chamberlain und Churchill nur dadurch, daß er das sagt, was er denkt.
Das deutsche Volk muß sich also im klaren darüber sein, daß es in dieser kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem Reich und der westlichen Plutokratie auf Leben und Tod geht. Ein Ausweichen ist jetzt nicht mehr möglich. England hat den Plan gefaßt, das Reich zu vernichten
und es wieder auf den Zustand des Westfälischen Friedens zurückzuwerfen. Wir wissen also, woran wir sind. Wir brauchen uns keine Illusionen mehr zu machen. Wenn die englische Plutokratie zum Erfolg käme, so würde sie keinen Augenblick zögern, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zu vernichten.
Das haben auch alle Deutschen sehr klar erkannt. Wenn man sich im neutralen Ausland manchmal darüber wundert, daß wir diesen Krieg, ja nicht einmal den triumphalen Sieg über Polen mit lauten und rauschenden Siegesfeiern festlich begehen, so können wir darauf nur zur Antwort geben, daß dieser

Krieg für uns eine Angelegenheit festester Entschlossenheit ist. Wir brauchen für eine Sache, die notwendig und unabweisbar ist, kein Strohfeuer der Begeisterung anzufachen. Wir Deutschen sind uns darüber klar geworden, daß den englischen Provokationen und Rechthabereien ein Ende gemacht werden muß. Wir wollen es nicht länger dulden, daß ein ganzer Erdteil unter die freche und heuchlerische Vormundschaft einer kleinen plutokratischen Clique gestellt wird. Wir glauben, damit ganz Europa einen Dienst zu tun.
Darum brauchen wir uns über den Krieg auch keine Illusionen mehr zu machen. Wir unterschätzen unseren Gegner nicht, aber wir über
-253-

schätzen ihn auch nicht. Wir kennen auf das genaueste unsere Hilfsmittel, aber auch die seinen. Keinen Augenblick jedoch zögern wir, in der Rechnung für die kommenden Dinge auch jene unwägbaren Werte des Glaubens mit einzukalkulieren, die die deutsche Nation in den letzten sieben Jahren so stark und unüberwindlich gemacht haben. Die englischen Plutokraten sollen sich ruhig für den Hausgebrauch eine Revolution in Deutschland an die Wand malen, ja selbst sogar daran glauben. Das haben ihnen die jüdischen Emigranten, die Deutschland bei Nacht und Nebel verließen, ins Ohr geblasen. Das aber beweist die Geschichte, daß Emigranten immer die schlechtesten Ratgeber sind. Und diese Sorte von Ratgebern hat sich einmal schon über uns so verhängnisvoll getäuscht, als wir ihnen auf innerpolitischem Gebiet begegneten. Immer wenn sie sich täuschten, haben sie eine gute Gelegenheit nach der anderen verpaßt. Ja, man könnte fast sagen, daß der Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung zum Teil die Geschichte der verpaßten Gelegenheiten ihrer Gegner war. Sie sollen heute getrost unsere U-Boote am laufenden Band versenken, so daß danach auf dem Grunde des Meeres fast mehr deutsche U-Boote ruhen, als wir überhaupt besitzen; sie sollen ruhig die Güte und Brauchbarkeit unserer Waffen bezweifeln, die Qualität unserer Flugzeuge ironisieren; sie können uns dadurch nicht nervös oder kopfscheu machen. Auch die polnische Herrenkaste, die Deutschland im Sommer des vergangenen Jahres herausforderte, hat sich solchen Täuschungen hingegeben. Sie hat sich und dem polnischen Volk vorgeschwindelt, daß es in Deutschland nichts mehr zu essen gäbe, daß unsere Soldaten miserabel gekleidet seien, ja in Zivil Militärdienst machten, daß unsere deutschen Waffen gar nichts taugten, daß die deutschen Tanks aus Pappe beständen und ähnliches. Die Folge davon war, daß ganze polnische Kavallerieregimenter mit gezogenem Degen gegen deutsche Tanks anritten in der Annahme, sie könnten die Pappwände dieser Tanks mit der blanken Waffe durchstoßen. Sie dachten immer nur an die Vernichtungsschlacht, die sie Deutschland nach Voraussage ihrer Führung vor den Toren von Berlin liefern wollten; und ehe sie sich versahen, waren sie in einem Blitzfeldzug von achtzehn Tagen zu Boden geworfen. Dann kam ein Erwachen, fürchterlicher, als selbst wir es geglaubt hatten. Erst waren sie monatelang mit Hohn und
-254-

überlegenem Spott über Deutschland hergefallen, und dann brach der polnische Saisonstaat unter den Vernichtungsschlägen der deutschen Wehrmacht zusammen. Was sollte uns heute dazu veranlassen, die englischen Drohungen und Großsprechereien ernster zu nehmen, als sie das verdienen? Wir gehen mit souveräner Verachtung darüber hinweg.
Wenn ein maßgebender englischer Journalist erklärt, "der Polnische Korridor müsse abgeschafft werden, indem Ostpreußen an Polen komme, ebenso seien die sudetendeutschen Gebiete wieder unter die Herrschaft des kommenden tschechischen Staates zu stellen, und die in diesen Gebieten lebenden unliebsamen Deutschen müßten deportiert werden; die alliierten Regierungen dürften diesmal nicht wieder in den Fehler verfallen, die Friedensbedingungen so milde durchzuführen wie jene von Versailles, denn darin liege die Wurzel zu neuen Konflikten“ - so zieht das deutsche Volk aus diesen

Erklärungen seine harten Lehren. Wenn der französische Marineminister Campinchi erklärt, "der Friedensvertrag, der den nächsten Krieg beenden werde, müsse nach dem Muster des Westfälischen Friedens ausfallen und das Reich völlig zerstückeln und in seine Teile zerlegen", so wissen wir gottlob alle, woran wir sind. Und wenn gar eine englische Schreiberseele in der Zeitschrift "Cavalcade" mit geradezu widerlicher Heuchelei erklärt: "Ist es das deutsche Volk,' das wir hassen, oder das Böse, das in ihm steckt? Aus dem Alten Testament haben wir gelernt, wie mehr als einmal auf Befehl Gottes eine ganze Generation ausgerottet werden mußte; offensichtlich gab es keinen anderen Weg, um das Böse loszuwerden, das sich in gewissen Nationen eingenistet hatte. Wir finden sogar, daß bei einer Gelegenheit diejenigen, die Gottes Befehl der Ausrottung eines gewissen Volkes dicht nachkamen, selbst gezüchtigt wurden. Befinden wir uns jetzt nicht in der Zeit, von der die Bibel spricht?", so kann man mit Fug und Recht darauf zur Antwort geben: ja, gewiß befinden wir uns jetzt in dieser Zeit, nur umgekehrt gesehen, als sich das diese englische Schreiberseele vorstellt!
Im übrigen haben unsere Gegner nie anders gehandelt. Sie haben die nationalsozialistische Bewegung und ihre Führung stets unterschätzt und sind deshalb ihren vernichtenden Schlägen meistens unvorbereitet und gänzlich ahnungslos entgegengetreten. Unsere alten Parteigenossen
-255-

erinnern sich gewiß noch der Jahre von 1925 bis 1930. Da höhnten unsere innerpolitischen Gegner und ihre außenpolitischen Schrittmacher über die nationalsozialistische Bewegung, übergossen den Führer mit Geifer, Hohn und Verachtung, witzelten über den "Bierkellerputsch" vom November 1923 in München, von dem die nationalsozialistische Bewegung sich niemals wieder erholen werde, Damals hätten sie noch Zeit und Möglichkeiten genug gehabt, die nationalsozialistische Bewegung durch das Übergewicht ihrer Macht zu erdrücken. Sie haben es nicht getan, weil sie uns nicht ernst nahmen und sich in ihrer Selbsttäuschung über uns nur Illusionen machten. Als wir dann am 14. September 1930 mit 107 Mandaten in den Reichstag einzogen, erklärten sie zu ihrer eigenen Beruhigung, das sei eine Fieberkurve, die ebenso schnell wieder absteigen werde, wie sie hochgestiegen sei. Da hätten sie uns vielleicht auch noch erledigen können. Aber wiederum taten sie es nicht, weil sie uns nicht ernst nahmen. Als es dann zu spät war, im Frühling und Sommer 1932, gründeten sie die sogenannte "Eiserne Front", schlossen parlamentarische Gruppen und Verbände zusammen in der Annahme, daß man aus 10 Toten einen Lebendigen machen könne. Noch im Januar 1933, als die nationalsozialistische Bewegung im Wahlkampf in Lippe zum letzten vernichtenden Schlag ansetzte, höhnten sie in ihren feilen Zeitungen: "Hitler geht aufs Land - ein sichtbares Zeichen für den Zusammenbruch der nationalsozialistischen Bewegung!" Man lese noch einmal die Leitaufsätze, die die jüdischen Journalisten, heute die geistigen Wortführer des plutokratischen Krieges gegen Deutschland, am 29. Januar 1933 in den Berliner Judenblättern aller Schattierungen gegen den Nationalsozialismus schrieben, und erkenne die Wahrheit des Wortes: "Wen der Herr strafen will, den schlägt er zuvor mit Blindheit."
Aber wie immer, so handelten sie nach verlorener Schlacht auch hier. Am Abend des 30. Januar überließen sie die von ihnen verführten Anhänger ihrem tragischen Schicksal; sie selbst aber saßen in den Nachtzügen, die sie über die rettende Grenze hinwegtrugen. Haben sie etwa aus dieser Katastrophe gelernt? Nein. Vom sicheren Port des Auslands aus erklärten sie, daß der Nationalsozialismus höchstens sechs Wochen an der Macht bleiben werde. Als die sechs Wochen um waren, erhöhten sie unsere Gnadenfrist auf sechs Monate. Aus den sechs Monaten sind
-256-

mittlerweile sieben Jahre geworden. Sie standen im Verlauf dieser sieben Jahre im Lager von Schuschnigg, machten ihm den Rücken steif, bis das österreichische Terrorregime unter der Wucht des

nationalen Aufstandes des deutschösterreichischen Volkes zusammenbrach. Von Wien flüchteten sie nach Prag und führten dann für Benesch das große Wort. Als Böhmen und Mähren besetzt wurden, brachen sie wieder ihre Zelte ab und zogen nach Warschau. Hier wiegelten sie die Straße gegen das nationalsozialistische Deutschland auf. Nun traten sie für Beck und Genossen ein, fabrizierten Schlagworte von der Zerhackung der deutschen Armee bei Berlin, logen, die deutschen Waffen taugten nichts, und es bedürfe nur einer geringen Anstrengung für die polnische Armee, um Deutschland in Stücke zu schlagen. Polen wurde zu Boden geworfen, und nun sitzen sie in London und Paris und führen von dort aus das große Wort. Man braucht kein Prophet zu sein, um haargenau voraussagen zu können, wie das enden wird. Wo sie auftauchen, da riecht es nach Untergang und Verwesung. Wenn man nichts von Politik verstände, so müßte man aus den bisher mit ihnen gemachten Erfahrungen wissen, daß die Sache, die diese verwahrlosten journalistischen Subjekte vertreten, schon an sich verloren ist. Jetzt machen sie die deutschfeindliche Propaganda für die Chamberlain und Churchill. Hier treffen sich zwei Gruppen von politischen Unterweltsfiguren, die einander wahrhaft würdig sind.
Die englischen Plutokraten hatten sich eine bequeme Kriegsrechnung aufgemacht. Sie hatten sich den Überfall auf Deutschland so ausgedacht, daß in kurzer Zeit das nationalsozialistische Regime durch eine innere Revolution gestürzt würde. Es wäre dann für sie ein leichtes gewesen, das führerlos gewordene Reich ein zweites Mal zu Boden zu schlagen und ihm einen neuen, diesmal aber endgültig vernichtenden Friedensvertrag aufzuzwingen.
Die ganze Tendenz ihrer deutschfeindlichen Propaganda lief deshalb darauf hinaus, mit scheinheiligen Phrasen das deutsche Volk zu verwirren und es an der Sicherheit und Gradlinigkeit seiner Führung irrezumachen. Chamberlain selbst leitete ja diese Methode mit seiner berüchtigten Ansprache an das deutsche Volk am ersten Kriegstag ein. Aber er mußte, gewiß zu seinem maßlosen Erstaunen, bemerken, daß
-257-

in Deutschland niemand auf ihn hörte. Das deutsche Volk hatte in den vergangenen sieben Jahren gelernt, nur noch dem Wort seines Führers Gehör zu schenken. Wenn man sich heute vergegenwärtigt, daß ein ausländischer Diplomat eines deutschfeindlichen Staates in Berlin noch kurz vor Ausbruch dieses Krieges an seine Regierung berichtete, er nehme an, daß, wenn der Krieg Tatsache werde, der Nationalsozialismus in Deutschland in fünf Tagen durch eine innere Revolution gestürzt werde, so weiß man, auf welchen katastrophalen Illusionen die plutokratische Kriegsrechnung aufgebaut ist.
So also schätzen sie dich, deutsches Volk, ein! Einmal, im November 1918, ist ihnen das verruchte Experiment gelungen, dich in eine Revolution zu stürzen und dich dann in deiner Wehrlosigkeit brutal niederzuschlagen. Dieses Experiment wollten sie noch einmal wiederholen. Gleich bei Beginn des Krieges legten sie wieder die alten, etwas abgespielten Grammophonwalzen auf Wiederum erheben-sie gegen die deutsche Führung scheinheilige Anklagen, die aufs Haar genau denen gleichen, die sie im Weltkrieg gegen das Reich erhoben haben; diesmal nur mit dem Unterschied, daß in all diesem wirren Zeug eine Behauptung der anderen widerspricht. Die jüdischen Emigranten, die heute ihre Ratgeber sind, können ihnen nur wenig dienen. Sie haben ein Deutschland vor Augen, das vielleicht im Jahre 1932 noch vorhanden war, heute aber längst nicht mehr existiert. Und selbst das haben sie niemals verstanden. Sie werfen über Deutschland Flugblätter ab, die in ihrer bornierten Albernheit alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellen. Sie wenden sich in ihrer Rundfunkpropaganda an das deutsche Volk und ahnen anscheinend gar nicht, daß ihnen in Deutschland kein Mensch zuhört. Es gehört bei uns zu den selbstverständlichen Pflichten jedes Staatsbürgers, der ausländischen Lügenpropaganda kein Gehör zu schenken. Das weiß jeder Deutsche, und jeder Deutsche handelt danach. So wie der Soldat sich körperlich nicht selbst verstümmeln darf, um sich damit für den Krieg untauglich zu machen, so darf der deutsche Volksbürger sich nicht durch die feindliche

Lügenpropaganda seelisch selbst verstümmeln, um damit, wenn auch nur einen Augenblick lang an Kampf- und Glaubenskraft zu verlieren.
Was ist auch schon Rares den Rundfunkkanonaden, die von London
-258-

und Paris zu uns herüberdringen, zu entnehmen 1 Ich muß sie täglich berufsmäßig anhören und kann nur sagen, daß sie mich auf die Dauer zu Tode langweilen. Das alles haben wir nun schon fast 20 Jahre lang zu hören bekommen. Dort drüben an den Mikrophonen stehen nämlich dieselben Juden, die wir von 1918 bis 1933 zur Genüge kennengelernt haben. Es sind verwahrloste literarische Subjekte, die hinter der Maske des Biedermannes nur ihre ohnmächtige Wut verbergen und diese durch keifendes Geschimpfe abzureagieren suchen. Ihr Lügengestammel. aber klingt hohl und leer. Es sind dieselben, die Horst Wessel noch nach seinem Tode durch ihre feigen Verleumdungen zu schänden versuchten, dieselben, die heute das deutsche Volk verführen möchten, um es wieder in seine alte Ohnmacht zurückzuwerfen. Sie haben sich nicht geändert; aber Gott sei Dank hat das deutsche Volk sich geändert. Es erkennt sie alle wieder, und es wird auch diesmal mit ihnen fertig zu werden wissen. Eine ständig auf der Wacht stehende offensive deutsche Gegenpropaganda bleibt ihnen die Antwort nicht schuldig. Wir kennen unsere Pappenheimer. Wir Nationalsozialisten haben uns mit ihnen vierzehn Jahre lang
in Deutschland herumgerauft und, wie man wohl sagen kann, mit einigem Erfolg. Wir wissen, wo und wie sie anzufassen sind. Es imponiert uns auch gar nicht, wenn sie im trauten Verein mit den Chamberlain, Churchill und Genossen die deutsche Führung persönlich anzugreifen versuchen. Das kennen wir, das ist alles schon dagewesen. Wir geben ihnen Schlag auf Schlag mit verdoppelter Wucht zurück. Wir haben ja schon einmal mit ihnen die Klingen gekreuzt, damals in den Jahren von 1919 bis 1933.
Da waren wir noch eine verhältnismäßig kleine Sekte, und trotzdem haben wir ihnen, wo sie uns in die Quere kamen, Zunder gegeben, daß die Fetzen flogen. Heute nehmen wir ihr Lügengeschrei gar nicht mehr ernst. Das erledigen wir mit der linken Hand.
Das deutsche Volk schenkt diesen lügnerischen Verleumdungen kein Gehör; es hört heute nur noch auf ein Kommando. Einen November 1918 wird es in Deutschland niemals, niemals wieder geben. Die Juden und Plutokraten sollten sich die Mühe sparen. Es lohnt nicht einmal das Papier, das sie dazu verwenden. Wir sind für sie und von ihnen nicht zu bekehren. Sie sollten nicht weiter Begriffe von Humanität und Zivilisation strapazieren, die ihnen ja doch völlig fremd sind und ewig
-259-

fremd bleiben werden. Das deutsche Volk kennt sie, und gebe Gott, daß sie das deutsche Volk noch einmal kennenlernen!
Wie sollte das auch anders sein angesichts der Tatsachen, die immer härter sind als leere Worte. Wenn England noch einmal wie im Weltkrieg versuchen will, Deutschland zu blockieren, es von der Nahrungsmittelzufuhr abzuschneiden und damit seine Frauen und Kinder dem Hungertod preiszugeben, so ist das im Weltkrieg einmal gelungen, aber das gibt's eben nur einmal, das kommt nicht wieder. Im Gegenteil, die deutsche Staats- und Kriegführung hat die Blockade großenteils bereits wirkungslos gemacht. Der Pfeil richtet sich bald schon gegen den eigenen Schützen.
Die Sicherheit des Reiches liegt in den Händen einer Wehrmacht, die die beste und durchgebildetste militärische Organisation darstellt, die die Geschichte jemals gekannt hat. Diese Wehrmacht hat in achtzehn Tagen den polnischen Staat zerschmettert. Sie ist entschlossen und in der Lage, auf Befehl des Führers alle Maßnahmen zu treffen und durchzuführen, die zur siegreichen Beendigung dieses Krieges nötig erscheinen. Hinter ihr steht voll innerster, geschlossenster Bereitschaft das ganze

deutsche Volk. Diese Bereitschaft ist eine bedingungslose und totale. Sie wird geführt und repräsentiert von der nationalsozialistischen Bewegung und zusammengefaßt im nationalsozialistischen Staat, dessen Struktur bis ins Letzte durchgebildet ist. Die bestfunktionierende Organisationsmaschinerie, die überhaupt nur denkbar ist, gibt dem Reich und dem Volke den inneren Zusammenhalt. Wir sind 80 Millionen Deutsche, die um ihre vitalsten Lebensrechte kämpfen. Jeder deutsche Volksbürger sieht die Berechtigung und die Notwendigkeit dieses Kampfes ein. Jeder deutsche Volksbürger ist deshalb entschlossen, alles einzusetzen, um diesen Kampf zu einem siegreichen Ende zu führen. Wir wissen alle genau, was man mit uns machen würde, wenn man uns noch einmal zu Boden zwänge. Es gibt bei uns keine Unklarheit mehr. Die deutsche Nation wird mit der plutokratischen Welttyrannei Schluß machen. Die Gelegenheit, die sie uns aufgezwungen hat, soll ausgenutzt werden.
Dabei stehen wir gar nicht an, frei und offen zu erklären, daß wir in der Durchsetzung unserer Lebensrechte und in der Führung dieses Krieges selbstverständlich eine ganze Menge von Schwierigkeiten zu
-260-

überwinden haben. Das liegt nun einmal in der Natur eines Krieges, daß er für das ganze Volk erhöhte Sorgen und Anforderungen mit sich bringt. Wir machen kein Hehl daraus, selbst auf die Gefahr hin, daß die Londoner und Pariser Lügenzentralen uns aufs neue das Wort im Munde herumdrehen. Die Schwierigkeiten, die wir überwinden, machen uns nur stärker. Wichtig ist nur, daß die Lasten und Schwierigkeiten gerecht verteilt werden; und dafür ist im nationalsozialistischen Deutschland hinreichend gesorgt. In unserem sozialen Volksstaat hat eine Bevorrechtung der Reichen oder Begüterten keinen Platz mehr. Jedermann nimmt zu gleichen Teilen an den Sorgen und Beschwernissen, die der Krieg mit sich bringt, teil.
Die Hauptschwierigkeit, mit der wir uns abgemüht haben und noch abmühen müssen, ist die Kohlenfrage. Es ist daher ein offenes und klärendes Wort darüber am Platze. Der abnorm lange und strenge Frostwinter war ein Naturereignis, unter dem ganz Europa und nicht nur Deutschland zu leiden hatte. Der augenblickliche Kohlenmangel ist zu einem großen Teil auf diese Katastrophe zurückzuführen. In Wirklichkeit leidet Deutschland auch gar nicht an Kohlen-, sondern an Transportmittelmangel. Und zwar ist das in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß die Wasserwege, die in normalen Wintern einen großen Teil unserer Kohlentransporte sicherstellen, wochenlang zugefroren waren oder noch zugefroren sind. Die Reichsbahn selbst hatte, und das wäre auch unter normalen Verhältnissen der Fall gewesen, mit großen Schneeverwehungen, gefrorenen Weichen und Signalanlagen zu kämpfen, und zum Teil leidet sie selbstverständlich auch unter der Verdunkelung, deren militärische Notwendigkeit außer aller Debatte steht, die aber das Zusammenstellen der Transportzüge sehr verzögert. Alle diese Gründe liegen auf der Hand. Sie stellen eine Art von höherer Gewalt dar, gegen die Menschenkraft und Menschenumsicht wehrlos sind.
Es stimmt auch nicht, wenn man etwa einwendet, daß hier nicht rechtzeitig vorgesorgt worden wäre; denn in der Zeit, in der wir hätten vorsorgen müssen, hat die deutsche Wehrmacht den Polenfeldzug geschlagen, der das Reich in seiner östlichen Flanke freigemacht hat. Außerdem mußte die Ernte, die vielfach noch auf den Feldern lag, unter Dach und Fach gebracht werden. Und die deutsche Staatsführung war mit
-261-

Recht der Meinung, daß es im Augenblick wichtiger sei, für das tägliche Brot unseres Volkes zu sorgen, als die wenn auch noch so wichtige
Kohlentransportfrage unmittelbar zu lösen.

Es wird im Augenblick alles getan, um diesem Mangel beizukommen. Die Bevölkerung hat ein großes und wahrhaft beglückendes Verhalten gegenüber diesen Schwierigkeiten gezeigt. In großen Teilen des Reiches sind die Bürger unter Führung der Partei, der Wehrmacht und der Polizei zur Selbsthilfe übergegangen. Alle verfügbaren Organisationen beteiligen sich am Kohlentransport. Partei und HJ. helfen beim Ausladen. Es gibt ungezählte brave Männer, die sich für diese wichtige Aufgabe zur Verfügung gestellt haben und seit Wochen keinen freien Abend und keinen Sonntag mehr gekannt haben. Es wird also alles getan, um hier möglichst bald zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Wir wissen sehr wohl, wie schmerzlich es ist, in ungeheizten Räumen zu leben. Niemand aber soll dabei vergessen, daß es noch schmerzlicher wäre, wenn wir, statt den Polenfeldzug zum siegreichen Ende zu führen, Kohlen transportiert hätten und unter Umständen heute der Feind in Wirklichkeit vor den Toren Berlins stände. Augenblicklich kommen beispielsweise nach Berlin mehr Kohlen, als in normalen Wintern Bahnen und Wasserstraßen zusammen transportieren. Es besteht also die begründete Hoffnung, daß langsam aber sicher dieser Not gesteuert werden kann. Im Augenblick aber ist es notwendig, daß alle zusammenhalten, daß in einer wirklich nationalsozialistischen Nachbarschaftshilfe einer dem anderen hilft und wir damit um so schneller zur Lösung dieses schwierigen Problems kommen.

Der abnorm harte und lange Frost hat auch Transportschwierigkeiten bei der Versorgung der Bevölkerung mit Kartoffeln und Gemüse mit sich gebracht. Beispielsweise ist der Winterspinat meist unter dem Schnee vergraben und kann im Augenblick der Bevölkerung noch nicht zur Verfügung gestellt werden. Die Herstellung von Sauerkraut war fast doppelt so groß als in anderen Jahren. Aber es ist selbstverständlich auch hier ein starkes Steigen des Verbrauchs festzustellen. Es mußte deshalb eine Weisung an die Fabriken ergehen, von Januar bis April nur eine Ausgabe bestimmter Hundertsätze zu tätigen, weil wir sonst zu früh auf diesem Gebiet ausverkauft wären. Die Konserven aber, mit denen wir im großen

-262-

Umfange eingedeckt waren, mußten aus verständlichen und für jedermann einleuchtenden Gründen für den Bedarf der Wehrmacht sichergestellt werden.

Es bedarf keiner Betonung, daß die Kaufkraft des deutschen Volkes im Augenblick auf einer Reihe von Gebieten nicht voll befriedigt werden kann. Denn selbstverständlich bringt der Krieg die Notwendigkeit von Einschränkungen mit sich, die unabweisbar sind und deshalb von der ganzen Bevölkerung getragen werden müssen. Um so notwendiger aber ist es, daß sich im täglichen Warenaustausch ein festes Vertrauensverhältnis zwischen Verkäufern und kaufendem Publikum herausbildet. jede Hausfrau wird Verständnis dafür haben, daß heute nicht alle ihre Wünsche beim Einkauf befriedigt werden können. Sie wird aber um so lieber eine Absage entgegennehmen, wenn sie vom Verkäufer in einer Art und Weise erteilt wird, die auch psychologisch der Schwere der heutigen Zeit Rechnung trägt. Es ist also angebracht, erstens unsere Hausfrauen dahin zu ermahnen, daß sie an den Verkäufer keine Wünsche richten, die billigerweise nicht erfüllt werden können, andererseits aber muß vom Verkäufer erwartet werden, daß er dem kaufenden Publikum mit Höflichkeit und Zuvorkommenheit entgegentritt. Eine Absage, die in freundliche und aufklärende Form gekleidet ist, erweckt meistens weder Ärger noch Verdruß. Keinesfalls aber ist es erträglich, daß vom Verkäufer eine Haltung zur Schau getragen wird, die in keiner Weise den schweren Sorgen Rechnung trägt, die das kaufende Publikum auf sich zu nehmen hat. Ein zuvorkommendes Wesen müßte heute selbstverständliche Ehrenpflicht jedes Verkäufers sein. Auch er ist ein Träger der Volksstimmung, und wenn die Parole vom Dienst am Kunden irgendwann einmal einen Sinn gehabt hat, dann doch gerade in dieser schweren Zeit, in der das kaufende Publikum vom Verkäufer so abhängig ist. Diese

Abhängigkeit betont zur Schau zu tragen, ist gänzlich unnationalsozialistisch und verstößt gegen die elementarsten Sitten nationalsozialistischer Gemeinschaft.
Daß im Kriege die Kaufkraft unseres Volkes innerhalb unserer Volkswirtschaft keine volle Befriedigung finden kann, braucht nicht weiter betont zu werden. Vorerst müssen wir uns darauf beschränken, die elementarsten Lebensbedürfnisse unseres Volkes zu befriedigen. Die
-263-

überschüssige Kaufkraft aber wird am besten im Sparen angelegt. Die Grundlagen der Spartätigkeit unseres Volkes sind das Vertrauen zu unserer Währung und eine auf vollen Touren laufende deutsche Volkswirtschaft. Das gilt vor allem auch in Kriegszeiten. Wenn unsere Währung nicht durch Gold gedeckt ist, so hat sie eine bessere Deckung als Gold sie darstellt: Sie wird garantiert durch den Führer und durch das ganze deutsche Volk. Wir sehen deshalb auch mit tiefer Befriedigung, wie
schon von den ersten Kriegsmonaten an die Spareinlagen des deutschen Volkes rapide steigen. Das bedeutet für den Sparenden nicht nur die Sicherung des eigenen Lebensabends und der Zukunft der Kinder, das Geld fließt auch völlig normal wieder in die deutsche Wirtschaft und Produktion zurück und hilft so in wesentlicher Weise mit im Abwehrkampf gegen die plutokratische Blockade. Das deutsche Volk wird deshalb auf das eindringlichste ermahnt, das freiliegende Geld nicht für unnütze Dinge auszugeben, nur um zu kaufen, sondern gerade jetzt zu sparen, damit es nach siegreichem Kriege für die eigene Zukunft und für die der Kinder verwandt werden kann. Wer also in diesen Zeiten spart, nützt nicht nur sich selbst, er stärkt die deutsche Wirtschaft, und er hilft auch auf einem wesentlichen Gebiet dem Führer und dem nationalsozialistischen Staat.
Es ist klar, daß in dieser Zeit des Wartens die deutschen Nachrichtenmittel dem Volk nicht täglich in so umfangreicher Weise mit Neuigkeiten dienen können, wie das im Verlaufe großer militärischer Operationen der Fall ist. Die deutsche Nachrichtenpolitik lehnt es im Gegensatz zur französischen und vor allem zur englischen grundsätzlich ab, Vorgänge und Ereignisse künstlich aufzubauschen, nur um damit dem Nachrichtenhunger des Publikums zu dienen. Sie ist ausschließlich darauf eingestellt, der Wahrheit zu dienen und die Vorgänge politischer und militärischer Art so darzustellen, wie sie sich in Wirklichkeit abgespielt haben. Fehlt es also einmal an einzelnen Tagen an welterschütternden Neuigkeiten, so wäre es gänzlich ungerecht, darum den Nachrichtenmitteln, also der Presse oder dem Rundfunk Vorwürfe machen zu wollen. Die Presse und der Rundfunk können immer nur das zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringen, was sich tatsächlich abgespielt hat. Es wäre gänzlich unnationalsozialistisch und entspräche nicht der guten Tradition
-264-

unserer nationalsozialistischen Nachrichtenpolitik, Vorgänge zu erfinden, um in dieser Zeit des Wartens die Neugierde oder den Nachrichtenhunger zu befriedigen.
Hier vor allem erscheint es uns notwendig, daß die nationalsozialistische Bewegung in weitestgehender Weise zur Aufklärung des deutschen Volkes beiträgt. Sie hat überhaupt in dieser Zeit Aufgaben von wichtigster Bedeutung zu erfüllen. Diese Aufgaben versieht sie in bewundernswerter Weise neben ihrem großartigen Einsatz an der Front. 95 Prozent aller Hitlerjugendführer stehen heute in der Wehrmacht. 400 Hitlerjugendführer sind allein im Polenfeldzug gefallen. 68 Prozent der nationalsozialistischen SA.-Männer stehen in den Reihen der Wehrmacht, und zwar in direktem Einsatz. Von 38 Gruppenführern der aktiven SA.-Führer stehen 32 im Felde. Von 16 Kriegsblinden aus dem Polenfeldzug liegen allein in einem Berliner Lazarett fünf SA.-Angehörige und zwei Angehörige der HJ. Die SS ist in weitestem Umfange sowohl am Feldzug in Polen beteiligt gewesen als auch beim Einsatz an der Westfront. 713 ihrer Kameraden sind im Polenfeldzug gefallen. Die Partei hat also auch

auf diesem Gebiet ihre Pflicht getan und ist entschlossen, sie auch weiter zu tun. Es ist das so selbstverständlich, daß es gar keiner besonderen Betonung bedarf
In dieser Zeit des Wartens schaut nun die ganze Welt und vor allem auch das deutsche Volk mit verhaltener Spannung den kommenden Ereignissen entgegen. Das ist natürlich und selbstverständlich. Die Bierbankstrategen üben sich im Entwerfen neuer Operationspläne, die feindliche Auslandspresse wimmelt von unkontrollierbaren Gerüchten, jeden Tag werden neue Offensiven angekündigt oder neue Friedensfühler. ausgestreckt. Wir haben keine Veranlassung, zu diesen nervösen Hysterien irgendwie Stellung zu nehmen. Sollen unsere Feinde selbst mit ihrer Angstneurose fertig werden. Sie machen durch ihr Geschrei nur sich und ihre eigenen Völker nervös. Sie gleichen dabei jenem Knaben, der durch einen dunklen Wald geht und vor Furcht zu schreien beginnt: "Ich habe keine Angst!" Haben sie sich dann aber selbst nervös gemacht, dann werfen sie der nationalsozialistischen Staatsführung vor, wir führten ihnen gegenüber einen zermürbenden Nervenkrieg, mit dem Ziel, sie auf diese Weise zur Kapitulation zu bringen.
-265-

Deutschland tut weder das eine noch das andere. Alles das ist dummes Gerede, darauf angelegt, die Welt in Verwirrung zu stürzen.
Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit schaut heute nur mit unbändigem Vertrauen auf den Führer. Für uns alle in der Heimat wie an der Front aber gilt der Satz: "In Bereitschaft sein, ist alles !"
Wir haben auch gar keinen Grund, nervös zu sein; denn mit tiefer Befriedigung können wir bei einem Überblick über die weltpolitische Lage feststellen, daß der bisherige Gang der Ereignisse uns recht gegeben hat, und daß unsere Sache so gut steht, wie wir das überhaupt nur wünschen können. Die bisherigen Pläne Englands und Frankreichs sind offenbar gescheitert. Wir sind nicht Hungers gestorben. Die Einschränkungen, zu denen wir gezwungen waren, sind vom Volke willig und gern auf sich genommen worden. Auch ist in Deutschland noch keine Revolution ausgebrochen, mit der man vor allem in London so weitgehend gerechnet hatte. Man tut in London und Paris klug daran, auch für die Zukunft in keiner Weise damit zu rechnen. Die westliche Plutokratie steht nicht mehr deutschen Parteien gegenüber, sie hat es mit dem deutschen Volk zu tun. Es gibt in Deutschland keinerlei politische Gruppen mehr, an die sich die ausländische Propaganda irgendwie wenden könnte. Die Meinung des deutschen Volkes dem Krieg, seinem Zweck und seinen Zielen gegenüber ist eine absolut einheitliche, geschlossene und unmißverständliche.
Die Voraussetzungen, unter denen wir diesen Krieg führen und gewinnen werden, sind die denkbar günstigsten. Ernährungsmäßig sind wir vollauf gesichert. Unsere Wirtschaft ist konsolidiert; sie versorgt das Land mit den nötigsten Rohstoffen und Fertigprodukten. Unsere Rüstungsindustrie arbeitet auf Hochtouren. Es ist so, wie der Führer schon in seiner jüngsten Sportpalast-Rede feststellte: "Wir haben in den vergangenen fünf Monaten nicht geschlafen." Selbstverständlich konnten wir es nicht so weit bringen wie die Engländer, die vor einigen Tagen bombastisch verkündeten, daß sie ein neues Flugzeug erfunden hätten, das aus mehreren tausend Metern aus der Luft auf die Erde herniederstürze, ohne dabei irgendeinen Schaden zu nehmen.
Die britische Plutokratie und die dortige von Juden gespeiste öffentliche Meinungsmache soll nur weiterhin das englische Volk so in
-266-

Illusionen wiegen; sein Erwachen wird dann eines Tages um so grausamer und fürchterlicher sein. Man mag unseretwegen beispielsweise weiterhin in London die weitreichenden wirtschaftlichen Austauschpläne zwischen Deutschland und Rußland zu bagatellisieren suchen. Man soll Rußland, um das man sich viele Monate vergeblich bemüht hat, heute als gar nicht in Betracht kommenden

Lieferanten einschätzen. Uns kann das alles nur recht sein. Je weniger ernst man uns und unsere Entschlossenheit zum Siege jenseits des Kanals nimmt, um so vernichtender wird eines Tages die Wucht der deutschen Schläge sein.
Es sei mir in diesem Zusammenhang auch ein Wort an die neutralen Staaten gestattet. Wir weisen es dabei weit von uns, von den neutralen Staaten etwa nach dem Muster des Herrn Churchill zu verlangen, daß sie aktiv und mit militärischen Kräften auf der Seite Deutschlands in diesen Krieg eingreifen sollen. Wir denken nicht daran, in denselben Fehler zu verfallen. Aber es erscheint uns doch notwendig, den Begriff der Neutralität in diesem Krieg in seiner echten Bedeutung wieder herzustellen. Wir können uns dabei in keiner Weise mit einer Definition einverstanden erklären, die dahin geht, daß unter Neutralität nur eine militärische, nicht aber auch eine politische zu verstehen sei. Wenn beispielsweise ein großes neutrales Blatt kürzlich schrieb, man müsse der öffentlichen Meinung in den neutralen Staaten jede Freiheit erlauben, es genüge, daß die Regierung eines neutralen Staates ihre neutrale Haltung in diesem Krieg bekanntmache, so ist das weit über das Ziel geschossen. Es darf kein in die Augen springender Gegensatz zwischen der Neutralität eines Staates und der Neutralität seiner öffentlichen Meinung bestehen.
Die neutralen Staaten tun gut daran, sich wirklich neutral zu verhalten, d. h. sich nicht damit zu begnügen, daß die an der Regierung befindlichen Exponenten ihres politischen Lebens schüchterne Neutralitätserklärungen abgeben, ihrer öffentlichen Meinung dagegen erlaubt ist, in wüsten Schimpfkanonaden gegen das Reich und gegen das nationalsozialistische Regime zu Felde zu ziehen. Neutral sein heißt, sich in jeder Beziehung aus dem Konflikt heraushalten. Wir möchten auch privat nicht gern beleidigt werden. Vor allem geziemt sich eine solche Haltung für die Staaten, die nicht müde werden zu erklären, daß ihr höchstes
-267-

rationales Interesse gebiete, in keiner Weise in den Konflikt hineingezogen zu werden. Wenn man Zuschauer bei einem Boxkampf ist, so tut man als körperlich schwächlicher Mensch gut daran, sich respektvoll aus der unmittelbaren Nähe der beiden Kämpfer zu halten. Begibt man sich aber in die Nähe des Rings, klettert man sogar über die Seile hinweg mitten in den Ring hinein, um seinen Favoriten mit aufmunternden Zurufen zu bedenken, ja ihm noch gute Ratschläge zu erteilen, wie er am wirksamsten seinen Gegner k. o. schlagen könne, dann darf man sich nicht wundern, daß man in der Hitze des Gefechtes den einen oder den anderen Hieb mit abbekommt.
Was soll man beispielsweise dazu sagen, wenn heute in einer Reihe von neutralen Staaten ein gemeines und niederträchtiges Pamphlet eines deutschen Emigranten gegen das nationalsozialistische Regime und gegen den Führer im offenen Buchhandel vertrieben, dagegen der Vertrieb einer Rede des Führers unter Staatsverbot gestellt wird! Was soll man dazu sagen, wenn in einem anderen neutralen Staat, der zwischen beiden kämpfenden Parteien liegt, ein Universitätsprofessor über den französischen Rundfunk erklärt, es sei eine Tatsache, daß die Regierung seines Staates neutral, das Volk aber nicht neutral sei, man könne mit vollkommenem Recht feststellen, daß das Volk in seiner großen Mehrheit moralisch an der Seite Englands und Frankreichs stehe. So ein übereifriger Universitätsprofessor ist sich wahrscheinlich gar nicht im klaren darüber, welchen Schaden er seinem Lande zufügt. Wäre die Regierung seines Landes gut beraten, so würde sie mit einem solchen Feuereinbläser Fraktur reden; denn es war ja noch immer so, wie Bismarck in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 sagte, daß "jedes Land auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, verantwortlich ist; die Rechnung werde an irgendeinem Tage präsentiert".
Man kann uns in der Verfechtung dieses durchaus klaren und auch absolut billigen Standpunktes nicht entgegentreten mit dem Einwand, wir hätten also die Absicht, die Freiheit der Meinung in den neutralen Staaten zu unterdrücken oder doch zu beeinträchtigen. Nichts, was uns ferner liegt! Das

Gesetz der Freiheit der Meinung aber darf auch in neutralen Staaten nicht dazu mißbraucht werden, kriegführende Groß-
-268-

mächte bewußt und systematisch zu insultieren; denn es könnte eines Tages der Augenblick eintreten, in dem das den Großmächten zu dumm wird und sie zu entsprechenden Gegenmaßnahmen schreiten. Wir jedenfalls haben keine Lust, uns auf die Dauer von armseligen Schreiberlingen, die nicht wissen, was sie tun, anpöbeln zu lassen. Es wäre deshalb gut, wenn die Verantwortlichen dieser Frage eine erhöhte Aufmerksamkeit schenkten. Denn schließlich und endlich geht es nicht an, daß ausgerechnet die Bürger der kleinsten Staaten in Europa das Recht haben sollen, den Führer des größten Staates ungestraft und auf das Ordinärste zu beschimpfen.
Im übrigen ist es nicht mehr so, wie das während des Weltkrieges war; Deutschland ist nicht mehr isoliert, an seiner Seite stehen die volkreichen und größten Weltmächte der Erde. Es ist deshalb auch gänzlich absurd, wenn englische Zeitungen jetzt noch die englische Meinung als die Weltmeinung darzustellen belieben. Englische Zeitungen vertreten heute nur die Meinung eines kleinen plutokratischen Klüngels, der zu den Interessen der ganzen gesitteten Menschheit in schreiendem Gegensatz steht. Vor allem kann diese sogenannte englische Weltmeinung den Völkern nicht mehr die Illusion vorgaukeln, als handele es sich bei Deutschland um einen gänzlich vereinsamten Staat. Das ist ein Wunschtraum der englischen Politik; aber die von England geplante und zunächst auch klug eingefädelte Einkreisung ist auf der ganzen Linie mißlungen.
Wir haben heute im Gegensatz zum Weltkrieg im Osten den Rücken gänzlich frei. Der Zweifrontenkrieg gehört der Vergangenheit an. Die deutsche Nation wendet ihr Gesicht ausschließlich zum Westen. Dorthin richten sich alle deutschen Ziele, alle Hoffnungen und alle Wünsche. Es ist ganz gut, wenn ein Volk weiß, was es will. Besser aber noch ist es, wenn ein Volk will, was es weiß.
Aber was gelten in dieser Zeit der künstlichen Verwirrung der öffentlichen Meinung durch die englischen und französischen Lügenfabrikanten noch realpolitische Erwägungen? Wir schmeicheln uns nicht, die Exponenten der Gegenseite von der Aussichtslosigkeit ihres Tuns überzeugen
zu können. Sie werden wahrscheinlich, wie alle bisherigen Gegner der nationalsozialistischen Bewegung und des nationalsozialistischen Regimes,
-269-

nur durch Taten belehrt werden können. Letzten Endes ist auch der Sieg, den eine junge revolutionäre Bewegung an ihre Fahnen heftet mehr das Ergebnis eines fanatischen Glaubens, einer verbissenen nationalen Besessenheit und einer unbändigen Willenskraft als das Ergebnis nur realpolitischer Voraussetzungen. Wir haben in der Vorbereitung dieser realpolitischen Voraussetzungen nichts versäumt; aber darüber hinaus haben wir in die Seele unseres Volkes diesen fanatischen Glauben, diese verbissene nationale Besessenheit und diese unbändige revolutionäre Willenskraft hineingepflanzt. Der nationale Idealismus, der heute das ganze deutsche Volk erfüllt, ist zugleich auch die realste Sache in der deutschen Politik und Kriegführung.
Das hat uns der Führer gelehrt; und dabei lernte das deutsche Volk auch, geschult durch immer wiederkehrende Erfolge, die die Folgen von immer wieder angewandten, ewig gleichbleibenden Methoden unseres Kampfes waren, an ihn und an seine geschichtliche Mission zu glauben. Er war es, der schon in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Bewegung die Augen seiner Anhänger auf das Testament des Generals Carl von Clausewitz lenkte, der in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung Preußens jene denkwürdigen Worte schrieb, die auch für uns heute noch Richtschnur unseres politischen Handelns sein können und müssen. Mit ihm haben wir uns losgesagt von der leichtsinnigen Hoffnung auf eine Errettung durch die Hand des Zufalls, von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die

ein stumpfer Sinn nicht erkennen will, von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte, von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste, von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde. Mit ihm glauben und bekennen wir, daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit. Mit ihm erklären und beteuern wir der Welt und Nachwelt, daß wir die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halten, was Furcht und Angst einflößen können; daß wir die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht vergessen und die Weltgeschichte hingeben für das Blatt einer lügenhaften Zeitung.
-270-

Fest fußend auf den Lehren dieses politischen Glaubensbekenntnisses, das im Nationalsozialismus späte Gestalt fand, stehen wir heute, in einer festen Gemeinschaft zusammengeschlossen, um den Führer geschart. Jeden Morgen und jeden Abend, ja man kann fast sagen, jede Stunde richten sich die Blicke unseres ganzen Volkes auf ihn. Wenn wir seinen Namen im Herzen tragen, dann werden uns allen die Lasten des Krieges leichter und seine Sorgen erträglicher. Dann fassen wir wieder an, Arbeiter, Bauer und Soldat, fester und härter als je zuvor. An ihn denken unsere Flieger, wenn sie in ihren Flugzeugen über der weiten Nordsee gegen England fliegen, an ihn denken unsere U-Boot-Männer, wenn sie auf eisigem Meer auf den Feind lauern, unsere Soldaten, wenn sie in frostklirrender Nacht weit draußen im Vorfeld auf der Wacht stehen, unsere Bauern, wenn sie für die kämpfende Nation das tägliche Brot bereiten, unsere Arbeiter, wenn sie die Waffen schmieden, mit denen das Reich sein Leben verteidigt und festigt, unsere Frauen, wenn sie in den Fabriken ihr schweres und ungewohntes Tagewerk verrichten, unsere Mütter, wenn sie durch Schnee, Regen und Kälte auf Einkauf ausgehen, vor den Geschäften stehen und warten, manchmal das werdende Leben unseres Volkes unter dem Herzen tragend, vielleicht von dem geliebten Mann, der in einem einsamen Soldatengrab in Polen oder verweht von den Wogen auf dem Grunde des Meeres ruht. Um eines Tages mit seinem Volke neu aufzuerstehen. Denn die, die für das Reich fallen, sind nicht tot, sie schlafen nur. Und derweil wir kämpfen und arbeiten, warten sie. Sie haben ihr Teil getan; sie brachten für ihr Volk das größte Opfer, das ihres Lebens. Haben sie nicht ein Recht, von uns zu fordern, daß wir unsere Herzen täglich in beide Hände nehmen und gläubig gehorchen und dienen, auf daß das Reich bleibe und wachse und niemals vergehe!
So laßt uns denn arbeiten und kämpfen nach dem Wort: "Gelobt sei, was hart macht !"
-271-

* * * * *

Wirtschaft und Krieg

Rede zur Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse

3. März 1940

Die Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse ist seit jeher ein nationalpolitisches Ereignis erster Ordnung im deutschen Wirtschaftsleben gewesen. Sie stellt eine Gesamtschau der wirtschaftlichen Möglichkeiten und Beziehungen des Reiches zu anderen Ländern im weitesten Umfange dar. Sie ist sozusagen die Visitenkarte, die die deutsche Wirtschaft alljährlich der Welt überreicht. Darum hat sie auch im In- und Ausland immer allerstärkste Beachtung gefunden, und diese hat sich nach der Machtübernahme durch den Führer nicht etwa verringert, sondern eher noch vergrößert. Der rapide wirtschaftliche Aufschwung des Reiches zog eine umfassende Ausweitung auch der Leipziger Messe nach sich und bedingte damit auch ihre viel stärkere Ausstrahlungskraft in die Welt hinein.

Es ist nun bekannt, daß das Reich in seiner Wirtschaft niemals ein politisches Kampfinstrument gesehen hat. Die Wirtschaft diente dem deutschen Volke nur als Quelle der Arbeit, der Ernährung und des nationalen Wohlstandes. Deutschland wollte durch eine intensive Wirtschaft den sozialen Standard seines Volkes heben. Denn wir Deutschen sind ja auf Grund unserer geopolitischen Lage und der beengten raumpolitischen Bedingungen, unter denen wir als Volk leben, seit jeher auf eine solide und fleißige Arbeit angewiesen gewesen. Die deutsche Nation ist infolge ihres Mangels an vielen wichtigen natürlichen Reichtümern und Rohstoffen von den eigentlichen Lebensquellen einer nationalen Wirtschaft ausgeschlossen. Im allgemeinen aber verdanken die Völker gerade diesen Voraussetzungen ihren sozialen und nationalen Wohlstand und hohen Lebensstandard. Wenn also Deutschland auch in dieser Beziehung mit den anderen Kulturvölkern konkurrieren wollte, so mußte es den Versuch machen, die Dissonanz zwischen dem Mangel an natürlichen Reichtümern einerseits und dem rassischen und kulturellen Hoch-
-272-

stand seines Volkstums andererseits durch besonders intensive Arbeit und eine bis ins letzte durchorganisierte nationale Wirtschaft auszugleichen.
Das und nichts anderes haben wir Deutschen seit jeher getan. Daß dieser Versuch durch den Nationalsozialismus eine gigantische Steigerung erfahren würde, lag in der Natur dieser revolutionären Bewegung, die sich ja im wesentlichen zum Ziel gesetzt hatte, die Kräfte des deutschen Volkes zu vereinheitlichen und sie zusammengefaßt auf große nationale Ziele anzusetzen. Wir haben diesen Versuch in zwei Vierjahresplänen praktisch durchgeführt. Sie stellen nicht nur wirtschafts-, sondern auch nationalpolitisch gesehen großartige Beispiele einer nationalen Selbsthilfe dar.
Aber selbst das wollten die dem Reich feindlichen plutokratischen Mächte des europäischen Westens nicht dulden. Selbst diesem auf der nationalen Selbsthilfe basierenden Versuch der Ausgleichung sozialer Spannungen standen sie nur neid- und haßerfüllt gegenüber. Wir Deutschen jedoch wollten damit nur noch einmal zu allem Überfluß beweisen, daß wir ein starkes, unabhängiges, in seiner eigenen Sicherheit ruhendes Deutschland auf friedliche Weise aufbauen wollten.
Der Führer hat sich jahrelang geweigert, die immer deutlicher auftretenden Absichten unserer Gegner, die auf die bewußte innere Aufspaltung und Vernichtung des Reiches hinzielten, als endgültig anzusehen. Daraus erklären sich auch seine damaligen unermüdlichen Friedensbemühungen. Die Male sind nicht zu zählen, daß er über die Grenzen seines Landes hinweg den westlichen Mächten die Hand der Versöhnung entgegenstreckte. Jedesmal aber begegnete er dort nur entweder eisiger Ablehnung oder gar offenem Hohn und zynischer Verachtung. Trotzdem setzte er seine Bemühungen um einen europäischen Ausgleich fort und richtete danach auch in weiser Beschränkung seine außenpolitischen Zielsetzungen aus. Die von ihm durchgeführte Beseitigung mittel- und osteuropäischer Brandherde bezweckte nichts anderes, als einem echten europäischen Frieden den Weg zu bahnen; denn diese Brandherde waren ja bewußt so angelegt, daß ein paar gewissenlose Kriegshetzer jederzeit aus ihnen die Flammen kommender kriegerischer Auseinandersetzungen hochblasen konnten.
-273-

Die ewigen Mahnungen des Führers, den bestehenden, so außerordentlich gefährlichen Versailler Zustand auf friedliche Weise zu beseitigen, fanden im plutokratischen Westen kein Gehör. Es erwies sich, daß alle diese Bemühungen umsonst waren. London und Paris wollten einfach ein starkes und unabhängiges Reich nicht dulden. Sie versetzten Deutschland in eine Lage, in der der Frömmste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.
Solange der plutokratische Westen sich auf theoretische oder auch nur publizistische Ablehnung der deutschen Unabhängigkeitsbestrebungen beschränkte, war hierin keine besondere politische Gefahr zu

erblicken. Aber Hohn und Verachtung, die uns und dem Friedenswerk des Führers aus dem Westen entgegengebracht wurden, wichen bald wirtschaftlichen Druckmitteln. Die wirtschaftlichen Druckmittel wurden von einer großangelegten infamen Kriegshetze abgelöst, bis man dann den Augenblick für geeignet und günstig ansah, das Reich in einem brutalen und provokatorischen kriegerischen Angriff zu überfallen. Ich kann es mir ersparen, in diesem Zusammenhang noch einmal auf die wahren Ursachen des Krieges im einzelnen einzugehen. Die Welt kennt sie und ist sich darüber durchaus im klaren.

Wenn wir heute nach sechsmonatiger Kriegsdauer einen Rückblick auf das vergangene halbe Jahr werfen und die aus den dort gemachten Erfahrungen resultierenden Siegeschancen gegeneinander abwägen, so werden wir, ohne rabulistische Kunststücke anstellen zu müssen, unschwer zu der Feststellung kommen, daß sich allmählich auch für den Laien sichtbar die Waage des Erfolgs auf die deutsche Seite herniedergesenkt hat. Wenn die britische Plutokratie den Plan gefaßt hatte, wie 1917 und 1918 Deutschland noch einmal wirtschaftlich abzuwürgen, um es damit ihren politisch-imperialen Zielen gefügig zu machen, so kann dieser Plan schon heute als vollkommen gescheitert angesehen werden. Englands Blockade ist nicht zum Zuge gekommen. Deutschland hat im Gegensatz zum Weltkrieg diesmal schon rechtzeitig zum Gegenschlag ausgeholt. Es kann deshalb auch keine Rede davon sein, daß es der britischen Plutokratie irgendwann oder irgendwie einmal gelingen könnte, Deutschland ernährungspolitisch auszuhungern. Die politische Haltung des deutschen Volkes den kriegerischen Ereignissen gegenüber ist eine

-274-

über jeden Zweifel erhabene. Das deutsche Volk tritt heute dem plutokratischen Westen nicht mehr in einer Vielzahl von Parteien, sondern als geschlossene nationale Gemeinschaft gegenüber. Die militärische Bereitschaft des Reiches aber zur Niederwerfung des plutokratischen Angriffs ist unbestreitbar. Mit welcher Wucht sie in Aktion treten kann, das hat der 18tägige Feldzug in Polen, in dem eine Großmacht sozusagen über Nacht hinweggefegt wurde, zur Genüge bewiesen.

Es ist auch ebenso kindlich wie naiv, an einen Erfolg der von London aus wie im Weltkrieg erneut gegen das Reich betriebenen Lügenpropaganda zu glauben. Wenn diese Lügenpropaganda an das deutsche Volk gerichtet war oder ist, so steht das deutsche Volk solchen Versuchungen vollkommen immun gegenüber. Wenn diese Lügenpropaganda sich aber an die Welt richtet, so ist die Welt durch die Erfahrungen des Weltkriegs belehrt, über die wahren Absichten des englischen Imperialismus so hinreichend unterrichtet, daß keine Gefahr besteht, daß sich die Vorgänge aus dem Weltkrieg noch einmal wiederholen könnten.

Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit arbeitet und kämpft heute ausschließlich für den Sieg. Die deutsche Nation ist dabei von einer ruhigen und souveränen Sicherheit erfüllt. An der siegreichen Beendigung des Krieges zweifelt bei uns heute kein Mensch mehr.

Selbstverständlich hat sich in Deutschland wie auch überall anderswo nicht nur in den kriegführenden, sondern auch in den neutralen Ländern das Leben vollkommen auf den Krieg umgestellt. Sonst aber geht dieses Leben seinen normalen Gang; ja, das Auge des durchreisenden Ausländers, der Deutschland nur flüchtig kennenlernt, vermag kaum einen Unterschied zwischen dem Friedens- und dem Kriegszustand im Reich zu entdecken.

So empfindet man es heute fast als selbstverständlich, daß Deutschland auch in der Kriegszeit die Leipziger Frühjahrsmesse mit nur geringen Einschränkungen gleichwie mitten im Frieden eröffnet und durchführt.

Die besondere Bedeutung der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse ist darin zu sehen, daß das Reich damit den Beweis erbringt, daß es entschlossen und fähig ist, auch mitten im Kriege weiterhin eine unverminderte Qualitätsarbeit zu leisten. Geordnet und stark erfüllen

-275-

Deutschlands Handelsplätze auch im Kriege ihre lebenswichtigen Punktionen. Dafür sind die Ausstellerzahlen der heute zur Eröffnung kommenden Frühjahrsmesse 1940 ein beredtes Zeugnis. Sie sind fast gleich so hoch wie früher. Während die Zahl der Aussteller auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1939 auf der Mustermesse 6411 betrug, beträgt sie in diesem Jahre wieder nahezu 6400; die Zahl der Aussteller ausländischer Rohstoffe und Nahrungsmittel, die im Jahre 1939 271 betrug, beträgt in diesem Jahre rd. 200. Insgesamt 's* die Ausstellerzahl von 6682 im Jahre 1939 nur auf 6600 im Jahre 1940 gesunken. Die bisher belegte Ausstellungsfläche beträgt in diesem Jahre rd. 110.000 Rechnungsmeter. Und was die Pessimisten nicht glauben wollten, das ist doch eingetroffen:
das Ausland, das vielfach unter stärksten englischen Druck gestellt war, ist trotzdem auch im Kriegsjahr 1940 zur Leipziger Frühjahrsmesse gekommen. Es bringt damit in der sichtbarsten Weise zum Ausdruck, daß es das Reich wirtschaftlich genau so nötig hat, wie Deutschland das Ausland nötig hat. Auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse sind zahlreiche Länder vertreten. Belgien, Bulgarien, Estland, Griechenland, Iran, Italien, Jugoslawien, Lettland, Luxemburg, die Niederlande, Rumänien, Schweden, die Schweiz, die Slowakei und Ungarn treten auch diesmal wieder mit Kollektivausstellungen oder offiziellen Vertretungen auf. Die große Zahl der ausländischen Aussteller ist der beste Beweis dafür, daß Deutschland auch im Kriege seine Wirtschaft intakt gehalten hat, daß sie auf höchsten Touren läuft, daß Deutschland in seiner Wirtschaft ein geschätzter Handelspartner ist, mit dem man engste Verbindung aufrechterhält und schlechterdings auch aufrechterhalten muß, daß neben einem zäh schaffenden Binnenhandel der deutsche Außenhandel auch im Kriege außerordentlich aktiv geblieben ist.
Somit wird also die Leipziger Frühjahrsmesse trotz Fehlens der Großen Technischen und der Baumesse auch in diesem Jahre wieder bei allen in- und ausländischen Besucher den stärksten Eindruck hinterlassen.
Damit wird auch auf eine wirksame Weise der katastrophale Blockadeirrtum, dem die britische Plutokratie unterliegt, ad absurdum geführt. Denn der Unterschied zwischen 1914/18 und heute ist in die Augen springend. Damals wehrte das Reich sich gegen die brutalen britischen Blockadeabsichten auch auf wirtschaftlichem Gebiet nur in zögernder und
-276-

hinhaltender Weise. Demnach mußten auch die Abwehrmaßnahmen, die das Reich traf, immer hinter der voreilenden Entwicklung herhinken. Diesmal aber sind durch eine weitblickende nationalsozialistische deutsche Staatsführung schon vorbeugend und vorsorglich alle Maßnahmen getroffen worden, die geeignet erscheinen, die englischen Blockadeabsichten zu durchkreuzen. So geht heute jeder Schlag der britischen Plutokratie auch auf wirtschaftlichem Gebiet ins Leere. Die hinterhältigen wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen Englands, die auf eine Hungerblockade gegen Deutschland hinzielen, sind von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt.
Dazu kommt die Tatsache, daß die deutsche Wehrwirtschaft in reibungslosester Weise in die deutsche Kriegswirtschaft übergeführt worden ist. Seit Beginn des Vierjahresplans und der damit zusammenhängenden Maßnahmen auf dem Rohstoffgebiet und dem Ernährungssektor war Deutschlands Wirtschaft bereits in weitestem Umfange wehrhaft. Die Umstellung dieser wehrhaften Wirtschaft zur eigentlichen Kriegswirtschaft war deshalb nur mit verhältnismäßig geringen Reibungen verbunden. Man vergegenwärtige sich, daß Deutschland Ende Dezember 1933 noch 4,059.000 Arbeitslose zählte, daß es uns gelungen ist, diese bis Ende Dezember 1939, also mitten im Kriege, auf 128.000 freigesetzte Arbeitskräfte zu reduzieren, von denen nur 18.000 überhaupt voll einsatzfähig waren, man halte dem gegenüber, daß in England am 31. Januar 1940, also auch mitten im Kriege, noch 1,380.000

Arbeitslose gezählt wurden, und erkenne daran, daß der Reichtum eines Volkes nicht in seinen Devisen- und Goldvorräten, auch nicht einmal ausschließlich in seinen weitverstreuten Rohstoffgebieten zu suchen ist, daß er vielmehr im wesentlichen auf der angesetzten und nutzbar gemachten Arbeitskraft seiner Bürger beruht.
Der intensiv gesteigerten inneren deutschen Produktion steht eine außerordentlich rührige deutsche Handelspolitik gegenüber. Vom Beginn des nationalsozialistischen Regimes an ist ein zielbewußter Ausbau der handelspolitischen Beziehungen Deutschlands mit den Ländern betrieben worden, bei denen sich die beiderseitigen Volkswirtschaften wechselseitig ergänzen. Wir suchen in der Welt natürliche Handelspartner, und es liegt nur im Zuge dieser Entwicklung, daß gerade der Krieg eine
-277-

Verstärkung dieser lebendigen und organischen Austauschbeziehungen mit sich gebracht hat. Das deutsch-russische Wirtschaftsabkommen ist gewissermaßen als Schlußstein dieser weitsichtigen und konstruktiven deutschen Wirtschafts- und Handelspolitik anzusehen. Die Versuche der britischen Plutokratie, Deutschland von seinen natürlichen Handelspartnern zu trennen, sind gescheitert; sie werden auch in der Zukunft erfolglos bleiben, weil sie dem modernen Wirtschaftsdenken als vollkommen altmodisch und dumm erscheinen. Unsere natürlichen Handelspartner haben längst erkannt, daß sie in Deutschland einen Abnehmer finden, der auf sie genau so angewiesen ist, wie sie auf ihn angewiesen sind. Solche Abnehmer werden auf lange Sicht gesehen zu natürlichen Dauerkunden. Ein Käufer dagegen, der aus politischen Spekulationen heraus, wie das heute bei der britischen Plutokratie Mode geworden zu sein scheint, ein Saison- und Gelegenheitsgeschäft machen will oder der natürliche wirtschaftliche Beziehungen durch politische Zweckbeziehungen abzulösen versucht, ist im allgemeinen ein fauler Kunde.
Aus dieser Erkenntnis heraus entwickelt sich auch das Bedürfnis mit Deutschland Handel treibender Völker, die gegenseitigen Beziehungen auf eine dauerhafte und bleibende Basis zu stellen. Und gerade daran scheitern mehr und mehr die wirtschaftlichen Drosselungsversuche, die von Seiten der britischen Plutokratie diesen Bestrebungen entgegengesetzt werden.
Dazu kommt nun noch eine machtvolle Verbreiterung der innerdeutschen Rohstoffbasis, die durch den Vierjahresplan eingeleitet und durchgeführt worden ist. Auch in den Kriegsmonaten findet ein verstärkter Ausbau unserer in diesem Rahmen produzierenden Fabriken statt. Unsere deutsche Werkstoff-, Zellwoll-, Buna- und Treibstofferzeugung hat einen bisher kaum für möglich gehaltenen Umfang erreicht. Daneben steht die zielbewußte Aufrechterhaltung der Leistungsfähigkeit der deutschen Exportindustrie, die auch für unseren inneren Markt von ausschlaggebender Bedeutung ist.
Die deutsche Wirtschaft selbst läuft auf höchsten Touren. Sie sichert damit die unbedingt notwendige Inlandserzeugung und sorgt andererseits dafür, daß auch die deutsche Ausführfähigkeit in weitestem Umfange erhalten bleibt.
-278-

Dazu kommt ein intensiver wirtschaftlicher Aufbau in den neuen Ostgebieten. Er ergänzt die sorgsame Pflege unseres Außenhandels, unsere vermehrte Rohstofferzeugung, die unerhörte Steigerung unserer Produktion von Kriegsmaterialien und die Erweiterung unserer landwirtschaftlichen Erzeugungsschlacht. Ich brauche in diesem Zusammenhang nur einige Beispiele für die Zunahme der deutschen Produktionskraft durch die Rückgliederung von Ostoberschlesien, Posen und Westpreußen zur Kenntnis der Öffentlichkeit zu bringen:
Durch die vom Versailler Diktat erzwungene Teilung Oberschlesiens verlor Deutschland 1922 von 2800 qkm der Gesamtfläche des oberschlesischen Steinkohlenreviers 2200 qkm. Die Polen erhielten einen erheblichen Teil der deutschen Erzgruben und schwerindustriellen Betriebe, z. B. alle 7

Eisenerzgruben, 5 von 8 Hochofenwerken, 22 von 37 Hochöfen, 7 von 10 Stahlwerken, 37 von 54 Siemens-Martin-Öfen, 8 von 12 Walzwerken, 60 von 75 Walzenstraßen, 10 von 15 Blei- und Zinkerzgruben, alle 12 Zinkhütten, beide Bleihütten, 5 von 8 Zinkwalzwerken und das einzige Bleiwalzwerk.
Man kann sich also eine ungefähre Vorstellung davon machen, wie stark die Kapazität der deutschen Wirtschaft durch die Rückgliederung dieser deutschen Provinzen gestiegen ist.
Wichtigste Voraussetzung aber der Durchhaltekraft des deutschen Volkes und der Standfestigkeit der deutschen Wirtschaft ist ihre von höchstem nationalen Arbeitsethos erfüllte soziale Ordnung. Der Krieg zwischen Deutschland und der englischen Plutokratie ist ja gewissermaßen eine waffenmäßige Auseinandersetzung zwischen dem deutschen Sozialstaat und dem englischen Kapitalismus. Deutschlands Wirtschaftsstärke ist das Ergebnis der zusammengefaßten Arbeitskraft von 80 Millionen Menschen. Diese Arbeitskraft ist organisch gegliedert und in einem System höchster sozialer Verpflichtung aufgebaut. Der Nationalsozialismus sieht im Schutz und in der Pflege dieser Arbeitskraft gerade auch im Kriege die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg der deutschen Wirtschaft. Die Volksgemeinschaft sorgt in einer großzügigen Familienunterstützung für die Familien, deren Ernährer eingezogen ist. Vergleicht man damit die britisch-plutokratische Methode, in der das Ringen der Arbeiter um selbstverständlichste Lebensrechte bis heute noch ohne
-279-

nennenswerten Erfolg geblieben ist, so wird man wissen, auf welcher Seite in dieser kriegerischen Auseinandersetzung der moderne soziale Gemeinschaftsgedanke des 20. Jahrhunderts seinen Platz gefunden hat und wo die plutokratisch-liberale Auffassung des 19. Jahrhunderts steht. Kapitalistische Krankheitserscheinungen wie Kriegsgewinnlertum und Profitjägerei, schwindelerregende Dividendenhascherei, Dinge, die heute noch in England zu den Selbstverständlichkeiten gehören, sind in Deutschland längst überwunden. Man könnte sich kaum noch vorstellen, daß es bei uns möglich wäre, daß wie in London die Werkzeugmaschinenfabrik Craven Brothers (Manchester) 22½% und die Flugzeugbau Hawker Siddeley Aircraft Company sogar 42½% Dividende ausschüttet. Fragt man da noch, auf welcher Seite die Siegeschancen liegen?
Siegen wird in diesem Kriege das Volk, das im Innern den größten sozialen Ausgleich besitzt und damit der Welt gegenüber die kraftvollste nationale Einheit repräsentiert. Das Reich wird siegen, weil seine Wirtschaft gesund, seine Währung konsolidiert, seine Volksgemeinschaft gehärtet und sein Wille unerschütterlich ist.
Damit ist unsere politische Beweisführung eine lückenlose geworden. Wir treten dem imperialistischen Wahnsinn Londons bewaffnet entgegen. Bei uns verfangen Drohungen, die vielleicht noch auf kleine wehrlose Völker eine Wirkung ausüben können, nicht mehr. Wir lassen uns von London nicht ins Bockshorn jagen. Der Führer hat uns in den vergangenen sieben Jahren zu so vielen außenpolitischen Siegen geführt, daß es gar nicht möglich ist, daß wir im entscheidenden Waffengang unterliegen könnten. Man spricht heute so viel von Hilfsmitteln materieller Art, die angeblich diesen Krieg entscheiden würden. Uns imponiert das nicht;
wir sind unseren Gegnern wirtschaftlich gewachsen. Aber auch 1918 hat nicht die wirtschaftliche Übermacht Deutschland zu Fall gebracht, wir sind geschlagen worden, weil wir in der entscheidenden Stunde die Nerven verloren.
Das kommt für diesen Krieg nicht mehr in Frage. Und das beweist die Geschichte, daß Kriege am Ende immer von Männern entschieden und gewonnen worden sind. Das größte nationale Kapital also, das ein Volk besitzen kann, ist ein Mann, der führt. Das ist dieses Mal bei uns wie noch nie vordem in unserer Geschichte der Fall. Darum vor allem ist
-280-

das deutsche Volk in seiner Gesamtheit des Sieges gewiß. In dieser festen Sicherheit arbeiten und kämpfen wir für die Niederringung der Feinde, die unser nationales Leben bedrohen. Für unseren Sieg und damit für die endgültige Befreiung des deutschen Volkes wird auch die diesjährige Leipziger Frühjahrsmesse zum Einsatz gebracht, die ich hiermit für eröffnet erkläre.
-281-

* * * * *

Führergeburtstag 1940

Rundfunkrede zum Geburtstag des Führers

19. April 1940

Am 3. September des vergangenen Jahres, zwei Stunden nachdem die englische Plutokratie dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatte, wandte sich der britische Ministerpräsident Chamberlain in gebrochenstem Deutsch in einer Rundfunkrede an das deutsche Volk. Es war das sozusagen die erste englische Kriegshandlung, und sie stellte, wie sich sehr bald danach schon erweisen sollte, auch den ersten, aber schwersten und verhängnisvollsten psychologischen Fehler dar, den die britische Plutokratie überhaupt begehen konnte. Chamberlain verriet in seiner Rede nicht, wer ihm das Mandat übertragen hatte, kraft dessen er sich überhaupt an die deutsche Nation wenden konnte. Er war gewiß der Meinung, daß das deutsche Volk, zu dem er zu sprechen versuchte, sich noch genau oder doch ungefähr in demselben geistigen und seelischen Zustande befand, in dem es nach seiner Kapitulation am 9. November 1918 der Willkür und der Rachsucht der Westmächte preisgegeben war. Der Rede kurzer Sinn war der, daß England nicht die Absicht habe, gegen das deutsche Volk Krieg zu führen, es im Gegenteil zu schonen trachten werde. Es brauche nur auf den simplen britischen Vorschlag einzugehen, sich vom Führer bzw. vom sogenannten Hitlerismus zu trennen, dann könne es einen baldigen und billigen Frieden haben. Wir brauchen nur am Rande zu vermerken, daß die britische Plutokratie mittlerweile im Verlauf eines siebenmonatigen Krieges längst davon Abstand genommen hat, weiterhin mit diesen scheinheiligen Phrasen vor der Weltöffentlichkeit hausieren zu gehen. Ihre gewandten und redseligen Publizisten haben längst schon die englische Meinung dahingehend definiert, es sei das Ziel der britischen Plutokratie, Deutschland insgesamt als Reich und als Volk zu vernichten; man wolle es auf den Zustand des Westfälischen Friedens vom Jahre 1648 zurückwerfen.
-282-

Aber damals, am Anfang des Krieges, sang man noch das andere, alte Lied. Allerdings kam es unseren Ohren allzu bekannt vor, um noch seine Wirkung zu tun. Seine Melodie war stumpf und abgeleiert. Genau so hatte die britische Plutokratie im Burenkrieg dem burischen Volke klarzumachen versucht, daß England nur gegen den Krügerismus kämpfe, was es bekanntlich nicht daran hinderte, ungezählte burische Frauen und Kinder in englischen Konzentrationslagern verhungern und verkommen zu lassen. Auch im Weltkrieg kämpfte England angeblich nur gegen den Kaiser, nicht gegen das deutsche Volk; dieses selbe Volk aber wurde, wie bekannt, im Jahre 1919 in Versailles, als es auf den britischen Schwindel hereingefallen war, unter den schimpflichsten und demütigendsten Friedensvertrag gezwungen, den die neuere Geschichte kennt.
Aber das nur nebenbei. Das deutsche Volk, soweit es den etwas weinerlichen Ausführungen des englischen Ministerpräsidenten überhaupt Beachtung schenkte, hörte schon am ersten Kriegstage den falschen Zungenschlag heraus. Es hatte an dieser Rede nur noch psychologisches Interesse. Herr Chamberlain hatte sich vermutlich keine Rechenschaft darüber abgelegt, daß das deutsche Volk sich durchaus im klaren darüber war, daß nun sein Schicksalskampf anbrechen würde, und daß es nur von einer beispiellosen Infamie und darüber hinaus von einer grenzenlosen Torheit zeuge, wenn

ausgerechnet der britische Oberplutokrat versuchen wollte, in diesem Schicksalskampf dem deutschen Volke die schärfste und schneidendste Waffe seiner nationalen Verteidigung aus der Hand zu schlagen, nämlich die Verbundenheit zwischen dem Führer und der Nation. Es war das so ungefähr das Dümmste, was London in diesem kritischen Augenblick überhaupt vorbringen konnte. Denn mit seiner Aufforderung, sich vom Führer zu trennen, rührte Chamberlain offenbar an die empfindlichste Stelle der deutschen Volksseele. Ebensogut könnte man ein gläubiges und vertrauensvolles Kind ermahnen, seine Eltern in schwerster Gefahr im Stich zu lassen.
Das ist ein Zeugnis mehr für die ganze grenzenlose Borniertheit, mit der die führende und regierende englische Plutokratenschicht die Welt außerhalb Englands zu betrachten beliebt. Sie hat nicht einmal eine blasse Vorstellung davon, welche Wandlung das deutsche Volk seit 1918 und
-283-

vor allem in den letztvergangenen sieben Jahren durchgemacht hat. Es mag sein, daß unser Volk in geruhsamen Zeiten über Kleinigkeiten und Nichtigkeiten mit Hitze debattiert und auch zuweilen in Streit gerät. Dem einen paßt dann dieses und dem anderen jenes nicht. Wir Deutschen von heute kommen ja bekanntlich aus den verschiedensten politischen Lagern. Ehe es den Nationalsozialismus gab, waren wir erwachsenen Deutschen von heute ja alle schon da. Auch da hatten wir, wenn auch sehr vage, politische und weltanschauliche Ansichten und Überzeugungen. Ungezählte Deutsche waren damals Mitglieder anderer Parteien und anderer Weltanschauungsgruppen. Es ist auch möglich, daß der eine oder der andere sozusagen für den Sonntagnachmittagsgebrauch noch Überbleibsel seiner damaligen Vorstellungen mit sich herumträgt. Das mag sein, und das ist, bei Licht besehen, auch gar nicht so schlimm Aber in einem stimmen wir Deutschen alle überein; wenn das Wort Einigkeit überhaupt einen Sinn hat, dann muß es für diesen Fall angewandt werden: Es gibt nichts, was die Deutschen untereinander unterscheidet in der Liebe, im Gehorsam und im Vertrauen zum Führer. Und wir sind uns auch alle klar darüber, daß das der stärkste Panzer ist, der die deutsche Nation in ihrem Schicksalskampf umgibt.
Es ist das erstemal in unserer deutschen Geschichte, daß der politische Instinkt unseres Volkes in einer führenden Persönlichkeit seinen Ausdruck und seine letzte Erfüllung findet. Darum ist dieses Verbundenheitsgefühl mit dem Führer bei uns allen auch so tief verwurzelt, und gerade darum erreicht dieses Vertrauensverhältnis zwischen Führer und Volk bei uns besonders in großen und ernsten Zeiten eine so starke Intensität, daß es für die sogenannten demokratischen Völker meistens gänzlich unverständlich bleibt.
Unsere jetzige Zeit ist eine harte Probe darauf. Der moderne Krieg wird nicht nur mit den Waffen ausgefochten; wir können im Verlauf der jüngsten Vergangenheit eine zunehmende Totalisierung des Kriegsgedankens überhaupt feststellen. Krieg wird heute an allen Fronten geführt: auf der Front der militärischen Behauptung, auf der Front des wirtschaftlichen Kampfes und vor allem auch auf der Front des Kampfes um die Seelen der Völker. Dieser Krieg ist ein gigantisches Ringen, das tief in alle Funktionen des Volkslebens selbst hineingreift.
-284-

Und es ist uns auch nicht unbekannt geblieben, daß gerade die britische Plutokratenschicht seit jeher in Kriegszeiten eine ihrer Hauptangriffswaffen in der Zerstörung der seelischen Voraussetzungen eines Sieges bei den Völkern fand, die sie aus Eigennutz und aus schmutzigstem persönlichen Interesse unterwerfen wollte.
Darum ist auch London gerade auf dem Gebiete des Kampfes um die Volksseele immer besonders tätig gewesen. Das kostet nicht viel, spart vielmehr Blut und Geld. Und solange der Nationalsozialismus Deutschland noch nicht in seine politische Schule genommen hatte, war das deutsche Volk in dieser

Beziehung besonders anfällig. So nur ist es zu erklären, daß wir am 9. November 1918 zuerst seelisch gefällt wurden, und dann erst die Nation auch auf allen anderen Gebieten zerbrach. Die Erziehungsarbeit des Führers nun hat das deutsche Volk für alle Zukunft gegen solche Versuchungen gefeit gemacht. Das plutokratischen England — und das ist auch ein Grund dafür, warum es mehr und mehr von den Betörungs- und Verführungsphrasen, die es in den ersten Kriegswochen noch dem deutschen Volke gegenüber anzuwenden beliebte. Abstand nahm — redet heute in den Wind hinein, wenn es sich überhaupt mit dem deutschen Volk unterhalten will. Das deutsche Volk lacht über eine solche Auseinandersetzung. Es hat von London weder Befehle noch Ratschläge noch überhaupt Ermunterungen entgegenzunehmen. Die ganze von London gegen das Reich losgelassene Lügenflut prallt wirkungslos an Deutschland ab.
Das kommt daher, daß das deutsche Volk im Führer die Inkarnation seiner völkischen Kraft und das leuchtendste Beispiel seiner nationalen Zielsetzung gefunden hat. Er ist ein Volksführer in des Wortes echtester Bedeutung. Das ist uns allen besonders im Verlaufe dieses Krieges wieder klar geworden. Wir erinnern uns in diesem Augenblick eines Bildstreifens, den in den ersten Wochen des Polenkrieges die Filmwochenschau dem deutschen Volke vermittelte. Im Beratungszimmer des Frontzuges des Führers stehen seine Generale um eine Landkarte versammelt. Es werden Gedanken erwogen und Pläne geschmiedet. Jedermann sieht sofort, daß hier die ernstesten Kriegsprobleme zur Debatte stehen. Dann schwenkt die Kamera langsam von der Gruppe der beratenden Generale ab und faßt an einer Seite des Raumes sitzend
-285-

den Führer ins Bild; und mit tiefer Ergriffenheit entdeckt das Auge des Betrachters dann den Mann, auf den wir alle schauen, sein Gesicht von Sorgen erfüllt, von der Last der Gedanken überschattet, eine geschichtliche Persönlichkeit, ganz groß und ganz einsam. Wir sahen dieses Bild aus dem Polenfeldzug viel später bei Gelegenheit der Uraufführung des Films der Luftwaffe "Feuertaufe" an einem Abend in einem großen Berliner Lichtspieltheater. Man rühmt den Berlinern im allgemeinen nicht allzuviel Ehrfurcht nach. Als das Gesicht des Führers plötzlich auf der Leinwand erschien, ging eine tiefe, stumme und lautlose Bewegung durch den weiten, menschenüberfüllten Raum. Keiner sagte ein Wort, und doch fühlten in diesem Augenblick alle dasselbe. Seitdem haben Millionen Menschen dieses Bild gesehen, und immer wieder übte es, wie wir aus ungezählten Briefen und Zuschriften entnehmen können, auf den Beschauer dieselbe tiefgehende und erschütternde Wirkung aus.
Wenn im Polenfeldzug der OKW.-Bericht von den großen Vernichtungsschlachten gegen das polnische Heer Kunde gab, dann blätterten alle Leser nach schneller Lektüre weiter und suchten die Spalten ab, ob nicht irgendwo zu lesen stände, wo der Führer weile, wie es ihm ginge, und was er tat. Selten hat ein Volk das Leben eines Mannes mit seinen Gedanken und Wünschen so umhegt wie hier. Und das ist auch ganz natürlich und könnte gar nicht anders sein. Alle Deutschen empfinden instinktiv so, vor allem in ernsten und gefahrvollen Stunden. Sein Wort, ja, sein Wunsch ist für uns Deutsche Befehl.
Wie könnte das eine englische Krämerseele verstehen? Herr Chamberlain erklärte kürzlich bei einem opulenten Frühstück, das die Stadt London ihm zu Ehren gab und bei dem er mit wohltemperiertem Beifall empfangen wurde, er werde nicht auf Bestellung beklatscht, wie das in Deutschland Mode geworden sei. Darüber können wir nur lächern. Wie wenig kennt doch der gegenwärtige britische Ministerpräsident jenes deutsche Volk, das er in einer leichtsinnigen Stunde skrupellos zum Kampf um seine Existenz herausgefordert hat, und wie wird dieses Volk ihn und die hinter ihm stehende britische Plutokratenschicht einmal enttäuschen! In ihr erhebt sich tatsächlich eine alte, dahinsinkende Welt noch einmal gegen ein junges, modernes Volk, das seit 1918 durch eine
-286-

furchtbare Leidensschule hindurchgegangen ist, und nun endlich zu sich selbst zurückgefunden hat, das sich dieser Tatsache auch mit tiefem inneren Glück bewußt geworden ist, das im Nationalsozialismus die Verwirklichung seines politischen Glaubens und im Führer die Verlebendigung seines Persönlichkeitsinstinktes gefunden hat.
Wir durchleben heute große und wahrhaft entscheidende Zeiten. Die deutsche Nation rafft ihre ganze Kraft zusammen, um ihr völkisches Leben zu verteidigen. Front und Heimat bilden eine geschlossene Einheit, die in Brüderlichkeit zusammensteht, da es um die Existenz des deutschen Volkes geht. Und dabei sind — die ausländischen Beobachter und Berichterstatter vermerken das immer wieder mit stets neuer Verwunderung — alle Deutschen von einer ganz ruhigen, fast souverän wirkenden Zuversicht erfüllt. Bei uns wird heute nur gekämpft und gearbeitet. Keiner klagt und keiner fragt. Gewiß hat unser Volk durch den Krieg bedingte besondere Lasten und Sorgen zu tragen. Und trotzdem warten alle auf den Befehl des Führers. Wenn er sie ruft, dann sind sie alle da.
Ihm wollen wir vertrauen und gehorsam folgen! So sagen heute die deutschen Menschen. Und diese Entschlossenheit gibt uns als Volk und Nation jene ungeheure Kraft, die das Ausland als das deutsche Wunder bezeichnet und wohl auch empfindet. Ein Rätsel für die Welt, für uns eine Selbstverständlichkeit! Wir könnten uns kaum noch vorstellen, daß es einmal anders sein würde oder auch nur anders gewesen wäre.
Morgen begehen wir nun den 51. Geburtstag des Mannes, der dieses Wunder vollbrachte, nicht in lauten und rauschenden Feiern, sondern als Volk in Kampf und Arbeit. Während wir sonst, vor allem in Berlin, an den Straßenseiten der großen Ost-West-Achse standen, seine Soldaten an unseren Augen vorbeimarschieren ließen und, wenn er selbst erschien, ihn mit stürmischen Heilrufen begrüßten, findet diesmal keine Parade statt, kein klingendes Spiel ist zu vernehmen. Aber die Liebe, die uns mit ihm verbindet, und das Vertrauen, das wir ihm schenken, ist deshalb nur herzlicher, tiefer und inniger geworden.
Im Geiste soll deshalb am morgigen Tage vor seinem Auge die große Parade unseres ganzen Volkes vorbeidefilieren, die Front und die Heimat,
-287-

Soldaten, Bauern und Arbeiter — alle, alle, die, von seinem Geist erfüllt, schützend vor Deutschlands Leben stehen.
Und ein Wunsch bewegt dabei die ganze Nation, die an der Front und die in der Heimat, die deutschen Soldaten in Norwegen und in Dänemark, die Männer unserer U-Boote und Kriegsschiffeinheiten, die Soldaten im vordersten Vorfeld an der Westfront, die Millionen in den Bunkern und in den rückwärtig gelegenen Stellungen, die todesmutigen Flieger hoch oben in den Lüften, die Bauern, die den Acker pflügen, die Arbeiter an den brausenden Maschinen, die Schaffenden des Geistes und der Stirn und vor allem die Millionen deutscher Mütter mit ihren Kindern:
Das ganze Volk wünscht an diesem Tage: Lang lebe der Führer! Er führe uns wie bisher, wenn auch durch ernste und schwere Zeiten,
zum glänzenden deutschen Sieg. Und bleibe dabei, was er uns ist und
immer war: Unser Hitler!
288-

* * * * *

Die Zeit ohne Beispiel

26. Mai 1940

Die Geschichte wiederholt sich nicht. Sie ist, wie alles Schöpferische, eben deshalb auch unerschöpflich in ihrer Phantasie und in ihren grenzenlosen Möglichkeiten. Sie vollzieht sich aber immer nach denselben, sich ewig gleichbleibenden Gesetzen; und nur, weil oft diese Gesetze in gleicher oder ähnlicher Weise von Völkern oder Menschen verkannt oder übertreten werden, führt sie oft zu scheinbar gleichen Situationen oder Resultaten.
Es ist deshalb gänzlich ungeschichtlich, den Krieg von heute mit dem Weltkrieg zu vergleichen oder in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen Parallelen zu ihm zu ziehen. Die Zeit, die wir heute durchleben, und ihr Krieg sind einmalig und in Anlage und Durchführung gänzlich ohne Beispiel in der Geschichte. Wer sie nach den damaligen Maßstäben zu analysieren versucht, läuft Gefahr, den schlimmsten politischen und militärischen Irrtümern anheimzufallen.
Schon unsere nationale und die ganze internationale Situation bei Ausbruch dieses Krieges war eine vollkommen andere als die von 1914. Was die diplomatische Konstellation betrifft, so war Deutschland im Jahre 1914 gänzlich eingekreist. Es stand in der Tat infolge der vollkommen sterilen Außenpolitik seiner führenden Kreise damals einer Welt von Feinden gegenüber. Es war zu einem Zweifrontenkrieg gezwungen, der die militärische Belastung fast unerträglich machte. Zudem war dieser Krieg auch im Volke in keiner Weise psychologisch vorbereitet. Das Volk wußte weder, worum es ging, noch hatte es eine klare Vorstellung vom Ziel dieses Krieges, und die damaligen regierenden Kreise taten auch nichts, um dem Volke Gewißheit über das, was war, und das, was kommen sollte, zu verschaffen. Die deutsche Staatsführung hatte vom Beginn der von London geplanten und durchgeführten Einkreisung ab jede große diplomatische Chance verpaßt. Sie hatte dem Gegner die Trümpfe geradezu in die Hand gespielt. Sie war beim
-289-

Beginn des Krieges nur auf die günstigste Konstellation vorbereitet und wurde deshalb von der ungünstigsten überrascht. Sie hat sich damit, obschon sie vorher viel bessere und erfolgversprechendere Möglichkeiten gehabt hätte, den nun einmal unvermeidlich gewordenen Krieg in günstigeren Situationen an sich herantreten zu lassen, in der ungünstigsten vom Krieg überrumpeln lassen und ihn dann auch noch in der entscheidenden Stunde, was psychologisch von ausschlaggebender Bedeutung war, selbst erklärt.
Heute ist die Lage umgekehrt. Dem überragenden staatsmännischen Genie des Führers ist es durch unermüdliche diplomatische Vorbereitungsarbeit gelungen, die Einkreisung zu sprengen bzw. sie unter Ansatz von militärischen Machtmitteln aufzulösen. Jene falsche Neutralität, die nur dazu gedacht war. Aufmarschfeld gegen Deutschland zu bilden, wurde zerschlagen, der Zweifrontenkrieg mit seinen außerordentlichen Gefahren vermieden. Damit hat Deutschland in seinem Schicksalskampf den Rücken frei. Zudem wird dieser Krieg auf das erfolgreichste psychologisch geführt, und zwar nicht nur beim eigenen Volke, sondern auch in der Welt. Die Nation weiß heute auf das genaueste, worum es geht. Sie kennt ihren Einsatz, sie ist sich auch klar darüber, was mit ihr geschehen würde, wenn sie den Krieg verlöre, und welche Chancen sie besitzt, wenn sie ihn gewinnt. Jede nur denkbare Möglichkeit ist in diesem gigantischen Ringen ausgenutzt. Dem Gegner ist schon vor Ausbruch dieses Krieges ein Trumpf nach dem anderen aus der Hand geschlagen worden. Der Führer hat sich in dieser geschichtlichen Auseinandersetzung vorsichtig und vorausberechnend auf die ungünstigste Konstellation eingestellt und die günstigste damit vorbereitet. Dazu kommt noch der Umstand, daß die westlichen Plutokratien in der entscheidenden Stunde Deutschland den Krieg erklärten und sich damit auch nach außen sichtbar ins Unrecht setzten.
Was die wirtschaftliche Seite anbelangt, so waren wir während des Weltkriegs in der Tat von einer tödlich wirkenden Blockade eingeschlossen. Deutschland hatte sich auf den Weltkrieg ausschließlich militärisch, und das nur in unvollkommener Weise, vorbereitet; der Blockade gegenüber war es

wehrlos. Es hatte in ihrer Abwehr weder Übung noch Erfahrung, und es traf deshalb die notwendigen Maßnahmen entweder
-290-

gar nicht oder doch zu spät, so daß sie sich eher zum Schaden als zum Nutzen des Landes auswirkten. Das ganze Rationierungssystem war zudem überlagert von einem Wust von Korruption, der einerseits dem Volke gegenüber die schwersten psychologischen Belastungen mit sich brachte, anderseits eine konsequente Durchführung der notwendigen wirtschaftlichen Maßnahmen überhaupt unmöglich machte. Es konnte deshalb nicht wunder nehmen, daß das Reich im November 1918 auch auf diesem Gebiet dem Druck seiner Feinde erlag.
Heute sind wir hier in einer Lage, die mit der damaligen gar nicht mehr verglichen werden kann. Zwar hat die englisch-französische Plutokratie wiederum versucht, das alte Mittel der wirtschaftlichen Einschnürung gegen das Reich anzuwenden; aber dieses Mittel ist jetzt unwirksam. Wir haben uns auf die Blockade vorbereitet. Wir kennen ihre tödliche Wirkung aus dem Weltkrieg und haben deshalb nichts unversucht gelassen, uns gegen sie zu wappnen. Wir sind auch auf wirtschaftlichem Gebiet gerüstet in den Krieg eingetreten. Die Erfahrungen des Weltkriegs kommen uns hier zunutze. Der von unseren Feinden so viel verspottete Vierjahresplan hat uns zudem ein Terrain erobert, das uns auch durch die härteste Blockade nicht mehr streitig gemacht werden kann. Auch hat das Reich auf wirtschaftlichem und ernährungspolitischem Gebiet seine Maßnahmen so rechtzeitig getroffen, daß es vor jeder unangenehmen Überraschung gesichert ist. Korruption ist durch Androhung härtester Strafen unmöglich gemacht. Das Reich besitzt so viel Rohstoffe, daß es den Krieg wirtschaftlich auf unbegrenzte Zeit durchhalten kann.
Auch militärisch sind wir in den Weltkrieg eingetreten, ohne die uns zur Verfügung stehende ungeheure Volkskraft völlig ausgeschöpft zu haben. Wir besaßen damals zwar die stärkste Militärmacht der Erde, waren aber dem Ansturm der ganzen Welt nicht gewachsen. Es war die Tragik der ersten geschichtlichen Wochen dieses gigantischen Ringens, daß uns ausgerechnet auf dem gefährdeten rechten Flügel die Divisionen fehlten, die wir aus unserer Volkskraft nicht ausgeschöpft hatten. Dagegen konnten auch alle später getroffenen überstürzten Maßnahmen nichts mehr helfen.
Heute besitzt die deutsche Wehrmacht die modernste technische Aus-
-291-

rüstung, die man sich überhaupt nur denken kann. Die deutsche Volkskraft ist in ihrer Gesamtheit ausgeschöpft. Die deutsche Wehrmacht ist damit jeder Offensive gewachsen. Alles vollzieht sich planmäßig und nach einem festen System. Die Leistungen unserer Armee sind über jedes Lob erhaben. Sie werden von der ganzen Welt bewundert.
Psychologisch waren wir 1914 vollkommen in der Defensive. Das Reich faßte den Krieg von der biedermännischen Seite auf, ohne sich darüber im klaren zu sein, daß es einer Front von Feinden gegenüberstand, die entschlossen waren, jedes Mittel der Verhetzung und Lüge zur Anwendung zu bringen. Es fehlte der deutschen Staatsführung auf dem Gebiet des Kampfes um die öffentliche Meinung alle Erfahrung. Sie hatte keine blasse Vorstellung vom Dynamismus des Volkes selbst. Sie ließ lautes Geschrei und lärmenden Patriotismus an die Stelle jener inneren Sicherheit und souveränen geistigen Haltung treten, die allein den Sieg verbürgten. Demgegenüber standen haßerfüllte, in List und Verleumdung geübte internationale Gegner, die die Führung des Reiches in jeder Frage von Bedeutung ins Unrecht zu setzen verstanden.
Wie anders sind wir heute auf diesem Gebiet vorbereitet! Auch hier ist Deutschland klar im Angriff. Es weiß die Waffe der Wahrheit mit souveräner Sicherheit zu handhaben. Seine Nachrichtenpolitik ist schnell, geübt, klar und durchschlagend. Es hat ein System höchster Vollkommenheit in der

Behandlung der Meinung des Volkes selbst und der öffentlichen Meinung der Welt bis in die letzte Verästelung durchgebildet. Die deutsche Nation ist nicht im Scheine des Strohfeuers einer momentanen Begeisterung in diesen Krieg eingetreten; er wird vom deutschen Volke mit Klarheit und mit Erbitterung geführt. Deshalb ist es auch heute nicht mehr möglich, gegen das Reich die im Weltkrieg so außerordentlich gefährliche internationale Greuelhetze zu entfachen.
Dazu kommt noch, daß die deutsche Armee heute, was auch psychologisch von ungeheurer Bedeutung ist, den Zauber der Unbesiegbarkeit und die Magie einer glorreichen Revolution vor sich herträgt. Die Welt schwankt zwar noch in der Beurteilung dieses sogenannten deutschen Wunders zwischen hemmungslosem Haß und schrankenloser Bewunderung. In Wirklichkeit aber vollzieht sich hier gar kein Wunder. Hier wird unter der führenden Hand eines geschichtlichen Genius das von
-292-

ihm erdachte und planmäßig vorbereitete nationalsozialistische System zum Siege geführt. Unter der befeuernden Wirkung dieses Mannes sind die alten deutschen Nationaltugenden im Geiste eines neuen Ideals erwacht: die Präzision des Denkens und der Arbeit, der Fanatismus einer systematischen Vorbereitung, die Hingabefreudigkeit, höchste Intelligenz, gepaart mit Phantasie und Erfindungsgabe, ein souveränes Wissen, eine einschränkungslose Begeisterung des ganzen Volkes, ein jugendlicher Angriffsgeist — mit einem Wort: die Kunst, aus der uns von unseren Feinden aufgezwungenen deutschen Not eine glänzende Tugend zu machen. Was ist es denn anderes, was auf allen Schlachtfeldern, auf denen die deutsche Wehrmacht bisher angetreten ist, von Anfang an den festen Sieg verbürgte? Der schöpferische deutsche Genius ist zum erstenmal in seiner Geschichte von allen bürokratischen und dynastischen Hemmungen befreit und voll zur Entfaltung gebracht worden. Deutschland ist immer so stark gewesen, wie es sich heute zeigt; es hat das nur nicht gewußt. Es hat niemals vorher in seiner Geschichte die Kunst beherrscht, sich selbst zu disziplinieren, seine Kraft voll auszuschöpfen und sich für den Ansatz seiner politischen und militärischen Möglichkeiten jene innere Staatsstruktur zu schaffen, die sie ganz zur Entfaltung brachte.
Deshalb gerade ist hier auch ein Vergleich mit 1914 gänzlich fehl am Orte. Wenn das deutsche Volk damals über vier Jahre durchhielt, dann nur, weil seine innere Kraft so groß war, daß sie alle Mängel und Fehler seines staatlichen Aufbaues trotzdem überwand. Heute ist das anders. Das deutsche Volk ist in diesem Kriege in der glücklichen Lage, seine nationalen Kraftreserven voll ausschöpfen zu können. Was heute siegt, ist deshalb ein System, das in 14 Jahren kämpferisch vorbereitet und in sieben Jahren praktisch geübt wurde, dem ein politischer und militärischer Genius seinen schöpferischen Atem einhauchte und das nun aus seiner eigenen Kraft heraus lebt und sich auswirkt.
Es ist sehr billig, wenn das Ausland unsere politischen und militärischen Erfolge auf eine Kette unwahrscheinlichen Glückes zurückführt. Es könnte sich hier nur um jene Art von Glück handeln, von dem Moltke einmal sagte, daß es auf die Dauer immer nur der Tüchtige habe. Es kann deshalb auch in der weiteren politischen und militärischen
-293-

Entwicklung dieses Krieges keine wirklich ernsthafte Bedrohung geben. Wenn unsere Gegner sich unter dem Druck der Entwicklung schließlich dazu entschließen müssen, unsere ihnen so verhaßten Maßnahmen nachzuahmen —man sagt im feindlichen Lager vielfach, der Nationalsozialismus könne nur durch nationalsozialistische oder ähnliche Methoden überwunden werden —, so wissen wir allzu gut, wieviel Fleiß, wieviel Tüchtigkeit, wieviel Erfahrung und vor allem wieviel Zeit dazu gehört, damit auch nur zu anfänglichen Erfolgen zu kommen. Heute erschallt im gegnerischen Lager der Kampfruf: "Rüsten, rüsten! Her mit den Flugzeugen und her mit den Tanks!" Blinde Narren! Wir haben unter Anspannung unserer ganzen Volkskraft mit einem nationalen Rhythmus ohnegleichen

unter Aufopferung von Ruhe und Bequemlichkeit unseres Volkes die von uns erzielten Erfolge herbeigeführt. In den sieben Jahren, in denen unsere Wehrmacht systematisch unter Aufopferung unseres nationalen Wohlstandes aufgebaut wurde, hat das Ausland gespottet über unsere Parole: "Zuerst Kanonen und dann Butter!" Heute erweist es sich mit eindringlicher Deutlichkeit, daß man mit Butter keine Kanonen, mit Kanonen aber sehr wohl Butter erobern kann. Man hatte uns im Jahre 1918, vom heutigen Standpunkt aus gesehen, den Gefallen getan, uns unsere alten Waffen zu nehmen. Wir mußten also in der Wiederaufrüstung der deutschen Wehrmacht ganz von vorn anfangen, konnten somit nicht nur die größte, sondern auch die modernste Armee der Welt aufbauen. Wir haben kein Geld, kein Opfer, keine Mühe dabei gespart, immer nur im Hinblick darauf, daß, wenn ein Krieg käme, wir ihn gewinnen mußten, mußten, mußten, oder aber wir verlören unser nationales Leben überhaupt.
Die Herren Churchill und Reynaud werden die Welt nicht glauben machen wollen, daß Frankreich und England sich nach den ersten vernichtenden Schlägen noch einmal erholen könnten. Die Parallelen, die ihre Zeitungen zu 1914 ziehen —Parallelen, die ihnen die Angst und das schlechte Gewissen eingeben —, sind vollkommen verfehlt. 1914 hatten wir in unserer nationalen Verteidigung tatsächlich Lücken, die unsere Feinde ausnutzen konnten. Heute ist das nicht mehr der Fall. Wenn man heute auf der Gegenseite alte Generale Mitte der 70 und 80 aus der Pension herausholt, um von ihnen ein zweites "Wunder an der
-294-

Marne" zu verlangen, so kann ihnen auch hier gesagt werden, daß die Geschichte sich nicht wiederholt. Das wäre denn doch zu billig: jahrelang nichts zu tun als nur zu hetzen, zu drohen und die Welt zu terrorisieren, und dann, wenn es ernst wird, den Gegner durch ein unverdientes Wunder zu überrumpeln.
Auch Wunder müssen verdient werden. Es gibt für die Plutokratien keinen Ausweg mehr. Sie sitzen fest. Sie haben diesen Krieg leichtfertig vom Zaune gebrochen, glaubten ihn ohne Bluteinsatz nur mit der Waffe der inneren Zersetzung Deutschlands und der Wirtschaftsblockade führen zu können, und stehen nun vor der harten Tatsache, kämpfen zu müssen. Sie haben uns auch Gott sei Dank nicht im Zweifel darüber gelassen, was sie mit uns als Volk anfangen würden, wenn wir unterlägen. Sie prophezeiten uns Auflösung, Aufteilung, Vernichtung von Reich und Nation. Das weiß nun jeder Deutsche. Während der langen schrecklichen Wintermonate haben wir Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken, wir alle, die deutschen Soldaten, Bauern und Arbeiter.
Mit diesen Soldaten müssen nun die Heere der westlichen Plutokratien zum Kampf antreten. Diese Bauern schaffen diesen Soldaten das tägliche Brot, und diese Arbeiter hinter der Front, schmieden ihnen ihre Waffen. Sie wissen alle, daß in diesen Tagen, Wochen und Monaten das deutsche Schicksal für tausend Jahre entschieden wird. Sie sind tief von der Erkenntnis durchdrungen, in einer Zeit ohne Beispiel zu leben. Sie wollen sich ihrer würdig erweisen dadurch, daß sie ein Volk ohne Beispiel sind.
-295-

* * * * *

Die verpaßten Gelegenheiten

2. Juni 1940

Wenn man in Deutschland sagt, der Führer habe immer recht, so sagt man dagegen im Ausland, der Führer habe immer Glück. Aber das mit dem Glück ist nur in einem gewissen Sinne richtig. Der Führer verdient sich sein Glück. Er macht es dem Schicksal gewissermaßen leicht, ihm zu helfen. Er handelt nach dem Grundsatz, daß man auch im politischen Leben immer bereit sein muß, seine Chancen auszunutzen. Es gibt nichts Verächtlicheres für einen Staatsmann, als große Stunden nicht zu ergreifen. Beim Führer ist das so, daß ihm, solange er politisch wirkt, seine Gegner geradezu in die Hand

arbeiten. Es ist das ein Beweis mehr dafür, daß sie vom Schicksal gezeichnet und reif zum Abbau sind. Wenn eine morsche und verbrauchte Welt dahinsinkt, dann geht sie nicht nur an ihrer Schwäche, sondern vor allem auch an ihren Versäumnissen, an ihren Illusionen, an ihrem Mangel an Wirklichkeitssinn und an ihren verpaßten Gelegenheiten zugrunde. Es bewahrheitet sich dann des Sprichwort: Wen Gott strafen will, den schlägt er zuvor mit Blindheit. Das beweist in bezug auf unsere Gegner die ganze Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung.
Am 14. September 1930 beispielsweise errang der Führer seinen ersten großen Wahlsieg. Die NSDAP, zog mit 107 Mandaten in den deutschen Reichstag ein. Die demokratische Republik stand vor der Alternative, den Führer entweder anzuerkennen oder ihn zu vernichten. Das erste wäre logisch und vernünftig, das zweite zwar schwer, aber nicht unmöglich gewesen. Nichts von beiden tat diese Republik. Sie ließ vielmehr die Dinge an sich herankommen, schaute wie das Kaninchen auf die Schlange, ergab sich fatalistisch in ihr Schicksal, und erst, als es zu spät war, gründete sie die sogenannte Eiserne Front, erst als die nationalsozialistische Bewegung zu groß war, um mit Gewalt unterdrückt werden zu können, versuchte die Republik dieses Mittel, und erst als Hitler der Mann des Tages war, ließ sie sich dazu herab, ihn ernst zu
-296-

nehmen. Am 13. August 1932 wurde ihr die letzte Chance geboten. Wiederum verpaßte sie diese und ließ damit dem Führer Zeit und Gelegenheit zur Vorbereitung des endgültigen Durchbruchs der nationalsozialistischen Bewegung durch die parlamentarische Widerstandsfront. Die demokratische Republik bezahlte diese verpaßte Gelegenheit mit ihrem Leben.
Dasselbe wiederholte sich, mit dem Tage der Machtübernahme beginnend, auf außenpolitischem Felde. Für England und Frankreich war der eigentliche Stichtag, sich mit der nationalsozialistischen Bewegung und dem aus ihr hervorgegangenen nationalsozialistischen Staat so oder so auseinanderzusetzen, der 30. oder spätestens der 31. Januar 1933.
Die westeuropäischen Plutokratien standen vor der Wahl, dieses neue Deutschland entweder sofort gänzlich zu vernichten oder mit ihm einen endgültigen Frieden zu versuchen. Das erste wäre damals vielleicht noch möglich gewesen; das zweite war zwar mit einigen Opfern verbunden, aber nicht allzu teuer und vor allem vernünftig, klar und zweckentsprechend. Weder das eine noch das andere geschah. Wieder wartete man im Lager des Feindes ab, berauschte sich an Illusionen, die Deutschland nichts schadeten, seinen Gegnern aber jeden gesunden Menschenverstand raubten.
Beim Austritt aus dem Völkerbund war eine neue, wenn auch schon schwerere Chance für das feindliche Ausland gegeben. Man mußte entweder den Krieg erklären oder einen ganzen Frieden schließen. Wiederum tat man keines von beidem, wieder schaute das Kaninchen wie hypnotisch gebannt auf die Schlange. Man setzte seine Hoffnung auf eine innere deutsche Revolution, man gab sich in vollkommener Verblendung über die noch übriggebliebenen Möglichkeiten nicht einmal die Mühe, die nationalsozialistische Bewegung zu studieren, von der man wußte, daß sie im Begriff stand, das ganze europäische Kräftegewicht zu verschieben.
Bei der Proklamation der Wehrfreiheit schimpfte man, aber man tat nichts. Die Besetzung des Rheinlandes wurde auf der Gegenseite mit leeren Drohungen beantwortet; aber man handelte nicht. Es gab eine einzige Ausnahme im feindlichen Lager, eine mittlere Lösung zu versuchen: das Flottenabkommen mit England. Aber das wiederum wurde neutralisiert durch eine infame Kriegshetze, die von London ausging
-297-

und die etwa möglichen positiven Auswirkungen des Flottenabkommens wieder zunichte machte.

Schuschnigg beispielsweise hatte — und der Führer wies ihm den Weg dazu — die Möglichkeit, zum Retter Österreichs und zum praktischen Vollzieher des Anschlusses zu werden. Stattdessen verpaßte er seine Gelegenheit, vertraute auf Englands Schutz und stand in der entscheidenden Stunde ganz allein. Es ist geradezu tragikomisch zu beobachten, wie die Gegner des Führers immer auf dem falschen Bein Hurra schrien. Benesch war in der Lage, in einem frühen Stadium der Entwicklung durch eine halbe Autonomie an die Sudetendeutschen dem Reich jede Angriffsfläche zu entziehen. Er wartete zu lange, machte seine Zugeständnisse immer zu spät und mußte, wie alle seine Vorgänger in den Versäumnissen, am Ende bezahlen. Wie billig konnten Beck und Rydz-Smigly mit Deutschland ins reine kommen. Sie brauchten nur Danzig zum Reich heimkehren zu lassen und einen schmalen Korridor durch den Korridor zu akzeptieren. Man kann sich heute kaum noch vorstellen, daß das noch vor einem Jahre Polen gerettet hätte. Aber in Warschau wurde lamentiert; man vertraute auf England, und der polnische Saisonstaat wurde dann in 18 Tagen zusammengeschlagen.
Es behaupte noch einer, daß die Geschichte dazu da sei, um daraus zu lernen! Nach den Erfahrungen der letzten drei Jahre muß das bestritten werden. Jeder, der sich der nationalsozialistischen Bewegung oder dem nationalsozialistischen Staat entgegenstellte, hatte den Ehrgeiz, es selbst auch nur einmal auszuprobieren und dafür dann auch die teure Zeche zu bezahlen. Wir denken dabei nicht einmal an die lauten und lärmenden Schwadroneure der feindlichen Propaganda, die so beleidigend dumm sind, daß wir es für unter unserer Würde halten, ihnen auch nur ein Wort zu gönnen. Aber es gab doch auf der Gegenseite immer auch Staatsmänner, deren Aufgabe und Pflicht es gewesen wäre, gesünder zu denken, die gegebenen realen Tatsachen zu berücksichtigen und ihre Weisheiten nicht aus bezahlten Leitartikeln zu schöpfen. Noch im Oktober des vergangenen Jahres bot der Führer nach der siegreichen Beendigung des Polenfeldzuges, auf der Höhe seines militärischen Triumphes Stehend, in seiner berühmten Reichstagsrede London und Paris zu durchaus erträglichen und billigen Bedingungen die Friedenshand.
-298-

Welcher Teufel muß die westeuropäischen Plutokratien geritten haben, daß sie, statt begierig danach zu greifen, höhnisch hineinspucken! Eine ausländische Zeitung schrieb vor einigen Tagen, man würde, wäre diese Friedenshand heute wiederum zu den alten Bedingungen ausgestreckt, sämtliche Londoner Geldkatzen hineinlegen und mit Freuden einschlagen. Aber wenn sie schon drüben den Krieg mit aller Gewalt wollten, warum haben sie sich dann nicht wenigstens von diesem Zeitpunkt ab mit aller Gewalt auch darauf vorbereitet?
Man fragt oft: was denken die sich nun eigentlich, die Churchill und Chamberlain und Reynaud und Daladier? Ich antworte: gar nichts. Sie denken sich ebensowenig, wie sich die Scheidemann und Braun und Brüning was gedacht haben. Sie sind von einer so protzigen und arroganten Überheblichkeit, daß sie glauben, sie könnten es sich leisten, nichts zu denken. Wenn ich Engländer oder Franzose wäre, so würde ich heute verzweifelt fragen, was denn eigentlich meine Regierung während der fünf harten Wintermonate getan habe. Und die Antwort müßte lauten: gar nichts als nur schwadroniert, billige Papiersiege erfunden, Verleumdungen und Bosheiten fabriziert und im übrigen den verhaßten Deutschen zu allem Überfluß auch noch genau auseinandergesetzt, daß sie eine Revolution zu machen hätten, wenn sie partout besiegt werden wollten, daß die Folge der damit herbeigeführten Niederlage die Aufteilung des Reiches sein würde, daß man einen politischen Gigolo vom Schlage jenes Habsburgers Otto zum Kaiser von Österreich und Bayern machen wolle, daß Rhein und Ruhr zu Frankreich, Pommern, Schlesien und Brandenburg zu Polen fallen würden und die Deutschen froh sein müßten, ihr Essen zwischen feindlichen Bajonetten aus französischen Feldküchen holen zu dürfen.
0 du heilige Einfalt!

Nun bricht die Westoffensive über diese Plutokratien herein. Jetzt müssen sich ihre Heere, die in dem Glauben erzogen worden sind, sie brauchten nur in der Maginotlinie zu warten und würden an der Siegfriedlinie ihre Wäsche aufhängen, zu hartem und blutigem Kampf stellen.
Man sollte nun annehmen, daß ihren Staatsmännern, wenigstens nach ihren bisherigen Reden zu urteilen, nichts Erwünschteres hätte passieren können: jetzt haben sie ja den Krieg, den sie wollten und ausdrücklich
-299-

erklärt haben. Nun aber schreien sie plötzlich Zeter und Mordio, daß wir sie angreifen. So sei das nicht gemeint gewesen. Sie hätten einen unblutigen Krieg im Sinne gehabt, bei dem nicht die deutschen Soldaten kämpfen, sondern die deutschen Frauen und Kinder hungern sollten. Jetzt sind sie plötzlich aus dem Konzept gebracht. Sie sitzen in ihren Kirchen i n l beten. In einer aufreizenden Heuchelei reklamieren sie den lieben Gott als Bundesgenossen, flennen die ganze Welt an, man möge für sie die Kastanien aus dem Feuer holen und die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt haben. Scheinheilig beklagen sie das Schicksal der Völker, die sie selbst in das Unheil mit hineingezogen haben, um im selben Atemzug die andern einzuladen, ein Gleiches mit sich tun zu lassen.
Was soll man diesen Gesinnungsathleten auf ihre vollkommen wirren Behauptungen und Erklärungen überhaupt noch antworten? Sie werden nicht müde, die Luft mit ihrem penetranten Hilfegeschrei zu erfüllen. Dabei bleiben sie weiterhin frech, überheblich, dumm und feige, kleine Handwerker der Politik, die vermessen genug waren, sich einem geschichtlichen Genius entgegenzustellen, der einmal mit Recht sagte, daß er es dem Schicksal nicht verzeihen könne, ihm immer nur Nullen als Gegner zu bescheren.
Ist noch jemand da im weiten Umkreis, der sich von London beschützen lassen möchte? Aus allen Himmelsrichtungen tönt uns als Antwort ein vielstimmiges Nein entgegen. Und was machen wir mit den redseligen alten Herren in London und Paris, die, wie einstmals unsere innerpolitischen Gegner, alle Gelegenheiten verpaßt haben und nun plötzlich ganz kleinlaut geworden sind? Das beste ist, wir überlassen sie ihren eigenen Völkern zur gefälligen Bedienung. Wenn denen die Größe der nahenden Katastrophe einmal ganz klargeworden ist, werden sie schon einen geeigneten Verwendungszweck für Staatsmänner haben, die gewogen und zu leicht befunden worden sind.
In die Geschichte aber werden sie eingehen als die Totengräber einer Welt, die morsch und faul geworden ist und die man nun stoßen muß, damit sie falle.
-300-

* * * * *

Von der Gottähnlichkeit der Engländer

16. Juni 1940

Es ist nicht nur für einen Deutschen, sondern überhaupt für einen normalen Europäer schwer, die Mentalität der englischen Plutokraten, ihr Gefühlsleben und ihre Art zu denken zu verstehen. Sie sind im Grunde genommen doch immer Inselbewohner geblieben. Sie stehen Europa fremd und verständnislos gegenüber, ja, sie geben sich nicht einmal die Mühe, es zu verstehen. Sie sind dazu zu hochmütig, zu ungebildet und wohl auch zu denkfaul. Eine Herrenschicht, die in ihrer ganzen Geschichte nur mit Kolonialvölkern umgegangen ist, deren gesamte politische Weisheit seit jeher darin bestand, sie — zugegeben, nicht ohne sichtbaren geschichtlichen Erfolg — mit List, Tücke, Lüge und Gewalt zu unterwerfen, sich ihrer Reichtümer zu bemächtigen und daraus sozusagen ein System politischer Moral zu machen, ist allzu leicht geneigt, auch einen ganzen benachbarten Kontinent, den sie gar nicht versteht, weil sie ihn nicht kennt, wenn nicht nach denselben Maximen zu behandeln, so doch nach denselben Maximen zu beurteilen. Aus alledem resultiert das, was wir am britischen

Plutokraten so hassenswert und verächtlich empfinden: sein grenzenlos bornierter Hochmut, seine Trägheit im Denken, sein aufreizendes Phlegma den Sorgen und Interessen anderer Völker gegenüber, seine heuchlerische und gleisnerische Moral, seine dummdreiste Naivität in der Verbreitung von Lügen und Verleumdungen, die von ihm gewissermaßen zu einer Art politischer Kunst entwickelt und unter seinen Händen so weit gediehen ist, daß diese britischen Jingos sich angewöhnt haben, bestimmte Dinge mit genau den gegenteiligen Worten zum Ausdruck zu bringen, und zwar mit einer so beständigen Hartnäckigkeit, daß man annehmen muß, sie glauben am Ende selbst daran. Ein Sprichwort sagt ja schon: "Wenn sie von Gott reden, dann meinen sie Kattun."
Wir haben in den letzten Wochen Gelegenheit genug gehabt, diese britische Nationaltugend sich in voller Blüte entfalten zu sehen. Die Eng-
-301-

länder sind beispielsweise im Ernst fest davon überzeugt, daß der liebe Gott auch ein Engländer sei, dessen einzige Aufgabe darin bestehe, dafür zu sorgen, daß England keinen Schaden nimmt und ihm kein Unglück widerfährt. Wenn es ihnen schlecht geht, dann fangen sie an zu beten. Sie nehmen es anderen Völkern persönlich übel, wenn sie ihnen in der Not nicht zu Hilfe eilen, und finden gar nichts Absonderliches dabei, daß sie zur höheren Ehre des englischen Empire ihre Haut zu Markte tragen, und daß sie selbst sie zum Dank dafür im kritischen Augenblick feige im Stiche lassen. Sie fordern z. B. Norwegen auf, sie um ihren Schutz zu bitten; sie kommen dann auch, mit Tennisschlägern, Fußbällen und pikfeinen Bademänteln ausgerüstet, und wenn es dann mulmig wird, dann hauen sie, ohne vorher ein Zeichen zu geben, ab, verabschieden sich durch Funkspruch und meinen noch wunder was getan zu haben, wenn sie dem verführten Opfer, das nun auf den Trümmern seiner zerstörten Heimat sitzt, ein paar alte verbrauchte Waffen zur gefälligen Bedienung zurücklassen.
Das ist nun nicht etwa ein Ausnahmefall, den man mit dem Schleier der Liebe zudecken soll, sondern die Regel. So oder ähnlich haben sie's mit den Polen, mit den Holländern und mit den Belgiern gemacht, und so machen sie es augenblicklich auch mit den Franzosen. Jedem anderen Volk würde man das übernehmen und nie verzeihen; bei den Engländern erwartet man erst gar nichts anderes. Und es geniert sie auch nicht im geringsten, nachdem sie gerade ein Land auf solche Weise ins Unglück gestürzt haben, sofort am nächsten Tage einem anderen Lande einen gleichen Schutz anzubieten. Es hat schon etwas Großartiges an sich, wenn sie dann nach einer Niederlage, die jedes andere Volk wenigstens moralisch schwer erschüttern würde, mit der scheinheiligsten Miene vor die Welt hintreten, um die Katastrophe in einen gloriosen Sieg umzulügen. Wir haben das in Flandern erlebt. Niemals standen Prophezeiungen einer politischen und militärischen Führung in so schreiendem Gegensatz zum schließlichen Erfolg oder besser gesagt Mißerfolg. Aufgerieben, zerschunden, schweiß- und blutbedeckt kamen die letzten zertrümmerten Reste ihres Expeditionskorps, von den Franzosen noch in Dünkirchen gedeckt, in Dover an.
Ihr meint, die englische Plutokratie sei nun in sich gegangen, habe reu-
-302-

mutig an ihre Brust geklopft und ihre Sünden bekannt? Weit gefehlt! Als die Katastrophe in voller Schärfe ausbrach, trat sie mit frecher Stirn vor die Welt hin und erklärte, das Wunder sei geschehen, aus der Niederlage sei nun doch noch durch die gnädige Hilfe des englischen Gottes ein Sieg geworden, und die Schlacht in Flandern, von der die bösen Deutschen behaupteten, sie sei ihr militärischer Triumph, stelle eines der reizvollsten Kapitel der englischen Militärgeschichte dar. Da steht man machtlos vis-a-vis. Wir haben es uns längst abgewöhnt, uns darüber zu wundern oder gar zu ärgern. Uns interessiert das nur noch von der psychologischen Seite her.

Die Engländer haben einen Informationsminister —so was muß unsereins als Gegenspieler in Kauf nehmen —, Duff Cooper heißt die Kanaille. Diese Musterausgabe der Plutokratie, wie Bernard Shaw ihn einmal nannte, ist gerade in Paris vorrätig, als deutsche Flugzeuge die französische Hauptstadt bombardieren. Immerhin lernte das Volk von Paris bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die Schrecken des Krieges kennen, und man hätte wohl erwarten dürfen, daß besagter Musterknabe, wenn er überhaupt etwas zu vermelden für nötig befand, wenigstens ein Wort des Bedauerns oder des Mitgefühls für ein Volk gefunden hätte, das doch schließlich die Last des Krieges auf sich nimmt, um wenigstens vorläufig das englische Volk davor zu bewahren. Weit gefehlt! Da kennt ihr die englischen Plutokraten schlecht. Kaum ist genannter Duff Cooper nach dem Bombardement aus dem Luftschutzkeller herausgekrochen und hat das unterbrochene Frühstück zu Ende geführt, da eilt er gleich zum Mikrophon, um einer staunenden Welt mitzuteilen, die Deutschen hätten gar kein Gefühl für Behaglichkeit: gerade zur Frühstückszeit zu kommen! Aber sie irrten sich sehr, wenn sie etwa geglaubt hätten, eine Lordschaft beim Essen gestört zu haben. Man habe gleich nach dem Bombardement weitergegessen; ein Heer von befrackten Kellnern habe —ätsch! —eine Unmenge von leckeren Genüssen herangetragen, und im übrigen werde unsere tapfere Royal Air Force und so weiter.
So ein Stück Malheur spielt in England Minister. Der Duce hat in seiner geschichtlichen Rede vom Balkon des Palazzo Venezia der Welt mit tiefstem sittlichen Ernst die Gründe dargelegt, die Italien dazu bewogen haben, an der Seite des kämpfenden Bundesgenossen in den Krieg ein-
-303-

zutreten. Kein rechtlich denkender Mensch wird sich der geschichtlich zwingenden Beweiskraft dieser Argumente entziehen können. Aber dieser denkfaule politische Snob mit Namen Duff Cooper besitzt die Stirn, sich in seiner ganzen fettigen Breite vor die Weltöffentlichkeit hinzustellen und fromm und gottesfürchtig zu erklären, Mussolini trete in den Krieg ein, weil er Blut sehen wolle. Er und seinesgleichen würden, ohne mit der Wimper zu zucken, behaglich zuschauen, wenn sie unser Volk mit Frauen, Greisen und Kindern durch eine infame Blockade zum Verhungern brächten. Das wäre dann christlich, moralisch und gottwohlgefällig. Wenn wir uns aber dagegen zur Wehr setzen, wenn wir den Krieg, den sie uns erklärt haben, nun zu führen beginnen und gar noch die Unverschämtheit besitzen, dabei zu siegen, dann ist das unchristlich, unmoralisch und wider den Heiligen Geist. Und die Herren Lords erwarten dann in allem Ernst, daß die ganze Welt zusammenläuft, um mit ihnen zu beten, zu wehklagen und für ihre Interessen zu bluten und zu sterben.
So sind sie! Gebt euch keine Mühe, sie ganz zu verstehen. Sie werden uns Europäern ewig ein Rätsel bleiben. In ihrem Charaktergemisch von Brutalität, Verlogenheit, frömmelnder Heuchelei und pietistischer Gottähnlichkeit sind sie die Juden unter den Ariern und gehören zu jener Sorte von Menschen, denen man zuerst die Backenzähne einschlagen muß, bis man hoffen darf, mit ihnen vernünftig reden zu können.
-304-

* * * * *

Heimkehr

Ansprache zur Rückkehr der 218. Infanterie-Division nach Berlin

18. Juli 1940

Soldaten der ersten von der Front heimkehrenden Berliner Division! Als Gauleiter von Berlin heiße ich euch auf dem Boden eurer Vaterstadt herzlichst willkommen. Die Reichshauptstadt hat heute zu euren Ehren ihr festlichstes Gewand angelegt. Ihre Bevölkerung steht zu Hunderttausenden an den Vorbeimarschstraßen, um euch mit einem Begeisterungsorkan ohnegleichen zu empfangen. Mitten unter dem jubelnden Volk stehen eure Frauen, Kinder, Mütter und Geschwister. Durch ihr begeistertes

Massenspalier sollt ihr Soldaten, die ihr sieg-und ruhmgekrönt von der Front heimkehrt, in die Reichshauptstadt einmarschieren.
Es ist das für euch die stolzeste, für eure Angehörigen die glücklichste Stunde eures Lebens. Wir wissen es und können es alle aus tiefstem Herzen mitempfinden, daß eure Gedanken jetzt hochfliegen in stürmischer Freude. Diesen Ehrentag habt ihr euch verdient. Als ihr im August des vorigen Jahres zu den Waffen eiltet, gingt ihr einem unbekannten Schicksal entgegen. Der Führer und das Vaterland hatten euch gerufen, und keiner von euch, der diesem Ruf nicht freudig Folge geleistet hätte. Ein Krieg, der unsere nationale Existenz vernichten sollte, war dem Reich aufgezwungen worden. Unsere Feinde wollten uns den sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und nationalen Aufstieg unseres Landes nicht gönnen, der mit der Machtübernahme durch den Führer eingeleitet worden war. Sie wollten wieder einmal, wie 1914, das Reich einkreisen, durch eine übermächtige Koalition uns überfallen, unsere nationale Moral unterhöhlen, unsere Frauen und Kinder durch eine feige Blockade dem langsamen Hungertod preisgeben und uns dann durch eine innere Revolution die Waffen aus der Hand schlagen. Diesen niederträchtigen Plan haben wir und habt vor allem ihr, Soldaten, zunichte gemacht.
-305-

Über die Hälfte von euch hat schon im Weltkrieg Deutschlands Leben mit dem eigenen Leben gedeckt und beschützt. Aber wie anders war das damals als jetzt! Als dieser Krieg im September des vergangenen Jahres ausbrach, war die Einkreisung schon mißlungen. Die kluge und weitsichtige Vorkriegspolitik des Führers hatte den Ring, den unsere Feinde um das Reich legen wollten» zersprengt. Die Blockade, die man uns angedroht hatte, wurde durch die Gewalt unserer Waffen sehr bald in eine würgende Gegenblockade umgewandelt. Die militärische Ausrüstung des Reiches war eine vollkommene. Ihr zogt als Soldaten der modernsten Wehrmacht, die die Weltgeschichte kennt, ins Feld. Ihr wart mit den besten Waffen ausgerüstet, und die beste soldarische Moral erfüllte euch, Offizier wie Mann. Ihr brauchtet nicht zu befürchten, daß euch in der entscheidenden Stunde von der Heimat aus der Dolch in den Rücken gestoßen würde. Die innere Revolution, mit der unsere Feinde rechneten, hat auf sich warten lassen und wird ewig auf sich warten lassen müssen. Im Rücken gedeckt durch eine entschlossene und opferbereite Heimat, konntet ihr im September des vergangenen Jahres euren Siegeszug durch Polen antreten. Ihr kämpftet heldenhaft an der Brahe und in der Tucheler Heide. Ihr machtet den härtesten Winter, den wir überhaupt kennen, bei über 40 Grad Kälte im General-gouvernement mit. Ihr zogt zum Westen, als dort die Stunde der Entscheidung gekommen war.
Ihr habt euer Teil dazu beigetragen, Frankreich in einem kühnen Ansturm niederzuwerfen. Nach tagelang währendem siegreichem Durchbruch durch die für uneinnehmbar gehaltene Maginot-Linie verzeichnetet ihr die Gefangennahme von 74 000 Franzosen, darunter einem Kommandierenden General und drei Divisionskommandeuren mit ihren Stäben, dazu eine ungeheure Beute an Pferden, Kraftfahrzeugen und Geschützen.
Mit heißem Herzen hat eure Vaterstadt Berlin diesen euren Siegeszug verfolgt. Wir sind bei euch gewesen, und unsere innigsten Wünsche haben euch Tag und Nacht begleitet. Während ihr aber kämpftet und siegtet, hat die Heimat, die ihr hinter euch ließet, nichts versäumt, um sich eurer würdig zu erweisen. Wir haben euch für eure Bewaffnung und Ausrüstung vor dem Kriege nicht die Militärkredite verweigert,
-306-

wie das vor dem Weltkrieg der Fall war. Wir haben, als ihr euren Vormarsch begannt, in der Heimat kein Biertischstrategentum geduldet. Nicht mit hohlem patriotischen Pathos und zu nichts verpflichtenden Phrasen, sondern mit harter Pflichterfüllung haben wir euch zu dienen und zu helfen gesucht. Wir haben euch, während ihr kämpftet und siegtet, keine defaitistischen Briefe und Zeitungen

an die Front geschickt, auch nicht im verflossenen Winter, der für Berlin härter war als für jede andere Stadt im Reich. Ihr brauchtet euch in keiner Stunde wie 1917 und 1918 der Heimat zu schämen, weil sie etwa Munitionsstreiks organisierte, während ihr draußen euer Leben für das Vaterland einsetztet. Wir haben in der Heimat gearbeitet, wie man überhaupt nur arbeiten kann. Von dieser Tribüne aus werdet ihr bei eurem Vorbeimarsch auch von den Berliner Rüstungsarbeitern begrüßt, die euch Tag und Nacht die Waffen geschmiedet haben, mit denen ihr das Reich verteidigtet.
Auch im Dezember 1918 wurdet ihr, Soldaten der damaligen Weltkriegsarmeen, von dieser Stelle aus von einer sogenannten Regierung empfangen. Dieser Empfang aber war auch danach. Er wurde durchgeführt von denselben politischen Unterweltsfiguren, die in den Jahren 1917 und 1918 die Munitionsstreiks organisiert hatten und die, als das Schicksal des Reiches auf des Messers Schneide stand, durch eine feige innere Revolution der Front die Waffen aus der Hand schlugen. Landesverräter und Juden haben euch damals empfangen. In ihren Begrüßungsreden erklärten sie den Krieg, den ihr viereinhalb Jahre mit einem Heroismus, wie ihn die Weltgeschichte bis dahin noch nicht kannte, durchgefochten hattet, für eine sinnlose Menschenschlächterei. Die Disziplin der deutschen Armee bezeichneten sie als Kadavergehorsam, und das einzige, was sie euch als Errungenschaft des neuen Systems ankündigen konnten, war, daß, wie sie erklärten, auf den Amtsgebäuden die roten Fahnen wehten und Arbeiter- und Soldatenräte gebildet worden seien.
Ihr Soldaten unseres Krieges dagegen findet die Heimat so wieder, wie ihr sie verlassen habt. An ihrer Spitze steht derselbe Führer, auf ihren Gebäuden weht dieselbe Fahne, ihr Volk ist von demselben Geist und von demselben Willen erfüllt. Diesmal also braucht ihr euch der Heimat nicht zu schämen, für die ihr euer Leben eingesetzt habt.
-307-

So seid uns denn willkommen, Soldaten! Ihr wißt, wofür ihr gekämpft habt. Und die in euren vorwärtsstürmenden Reihen fielen, sind nicht gestorben für ein leeres Phantom, sondern für das größere und schönere, freie Vaterland, dessen Söhne wir alle sind. Wir verneigen uns in Ehrfurcht vor dem heroischen Opfer, das sie für das Reich und seine Zukunft gebracht haben. Wir grüßen ihre Angehörigen und versprechen ihnen, daß diesmal der Dank des Vaterlandes ihnen wirklich gewiß sein soll.
Soldaten! Noch ist der Krieg nicht zu Ende. Seine letzte Etappe muß noch gewonnen werden. Dann sollen die Friedensglocken über dem Vaterland läuten, dann bauen wir ein größeres Reich und ein besseres Europa auf. Dafür, Soldaten, habt ihr gekämpft. Wir können euch nicht wie die, die euch im Dezember 1918 an dieser Stelle empfingen, ein Paradies auf Erden versprechen; wir versprechen euch nur, daß wir auch in Zukunft, im Kriege wie im Frieden, kämpfen und arbeiten werden für die Größe, das Glück, die Freiheit und den Ruhm unseres Vaterlandes.
Berliner und Berlinerinnen! Jetzt werden unsere Soldaten sieg- und ruhmgekrönt durch das Brandenburger Tor marschieren. Es sind eure Männer, Väter, Söhne und Brüder. Empfangt sie mit dem Jubel und der stürmischen Begeisterung, mit der ihr ihren stolzen Siegeszug in den vergangenen Monaten verfolgt habt. Überschüttet sie mit Blumen, als den äußeren Zeichen eurer heißen Dankbarkeit. Zeigt ihnen, wie wir alle diese Stunde ersehnt haben in den langen Monaten, da wir um ihr Leben bangten und doch so stolz auf sie waren.
Frankreich, das uns vernichten wollte, liegt zerschmettert am Boden. Wer sich der Freiheit und der Ehre des Reiches entgegenstellt, wird wie es zerschmettert werden.
Die erste große Vorhut der Soldaten, die das Reich beschützten, kehrt in die Heimat zurück. Wir werden ihnen im Namen unseres Volkes den Dank abstatten, der ihnen gebührt.

So wollen wir uns denn vereinigen im Glauben an das Reich, an seine Größe und seine Unsterblichkeit. So wollen wir unsere heißen Wünsche zusammenfassen im Gedanken an den Mann, der das Reich aus seiner tiefsten Ohnmacht erhob und es wieder in Krieg und
-308-

Frieden emporführte zur stolzesten Weltmacht, die die moderne Geschichte kennt.
Soldaten! Berliner und Berlinerinnen!
Im Glauben an das Reich, an seine Größe und an seine Zukunft vereinigen wir uns in dem Ruf:
Es lebe der Führer! Es lebe unser Volk und unser Vaterland!
-309-

* * * * *

Kunst und Krieg

Ansprache zur Eröffnung der "Großen Deutschen Kunstausstellung 1940" in München

27. Juli 1940

Der Feldzug gegen Frankreich ist mit dem großartigsten Sieg unserer Geschichte beendet worden. Vielfach kehren nun schon die kampferprobten Divisionen unserer Wehrmacht in ihre Heimatstandorte zurück. Der Führer hat vor dem Deutschen Reichstag unserem Volk und der Welt Bericht gegeben über diesen Krieg, seine Ursachen, Wirkungen und Siege. Noch bleibt ein Feind übrig. Das deutsche Volk wird auch ihm gegenüber seine nationale Existenz und seinen Lebensraum mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften verteidigen. Niemand bei uns zweifelt am endgültigen Sieg.
In dieser weltgeschichtlichen Situation soll nun die Große Deutsche Kunstausstellung 1940 in München eröffnet werden. Wie paßt beides zusammen? Es geht jetzt um unser nationales Schicksal im weitesten Sinne des Wortes." Alles andere erscheint uns dagegen nebensächlich und bedeutungslos. Unsere Soldaten haben in einem einmaligen militärischen Siegeszug die Feinde des Reiches niedergeworfen. Die ganze Nation richtet ihre gespannten Blicke auf die nun folgende Fortsetzung des großen, Deutschland aufgezwungenen kriegerischen Dramas, das über die Zukunft Europas entscheiden soll. Das deutsche Volk ist in seiner Gesamtheit eine kämpfende Nation. Der totale Krieg ist Wirklichkeit. Soldaten, Bauern und Arbeiter sind bereit, das Reich zu beschützen, ihm das tägliche Brot zu schaffen und seiner Wehrmacht die Waffen zu schmieden, die zur Verteidigung unseres Landes notwendig sind. Das Leben des Deutschen Volkes ist ganz dem einzigen Gedanken des Krieges untergeordnet. Der einzelne Mensch ist in seinen privaten Wünschen und Interessen vollkommen zurückgetreten hinter das Gesamtinteresse. Es gilt jetzt nur noch das Leben unseres Volkes, und darum — gerade darum! — werden wir es gewinnen und für alle Zukunft sichern.
-310-

Was soll nun da, so könnte man fragen, die Eröffnung einer Kunstausstellung? Die Kunst, so meint man vielfach, ist doch lediglich eine Verschönerung des Lebens, nicht aber eine Lebensnotwendigkeit. Sie mag deshalb für den Frieden nützlich und angenehm sein, für den Krieg aber, so wendet man vielleicht ein, hat sie kaum eine Existenzberechtigung. Das meint ja auch das Sprichwort, wenn es sagt, daß im Waffenlärm die Musen zu schweigen haben.
Wir Nationalsozialisten vertreten demgegenüber einen anderen Standpunkt. Der Nationalsozialismus als Idee und Weltanschauung erfaßt das Leben unseres Volkes in seiner Gesamtheit; und gerade in dieser totalen Lebens- und Weltauffassung ist er ein System geworden, das eben deshalb auf allen Gebieten von Erfolg zu Erfolg schreitet.

Darauf ist auch das zurückzuführen, was vielfach heute im Ausland als das deutsche Wunder bezeichnet wird. Es bedeutet nichts anderes als die vollkommene Ausschöpfung der deutschen Volkskraft nach jeder Richtung und in jeder Beziehung zur Sicherung und zur Behauptung unseres völkischen Lebens.
So haben wir auch seit je die Kunst in den Dienst des Volkes gestellt. Sie war und ist für uns kein Zeitvertreib, sondern eine unabdingbare Lebensnotwendigkeit. Unsere Soldaten, die von Sieg zu Sieg schreiten, beschützen nicht nur die deutschen Städte, unsere Fabriken, Felder und Menschen, sie beschützen auch das erste europäische Kulturland, das Land eines Beethoven und Wagner, eines Schiller und Goethe, eines Dürer und Grünewald. Man kann die Kunst nicht nach Belieben und nach Zeitumständen einsetzen und auch wieder absetzen. Sie ist da;
sie ist eine Daseinsäußerung unseres Volkes. Sie gehört mit zu unserem nationalen Leben, genau wie die Wirtschaft oder die Politik.
Darum haben wir auch. seit Beginn des Krieges den größten Wert darauf gelegt, das deutsche Kulturleben vollkommen und ungestört in Gang zu halten. Bei uns sind im Gegensatz zu den Ländern der feindlichen Plutokratien während des ganzen Krieges die Theater, Kinos, Schulen, Universitäten und eine große Anzahl der Museen offengehalten worden. Sie hatten die Aufgabe, dem Volk in diesen schweren Zeiten Halt und Aufrichtung zu geben. Sie waren dazu aufgerufen, die nationale Moral unseres Volkes zu kräftigen, zu heben und zu fördern. Ja, sie sind
311-

zu unseren Soldaten an die Front gegangen und haben ihnen bis in die Bunker des Westwalls hinein eine Erinnerung an das Leben gebracht, das sie verteidigen und in das sie nach dem Frieden des Sieges wieder zurückkehren wollen und sollen. Wir Deutschen sehen darin nicht nur kein Zeichen von Schwäche, sondern im Gegenteil ein Zeichen unerhörter Stärke und einer souveränen inneren Sicherheit. So auch hat das unsterbliche Preußen gehandelt, als es in der Zeit seiner schwersten natio-nalen Bedrängnis und Not neue Universitäten gründete. Und auch heute sind wir der festen Überzeugung, daß wir uns mit der Pflege der deutschen Kulturgüter im Kriege nicht in Gegensatz zum heroischen Leben unserer Soldaten stellen. Das wäre vielleicht so, wenn die deutsche Kunst auch im Zeichen des Nationalsozialismus immer noch ein Vorrecht der sogenannten Kreise von Besitz und Bildung geblieben wäre. Das aber ist längst nicht mehr der Fall. Heute ist die Kunst im national-sozialistischen Staat Besitztum des ganzen Volkes.
Wenn wir also jetzt die Pforten der "Großen Deutschen Kunstausstellung 1940" in München im Haus der Deutschen Kunst öffnen, dann werden in diese weiten Hallen die Mütter, Frauen, Geschwister und Kinder unserer Soldaten hineinströmen; ja diese selbst, die Verwundeten und Urlauber unserer Wehrmacht, werden vor den Bildern und Plastiken dieser Kunstausstellung stehen und auch in ihnen den Wandel der Zeit deutlich erkennen. Sie werden in ihnen nicht eine ästhetisierende Spielerei sehen, sondern ein Ringen um die künstlerische Gestaltung des Lebensausdrucks unseres Volkes auch auf diesem Gebiet.
Das ist vor allem nötig in Kriegszeiten, wie wir sie jetzt durchleben. Wie nützlich und notwendig erscheint uns nun die Maßnahme, die der Führer vor drei Jahren mit der großen Säuberung des deutschen Kunstlebens vornahm. Wäre das damals nicht geschehen, würde hier durch die deutsche bildende Kunst auch heute noch jene entartete Typisierung des Menschen und des Lebens gezeigt, die im schreiendsten Gegensatz zum Heroismus unserer Front stände, dann allerdings müßten wir uns vor unseren Soldaten schämen, und sie würden nur mit Ingrimm feststellen können, wie wenig es sich mindestens auf diesem Gebiete lohnte, für eine solche Heimat sein Leben einzusetzen. Aber heute ist das anders. Heute präsentiert sich auf der Großen Deutschen Kunstausstellung 1940
-312-

in München die deutsche bildende Kunst wieder als der ewige und unveränderliche Ausdruck unseres deutschen Lebens.
Drei große Ausstellungen der deutschen Malerei und Plastik haben wir nun in diesem festlichen Hause erlebt. Es ist die vierte Große Deutsche Kunstausstellung, die heute zur Eröffnung kommen soll. Die Zahl der Aussteller beträgt im Jahre 1940 751 gegen 767 im Jahre 1939, die Zahl der ausgestellten Werke 1397 gegenüber 1323 im Jahre 1939. Die Ausstellung zeigt einen repräsentativen Saal der Malerei, einen repräsentativen Saal der Plastiken, drei Säle sind dem Kriegsgeschehen gewidmet, ein weiterer Raum speziell dem Feldzug in Polen, eine Wand bringt Darstellungen aus dem Gebiet der deutschen Luftwaffe und eine Wand Landschaften aus Norwegen. Es ist, seit 1937 beginnend, ein immer strengerer Maßstab an die Auslese unter den eingesandten Kunstwerken angelegt worden.
Nicht alle Aussteller können in diesem Jahre unter uns weilen. Viele von ihnen stehen als Soldaten bei der Wehrmacht und treten mit der Waffe in der Hand für Führer und Volk ein, so wie sie im Frieden mit ihrer Kunst Führer und Volk dienen.
Der Führer selbst, der sonst diese Ausstellung zu eröffnen pflegte, kann heute nicht unter uns weilen. Er hat mir die ehrenvolle Aufgabe übertragen, ihr ein Geleitwort mitzugeben. Die Kunstfeste, die sonst mit der Eröffnung dieser Ausstellung in München verbunden waren, sind in diesem Jahre verstummt. Hier gilt's jetzt nur der Kunst, einer echten, lebensbejahenden deutschen Kunst, die auch im Kriege und trotz des Krieges ihre ewige Daseinsberechtigung behält. Sie soll den Menschen Halt und Erbauung geben. Sie soll sie stärken in dieser Zeit erhöhter Sorgen und Nöte, aber auch stolzester Triumphe.
In fester Zuversicht und unerschütterlichem Glauben grüßen wir den Führer. Wir wünschen ihm eine gesegnete Hand und unserem Volk den Endsieg, für den wir alle arbeiten und leben.
Damit erkläre ich die "Große Deutsche Kunstausstellung 1940" im Haus der Deutschen Kunst in München für eröffnet.
-313-

* * * * *

Das kommende Europa

Rede an die tschechischen Kulturschaffenden und Journalisten

11. September 1940

Ich begrüße es, daß ich Gelegenheit habe, vor Ihnen eine Reihe von Fragen zu besprechen, die meiner Ansicht nach zur Bereinigung des Verhältnisses des Reiches zum Protektorat einmal in aller Offenheit ausgesprochen werden müssen. Und zwar halte ich es trotz der kriegerischen Ereignisse für nötig, daß dies zum jetzigen Zeitpunkt geschieht. Denn es steht zu befürchten, daß, wenn der Krieg zu Ende ist, diese Fragen nicht mehr mit der Sachlichkeit besprochen werden können, wie das jetzt der Fall ist.
Sie werden sich als geistige Menschen darüber im klaren sein, daß sich augenblicklich das größte historische Drama abspielt, das die Geschichte der europäischen Menschheit überhaupt kennt. Ich bin fest davon überzeugt — wie sollte es anders sein! —, daß dieses Drama sich zu unseren Gunsten entscheidet.
In dem Augenblick, in dem die englische Macht zu Boden stürzt, ist uns die Möglichkeit gegeben, Europa neu zu organisieren, und zwar nach Gesichtspunkten, die den sozialen, wirtschaftlichen und technischen Möglichkeiten des zwanzigsten Jahrhunderts entsprechen.
Unser Deutsches Reich hat vor etwa hundert Jahren einen ähnlichen Prozeß durchgemacht. Es ist damals genau so in viele Teile, größere und kleinere, zerspalten gewesen, wie das heute mit Europa der Fall ist. Diese Kleinstaaterei war so lange erträglich, als die technischen Hilfsmittel, vor allem die Verkehrsmittel, noch nicht so weit ausgebaut waren, daß der Übertritt von einem kleinen Land ins andere eine zu kurze Zeit beansprucht hätte. Durch die Erfindung der Dampfkraft aber wurde der alte

Zustand unmöglich gemacht. Denn, wenn man bisher, um von einem kleinen Land ins andere zu kommen, etwa vierundzwanzig Stunden brauchte, so benötigte man nun nach der Begründung der Eisenbahn für
-314-

diesen Weg sagen wir nur noch drei oder vier Stunden. Wenn man also vor Erfindung der Dampfkraft immerhin vierundzwanzig Stunden reisen mußte, bis man an eine neue Zollschranke kam, dann brauchte man jetzt zuerst fünf, dann drei, dann zwei, schließlich eine halbe Stunde, so daß dieser Zustand dann auch für den föderalistischsten Fanatiker ein Nonsens wurde.
Es hat auch damals Kräfte im Reich gegeben, die versuchten, diesen Zustand auf dem Verhandlungswege zu überwinden. Diese Kräfte sind durch die geschichtliche Entwicklung widerlegt worden, und zwar auf eine Weise, wie sie häufiger festzustellen ist. Die Geschichte vollzieht sich doch nach härteren Gesetzen, als sie im allgemeinen am Verhandlungstisch zu gelten pflegen. Sie kennen vielleicht das Wort Bismarcks aus den damaligen Jahren, daß nicht durch Reden und Beschlüsse die deutsche Einheit vollzogen würde, sondern daß sie einmal mit Blut und Eisen geschmiedet werden müsse. Dieses Wort ist damals viel umstritten worden, es hat aber später seine geschichtliche Berechtigung erhärtet. Tatsächlich ist ja auch die Einheit des Reiches in den Schlachten geschmiedet worden. Es wurden dabei eine ganze Menge von Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder, von Vorurteilen, Beengtheiten, kirchturms-politischen Vorstellungen überwunden. Sie mußten überwunden werden; denn sonst wäre das Reich nicht in der Lage gewesen, seine Einheit zu vollziehen, um in dem großen Konkurrenzkampf der Mächte in Europa mit anzutreten. Daß wir überhaupt eine Staatspolitische Einigung vollziehen konnten, ist darauf zurückzuführen, daß wir damals diese be-engenden Schranken überwunden haben.
Selbstverständlich hat sich damals der Bayer oder der Sachse oder der Württemberger oder der Badener oder der Schaumburg-Lipper irgendwie übervorteilt gefühlt; bis dann am Ende doch unter der Dynamik dieses neuen Zustandes sich die Vorurteile mehr und mehr abschliffen und die Blicke der Menschen sich stärker auf die großen Ziele hin richteten, die nun dem Reich gestellt waren.
Es ist selbstverständlich, daß der Bayer ein Bayer blieb, der Sachse ein Sachse, der Preuße ein Preuße. Aber sie haben über diese stammesmäßigen Beengtheiten hinaus eine Gemeinsamkeit gesehen und dann auch im Laufe der Jahrzehnte verstehen gelernt, daß erst unter Berücksichti-
-315-

gung dieser Gemeinsamkeit eine ganze Reihe Fragen wirtschaftlicher, finanzieller, außenpolitischer und militärischer Art gelöst werden konnten.
Die Größe des Reiches ist auf diesen Prozeß zurückzuführen — einen Prozeß, der uns heute fast selbstverständlich erscheint, den damals aber die Zeitgenossen nicht immer verstehen wollten und konnten. Sie waren so in der Zeit und ihren Vorurteilen verhaftet, daß sie nicht die Kraft besaßen, über diese Zeit hinauszublicken und sich einen Zustand konstruktiv vorzustellen, der einmal kommen würde, den aber nur die Seher der damaligen Zeit vorausgesehen und auch vorbereitet haben.
Heute nun ist nicht mehr die Eisenbahn das moderne Verkehrsmittel unserer Zeit, sie ist mittlerweile vom Flugzeug abgelöst worden. Den Raum, den wir ehedem mit der Eisenbahn in zwölf Stunden durchquerten, durchqueren wir heute in einem modernen Flugzeug in anderthalb oder einer Stunde. Die Technik hat nicht nur Stämme, sondern auch Völker viel näher zusammengerückt, als das früher überhaupt vorstellbar war. Während man früher vierundzwanzig Stunden benötigte, um auf dem Umweg über die Presse von Berlin nach Prag zu sprechen, brauche ich heute dafür nicht eine Sekunde. Wenn man an dieses Mikrophon herantritt, kann man im selben Augenblick in Prag, in der Slowakei, in Warschau, in Brüssel und Den Haag gehört werden. Während ich früher zwölf Stunden brauchte, um

mit der Eisenbahn nach Prag zu fahren, fliege ich heute im Flugzeug in einer Stunde dorthin. Das heißt: die Technik hat wiederum einmal ein Jahrhundert später nun die Völker näher zusammengerückt. Es ist gewiß kein Zufall, daß diese technischen Hilfsmittel gerade jetzt entstanden sind. Denn es sind ja der Menschen mehr geworden in Europa, und die Vielzahl von Menschen hat die europäische Gesellschaft vor ganz neue Probleme gestellt — Probleme ernährungs- und wirtschaftspolitischer, finanzieller und militärischer Art. Durch die Zuhilfenahme dieser technischen Errungenschaften sind nun selbstverständlich auch die Kontinente einander näher gerückt. Unter den europäischen Völkern aber bricht sich mehr und mehr das Bewußtsein Bahn, daß vieles von dem, was wir untereinander auszumachen haben, im Grunde doch nur Familienstreitigkeiten sind, gemessen an den großen Fragen, die heute die Kontinente zu lösen haben.
-316-

Ich bin nun fest davon überzeugt: genau so, wie wir heute nur noch mit einem gewissen Lächern auf die kirchturmshorizontartigen Auseinandersetzungen der deutschen Stämme aus den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurückschauen, werden sich in fünfzig Jahren unsere nachfolgenden Geschlechter mit einer gewissen Belustigung die Auseinandersetzungen vor Augen führen, die sich augenblicklich politisch in Europa abspielen. Sie werden in den "dramatischen Völker-konflikten" mancher kleinen europäischen Staaten nur noch Familien-Streitigkeiten sehen. Ich bin überzeugt, in fünfzig Jahren wird man nicht mehr nur in Ländern denken — viele unserer heutigen Probleme sind dann vollkommen verblaßt, und es wird nicht viel mehr von ihnen übriggeblieben sein, man wird dann auch in Kontinenten denken, und ganz andere, vielleicht viel größere Probleme werden auch das europäische Denken erfüllen und bewegen.
Sie dürfen nun keineswegs glauben, daß wir, wenn wir einen gewissen Ordnungsprozeß in Europa vollziehen, das tun, um einzelnen Völkern das Leben abzuschneiden. Es muß meiner Ansicht nach der Freiheitsbegriff eines Volkes in Übereinstimmung gebracht werden mit den Gegebenheiten, vor denen wir heute stehen, und mit einfachen Fragen der Zweckmäßigkeit. Wie in einer Familie nicht ein Familienmitglied das Recht haben kann, dauernd durch seine Eigensüchte den inneren Frieden zu stören, so darf auch ein Einzelvolk in Europa auf die Dauer nicht die Möglichkeit haben, sich einem allgemeinen Ordnungsprozeß zu widersetzen.
Wir haben nun an sich niemals die Absicht gehabt, diesen Ordnungs- oder Umorganisationsprozeß Europas mit Gewalt durchzuführen. Wenn wir als großdeutsch denkende Menschen kein Interesse daran haben, die wirtschaftlichen, kulturellen oder sozialen Eigenheiten etwa des bayerischen oder des sächsischen Stammes zu verletzen — so kann es ebensowenig in unserem Interesse liegen, die wirtschaftlichen, kulturellen oder sozialen Eigenheiten, sagen wir des tschechischen Volkes zu verletzen. Nur muß dann doch zwischen diesen beiden Völkern eine klare Verständigungsbasis geschaffen sein. Wir müssen uns entweder als Freunde oder als Feinde begegnen. Und ich glaube, so weit kennen Sie uns nun schon aus unserer Vergangenheit; die Deutschen können furchtbare
-317-

Feinde, aber auch sehr gute Freunde sein. Wir können einem Freund die Hand reichen und wirklich loyal mit ihm zusammenarbeiten, wir können aber auch einen Feind bekämpfen bis zur Vernichtung.
Die Völker, die sich in diesen Ordnungsprozeß schon hineingefügt haben oder noch hineinfügen, stehen nun vor der Frage, ob sie diesen Einfügungsprozeß gern und aus willigem Herzen, sozusagen aus Loyalität mitmachen, oder ob sie sich ihm innerlich widersetzen wollen. An den Tatsachen selbst ändern sie dadurch nichts. Sie dürfen überzeugt sein, daß die Achsenmächte, wenn England zu Boden geworfen ist, an den machtpolitischen Tatsachen einer Neuorganisation Europas nach großen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten nichts mehr ändern lassen werden. Wenn

England daran nichts zu ändern vermag, wird das auch das tschechische Volk nicht fertigbringen. Wenn Sie aus der Geschichte der jüngsten Zeit gelernt haben, dann werden Sie wissen, daß an dem machtpolitischen Zustand von heute nichts mehr geändert werden kann und auch nichts mehr geändert werden wird.
Deshalb also, meine Herren —und ich spreche jetzt einmal ganz realpolitisch, ohne jeden Appell an das Sentiment —: Ob Sie diesen Zustand billigen oder nicht, ist gleichgültig; ob Sie ihn mit dem Herzen begrüßen oder nicht, ist unerheblich; an dem Zustand selbst ändern Sie nichts. Nun bin ich der Meinung: wenn man an einem Zustand nichts ändern kann und die gewiß auch vorhandenen Nachteile dieses Zustandes sowieso in Kauf nehmen muß, dann würde man töricht sein, wollte man sich nicht auch seine Vorteile sichern. Wenn Sie sowieso Bestandteil des Reiches geworden sind, dann sehe ich nicht ein, weshalb das tschechische Volk sich in eine innere Oppositionsstellung zum Reich stellen und nicht lieber die Vorteile des Reiches für sich in Anspruch nehmen sollte.
Sie haben gewiß eine ganze Reihe von politischen Zugeständnissen machen müssen. Ich weiß, daß das für Sie nicht angenehm gewesen sein mag, niemand kann das besser verstehen als ich. Ich weiß, daß Sie auf gewisse Dinge, die Sie in der Vergangenheit geliebt und geschätzt haben, verzichten mußten, und ich weiß, daß man sich an einen so neuen Zustand nicht von heute auf morgen sozusagen über Nacht angleichen kann. Da sind gewisse Reibungsflächen, die sich an Ort und Stelle viel härter und schärfer ansehen als etwa aus der Perspektive des Reiches heraus.
-318-

Aber nochmals: Wenn Sie die Nachteile nun einmal für sich in Kauf nehmen müssen, bin ich der Meinung, daß Sie dann auch die Vorteile in Anspruch nehmen sollten. Ich möchte das an einem Beispiel erklären:
Wir haben 1933 vor der Frage gestanden, die Judenfrage zu lösen. Daß wir Judengegner waren, hatte sich auch schon bis 1933 allgemein in der Welt herumgesprochen. Die Nachteile des Antisemitismus in der Weltpropaganda bekamen wir also sowieso zu spüren; da konnten wir uns also getrost auch die Vorteile sichern und die Juden heraussetzen. Wenn wir sowieso in der Welt als Judengegner bekämpft und verleumdet wurden — warum sollten wir da nur die Nachteile für uns in Kauf nehmen müssen, nicht aber zugleich auch die Vorteile, nämlich den Ausschluß der Juden aus dem Theater, dem Film, dem öffentlichen Leben und der Verwaltung. Wenn wir dann noch weiter als Judengegner angegriffen wurden, konnten wir wenigstens mit gutem Gewissen sagen:
Es lohnt sich, wir haben ja etwas davon.
Sie, meine Herren, haben jetzt einen Einblick in das Reich getan, und ich habe großen Wert darauf gelegt, daß Sie diese Reise machten, bevor ich mit Ihnen zusammenkam. Sie haben das Reich im Kriege gesehen, und Sie werden sich ungefähr eine Vorstellung davon machen können, was es im Frieden bedeuten wird. Dann wird unser großes volksstarkes Reich neben Italien praktisch die Führung Europas übernehmen. Daran ist gar nichts mehr zu drehen und zu, deuteln. Das heißt also für Sie: Sie sind jetzt schon ein Glied eines großen Reiches, das sich eben anschickt, Europa eine neue Ordnung zu geben. Es will die Schranken, die die europäischen Völker noch voneinander trennen, niederreißen und ihnen den Weg zueinander ebnen. Es will einen Zustand beenden, der auf die Dauer selbstverständlich die Menschheit nicht befriedigen kann. Wir vollziehen hier also ein Reformwerk, von dem ich überzeugt bin, daß es einmal mit ganz großen Buchstaben in das Buch der europäischen Geschichte eingeschrieben werden wird. Können Sie sich vorstellen, was das Reich dann nach dem Kriege bedeuten wird?
Sie wissen, daß wir uns auf das eifrigste bemühen, neben dem politischen Aufstieg des Reiches auch einen solchen auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet durchzuführen. Sie wissen, daß wir das Volk selbst an diesen Maßnahmen und ihren Ergebnissen teilnehmen lassen wollen. Ich

-319-

nehme ein Beispiel: Während wir bisher mit dem deutschen Film unsere 86 Millionen Deutschen versorgten, steht uns in Zukunft ein Absatzgebiet von unermeßlicher Ausdehnung zur Verfügung. Es liegt bei Ihnen, ob Sie daran teilhaben oder ob Sie sich in eine stille Passivität zum Reich stellen wollen. Sie werden uns zutrauen, daß wir im zweiten Falle genügend Mittel und Möglichkeiten hätten, um beispielsweise den tschechischen Film zu unterdrücken. Das wollen wir aber gar nicht. Im Gegenteil, wir möchten ihn an unserem großen Absatzgebiet teilnehmen lassen. Ebensowenig wollen wir Ihr Kulturleben unterdrücken. Im Gegenteil, wir möchten, daß Ihnen ein reicher Austausch ermöglicht wird. Das kann natürlich nur auf der Basis der Loyalität geschehen. Sie müssen sich also innerlich zu dem heutigen Zustand bekennen und dürfen sich nicht ein Hinterpförtchen offenlassen und dabei denken: "Wenn es mal schiefgeht, kann ich dadurch entschlüpfen."
Nehmen Sie ein Beispiel aus der Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung als Vergleich: Eine Anzahl von Mitgliedern unserer Partei trägt ein besonderes Abzeichen mit einem goldenen Kranz darum; damit dokumentieren sie: "Ich habe schon zum Nationalsozialismus gestanden, als es da noch nichts zu erben gab; ich habe für diese Bewegung gekämpft, als sie noch nicht an der Macht war." Sie haben ihr Bekenntnis zu ihr schon zu einer Zeit vollzogen, in der der Sieg der Bewegung noch nicht ganz eindeutig war. Denn sich zu einer Sache bekennen, wenn sie eindeutig ist, ist keine Kunst. Wenn Sie also Ihre Loyalität erst bekunden wollen, wenn der Sieg endgültig errungen ist — meine Herren, dann werden uns so viele ihre Loyalität versichern, daß wir dann daran kein sonderliches Interesse mehr haben.
Ich bin der Meinung, daß Sie sich mit diesem Problem auseinandersetzen müssen. Auch ich habe das getan. Ich habe beispielsweise in der letzten Zeit eine ganze Reihe von tschechischen Büchern gelesen, eine ganze Reihe von tschechischen Filmen gesehen, ich habe eine ganze Reihe von Berichten über tschechische Kulturarbeit entgegengenommen; und ich habe es eigentlich bedauert, daß ich diese Ergebnisse Ihres Kulturlebens nicht in größerem Umfang dem deutschen Volke zur Kenntnis bringen konnte. Aber zunächst muß diese Bereinigung stattfinden. Von einer Reihe von tschechischen Filmen zum Beispiel wünschte ich, daß ich
-320-

sie dem deutschen Volk zeigen könnte. Wollen Sie sich für Ihre Filme mit Ihrem tschechischen Volk als Absatzgebiet begnügen, oder wollen Sie sie nicht lieber im ganzen Reich verbreitet sehen? Erfüllt es nicht auch Sie mit Stolz, daß Sie, wenn Sie nach Hamburg kommen, sich sagen können: "Das ist auch meine Hafenstadt." Und wenn Sie die deutsche Flotte sehen: "Das ist die Flotte, die auch unser Leben beschützt!", und wenn Sie die heroischen Heldentaten der deutschen Wehrmacht verfolgen: "Das ist die Wehrmacht, die auch unser Volk beschützt, die auch um uns die eiserne Klammer ihres Schutzes gelegt hat!" Das würde ich für viel nutzbringender und befriedigender halten, als zu sagen: "Na, wir müssen zwar mitgehen!", aber in der letzten, tiefsten Falte Ihres Herzens noch Vorbehalte zu machen.
Darüber müssen Sie sich und muß auch das tschechische Volk sich entscheiden. Sagen Sie nicht, das tschechische Volk will so oder will so. Ich glaube, ich kann auf dem Gebiet der Volksführung einige Erfahrungen für mich in Anspruch nehmen. Ein Volk denkt so, wie seine Intelligenzschicht es zu denken lehrt; es hat immer die Vorstellungen, die seine geistige Führung besitzt. Sollte Ihre geistige Führung nun nicht in allem Ernst vor das tschechische Volk hintreten und ihm klarmachen, daß es sich jetzt entscheiden muß? Sollte sie ihm nicht sagen, daß. dieses tschechische Volk vielleicht doch den besten Teil gewählt hat? — Sie haben Rotterdam gesehen; gerade Sie können jetzt den damaligen geschichtlichen Entschluß Ihres Staatspräsidenten in seinem vollen Werte ermessen.

Niemand soll sagen: "Ja, man hätte das überhaupt vermeiden können!" Unser Handeln entspringt keineswegs einer Laune. Auch wir sind ja nur Diener eines geschichtlichen Schicksals; wir können gar nicht anders handeln, als wir es tun. Wir sind nur die Vollzieher und Vollstrecker eines geschichtlichen Auftrages. Man soll nicht sagen: "Wenn es keine Nationalsozialisten gäbe, dann wäre Ruhe in Europa." Nein, dann wären eben andere da, die an unserer Stelle handeln müßten. Wenn eine Zeit reif geworden ist, muß sie sich erfüllen, so wie der Apfel vom Baum fällt, wenn er reif ist. Wir können uns nicht gegen das Schicksal zur Wehr setzen, es würde uns überrennen.
Mit anderen Worten: Sie stehen vor der Wahl, Ihrem Volk diesen Tatbestand klarzumachen, ihm unter größeren Gesichtspunkten, als es
-321-

bisher geschehen ist, die geschichtlichen Aufgaben vor Augen zu führen, vor denen Europa steht. Ich glaube, wenn Sie sich die Entwicklung gerade des vergangenen Kriegsjahres noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen, werden Sie doch zu dem Ergebnis kommen: "Vielleicht haben wir Tschechen den besten Teil gewählt. So, wie es vorher war, ging es doch nicht mehr. Es wäre nur möglich gewesen, wenn Deutschland ständig zu Boden gedrückt worden wäre, das aber ist undenkbar."
Sie haben heute die Möglichkeit, sich sämtliche Vorteile zu eigen zu machen, die das große Deutsche Reich zu bieten hat. Sie haben unseren garantierten Schutz. Niemand greift Sie an. Sie hätten auch die Möglichkeit, nun die Vorteile Ihres Volkstums ganz Deutschland zu vermitteln. Sie hätten die Möglichkeit, Ihre Musik in das Reich auszuführen. Ihre Filme, Ihre Literatur, Ihre Presse, Ihren Rundfunk. Sie wissen, daß das deutsche Volk kulturell immer sehr aufgeschlossen und empfangs-freudig gewesen ist. Wir wollen und können das auch gar nicht ändern. Denn wir sind keine Diktatoren, sondern Vollstrecker des Willens unseres Volkes.
Wie gesagt, wir bieten Ihnen die Möglichkeit zur Mitarbeit. Ich habe Sie hierher gebeten, um Ihnen eine Basis zu verschaffen, auf der wir uns verständigen könnten. Wir verlangen gar nicht von Ihnen, daß Sie etwas gegen die Ehre Ihres Volkstums tun, wir verlangen nicht, daß Sie etwas tun, was Sie als Parvenüs oder Speichellecker oder was weiß ich, deklassieren würde.
Auf die Dauer könnte man an einem solchen Verhältnis doch kein Vergnügen haben. Ich glaube aber, daß es nicht zuviel gefordert ist, in diesen dramatischen Stunden einer europäischen Auseinandersetzung, die zu ganz neuen Formen des menschlichen Zusammenlebens führen wird, sich nun über diese Dinge zu verständigen, sich Klarheit zu verschaffen und darüber ins reine zu kommen, ob man nun als Freund oder als Feind miteinander verkehren will.
Wir wollen wissen, wie wir zu der Intelligenz eines Volkes stehen, ob wir uns als Feind oder als Freund begegnen. Daß wir uns als Feind zu benehmen wissen, haben Sie wohl im Laufe des letzten Jahres beobachten können. Daß wir uns als Freund benehmen können, würden Sie dann beobachten können, wenn sich eine positive und aktive Loyalität zwischen
-322-

den beiden Volkstümern, zwischen dem deutschen und dem tschechischen Volke entwickeln würde.
Dies Ihnen klarzumachen, habe ich heute für meine Aufgabe gehalten;
ich glaube, daß wir uns auf dieser Basis verständigen könnten und auch verständigen würden. Ich bin der festen Überzeugung, daß Sie, wenn Sie dieses Fundament der Loyalität legen würden, uns selbstverständlich einen Gefallen tun, daß Sie andererseits aber Ihrem tschechischen Volk einen großen geschichtlichen Dienst erweisen. Man darf nicht nach dem urteilen, was heute die Menschen sagen. Der Durchschnittsmensch vermag nun einmal nicht weit zu sehen. Es ist aber die Aufgabe der Intelligenz, sich über den engen Gesichtskreis zu erheben und in einem weiteren Kreise Umschau zu halten, sich in der Phantasie einen Zustand vorzustellen, der einmal sein wird und gegen den nicht die

Tatsache zeugt, daß er noch nicht da ist. Es ist immer Aufgabe der Intelligenz eines Volkes, Bahnbrecher eines kommenden Zustandes und nicht blinder Anbeter eines gegenwärtigen Zustandes zu sein.
Ich fordere Sie deshalb auf, in diesem Sinne zum tschechischen Volke zu sprechen. Wenn wir das täten, würde das tschechische Volk uns nicht glauben, weil es uns nicht kennt, weil es nicht weiß, wie wir Nationalsozialisten sind, weil es in uns vielleicht nationalen Egoismus vermutete, wo wir nur die Absicht haben, ein bereinigtes Verhältnis zwischen zwei Volkstümern zu schaffen, die sich ja doch miteinander verstehen müssen. Sie leben da, wir leben hier. Nur eine gigantische Naturkatastrophe, die unser Volk vernichtete, könnte eine einseitige Lösung bringen. Da das nicht zu erwarten ist, müssen wir uns irgendwie verständigen. Ob wir uns sympathisch sind oder nicht, steht gar nicht so sehr zur Debatte. Das ist unerheblich. Erheblich ist nur, daß wir den vielen Millionen in Europa eine gemeinsame Lebensbasis und auch ein gemeinsames Lebensideal geben. Gestört worden ist dieses Ideal bisher von England. England hat Europa in Unruhe halten wollen, weil es darin die beste Sicherung für seine insulare Existenz sah. Dieser Unruheherd wird jetzt durch die gigantischen Schläge unserer Wehrmacht beseitigt werden. Dann haben wir die Möglichkeit, Europa seinen Frieden zu geben. Sie sind dazu herzlich eingeladen.
-323-

* * * * *

Die Jugend und der Krieg

Ansprache zur Eröffnung der Jugendfilmstunden in Berlin

29. September 1940

Am heutigen Sonntagmittag sollen die Jugendfilmstunden, die von der HJ. und vom BDM. in Zusammenarbeit mit der Reichspropagandaleitung der NSDAP, durchgeführt werden, wieder für den Winter 1940/41 neu eröffnet werden. Sie stellen damit also auch für die kommenden Monate wiederum wie in den vergangenen Jahren ein zusätzliches außerordentlich wichtiges Element der praktischen Jugenderziehungsarbeit dar.
Die Jugendfilmstunden wurden im Jahre 1934/35 begründet. Sie umfaßten damals 371 Veranstaltungen mit im ganzen 217.354 Besuchern. Im Verlauf der darauffolgenden Jahre ist die Jugendfilmarbeit dann bis zum Kriegsjahre 1939/40 auf 8244 Veranstaltungen mit 3,538.224 Besuchern angestiegen. Im Rahmen der Winterarbeit von 1934 bis 1940 hat sich diese Aktion im ganzen auf 19694 Jugendfilmstunden mit 9,411.318 Besuchern erstreckt. Ein wahrhaft imponierendes Ergebnis dieser Arbeit, die, wie alles, was der Nationalsozialismus gründete und schuf, von klein auf angefangen hat und sich allmählich in diesem großartigen Umfang auswirkte. Die erste Jugendfilmstunde wurde im Frühjahr 1934 in Köln veranstaltet. Mit Beginn der zweiten Spielzeit 1935/36 konnten wir eine Ausbreitung der Jugendfilmstunden auf Grund der in Westdeutschland gesammelten Erfahrungen auf das Reichsgebiet durchführen. Von Jahr zu Jahr nahmen die Jugendfilmstunden an Umfang und Bedeutung zu und wurden nun auch in kleinen Städten und jetzt bereits sogar in kinolosen Orten durchgeführt.
Das Ziel der Jugendfilmarbeit war von Anfang an bis zum heutigen Tage darin zu sehen, dem deutschen Film durch eine planmäßige filmische Erziehung der Jugend zu dienen. Anderseits aber sollte auch der Jugend selbst ein zusätzliches Ausrichtungs- oder auch Unterhaltung- und Belehrungsmittel zur Verfügung gestellt werden. In einer Spielzeit soll nach der Planung dieses großen Werkes der Jugend ein
-324-

Überblick über alle Sparten des deutschen Filmschaffens gegeben werden. Daher erfolgt auch die Filmauswahl aus der gesamten Jahresproduktion. Neben den Staatspolitischen Programmen werden gute Unterhaltungs- und Kulturfilme gezeigt. Diese Jugendfilmarbeit wird zentral vom Presse- und Propagandaamt der Reichsjugendführung in Verbindung mit der Reichspropagandaleitung der NSDAP., Hauptamt Film, durchgeführt. In jeder Gaufilmstelle ist ein HJ.-Beauftragter tätig, der als Stellenleiter Jugendfilm die unmittelbare Organisation der Jugendfilmstunden leitet.
Wir steuern damit alle einen wesentlichen Beitrag zur Lösung der Jugendfrage, besonders auch im Kriege, zu. Das Problem der Jugend ist in schwierigen Zeiten immer auch besonders schwierig gewesen. Der Krieg stellt seine harten Anforderungen an die gesamte Nation, und auch die Jugend bleibt davon nicht verschont. Sie muß deshalb durch besondere Haltung und stärkstens ausgeprägten Persönlichkeitscharakter versuchen, der damit verbundenen Schwierigkeiten Herr zu werden bzw. den Erziehungsberechtigten und -verpflichteten zu helfen, die hier auftauchenden Probleme zu meistern. Oft steht der Vater im Felde, oder er ist an anderer kriegswichtiger Stelle so stark in Anspruch genommen, daß er sich um die Erziehung seiner Kinder nicht in dem Umfang bekümmern kann, wie das wünschenswert wäre und wie es meistens auch in Friedenszeiten der Fall ist. Die Mutter ist dann mit Arbeit und Sorgen belastet und überlastet; manchmal ist sie sogar in der Kriegsarbeit selbst tätig, sie schafft in Rüstungsbetrieben und sorgt mit dafür, daß unseren Soldaten Waffen und Munition nicht ausgehen, sie betätigt sich als Helferin im Roten Kreuz, in der Mütterfürsorge, in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt oder im Winterhilfswerk. Da geht die Jugenderziehung nicht immer so ihren ruhigen und sicheren Gang wie in normalen Zeiten. Und gerade hier hat die HJ. und der BDM. die doppelte Verpflichtung, helfend einzuspringen und dem Elternhaus nach Möglichkeit Lasten abzunehmen, die es nach Lage der Dinge nur schwer oder gar nicht tragen kann. Zwar ist auch die Erziehungs- und Ausrichtungsarbeit der HJ. und des BDM. gerade in Kriegszeiten durch tausend Schwierigkeiten behindert, die man im Frieden kaum kennt. Einmal fehlt es an den notwendigen Sälen, um die Jugend regelmäßig
-325-

zu versammeln; sie sind von der Wehrmacht mit Beschlag belegt oder als Vorratsräume in Anspruch genommen. Zu zweit verbietet es sich durch die Verdunkelung, den Abend, der für die Jugenderziehung so außerordentlich wichtig ist, voll in Anspruch zu nehmen. In einer Reihe von Gebieten des Reiches herrscht Luftgefahr, die eine systematische Durchführung der für die Erziehung der Jugend notwendigen Arbeiten vielfach unmöglich macht. Um so größer aber sind demgemäß auch die Aufgaben, die HJ. und BDM. zusätzlich zu ihren sonstigen Pflichten zu erfüllen haben, und die Verantwortlichkeiten, die sie damit dem Führer und dem Volke, aber auch dem Elternhaus gegenüber übernehmen.
Die Jugenderziehung kann im Kriege überhaupt nur in engstem Zusammenwirken mit der Jugend selbst erfolgreich durchgeführt werden. Die Jugend ist nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt ihrer eigenen Erziehung. Vieles, was im Frieden mit Hilfe der Organisation, des Elternhauses und der Schule wie selbstverständlich durchgeführt werden kann, fallt im Kriege ebenso selbstverständlich weg. Gerade darum muß die Jugend durch ihre Haltung und durch ihre Lebensweise einen großen Teil der Erziehungsarbeit überflüssig machen, die im Frieden durch die dazu bestimmten Organe geleistet wird. Der Krieg ist nicht nur ein großer Gleichmacher, er ist auch ein großer Erzieher. Er macht alle Phrasen und Schlagworte hinfällig. Vor seinem harten Gesetz hat auf die Dauer nur die reale Wirklichkeit Bestand. Er ist der größte Umwerter aller Werte. Was uns im Frieden wesentlich und manchmal sogar unentbehrlich erscheint, darauf verzichten wir im Kriege gern und dienen damit der gemeinsamen Sache. Der Krieg erfaßt heute nicht, wie in früheren Zeiten, nur einen kleinen Teilausschnitt des Volkes; er ist die heroischste Gemeinschaftsleistung einer Nation. Da er von unseren Feinden auch und

gerade gegen die Kinder geführt wird, muß er ebenso auch von den Kindern pariert werden. Im Weltkrieg richtete sich besonders in den Jahren 1917 und 1918 die schärfste Spitze der englischen Blockadewaffe gegen deutsche Frauen und deutsche Kinder, und es ist zum großen Teil auch darauf mit zurückzuführen, daß wir in der entscheidenden Stunde nicht mehr die Kraft aufbrachten, uns gegen die englisch-französische Bedrohung zur Wehr zu setzen.
-326-

Auch in diesem Kriege hatten unsere Feinde die Absicht, die gleiche Waffe nach Möglichkeit mit dem gleichen Erfolge zur Anwendung zu bringen. Die deutsche Staatsführung hat beizeiten dafür gesorgt, daß die englische Blockade zur Wirkungslosigkeit verurteilt wurde. Trotzdem aber richtet sich der Krieg in seinem letzten Sinn weiter gegen die heranwachsende deutsche Generation, und es ist deshalb auch mehr als symbolisch, daß gerade sie sich in hellen Scharen zu den Fahnen gedrängt hat, um auf den Schlachtfeldern die deutsche Sache mit zu verteidigen. Die Zahlen der gefallenen und verwundeten Mitglieder, vor allem aber der Führer der HJ. in diesem Kriege sind der Öffentlichkeit zu bekannt, als daß sie noch einmal besonders aufgeführt werden müßten. Sie stellen einen beredten Beweis dar für die Tatsache, daß die Jugend diesen Krieg in weitestem Umfang zu ihrer Sache gemacht hat.
Die nachwachsende Jugend muß den Krieg in der Heimat mit führen. Aber sie ist deshalb nicht etwa unbeteiligt daran. Sie muß ihm mit starkem Charakter und mit aufrechter Haltung entgegentreten. Wenn eine ganze Nation um ihr Leben kämpft und schließlich in der Hauptsache doch um die Zukunft ihrer Kinder, dann muß gerade die Jugend diesen Kampf mittragen und nach besten Kräften unterstützen. Sie hat sich durch Disziplin, durch Ordnung, Fleiß und Haltung der Zeit, die sie durchlebt, und der Männer, die für sie ihr Leben einsetzen, würdig zu erweisen. Da wirkt naseweise Besserwisserei oder gernegroßes Schwadronieren nur aufreizend und dumm. Gerade im Kriege, in dem Millionen Männer ihr Leben vor das der Nation stellen, muß die Jugend wieder lernen, Achtung vor der opferbereiten Männlichkeit zu haben und in der Frau und Mutter die weibliche Kämpferin für den ewigen Fortbestand der Volkes zu ehren und zu würdigen. Sie selbst aber soll sich in Gehorsam und Bescheidenheit üben und damit vor allem die Pflichten erfüllen, die der Krieg an sie stellt. Das soll nicht heißen, daß sie aufgefordert werden müßte, nach dem Sprichwort zu handeln: "Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land"; das war ein spießbürgerliches Ideal der Vergangenheit, das wir überwunden haben. Bescheidenheit ist nicht dasselbe wie Unterwürfigkeit, und ein guterzogener, charaktervoller und disziplinierter Junge braucht deshalb nicht gleich ein Duckmäuser zu sein. So viele Millionen Männer ver-
-327-

bringen heute als Soldaten ihr Leben ausschließlich in Gehorsam und Pflicht. Sie haben sich gern und freudig ihrer eigenen freien Willensbestimmung begeben, um in der Gemeinschaft der Wehrmacht dem Vaterlande zu dienen. Wie viel eher kann das vor allem jetzt im Kriege von einem deutschen Jungen und einem deutschen Mädel verlangt werden! Sie sollen ja einmal erwachsene und reife Menschen unseres großen und stolzen Volkes werden, und viele von ihnen sind dazu berufen, in ihrem späteren Leben zu befehlen. Gerade deshalb müssen sie jetzt gehorchen lernen. Das gilt vor allem für eine Zeit, in der von der Pflichterfüllung und vom Gehorsam alles abhängt.
Die HJ. und der BDM. sind also dazu da, zusätzliche Erziehungsarbeit auch für das Elternhaus, das diese heute vielfach nur in unvollkommener Weise durchführen kann, mit zu übernehmen. Jeder Vater im Felde und jede Mutter zu Hause oder im Beruf muß ihr Kind, das ja schließlich ihr Liebstes ist, bei der HJ. oder beim BDM. wohl aufgehoben wissen. Sie muß davon überzeugt sein können, daß Jungen und Mädel hier im Laufe der Jahre zu aufrechten Männern und Frauen erzogen werden.

Die Zeit, die wir heute durchleben, ist einmalig. Sie bringt für jedermann, auch für unsere Jugend, erhöhte Pflichten und Anforderungen mit sich. Der eine oder der andere ist manchmal vielleicht geneigt, Pflichten und Anforderungen der Größe der Zeit gegenüber zu überschätzen. Später aber, wenn der Krieg vorbei ist und ein stolzer Sieg ihn krönt, dann werden wir alle an die Pflichten und Anforderungen, die diese Zeit an uns stellte, nur mit Freude und Stolz zurückdenken. Die Sorgen, die uns heute belasten, werden dann vergessen sein, und die Monate, die wir heute in Glauben und Tapferkeit durchleben, werden dann für uns nur noch in Glanz und Licht erstrahlen. So war das früher auch in der Kampfzeit der nationalsozialistischen Bewegung. Kaum war der Kampf zu Ende und hatte der Führer die Macht angetreten, da sehnten sich schon die alten Kämpfer wieder nach der Zeit zurück, in der wir um die Macht rangen. Die Zeit, da wir für die Bewegung unsere Arbeit und manchmal auch unser Leben einsetzen mußten, erschien uns dann vergoldet und verklärt. Wer von den jungen Menschen, die damals in der Kampfzeit der nationalsozialistischen Bewegung manchmal im Alter
-328-

von 14, 15 und 16 Jahren zu uns stießen, möchte diese Zeit in seiner Erinnerung missen! Wie schön ist es heute noch für den damaligen Jungen und das damalige Mädel, sich an diese Jahre zurückzuerinnern und sich dabei klar darüber zu werden, daß sie sie bewußt erlebt haben und in einer Haltung, die ihrer würdig war! Heute ist das für sie die schönste Erinnerung.
So wird es auch einmal mit diesem Kriege sein. Nach seinem Ende werden wir uns des Sieges erfreuen, und wir alle werden dann mit Rührung, aber auch mit Stolz an die Zeit zurückdenken, da wir uns mit ganzer Kraft und ganzer Persönlichkeit für den Sieg einsetzen mußten.
Darum tut die deutsche Jugend gut daran, diese große Zeit mit wachen Sinnen zu erleben. Sie soll ihr Bestes hergeben für den Krieg und seine Aufgaben: ihre Kraft, ihren Mut, ihren Idealismus und ihre stärkste Glaubensfähigkeit.
Dazu sollen auch die heute wieder zur Eröffnung kommenden Jugendfilmstunden dienen. Im ganzen Reich ist die deutsche Jugend jetzt zur ersten großen Filmstunde des Jahres 1940/41 versammelt. Diese Filmstunden werden sich in regelmäßigen Abständen wiederholen, und sie haben die Aufgabe, der deutschen Jugend mit den besten Werken der deutschen Filmproduktion im Winter Erholung, Belehrung und Erbauung zu geben, und immer wieder sollen sich die deutschen Jungen und Mädel aufs neue daran begeistern.
Wir lehren unsere deutsche Jugend nicht wie die englischen Plutokraten ihre Kinder, in jungen Jahren Frack und Zylinder zu tragen. Wer das später im Leben nötig hat, der kann es auch später noch lernen. Wir lehren unsere Jugend etwas, was sie im späteren Leben nur sehr schwer noch nachholen kann, nämlich Haltung und Charakter. Dazu müssen die ersten Keime bereits in jungen Jahren gelegt werden. Wir huldigen damit in unserer Jugenderziehung einem neuen Ideal, so wie der Führer es uns lehrte. Nach ihm hat die Hitlerjugend ihren Namen erhalten. Sie ist die einzige Organisation im Reich, die sich nach dem Führer benennen darf. Das auferlegt ihr eine große Verantwortung; das vor allem auch gibt ihr die Verpflichtung, dem Manne nachzuleben und nachzustreben, nach dem sie ihren Namen führt.
-329-

Der Führer ist das leuchtendste Beispiel für die deutsche Jugend. Er verlangt von ihr in der harten Zeit des Krieges Haltung, Charakter, Gehorsam und Disziplin. In seinem Sinne und nach seinem Gebot muß deshalb die deutsche Jugend leben, schaffen und arbeiten.
Indem ich meine wärmsten und herzlichsten Grüße an die ganze deutsche Jugend, die heute in den Filmtheatern des Reiches versammelt ist. richte, erkläre ich damit die Jugendfilmstunden 1940/41 für eröffnet.

-330-

* * * * *

Wunschkonzert

Ansprache zum 50. Wunschkonzert für die Wehrmacht

1. Dezember 1940

Zum 50. Wunschkonzert für die Wehrmacht entbiete ich meine herzlichsten Grüße an das ganze deutsche Volk und schließe darin gleichermaßen die Front wie auch die Heimat ein. Ich grüße unsere deutschen Soldaten, die von Kirkenes im hohen Norden bis zur Biskaya Wacht halten für die deutsche Freiheit und unseres Reiches Sicherheit. Ich grüße unser kampferprobtes, sieg- und lorbeerumkränztes Heer, unsere stolze Kriegsmarine in den Häfen und auf den Meeren und unsere tapfere Luftwaffe, die Tag für Tag und Nacht um Nacht Vernichtung in das Herz des Feindes trägt. Ich schließe in diese Grüße ein die Vielmillionenzahl unserer Soldaten, die vom hohen Norden, wo jetzt schon fast ewige Nacht herrscht, bis an die Atlantikküste auf Posten stehen, unsere Truppen im Generalgouvernement, im Protektorat, in Belgien, Holland und Frankreich und überall anderswo, wo sie in hartem Dienst ihre Pflicht tun.

Sie sitzen nun um die Lautsprecher versammelt und fühlen sich durch die Ätherwellen mit der Heimat verbunden.

Für diese Heimat spreche ich in dieser Stunde. Ich spreche im Namen der Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen, die für die Front die Waffen schmieden und nicht wie 1917 und 1918 zum Streik aufgerufen werden und den deutschen Soldaten die Munition verweigern. Sie kennen heute nur einen Gedanken: den an den Sieg. Ich spreche im Namen der Millionen Bauern, die für Front und Heimat das tägliche Brot herbeischaffen, der Millionen Geistesarbeiter, Ärzte, Beamten, Künstler und Lehrer, die mit beitragen zur geistigen und seelischen Rüstung unseres Volkes. Ich spreche im Namen der Millionen Mädchen und Frauen, die gern und willig alle Sorgen und Lasten des Krieges auf sich nehmen und nur von dem einen Wunsch beseelt sind: Wie helfen wir mit, daß unsere Wehrmacht den Feind schlägt? Ich gedenke dabei der ungezählten Mütter, die trotz des Krieges und unter doppelt erschwerten Umständen

-331-

in dieser Zeit deutschen Kindern das Leben schenken, auf daß die Nation ewigen Bestand habe. In ihrer aller Namen grüße ich unsere deutsche Front, grüße ich alle unsere Soldaten in Nord und Süd und Ost und West und bringe ihnen den heißen Dank und die tiefe Bewunderung der ganzen Heimat zum Ausdruck. Sie sollen wissen, daß wir immer bei ihnen sind, daß wir durch unermüdliche Arbeit ihrer würdig sein und ihnen nach besten Kräften helfen wollen, daß der Sieg bald komme.

Über unsere Grenzen hinaus aber grüße ich unsere deutschen Brüder in fernen Ländern und Erdteilen, oft durch Ozeane von uns und von der Heimat getrennt und doch mit den Gedanken so nahe bei uns und so fest mit uns vereint. Beim 50. Wunschkonzert für die Wehrmacht schlagen wir wiederum, wie so oft schon in der Vergangenheit, die Brücke von hüben nach drüben und schlingen ein festes Band um alle, die zu uns gehören.

Dabei lassen wir die Blicke zurückschweifen auf die stolze Reihe dieser Veranstaltungen, die ungezählten Millionen deutschen und mit uns sympathisierenden Menschen weit über unsere Grenzen hinaus in den vergangenen Kriegsmonaten so manchen Sonntagnachmittag Freude, Erholung, Erbauung und Entspannung gebracht haben.

Was ist uns Deutschen der Rundfunk — vor einigen Jahren noch ein verlachtes Experimentierfeld für Ästheten und Literaten — im Kriege geworden! Das, was uns ehedem, bevor der Führer die Macht übernahm, bereits als Ideal vorschwebte, das ist jetzt Wirklichkeit: Der Rundfunk als modernstes

technisches Instrument der Volksführung ist in der Tat der kraftvollste Mittler zwischen Führung und Volk geworden.
In dieser festlichen Stunde fühle ich mich verpflichtet, Worte des Dankes und der Anerkennung zu richten an alle die, die in den vergangenen Jahren und vor allem in den harten Monaten des Krieges unermüdlich Tag und Nacht am Werke waren, um dem Großdeutschen Rundfunk ein eigenes Gepräge und das dieser großen Zeit entsprechende politische und kulturelle Gesicht zu geben.
Ich danke zuerst und vor allem denen, die als unbekannte Mitarbeiter dem Rundfunk in unermüdlicher und rastloser Arbeit dienten, den ungezählten Technikern, Arbeitern und Kunstschaffenden, die ihm ihre ganze Zeit und die Kraft ihres Idealismus zur Verfügung stellten.
-332-

Ich danke seinem Reichsintendanten Dr. Glasmeier, dem Leiter der Rundfunk-Kommandostelle Ministerialdirigent Berndt und dem Reichssendeleiter Hadamovsky. Sie haben sich an der Front im Weltkrieg und in diesem Krieg als tapfere Soldaten und in der Heimat als politische Vorkämpfer der großdeutschen Idee bewährt. In unermüdlicher Arbeit haben sie den Rundfunk zum Volke geführt. Nicht vergessen will ich unter ihnen den Leiter der Inlandspresseabteilung Ministerialdirigent Hans Fritzsche, der vor allem im Kriege seine Rundfunk- und Presseschau zu einem unentbehrlichen Bestandteil der politischen Volksführung erhob.
Besonders herzlichen Dank aber richte ich in dieser Stunde an den Gestalter der Wunschkonzerte, Heinz Goedecke. Sie, lieber Parteigenosse Goedecke, haben das Übermaß von Arbeit, das mit der Vorbereitung von fünfzig Wunschkonzerten für die Wehrmacht verbunden war, mit Idealismus und Fanatismus bewältigt, und was noch mehr ist als das, Sie haben dabei niemals den Humor und die gute Laune verloren. Sie haben es verstanden, mit einem Erfindungsreichtum ohnegleichen dieser Reihe der Großveranstaltungen des Deutschen Rundfunks ein Interesse bei den breiten Volksmassen an der Front und in der Heimat zu erwerben, das unsere kühnsten Erwartungen übertreffen hat. Sie und Ihre Mitarbeiter, die ungezählten Musiker, Künstler, Chöre und Vortragenden haben damit aus dem Wunschkonzert für die Wehrmacht eine der populärsten Einrichtungen dieses Krieges überhaupt gemacht.
Ich danke mit Ihnen den Dichtem und Komponisten unserer zündenden Volksweisen, die wie niemals zuvor in einem Kriege die Herzen unseres Volkes erwärmt und entflammt haben. An ihrer Spitze nenne ich dabei den Gestalter unserer populärsten Massenkriegsgesänge, Herms Niel, der uns das England- und das Frankreich-Lied und dazu eine Unzahl von volkstümlichen Soldatenliedern schenkte.
Daneben aber möchte ich Worte des Dankes auch an die stillen Mitarbeiter des Großdeutschen Rundfunks richten, an die Intendanten unserer Großdeutschen Sender, an ihre Techniker und an ein Heer von Unbekannten, die jetzt im Geiste vor unseren Augen aufmarschieren. Mitten unter ihnen ist ein Platz frei. Ich gedenke mit Wehmut und Trauer unseres unvergeßlichen Rundfunkintendanten Dr. Adolf Raskin.
-333-

Unsere dankbaren Grüße entbieten wir in dieser festlichen Stunde den Männern unserer Propagandakompanien, die mit Schneid, Einsatzbereitschaft und Tapferkeit das Kriegserleben zu einem Erlebnis auch für die ganze Heimat gemacht haben. Mitten im Schlachtengetümmel haben sie ihre unvergeßlichen Rundfunkberichte gesprochen, und manch einer von ihnen hat seine Einsatzbereitschaft mit dem Tode bezahlt. An ihrer Spitze steht unser unvergessener Sprecher Arno Hellmis, der im Frankreichfeldzug in treuer Pflichterfüllung sein Leben ließ.

Sie alle haben mit dazu beigetragen, den Rundfunk aus der blutlosen Atmosphäre öden Literatentums der Systemzeit herauszuheben. Sie haben ihn mitten ins Leben hineingestellt und damit auch das Leben selbst mitgestaltet.
An ihrer Seite stehen die ungezählten Sprecher des Großdeutschen Rundfunks, deren Gesichter den meisten Hörern zwar vollkommen unbekannt sind, deren Stimmen aber dem ganzen deutschen Volk bekannt und vertraut sind.
Dankbar gedenken muß ich dabei auch der vielen Sprecher unseres Sprachendienstes, die in zeitweilig über dreißig Sprachen die deutsche Wahrheit gegen Lüge und Verleumdung über die ganze Welt bis in die fernsten Erdteile verbreiteten. Wenn einmal die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird, dann kann auch der Großdeutsche Rundfunk dabei ein eigenes Kapitel für sich in Anspruch nehmen.
Sie, lieber Parteigenosse Goedecke, haben in dem ungeheuer weiten Wirkungskreis der großdeutschen Rundfunkarbeit eine der wichtigsten Aufgaben, das Wunschkonzert für die Wehrmacht, betreut. Es muß Sie mit tiefem Stolz erfüllen, daß an jedem Sonntag, wenn die Fanfaren dazu erklingen, sich damit jedesmal für Front und Heimat ein richtiges Volksereignis ankündigt. Ungezählte Soldaten bleiben an den Sonntagnachmittagen, auch wenn sie Urlaub haben, in den Kasernen, um keines Ihrer Wunschkonzerte zu versäumen. In den großen Städten leeren sich kurz vor Beginn des Wunschkonzertes die Straßen, weil alle dabei sein wollen, wenn Ihre allen vertraute Stimme über den Äther erklingt, um die endlose Reihe unserer deutschen Künstler, die dafür ihre Kunst mit Freude und Idealismus zur Verfügung stellen, anzukündigen. Sie haben mit diesen Veranstaltungen den Beweis dafür erbracht, daß man sehr
-334-

wohl Krieg führen und seine Pflicht tun kann, ohne den Kopf hängen zu lassen und den Humor und die gute Laune zu verlieren. So soll es nicht nur bei den Wunschkonzerten, sondern so soll es überall im kriegerischen Leben der deutschen Nation auch für die Zukunft bleiben! Nur mit Optimismus kann das Leben gemeistert werden.
So habe ich für die weiteren Veranstaltungen dieser Art auch einen Wunsch, nämlich den, daß sie so bleiben mögen, wie sie sind, daß sie für das ganze deutsche Volk eine Lehre und ein Ansporn sein sollen, sich nicht von den Widrigkeiten des Alltags unterkriegen zu lassen, sondern mutig und erhobenen Hauptes der Zeit entgegenzutreten und ihr in die Augen zu schauen.
Einmal wird die Stunde kommen, da auch der letzte uns verbliebene Feind, England, fällt. Dann werden wir die glücklichste Stunde unseres Lebens feiern. Bis dahin aber wollen wir kämpfen und arbeiten und auch unsere geistigen und seelischen Kräfte stählen. Die besten Helfer dafür sind Humor und Musik. Erfreuen Sie alle also auch weiterhin das deutsche Volk an der Front und in der Heimat, geben Sie ihm damit in diesen Wochen und Monaten Kraft und Stärke in seinem harten Daseinskampf. Erheben Sie es im Glauben und im Vertrauen auf den Führer, der unser ein und alles ist.
So gehe denn mein Gruß an alle Deutschen in alle Himmelsrichtungen. Im Geiste wollen wir uns über die Ätherwellen hinweg in einem großen Neunzig-Millionen-Kreis die Hände reichen. Lang lebe der Führer und ewig bestehe sein Volk und sein Reich!
-335-

* * * * *

Eine andere Welt

22. Dezember 1940

Den Herren Engländern geht es augenblicklich nicht gut. Das hat sich allmählich auch überall herumgesprochen. Sie hatten sich vorgenommen, den Krieg sozusagen vom Kamin aus zu führen und zu gewinnen. Sie wollten im Reich nach dem Muster von 1918 eine Revolution entfachen, die das

Volk in zwei Teile aufteilte. Diese ist nun, wie nicht anders zu erwarten war, ausgeblieben. Dann hofften sie, nach dem Modell von 1917/18 die deutsche Kriegs- und Ernährungswirtschaft durch eine Neuauflage der damals so wirksamen Blockade vernichten zu können. Diese Blockade ist durch entsprechende deutsche Maßnahmen in eine Gegenblockade umgewandelt worden, mit dem Erfolg, daß der britische Ernährungsminister vor ein paar Tagen ankündigte, die Butter- und Fleischrationen in England müßten weit unter die in Deutschland auch im Kriege üblichen heruntergesetzt werden. Die Aushungerer werden also mehr und mehr in die Rolle des Ausgehungerten hineingedrängt.
Wenn England seit Jahrhunderten keinen Feind mehr auf seinem eigenen Boden sah, so muß es heute erleben, daß Nacht für Nacht und Tag um Tag deutsche Kampfflugzeuge Tod und Verderben in seine Industrie-, Hafen- und Rüstungszentren hineintragen. Europas Tore sind ihm für eventuell geplante kontinentale Aktionen verschlossen; die Aufschrift darüber lautet: "Eintritt nur auf eigene Gefahr!" Seine Betteleien um Hilfe finden in der ganzen Welt nur taube Ohren und werden bestenfalls mit ein paar unverbindlichen, zu nichts verpflichtenden Phrasen beantwortet.
Angesichts dieser Tatsachen interessiert es, wie Großbritannien auf diese verzweifelte Situation reagiert. Wir schalten das englische Volk dabei vollkommen aus, denn das hat in England im Zeichen der Demokratie, die bekanntlich nur eine Funktion der herrschenden Plutokratie ist, nur sehr wenig zu melden. So weit es eigene Meinungen besitzt und
-336-

diese unter normalen Umständen auch geäußert werden können, stehen sie heute unter einer rücksichtslos durchgreifenden Zensur jener Herrenschicht, die aus dem Abenteuer Krieg, in das sie mit so bequemen, aber auch so gänzlich falschen Vorstellungen frivol hineinstieg, nicht mehr heraus kann.
Sie versucht nun, sich selbst, dem eigenen Volke und vor allem der Welt etwas vorzumachen. Das fing schon an, als bei Beginn des Krieges Lord Derby in England ankommende australische Einheiten mit dem Satz begrüßte: "Ihr werdet einen reizenden Krieg erleben!" Später wurde die katastrophale Niederlage der Engländer und Franzosen in der Flandernschlacht zu dem gloriosen Rückzugssieg von Dünkirchen umgefälscht. Der berüchtigte englische Informationsminister Duff Cooper hatte die Stirn, nach dem ersten Bombenangriff auf Paris, bei dem er sich zufällig in der französischen Hauptstadt befand, gleich ans Mikrophon zu eilen und triumphierend der aufhorchenden Welt zu verkünden, daß er sich nicht im geringsten in seinem Frühstück habe stören lassen, das nach dem Bombardement mit einer stattlichen Anzahl von Gängen fortgesetzt worden sei. Was würde bei uns mit so einem Stück Minister geschehen?
Heute hausieren die Engländer in der öffentlichen Weltmeinung mit unverbindlich hingemurmelten Phrasen herum, sie hätten die Absicht, bei sich bietender günstiger Gelegenheit einen Einbruchsversuch nach Europa zu machen. Jedermann weiß Selbstverständlich, daß sie froh sind, die letzten Reste ihrer Truppen auf dem Kontinent aus Dünkirchen heraus gerettet zu haben. Aber was macht das einem englischen Legendenerzähler aus? Es ist fast imponierend, mit welch einer dummdreisten Frechheit die britisch-plutokratische Oberschicht das eigene Volk und die Welt hinters Licht zu führen versucht. Und dabei nimmt sie gar keinen Anstand, mit einer Naivität, die ebenso arrogant wie englisch ist, ihre Tricks zu verraten oder aber auch ihre amüsante Unbeholfenheit modernen politischen und militärischen Fragen gegenüber öffentlich in ihren Zeitungen zu diskutieren.
Es redet beispielsweise ein bekannter Radioredner, mit Namen Priestley, monatelang im englischen Rundfunk. Plötzlich überrascht er das englische Volk mit der Mitteilung, er habe den Eindruck, daß er seine Hörer nur langweile, und er werde deshalb
-337-

in Zukunft von seinen Reden Abstand nehmen. Großbritannien hat einen Luftmarschall mit Namen Joubert, sozusagen ein Oldenburg-Januschau der Royal Air Force. Er hat sich in den letzten Wochen des öfteren in öffentlichen Verlautbarungen gestellt. Zuerst erklärte er, es sei nun notwendig, daß die englische Luftwaffe rücksichtslos deutsche zivile Ziele angreife. Als ihm dann durch die deutschen Vergeltungsangriffe entsprechende Antwort erteilt wurde, meinte er ebenso unbefangen, er hasse den Luftkrieg, der nur von den Deutschen zu Zwecken des Terrors erfunden worden sei, und ein paar Tage später erschien er wieder vor dem Mikrophon, um seinen Landsleuten den tröstlichen Rat zu geben, wenn sie angesichts der verheerenden Verwüstungen in London von Trauer und Hoffnungslosigkeit befallen seien. Weihnachtseinkäufe zu machen, um sich zu zerstreuen. Das erinnert an jene französische Prinzessin, die, als bei Ausbruch der Französischen Revolution die Massen vor dem Königsschloß erschienen, eine Hofdame fragte, was diese Menschen eigentlich wollten, und, als man ihr zur Antwort gab "Brot!", naiv meinte: "Wenn die Menschen kein Brot haben, so sollen sie doch Kuchen essen!"
Der englische Unterstaatssekretär Cranborne hat dieser Tage über den Luftkrieg gesprochen. Er tat das sinnigerweise in einer Kirche in vollem Talar als Priester verkleidet von der Kanzel herab. Wir können uns so etwas überhaupt gar nicht vorstellen. Wir haben dazu keine Vergleichsmöglichkeiten. In Deutschland würde die Rede eines politischen Heuchlers vom Schlage des Mr. Cranbome im Gelächter unseres ganzen Volkes erstickt. In England findet man anscheinend nichts dabei. Die Heuchelei ist der herrschenden Schicht in Fleisch und Blut übergegangen. Sie ist so eine Art nationaler Passion, der man, durch jahrhundertelange Übung daran gewöhnt, heute ganz unbewußt zu fronen pflegt.
Gebt euch keine Mühe, die englische Oberschicht ganz zu verstehen; es wird euch nie gelingen. Sie lebt in einer anderen Welt. Von der Sicherheit ihrer bisher unbedrohten Insel aus sieht sie in Europa nur so eine Art von Kolonialgebiet, und wir wetten zehn gegen eins, daß sie bisher die inneren Streitigkeiten auf unserem Erdteil ungefähr so ansah und einschätzte wie die zwischen verschiedenen religiösen Sekten, sagen
-338-

wir in Indien, die man klug gegeneinander ausspielen muß, um sie um so besser beherrschen zu können.
Diesmal nun tritt das Schicksal selbst mit unerbittlicher Härte vor das Leben der britischen Inseln. Dumpf beginnt es in den englischen Gehirnen zu dämmern, daß es sich hier um etwas mehr als um einen Kolonialkrieg handelt, daß England um seine Existenz kämpft, und daß dieser Kampf keinerlei Chance mehr zum Siege bietet. Daher die Verwirrung und die vollkommene Ratlosigkeit in der englischen öffentlichen Meinung. Eine alte Welt stürzt vor den Augen des Durchschnittsengländers zusammen. Man muß etwas tun, denken die Herren Plutokraten. Und da sie zu phantasielos sind, um sich etwas Neues und Originelles auszudenken, greifen sie in die alten Weltkriegskarteien, putzen längst verbrauchte Schlagworte neu auf und wundem sich dann, wenn sie gar nicht mehr ziehen wollen.
Sie hatten beispielsweise die Absicht, bei Beginn des Frankreich-Feldzuges die altbewährte Greuelpropaganda des Weltkrieges wieder aufleben zu lassen. Mit ein paar wohlgezielten Hieben haben wir ihnen diese Waffe aus der Hand geschlagen. Als die Vergeltungsflüge gegen englische Industrie- und Rüstungszentren begannen, spielten sie zuerst den Harmlosen, steckten wahrhaft vernichtende Schläge, nach außen hin wenigstens, ohne mit der Wimper zu zucken ein und erklärten, daß sie noch lebten und mithin alles in bester Ordnung sei. Dann pulverisierten sie zur Auffrischung der öffentlichen Meinung im eigenen Lande auf dem Papier Hamburg, zerstörten in Kommuniques einen Berliner Bahnhof nach dem anderen, spielten mit längst vergessenen Potentaten und abgetakelten Ministem nicht mehr vorhandener Länder, die sie aus Dekorationsgründen in den letzten noch heil

gebliebenen Londoner Hotels durchfüttern, Europa im Sandkasten, erhoben Griechenland, das seit über vier Jahren diktatorisch regiert wird, zum Vorkämpfer der Demokratie, machten die Kirchen und die Juden und die Intellektuellen und die Kapitalisten in aller Welt mobil, um das Auge der Öffentlichkeit von ihrer eigenen hoffnungslosen Lage abzulenken.
Augenblicklich beginnen sie nun eine neue Masche in Arbeit zu nehmen. Sie wollen, wie sie pompös verkünden, der staunenden Mitwelt ihre Kriegsziele verraten. Zwar hat Churchill noch vor ein paar Wochen
-339-

erklärt, England kämpfe, um überhaupt zu leben, aber nun haben sie es sich anscheinend anders überlegt. In ihren Zeitungen diskutieren sie ganz offen und mit einer wahrhaft beneidenswerten dummdreisten Dickfelligkeit darüber, ob man es noch einmal mit Aussicht auf Erfolg genau so wie Wilson im Weltkrieg machen könne, ob die Möglichkeit bestände, sich über den Kopf der deutschen Führung an das deutsche Volk zu wenden, es für die englischen sogenannten Kriegsziele einzufangen und damit das Reich aufs neue zu spalten. Sie haben also, wie man sieht, keine blasse Ahnung davon, daß die Welt und vor allem Deutschland seit 1918 einen gewaltigen Schritt vorwärts gegangen ist. Sie versprechen wie 1917 und 1918 so auch 1940 für das Ende dieses Krieges alles das, was sie am Ende des Weltkrieges hätten tun sollen, aber damals in der Eile des Sieges anscheinend vergessen haben. Sie handeln dabei heute genau so wie unsere innerpolitischen Gegner im Jahre 1932, die auch versuchten, uns die Parolen zu stehlen, um, wenn es nun auf gar keine andere Weise ging, dann doch den Nationalsozialismus wenigstens durch den Nationalsozialismus zu töten. Und da die Churchill und Genossen ganz genau wissen, daß sie in der Welt keinen Kredit mehr genießen, lassen sie ihr soziales Europa, das sie nach dem Kriege aufrichten wollen, durch ihre bezahlten Lohndiener aus der Labour Party proklamieren.
Unterdes aber zahlen sie sich lustig weiter 30, 40 und bis zu 130% Dividende für ihre Rüstungsaktien aus. Sie finden gar nichts dabei. Das ist alles in bester Ordnung; so will es die Demokratie, und so gehört es sich für die Plutokraten. Und das Volk, das arme kleine Volk, das in England, im freiesten Lande der Welt, weniger zu sagen hat und erbärmlicher lebt als in irgendeinem anderen Lande, das Volk steigt Nachmittag für Nachmittag in die U-Bahn-Schächte hinunter, sitzt dort 14 Stunden in Schmutz, Elend, Jauche und Epidemien und wartet auf das Wunder, das die Churchill ihm versprochen haben, oder irrt weinend zwischen den Trümmern von Coventry, Bristol, Birmingham oder Sheffield herum, nur von dem einen Gedanken beseelt, wie es zu einem Stück Brot und zu einem Dach über dem Kopf kommt.
Wie gesagt: Bemüht euch nicht, das alles mit unseren Maßstäben zu messen oder nach unseren Gewohnheiten zu verstehen. Es ist eine
-340-

andere, eine fremde, böse Welt, die sich da vor unseren Augen auftut. Wann der Tag kommt, an dem sie plötzlich und wie von einem Erdbeben erschüttert zusammenbrechen wird, das wissen wir nicht; aber
daß er kommt, das wissen wir. Denn diese Welt ist reif, sie ist überreif zum Sturz.
Arbeiten und kämpfen wir also für diese Stunde, die Europa sein Glück und unserem Volke den Frieden zurückgeben wird. Es soll die Stunde unseres stolzen Sieges sein.
-341-

* * * * *

Weihnachten 1940

Ansprache zur Volksweihnacht 1940

24. Dezember 1940

Trotz des Krieges haben wir uns auch in diesem Jahre entschlossen, für die deutschen Kinder ein Volksweihnachtsfest zu rüsten. Es kann nicht in dem großen Umfange durchgeführt werden wie in den vergangenen Jahren, und es hat uns auch, wie ihr euch denken könnt, viele Schwierigkeiten bereitet, für euch alle etwas Passendes, ein Geschenk oder andere schöne oder nützliche Sachen, auszusuchen und zu beschaffen. Aber gerade deshalb sind wir mit um so größerer Liebe und Sorgfalt an diese Arbeit herangegangen. Gilt es doch, bei diesem Weihnachtsfest das ganze deutsche Volk durch euch, Kinder, zu einer einzigen großen Familie zusammenzuschließen.

Nicht nur Millionen Väter, sondern auch ungezählte Kinder aus deutschen Familien können in diesem Jahr das Weihnachtsfest nicht unter dem Lichterbaum, den die Mutter geputzt und angezündet hat, feiern. Mehr als hunderttausend Deutsche aus den Gebieten Bessarabiens sind ins Reich heimgekehrt. Ihre Kinder begehen das diesjährige Weihnachtsfest zwar in Deutschland, aber zum größten Teil noch in Auffang- und Sammellagern. Die Rückwanderer aus dem Baltikum und aus Wolhynien haben zwar zum großen Teil schon ihre neue Heimat auf eigener Scholle gefunden. Aber die Bessarabien- und Buchenlanddeutschen sind in über 120 Lagern noch im Gau Niederdonau zusammengefaßt und hören dort zusammen unsere Feier mit, die über den Rundfunk von Berlin in ihre Gemeinschaften übertragen wird. Dazu kommen noch eine Unzahl von deutschen Kindern, die zur Schonung ihres Gesundheitszustandes aus den luftgefährdeten Gebieten in andere Gaue verschickt worden sind. Der Vater steht oft an der Front, die Mutter muß, wenn ihre Kinder verschickt sind, das Weihnachtsfest ganz allein oder sonst doch die Familie ohne den Vater verleben. Denn es ist im Kriege leider nicht möglich, zu Weihnachten in jedem gewünschten

-342-

Umfang Sonderbeurlaubungen für unsere Frontsoldaten durchzuführen. Aus den Städten des Westens, aus Berlin und aus Hamburg sind viele Kinder in die östlichen und südlichen Teile des Reiches verschickt worden. Auch sie konnten zu Weihnachten nicht nach Hause kommen. Ihre Mütter haben zum Teil den Mann im Felde, sie verbringen also diesmal Weihnachten ohne ihre Familie.

Das ist für die Betroffenen sehr schwer und wird manchem Vater, mancher Mutter und vor allem vielen Kindern einiges Herzeleid bereiten. Aber das ist nun einmal so im Kriege. Da müssen wir alle Opfer bringen;

daran läßt sich nichts ändern. Was wir tun können, ist lediglich, dafür zu sorgen, daß die Opfer auf ein erträgliches Maß beschränkt und, wo sie unvermeidlich sind, gemeinsam vom ganzen Volke getragen werden.

Deshalb ist auch in diesem Falle die nationalsozialistische Bewegung und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt in größtem Umfange helfend eingesprungen. Ein Weihnachtsfest soll auch im Kriege jedes deutsche Kind haben, und jeder Vater im Felde, jede Mutter, die diesmal allein zu Hause sitzt, soll wissen, daß ihr Kind vor allem zum Weihnachtsabend umgeben ist von lieben deutschen Menschen, die ihm, auch wenn es vom Elternhaus getrennt ist, dieses schönste deutsche Familienfest wirklich zu einer Feier von unauslöschlicher Erinnerung machen. Sie sitzen zwar nicht alle zu Hause in der Familie, aber sie sind alle versammelt in unserer großen deutschen Volksfamilie, die in diesen Stunden durch den Rundfunk miteinander verbunden ist.

Viele Mütter, deren Kinder in Ferienheimen oder Gemeinschaftslagern ihr Weihnachten verleben müssen, haben mich gebeten, über den Rundfunk ihre persönlichen Grüße an ihre Kinder auszurichten. Es ist mir das im einzelnen leider gar nicht möglich. Ich müßte Stunden darauf verwenden, nur um die Namen zu nennen. Ich entledige mich dieses Auftrags insgesamt und grüße alle Kinder, die von ihren

Müttern oder Vätern getrennt sind, auf das herzlichste. Sie sollen wissen, daß ihre Eltern jetzt an sie denken und sich mit ihnen vereint fühlen.
Aber auch die Väter im Felde können beruhigt und zufrieden sein. Die Heimat klagt nicht vor ihnen. Sie sucht mit ihren Sorgen allein fertig zu werden und nimmt der Front nach Möglichkeit noch einen Teil ihrer Sorgen ab.
-343-

Das, was wir heute alle als Liebe und Sehnsucht empfinden, ist auch ein Opfer für unser Volk und unser Vaterland. Es macht uns nur noch stärker, allen Aufgaben, die die Zukunft in sich birgt, mutig und aufrechten Herzens entgegenzutreten.
Im vorigen Jahr war auch schon Krieg. Auch da saßen wir in einer bunten Schar von Müttern und Kindern in diesem Saal. Auch da feierten wir Volksweihnachten. Die Kinder, die wir zu Gaste geladen hatten, stammten aus dem Saargebiet. Sie hatten ihre Heimat verlassen müssen, weil sie vom Feinde bedroht war.
Wie grundlegend hat sich seitdem ihre Lage gewandelt! Sie sitzen nun schon wieder mit ihren Vätern und Müttern vereint im wieder befreiten Saargebiet um den Weihnachtsbaum versammelt. Sie haben ihre alte liebe Heimat schon wiedergefunden.
Und so wird es auch euch, Kinder, die ihr heute um mich versammelt seid oder in lausenden von Gemeinschaftslagern meine Worte hört, einmal wieder ergehen. Einmal wird die Stunde kommen, da euer Vater von der Front heimkehrt und eure Mutter euch weinend vor Freude wieder in ihre Arme schließt. Dann wird der Krieg zu Ende sein und Glück und Frieden wieder unter den Menschen Einkehr halten.
Für diese schönste Stunde unseres Lebens wollen wir heute gerne jede Mühsal tragen und jedes Opfer bringen und wollen darüber hinaus versuchen, uns Mühsal und Opfer in gegenseitiger Hilfsbereitschaft möglichst leicht zu machen. Dann wird uns später vielleicht einmal dieses Weihnachtsfest als das schönste und gehaltvollste unseres ganzen Lebens in der Erinnerung zurückbleiben, weil es nämlich so tief von Liebe und Sehnsucht erfüllt war, weil es so große Opfer von uns allen verlangte und weil es uns im Verzicht auch wieder die Kraft gab, stark zu bleiben und damit dem Siege näher zu kommen.
Darum wollen wir gerade bei diesem Kriegsweihnachtsfest 1940 den Kopf hoch tragen und uns als deutsche Menschen und Mitglieder einer großen Volksfamilie fühlen, die ein späteres nationales Glück um so mehr verdient, je bereitwilliger sie die Beschwernisse der Gegenwart auf sich nimmt.
Es war seit jeher der tiefste Sinn des Weihnachtsfestes, nicht so sehr den Frieden als Beglückung zu empfinden, als vielmehr für den Frieden
-344-

zu arbeiten und zu kämpfen. So wollen wir es auch diesmal tun und dabei dem Führer danken, daß er uns die Kraft und jede Möglichkeit dazu gegeben hat.
In seinem Namen grüße ich euch alle, Kinder in der Heimat und Kinder, die ihr von euren Eltern getrennt seid, grüße ich euch Mütter, die ihr hier vor mir sitzt, die ihr in ungezählten Gemeinschaftslagern oder am Rundfunkapparat mit uns verbunden seid, und euch Väter, die ihr fern von der Heimat im Kreise eurer Kameraden in dieser Stunde mit Liebe und Sehnsucht an eure Frauen und an eure Kinder denkt.
Von diesem Weihnachtsfest im Kriegsjahr 1940 soll ein Strom von Mut und Willensstärke in unser ganzes Volk hineinfließen. Es soll uns befestigen in der Zähigkeit und Ausdauer, und vor allem soll es uns Kraft geben, zu kämpfen für den Sieg und für den Frieden, den wir allen bringen, die guten Willens sind.
-345-

* * * * *

Was denkt sich Churchill eigentlich?

28. Dezember 1940

Kürzlich ist auch auf dem deutschen Buchmarkt unter dem Titel "Selbstbildnis eines Gentleman" der Roman eines Engländers mit Namen Macdonell in Übersetzung erschienen, den man gelesen haben muß, wenn man das Wesen und die Seele der heute auf den britischen Inseln und im englischen Weltreich regierenden plutokratischen Herrenschicht ganz verstehen will. Man wird dieses Buch nicht aus der Hand legen, ohne auf das tiefste erschüttert zu sein. Ja, ein Mensch, der sich noch einen letzten Rest von natürlichem moralischem Empfinden bewahrt hat, kann es überhaupt nur in Etappen verdauen. Soviel Frivolität, soviel kaltschnäuziger Zynismus, soviel aufreizende Verachtung von Anstand, Sauberkeit des Denkens und Handelns und soviel empörende Heuchelei ist darin enthalten.

Man könnte ihm auch den Titel "Selbstentlarvung der britischen Plutokratie" geben. Es ist einfach grauenhaft. Eine schlimmere sittliche Verwilderung in gesellschaftlichen, geschäftlichen und politischen Dingen läßt sich überhaupt gar nicht denken. Dieses Buch würde, von einem Deutschen in Deutschland über eine deutsche Führungsschicht geschrieben, bei uns wahrscheinlich zu einer ganz schweren Erschütterung des öffentlichen Lebens führen. In England dagegen macht das gar nichts aus. Man kann es sich leisten; die Plutokratie ist so alleinherrschend, daß sie gar keine Rücksicht mehr auf die misera plebs zu nehmen braucht. Sie enthüllt bereits ihre geheimsten Praktiken, ein Beweis dafür, daß sie den Höhepunkt ihres Siegeszuges längst überschritten hat und schon auf dem rasenden Weg nach unten ist.

Diese Plutokratie hat den Krieg gewollt, sie hat ihn vorbereitet, erklärt und führt ihn heute auch durch. Niemand hatte ein Interesse daran als sie allein. Er war für die Aufrechterhaltung ihrer schrankenlosen Kapitalsherrschaft nötig, und darum kam er auch. Was weiß diese stupide Herrenschicht von Danzig, vom Korridor, was von dem leidenden deutschen

-346-

Volkstum oder von der dynamischen Kraft einer neuen nationalen Idee? Das sind ihr alles böhmische Dörfer. Das nationalsozialistische Reich fing an, ihr und ihren Interessen lästig, ja gefährlich zu werden. Es suchte Ideen zu kolportieren und Pläne zu verwirklichen, die vielleicht die Macht des Geldes über die Menschen brechen konnten. Da war Gefahr im Verzuge, und deshalb mußte gehandelt werden, so meinte man, ehe es zu spät war.

Es gab darum auch gar keine Möglichkeit, diesen Krieg zu vermeiden. Wir hätten mit Engelszungen reden, wir hätten uns bis zur nationalen Würdelosigkeit demütigen, wir hätten auf unsere elementarsten Lebensrechte verzichten können — dieser Krieg kam, weil wir überhaupt da waren, weil unsere bloße nationale Existenz von 86 Millionen eine Bedrohung für die unter Londons Führung stehende Weltplutokratie darstellte, weil schon in unserer Lehre von der Gemeinschaft und der Unterordnung des Geldes unter die Wirtschaft und der Wirtschaft unter das Volk eine Häresie gesehen werden mußte, über die man den Bannfluch zu schleudern und die man bei der ersten besten Gelegenheit mit Feuer und Schwert auszurotten hatte.

Das ist die britische Plutokratie. Und ein Musterexemplar aus der Kollektion echt englischer Gentlemen ist ihr gegenwärtiger Sprecher Winston Churchill. Man kann die zwiespältige Erscheinung dieses Mannes nur verstehen, wenn man die Kreise kennt, die ihn stützen. Es sind heute nicht einmal mehr ausschließlich Cityleute, in deren Gehirnen es wahrscheinlich langsam zu dämmern beginnt und die zu erkennen anfangen, was Churchill England am Ende kosten wird. Hinter ihm stehen vor allem die Juden, deren Geschäfte er Zeit seines Lebens führte und betrieb und die an ihn ihre letzte Hoffnung geklammert haben, stehen die Bankrotteure und Hasardeure, die in das Geschäft Krieg schon so viel

hineinsteckten, daß sie wie Glücksspieler in Monte Carlo auch den letzten Einsatz wagen wollen, um vielleicht doch noch die Riesensummen, die sie bereits verloren haben, wieder zurückzugewinnen, und steht der kleine Kreis von Vabanquepolitikern vom Schlage eines Eden, Duff Cooper u. ä., die genau wissen, daß ein verlorener Krieg das Ende ihrer politischen und geschäftlichen, wenn nicht gar auch ihrer physischen Existenz bedeutet, das sie solange wie möglich hinauszuzögern versuchen. Churchill selbst
-347-

hat niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er diesen Krieg gewollt hat. Er ist sein Werk. Solange der Nationalsozialismus am Ruder ist, das heißt Deutschland wieder zur Selbstbesinnung gekommen ist, hat er ihn unermüdlich gepredigt. Man mag ihn einen Narren schelten, aber darin ist er konsequent geblieben. Er wollte und will Deutschland zerstören, ja, er gibt sich nicht einmal mehr die Mühe, das zu verschleiern. Er sagt es offen heraus, jedem der es hören will, und ohne Rücksicht auf die psychologische Wirkung beim Deutschen Volk. Die stellt er in seinem stumpfsinnigen Haß überhaupt nicht mehr in Rechnung. Er sieht deshalb auch nicht, wie gänzlich aussichtslos die Chancen seines Unternehmens sind. Seine politischen und militärischen Vorstellungen haben ihre Wurzeln im Weltkrieg, und so entwirft er ein Bild von der Lage, das 1918 vielleicht stimmen mochte, das aber 1940/41 gänzlich falsch, absurd und überhaupt undiskutabel ist.
Wir könnten uns für unsere Interessen für die Kriegführung in England keinen besseren Premier wünschen als ihn. Seine Reden sind eine Fundgrube für politische Psychologie. Sie gleichen einander, wie ein Ei dem anderen. Wenn Reuter morgens mitteilt, daß er am Abend im Unterhaus spricht, dann machen wir uns manchmal den Spaß, uns auszudenken, was er wohl sagen wird. Es stimmt immer. Er kann auch gar nicht anders reden, als er spricht. Da er den Krieg weiterführen will und auch weiterführen muß — denn er ist ja sein Werk, mit dem er steht und fällt —, und zwar ohne Rücksicht auf die tödlichen Wunden, die England Woche um Woche von der deutschen Wehrmacht geschlagen werden, kann er ja wohl schlecht seinen Zuhörern sagen, daß Großbritannien am Ende seiner Kraft sei, daß es nicht in der Lage wäre, noch lange die Schläge der deutschen Luftwaffe und Kriegsmarine auszuhalten, daß ihm der Weg nach Europa verschlossen bleibe, daß es lediglich hier und da Erfolge am Rande des kriegerischen Geschehens erringen könne, daß die aber für den weiteren Fortgang des Krieges keinerlei Bedeutung hätten, daß das britische Mutterland jedoch auf das tödlichste bedroht sei und eines Tages unter einer erdbebenhaften Erschütterung zusammenbrechen werde. Wie gesagt, so kann er nicht sprechen, weil das nicht mit der Folgerung, die er aus seiner Beweisführung zu ziehen gezwungen ist, nämlich daß England noch eine Chance zum Siege habe, übereinstimmt. Also
-348-

muß er, da die Folgerung für ihn feststeht, die Beweisführung, die er vorbringt, nach der Folgerung und darf nicht die Folgerung nach der Beweisführung ausrichten. Er befindet sich in der Rolle eines Managers, der seinem Boxer, obschon der bereits während der dritten Runde röchelnd am Boden lag und bis sieben ausgezählt wurde, in der Pause zwischen Gong und Gong Mut zuspricht, ihm gute Ratschläge erteilt, die vor Beginn des Kampfes angebracht waren, jetzt aber geradezu komisch wirken. So allein auch nur läßt sich die englische Kriegführung erklären. Warum greift die Royal Air Force deutsche Städte und zivile Ziele an, obschon Churchill doch wissen müßte, daß sie kaum Schaden damit anrichtet und jeder Angriff hundertfach vergolten wird? Ja, warum schlägt ein Boxer, der schon aus Augen, Nase und Mund blutet, der bereits taumelnd zwischen den Seilen herumirrt und gar keine Chance mehr zum Siege hat, immer noch, wenn auch mit ganz unüberlegten und ungefährlichen Schlägen auf den Gegner ein, obschon er weiß, daß er damit gar nichts anderes erreichen kann als höchstens den anderen so wütend zu machen, daß er ihm um so eher den betäubenden K. o. versetzt?

Warum? Weil einem Boxer, auch wenn er sich selbst schon verloren gibt, gar nichts anderes übrig bleibt, als zu schlagen oder sich auszählen zu lassen. Es ist deshalb auch müßig zu fragen, was Churchill sich denn dabei eigentlich dächte. Wenn man im Ring herumtaumelt und kaum noch atmen kann, dann pflegt man im allgemeinen nicht mehr viel zu denken, als höchstens: Wie bringe ich es fertig, wenigstens noch ein paar Minuten auf den zitternden Beinen stehenzubleiben?
Im übrigen begehen wir Deutschen allzu leicht den Fehler, weil wir selbst soviel denken, anzunehmen, daß auch unsere Gegner soviel dächten. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir wissen das ja aus der Vergangenheit. Wie oft sind wir früher gefragt worden: Was denkt sich denn eigentlich Herr Brüning oder Herr Schuschnigg oder Herr Benesch oder Herr Beck oder Herr Reynaud? Weil sie für unsere Begriffe so gänzlich abrupt und unüberlegt handelten, waren wir leicht geneigt zu vermuten, daß sich irgend etwas ganz besonders Intelligentes dahinter verberge, das wir zwar noch nicht kannten, das aber eines Tages in die Erscheinung treten würde; weil wir uns nämlich gar nicht vorzustellen vermochten, daß man so dumm sein konnte. Und wenn wir sie dann besiegt hatten,
-349-

wenn sie zerschmettert zu unseren Füßen lagen, wenn wir dann die Möglichkeit bekamen, ihre Dokumente und Akten zu studieren, die Protokolle ihrer Konferenzen zu durchprüfen, dann stellten wir immer wieder mit nicht geringem Erstaunen fest, daß sie gar nichts gedacht, daß sie einfach von der Hand in den Mund gelebt, daß sie auf der Stelle getreten, ihre Verlegenheiten nur diskutiert, aber nicht gelöst und im übrigen auf ein Wunder gewartet hatten. Bei Schuschnigg, Benesch, Beck und Reynaud hieß dieses Wunder England; bei Churchill heißt es USA. Man glaubt gar nicht, mit wie wenig Intelligenz diese plutokratische Welt regiert wird.
Darum ist es an der Zeit, sie so einzuschätzen, wie sie das verdient. Sie hat sich selbst so entlarvt, daß wir nur auf ihre eigenen Zeugnisse zu verweisen brauchen, um sie hinreichend zu charakterisieren. Es ist dabei nichts wegzulassen und auch nichts hinzuzufügen. Wir haben auch gar keinen Grund, uns von ihren Rodomontaden irreführen zu lassen. Das sind nur Angstrufe der Verzweiflung. Es ist kein Zeichen von Mut, durch einen finsteren Wald zu gehen, und aus Furcht laut zu schreien. In der Kriegführung wie in der Politik entscheiden am Ende nicht die lärmenden Worte, sondern nur die harten Tatsachen. Und die stehen auf unserer Seite, ausnahmslos. Wir haben in den vergangenen zwanzig Jahren zuviel ähnliche Situationen wie die jetzige mitgemacht, um nicht ganz genau zu wissen, wie und wo das endet. Darum soll Mr. Churchill reden, der Führer aber handelt. Und eines Tages wird dann die Rechnung gelegt;
dann wird sich zeigen, was Churchill sich eigentlich gedacht hat. Dann sind Schaum und Traum zu Ende. Dann hat die harte Wirklichkeit wieder das Wort, auch für England.
Es sollte uns wundem, wenn wir ihn dann nicht in die Reihe derer stellen könnten, die wir besiegten, die auch immer den Mund so voll nahmen, solange sie überhaupt noch auf den Beinen standen, um sich dann eines Tages ganz plötzlich hinzulegen und sich auszählen zu lassen. Gesagt hatten sie sehr viel, gedacht aber nur sehr wenig. Keiner von ihnen ist seinem Schicksal entronnen. Es erreichte sie immer in dem Augenblick, in dem die Situation reif dazu und ihre geschichtliche Stunde gekommen war.
-350-

* * * * *

Jahreswechsel 1940/41

Silvesteransprache an das deutsche Volk

31. Dezember 1940

Eines der entscheidungsvollsten Jahre der deutschen Geschichte geht heute zu Ende. In seinem Verlauf haben nicht nur das Reich, sondern ganz Europa ihr Gesicht verändert. In erdbebenartigen Erschütterungen sind Staaten, Länder und Völker umgeformt worden, machtpolitische Umschichtungen vollzogen sich, die man in einem Ablauf von Jahrzehnten, geschweige eines kurzen Jahres, nicht für möglich gehalten hätte. Man hätte mich wahrscheinlich für einen Narren und Phantasten, nicht aber für einen ernst zu nehmenden Politiker gehalten, hätte ich am Silvesterabend 1939, als ich von dieser Stelle aus zur Jahreswende zum deutschen Volke sprach, prophezeien wollen, daß am Ende dieses damals eben anbrechenden Jahres 1940 die deutsche Front von Kirkenes bis zur Biskaya reichen würde, daß dann überall diese ganze 5000 km lange Grenze herunter deutsche Soldaten auf der Wacht ständen, um das Reich in ihren sicheren Schutz zu nehmen, daß Norwegen dann bis an den Polarkreis in deutsche Obhut genommen sei, daß Frankreich militärisch vollkommen zerschmettert und England durch die deutsche Gegenblockade und durch Tag und Nacht in seine Lebenszentren hineingetragene Vergeltungsangriffe der deutschen Luftwaffe ins Herz getroffen sein würde, so daß es, taumelnd unter den schweren Schlägen unserer Wehrmacht, mühsam um sein nacktes Leben ränge, daß London in aller Welt um Hilfe betteln würde, um, wenn auch nur für Monate, überhaupt weiter existieren zu können. Man hätte mir wahrscheinlich —Hand aufs Herz! — entgegengehalten: "Wie wollt ihr denn überhaupt bis Kirkenes heraufkommen? Wo sind die Schiffe, wo die Transportmöglichkeiten dazu? Und was Frankreich betrifft: Der Franzose ist ein zäher und tapferer Soldat. Seine Armee ist vorbildlich ausgebildet und ausgerüstet. Dazu kommt der Reichtum dieses Landes, seine unerschöpflichen Hilfsquellen, und die Maginot-Linie nicht zu vergessen!
-351-

Wir haben den Weltkrieg noch in schmerzender Erinnerung, wo wir um einen halben Kilometer Landgewinn wochenlang kämpfen mußten und die französische Erde mit Strömen deutschen Blutes düngten." Das alles würde man mir entgegengehalten haben und mehr noch dazu.
Und heute gehören diese Einwände längst der Vergangenheit an. Wir erinnern uns ihrer kaum noch. Wir können nicht mehr verstehen, daß sie im Ernst überhaupt einmal vorgebracht worden sind. So schnell lebt diese Zeit, und so großzügig sind wir alle geworden im fast selbstverständlichen Hinnehmen von Erfolgen und geschichtlichen Siegen, wie sie in dieser atemberaubenden Dynamik noch niemals in der Geschichte zu verzeichnen waren.
Es ist also ein undankbares Geschäft, den Propheten zu spielen. Die Zeit holt immer noch weiter aus als unsere Phantasie. Sie ist nun einmal im Zuge und greift in diesem geschichtlichen Umbruch mit harter, aber auch ordnender Hand in die Vorurteile, Verbogenheiten und tödlichen Komplikationen der Vergangenheit hinein. Wer wollte sich unterfangen zu sagen, was morgen sein wird, da unsere Vorstellungskraft kaum dazu ausreicht, das Heute ganz zu begreifen!
Es ist das aber eine der wesentlichsten Voraussetzungen für ein klares politisches Urteil, die Zukunft aus der Vergangenheit verstehen zu lernen, nicht am Heute zu kleben, sondern mutig über den Tag hinaus zu denken, hinaus zu forschen, aber auch hinaus zu handeln. Nur die Ehrfurcht vor dem Gewesenen gibt die Kraft, das Kommende zu erkennen und mitzugestalten. Der Spießer hat meist Angst vor der Aktion, während sein Mut sich an den errungenen Erfolgen und Siegen berauscht. Er vergißt die gewonnenen Schlachten und vollbrachten Leistungen deshalb so leicht, weil er an ihrer Vorbereitung und Durchführung meist ziemlich unbeteiligt gewesen ist. Vor der Aktion kann er nicht genug Furcht und nach der Aktion nicht genug Courage haben.
Als wir uns am Silvesterabend 1939 Rechenschaft ablegten über die ersten vier Monate dieses gigantischen Krieges, da konnten wir zwar schon auf große, stolze und einmalige Siege der deutschen Wehrmacht verweisen. Das ehemalige Polen lag zerschmettert am Boden. Die deutschen Armeen

standen bis an die Grenze des heutigen Generalgouvernements. Die Bedrohung des Reiches aus dem Osten war
-352-

beseitigt, der Gedanke des Zweifrontenkrieges gehörte endgültig der Vergangenheit an.
Aber die Kernfrage der militärischen Auseinandersetzung blieb noch ungelöst. In dumpfer Erwartung harrten die Völker der Dinge, die sich wie ein fern angrollendes Gewitter in langsam sich heranziehenden Erschütterungen anzukündigen begannen. Waffenstarrend und finster drohend in Gesten und Reden stand uns der Westen, der das Reich zu seinem Schicksalskampf herausgefordert hatte, gegenüber. Hätte man den damals in Frankreich regierenden Staatsmännern Glauben schenken wollen, so handelte es sich nur noch um Wochen, und das Reich zerfiel in seine Bestandteile. An den französischen Feldküchen, so schrieben die Pariser Zeitungen, sollten wir Schlange stehen und um Essen betteln.
Reden heute Mr. Churchill und seine Trabanten etwa anders? Bedienen sie sich in ihrer wilden Verzweiflung und lähmenden Hilflosigkeit nicht desselben frivolen Jargons, um ihre Angst vor den kommenden Dingen zu überschreien, und greifen sie in ihren vagen Hoffnungen nicht nach denselben Strohhalmen fader Wunschträume, die an dem Tage 'zerbrechen werden, an dem sie wirklich ernsthaft glauben, sich daran halten zu können?
Unsere Gegner haben immer mehr geredet als wir. Sie haben vor den Aktionen den Mund stets sehr voll genommen, um während der Aktionen plötzlich ganz zu verstummen. Vor allem in Zeiten, in denen scheinbar nicht viel geschah, stellten sie sich dreist vor die Öffentlichkeit hin und ergingen sich in prahlerischen Drohungen gegen uns. Es ist immer — auch früher schon im Kampfe um die Macht im Reich — ihr fast tragikomisches Schicksal gewesen, den Führer nicht ernst zu nehmen, seine warnenden Worte in den Wind zu schlagen und aus seinem zeitweiligen Schweigen zu schließen, daß er nichts zu sagen wüßte oder gar nichts täte. Drei Wochen vor der Übernahme der Macht im Reich noch erklärte der damals regierende Reichskanzler, daß Hitler eine Größe von gestern sei. Schuschnigg prahlte gegen das Reich noch zwei Stunden, bevor er mit Schimpf und Schande aus dem Wiener Bundeskanzlerpalais hinausgejagt wurde. Benesch hatte schon seine Koffer gepackt, als er noch behauptete, er habe einen Plan in der Tasche, um die ausweglos scheinende Situation zu retten. Die polnischen Staatsmänner träumten
-353-

noch von einem Sieg vor den Toren Berlins, als die deutschen Geschütze schon Warschau beschossen. Zwei Monate vor Frankreichs Zusammenbruch noch hausierte Monsieur Reynaud nichtsahnend in Diplomatenkreisen mit seiner neuen Europakarte herum und erklärte umständlich und in aller Gemütlichkeit, wie Deutschland in seine Bestandteile aufgeteilt werden müßte. Verfolgt Mister Churchill heute etwa eine andere Methode? Er spricht in seinen Reden und Zeitungen von den Friedensbedingungen, die er dem Reich nach gewonnenem Kriege auferlegen will, während die britischen Inseln in Wirklichkeit bereits aus allen Pulsadern bluten und mühsam um Atem ringen. Alle unsere Gegner haben, scheint es, von den Anfängen der nationalsozialistischen Bewegung an bis heute nur den einen Ehrgeiz gehabt, an sich die Wahrheit des Wortes zu erhärten: "Wen der Herr strafen will, den schlägt er zuvor mit Blindheit."
Ist es da nicht erlaubt, die Frage aufzuwerfen, was wohl Monsieur Reynaud vor 12 Monaten getan haben würde, wenn er gewußt hätte, was das Jahr 1940 für Frankreich bringen sollte, und weiter, was Mister Churchill heute tun würde, wenn er wüßte, was Englands Schicksal im Jahre 1941 sein wird? Wir Nationalsozialisten haben zwar selten, aber noch niemals falsch prophezeit. Hätte man dem Führer beizeiten geglaubt und Gehör geschenkt, der Welt wäre wahrscheinlich viel Leid erspart geblieben.

Aber es muß wohl so sein, daß eine neue Ordnung von den gigantischen Ausmaßen wie die heute sich vollziehende nur unter Schmerzen geboren werden kann, und daß die geschichtlichen Sünden der westlichen Demokratien auch ihre geschichtliche Sühne finden müssen.
Sei dem, wie ihm wolle: das neue Deutschland ist als Vollstrecker dieses historischen Schicksals bereit. Wir bilden als Front und Heimat eine große, starke 90-Millionen-Gemeinschaft, die jeder Gefahr und jeder Bedrohung gewachsen ist. Wir haben das Glück, einen Führer zu besitzen, der uns aus kleinsten Anfängen beginnend immer den geraden Weg nach oben führte. Er kann sich auf seine Soldaten, auf seine Arbeiter, Bauern, Beamten und Geistesschaffenden verlassen. Sie verstehen ihn, so wie er sie versteht. Bei uns zulande gibt es in diesen harten Monaten des Krieges nur noch einen Gedanken: den an den Sieg. Dafür arbeiten und kämpfen wir, bis der Angriff auch des letzten Feindes zerbrochen sein wird.
-354-

In dieser bewegenden Stunde kurz vor der Jahreswende wollen wir uns das alles noch einmal vor Augen halten, wollen wir in dankbarer Erinnerung an die großen Siege, die das Schicksal uns im abgelaufenen Jahre vergönnte, vor aller Welt feierlich geloben: Niemals wollen wir müde werden und niemals verzagen. Die Opfer, die wir für den Krieg bringen müssen, legen wir freudigen Herzens unserem Vaterlande zu Füßen. Keine Macht der Welt kann uns dann dazu zwingen, unsere Pflicht zu verleugnen und die große geschichtliche Aufgabe der Rettung der Freiheit unseres Volkes auch nur einen Augenblick zu vergessen.
So grüße ich denn in dieser letzten Stunde eines zu Ende gehenden großen und geschichtlichen Jahres unser ganzes deutsches Volk. Ich grüße seine Männer, die in der Heimat in harter Arbeit den Krieg durchführen helfen, seine Arbeiter auf den Werften und in den Munitionsfabriken. Ich grüße seine Frauen, die alle Beschwernisse und Mühsale des Krieges willig auf sich nehmen, die überall da eingesprungen sind, wo die Männer an die Front mußten, und die in einem Heroismus ohnegleichen in dieser harten Zeit der Nation auch noch Kinder schenkten. Die Kinder grüße ich, die ungezählten deutschen Kinder, die auch schon vom harten Zugriff des Krieges mit angefaßt werden, die vielfach in den häufiger luftbedrohten Gebieten ihre Mütter und ihr Vaterhaus verlassen mußten. Ich grüße unsere Arbeiter, unsere Bauern, unsere Geistesschaffenden, die in ihrer Gesamtheit als Volk sich der großen Zeit, die wir durchleben, würdig erwiesen haben.
Mein besonderer Gruß gilt dabei unseren Auslandsdeutschen, all denen, die über die Grenzen hinaus in fremden Ländern und fernen Kontinenten, manchmal durch Ozeane von uns getrennt, für das Reich denken, leiden und arbeiten.
Unsere heißesten und dankbarsten Grüße und Wünsche aber gehen in dieser Stunde zu unseren Soldaten. Es sind Wünsche und Grüße der ganzen Heimat, die ich hier ausspreche. Aus tiefstem Herzen kommend richten sie sich an unser tapferes Heer, an unsere glorreiche Luftwaffe und an unsere sieggekrönte deutsche Kriegsmarine.
Heimat und Front wollen in dieser Stunde, da wir Abschied nehmen von einem Jahr voll von Sorgen, aber auch voll von großen geschichtlichen Siegen, eine große Familie bilden. Wir verneigen uns als deutsches
-355-

Volk in dieser Stunde in tiefer Ehrfurcht vor dem Allmächtigen, der uns in diesem abgelaufenen Jahr so sichtbar seinen Segen gegeben hat, der über unseren Schlachten stand und unsere Waffen mit Sieg krönte. Er weiß, daß wir diesen Krieg für einen besseren Frieden führen, daß wir eintreten für das Glück der Menschen, das bisher so oft von den Regierenden mit Füßen getreten wurde.

Die ganze deutsche Nation aber, Front und Heimat, vereint sich in dieser Stunde in einem heißen Dankgefühl für den Führer. Sie grüßt ihn aus 90 Millionen glühenden Herzen. Sie ist bei ihm in den schweren und in den glücklichen Stunden unseres Volkes, so wie sie das Gefühl hat, daß der Führer gerade dann auch immer bei ihr ist. Wir Deutschen alle wünschen ihm Glück und Segen für das neue Jahr, eine starke, feste, sichere Hand, Gesundheit und Kraft in allen seinen Werken. Lang möge er leben, lang möge er über dem Volke stehen als des Reiches Schutz und Schirm, als der erste Kämpfer für einen wahren, echten Frieden und für das Glück, die Ehre und den Ruhm seines Volkes. Die Welt bewundert ihn, wir aber sind bevorzugt, ihn lieben zu dürfen. Reichen wir uns alle die Hände und schließen uns fest und unzertrennbar um ihn zusammen.
Das alte Jahr ist zu Ende. Ein neues steigt herauf. Möge es dem scheidenden nicht nachstehen an Glück, Segen und stolzem Sieg!
-356-

* * * * *

1941

England und seine Plutokraten

5. Januar 1941

Man könnte das englische Regierungssystem eine als Demokratie getarnte Plutokratie nennen. Das heißt, man versucht, den Anschein zu erwecken, als herrsche das Volk, in Wirklichkeit aber regiert das Geld. Und zwar das Geld im weitesten Sinne: der Besitz, die Landmagnaten, die Grubenbarone, die City und die Juden. Sie haben das Land und darüber hinaus das Empire fest in ihrer Hand. Für das Volk bedienen sie sich aus Tarnungsgründen demokratischer Spielregeln, wie Parlament, Wahlen, freie Meinungsäußerung, Freiheit der Presse usw. Aber auch der Gebrauch dieser Spielregeln wird nur von ihnen bestimmt. Es handelt sich um ein paar Dutzend Familien, die einen märchenhaften Reichtum ihr eigen nennen. Dahinter steht eine größere Schicht von Bürgertum, die von den von den Tischen der Reichen herabfallenden Brosamen lebt, und die breite Masse des Volkes, die in einer für uns gänzlich unvorstellbaren Armut dahinvegetiert. Die plutokratische Herrenschicht hat natürlich — wie das immer bei so unsozial geschichteten Staatssystemen der Fall ist — nichts verabsäumt, das sogenannte Volk möglichst dumm und unaufgeklärt zu halten. Nirgendwo auf der Erde ist die Vorstellungswelt des Mannes von der Straße so veraltet, so primitiv und von so engem Horizont wie in Großbritannien. Der Durchschnittsengländer hat überhaupt keine Ahnung von den beispielsweise geographischen Gegebenheiten auf dem Kontinent, ganz zu schweigen von den damit zusammenhängenden volkstums- und rassepolitischen Problemen. Die sind ihm böhmische Dörfer. Während der tschechischen Krise erschien in dem bekannten Londoner Witzblatt "Punch" eine Karikatur, auf der ein Mann von seiner Frau ausgeschimpft wurde, weil er zu lange einem Redner im Hyde-Park zugehört hatte, worauf er zur Antwort gibt, das sei gar nicht so zwecklos gewesen, denn er wisse nun, daß die Tscheche-Slowakei keine Blume, sondern ein Land sei.
Ein Witz ist bekanntlich immer nur ein Witz, wenn ihm wenigstens ein Kern von Wahrheit oder Möglichkeit zugrunde liegt. So auch hier.
-359-

Die Engländer sind gar nicht das hochentwickelte, politisch reife Volk, als das sie auf dem Kontinent so gern angesehen werden. Sie beweisen nur in den kritischen Augenblicken ihrer Geschichte einen

gewissen Instinkt für das Notwendige und Gegebene, haben aber ansonst nicht einmal eine blasse Vorstellung von den Problemen, die die Welt bewegen.
Die Plutokratie hat dieses System der Volksverdummung durch die Demokratie so eingespielt, daß sie kaum Angst zu haben braucht, eines Tages entlarvt zu werden. Sie kann sich deshalb schlechterdings auch alles leisten. Es passieren in diesem Kriege in England Dinge, die in jedem anderen Lande die Volksseele zum Kochen bringen und einen Sturm der Empörung und Entrüstung entfachen würden. In England schüttelt man das ab wie Wasser von einer Teerjacke. Neutrale Zeitungen berichten beispielsweise, daß die Londoner jeunesse dorée bei den letzten Bombenangriffen, bei denen Feuer und Vernichtung auf die britische Hauptstadt herniederregneten, in den bombensicheren Unterständen der großen Luxushotels weitergetanzt habe, daß jetzt unter diesem Auswurf ein moderner Swing, der sogenannte Bomber-Swing, die große Mode sei, daß nie in diesen Kreisen so flott und so amüsant gelebt worden sei wie jetzt, wo London fast allnächtlich den pausenlosen furchtbarsten Luftangriffen ausgesetzt ist. Man halte dem die Elendsbilder gegenüber, die selbst englische Zeitschriften aus den Londoner U-Bahn-Schächten bringen: Menschen, Männer, Frauen und Kinder zu Tausenden und aber Tausenden zusammengepfercht, fast übereinander liegend, verkommend in Schmutz und Elend, ein Inferno menschlichen Leids, und stelle sich vor, was in einem Lande mit hochentwickelter sozialer Moral bei ähnlichen Zuständen geschehen würde. Es fällt nicht schwer, sich das auszumalen. Aber man muß das alles wissen und in Rechnung stellen, um England und seine vermutliche Widerstandskraft richtig einzuschätzen.
Die vielgerühmte englische Zähigkeit ist ein Gemisch aus kaltherzigem brutalem Zynismus der führenden Herrenschicht und stumpfsinniger Unbeweglichkeit der breiten Volksmassen. Überlegungen, die bei anderen Völkern spontan einzusetzen pflegen, werden beim englischen Volk nur sehr spät angestellt, dann aber häufig auch, wie die englische Geschichte das vielfach beweist, um so radikaler und durchgreifender. Die Männer,
-360-

die heute England regieren, werden sich deshalb wohl auch im klaren darüber sein, daß sie um Kopf und Kragen spielen. So auch nur läßt sich ihre so frech zur Schau getragene Arroganz erklären. Sie ist nichts anderes als Angst vor den kommenden Dingen. Diese Herren Plutokraten wissen ganz genau, daß sie den Krieg militärisch nicht mehr gewinnen können. Was sie von kommenden englischen Offensiven schwafeln, ist nur Schaumschlägerei. Sie sind eifrigst auf der Suche nach einer verwundbaren Stelle in der psychologischen Haltung der Gegenfront, und wo sie eine solche zu entdecken glauben, stoßen sie gleich aus vollen Kräften zu. Sie lassen dabei in ihrer panischen Angst schon jedes psychologische Fingerspitzengefühl vermissen. So eilig haben sie es, daß sie gänzlich unüberlegt den Gegner, den sie gewinnen wollen, mit dem Holzhammer auf den Kopf schlagen. Aus der Sicherheit auch unserer seelischen und geistigen Situation heraus ist das manchmal außerordentlich amüsant zu beobachten.
Die Engländer haben von unserem Achsenfreunde auf einem ganz am Rande liegenden Kriegsschauplatz, der für die Endentscheidung von keinerlei Bedeutung sein kann, Gebiete zurückerobert, die sie, als die Italiener sie ihnen abnahmen, als gänzlich wertlose Wüste bezeichneten. Sie lohne kaum zu verteidigen, sagten sie damals. Dann aber warfen sie all ihre verfügbaren Kräfte an diese Stelle, um in ihrer furchtbaren Bedrängnis wenigstens irgendwo zu einem Prestigeerfolg zu kommen. Es versteht sich am Rande, daß sie aus dieser für den weiteren Kriegsverlauf vollkommen untergeordneten Angelegenheit einen historischen Sieg machen, der alle bisherigen Siege der Weltgeschichte weit in den Schatten stellt. Gönnen wir ihnen das. Sie haben bisher in diesem Krieg sowieso so wenig Grund zur Freude gehabt.
Das aber läßt Mr. Churchill nicht ruhen. Er bindet sich gleich einen Rüssel vor und gebärdet sich dann erfolgreich als Elefant im Porzellanladen. In einer Rundfunkrede appelliert er an das italienische Volk,

genau so wie er am Anfang des Krieges an das deutsche Volk appelliert hat, und fordert es auf, das zu tun, was vor allem in einer solchen Situation nur Verräter zu tun pflegen, nämlich die Fahne im Such zu lassen und zum Feind überzulaufen. Er tut das mit einer geschichtlichen Begründung, die in Italien und in Deutschland jeder Knabe aus der vierten Volksschul-
-361-

klasse widerlegen könnte. Er setzt also in seiner insularen Borniertheit bei denen, die er verwirren will, eine historische Bildung voraus, die beim englischen Volk zwar zutrifft, bei den Völkern der Achse aber nur mitleidig belächelt werden kann.
Das italienische Volk hat es nicht nötig, von uns vor englischen Beleidigungen geschützt zu werden. Das hat die italienische öffentliche Meinung in den letzten zwei Wochen Mr. Churchill gegenüber so ausgiebig selbst besorgt, daß dem gar nichts mehr hinzuzufügen ist. Uns interessiert hier nur noch die psychologische Seite dieser Angelegenheit. Dieser dicke Zyniker mit dem unausstehlichen Stummel in der breiten Visage, dieser Freund der Juden und Schirmherr der Plutokraten, dieses millionenschwere Stück von Versager, dieser politische und militärische Dilettant, den England sich zum Premier bestellt hat, um diesmal nur ja nicht seinen vollkommenen Ruin zu verpassen, wagt es, einen Mann vom geschichtlichen Format des Duce als Signor Mussolini anzuflegeln. Er erbittet sich die Hand des italienischen Volkes selbst zur Mithilfe bei der Aufgabe, Italien wieder in den Zustand eines nationalen Museums, geeignet für den Besuch englischer Gouvernanten, aber nicht für große Weltpolitik, zurückzuführen, aus dem der Faschismus es in einer einmaligen historischen Leistung herausgehoben hat. Er streicht die beleidigenden Sanktionen des Abessinien-Krieges, die dieses selbe Volk für englische Interessen aushungern sollten, mit einer souveränen Handbewegung weg, rechnet sich die Italien von seiten Englands zugefügten nationalen Demütigungen sogar noch als Aktivposten an, beleidigt die italienische Wehrmacht so gründlich und so niederträchtig, wie man das, wenn man ein Volk in Raserei bringen will, überhaupt nur tun kann, und glaubt dann, die Italiener würden nun und eben deshalb mit fliegenden Fahnen zu ihren alten Todfeinden überlaufen. Uns Deutsche sucht er gegen Italien und die Italiener gegen das Reich aufzuwiegeln. Das ist so durchsichtig, so plump, so stümperhaft, das ist eine so ausgemachte Schülerarbeit auf dem Gebiet der Propaganda, daß man nur sagen kann:
echt englisch.
Man komme uns nicht und sage, die Herren britischen Plutokraten seien gute Psychologen. Wir haben bisher noch nichts davon bemerkt. Sie haben uns im Weltkrieg nur überrunden können, weil sie in Deutsch-
-362-

land auch nicht die Spur einer Gegenwehr fanden. Unsere politische Führung war damals noch dümmer als die englische, und diese hat nur gesiegt nach dem Sprichwort, daß unter Blinden der Einäugige König ist.
Es wäre Mr. Churchill zuviel Ehre angetan, seinem plumpen Verführungsversuch am italienischen Volk gegenüber die Solidarität der Achse und die seelische Festigkeit des deutschen wie des italienischen .Volkes noch einmal zu betonen. Er würde das auch gar nicht verstehen und, verstände er es doch, nicht wahrhaben wollen. Es paßt nicht in seine trügerische Rechnung hinein. Auf solchen Faktoren der inneren Uneinigkeit und Zwiespältigkeit bei den Völkern der Achse baut er ja seine Siegeschancen auf. In seinem stumpfsinnigen Gehirn malt sich das Bild eines Europa ab, das nicht mehr existiert, das einmal da war, eine bequeme Kolonie englischer Machtgelüste, die man in ihren einzelnen Teilen klug gegeneinander ausspielen mußte, deren oberster politischer und militärischer

Grundsatz nach englischer Auffassung die "balance of power" hieß, womit man sie um so gefahrloser beherrschen, terrorisieren, bevormunden und ausplündern konnte.
Dieses Europa ist dahin. Eine neue Ordnung ist auf unserem Erdteil im Werden. Der Kontinent wird englandfrei, nicht englandhörig sein. Deutschland und Italien haben sich in Europa und für Europa gefestigt, gestählt und konsolidiert. Sie werden Großbritannien besiegen, weil sie die Jüngeren, die Besseren und auch die Würdigeren zum Siege sind. Mr. Churchill kann daran nichts mehr ändern. Ihm bleibt nur noch übrig, zu warten und zuzuschauen.
Er will das nicht glauben; wir aber werden es ihm beweisen.
-363-

* * * * *

Aus Churchills Lügenfabrik

12. Januar 1941

Es hat gar keinen Zweck, mit Mr. Churchill in eine Debatte über englische Schiffsverluste oder durch deutsche Luftangriffe angerichtete Schäden einzutreten. Er geht da einfach nach dem altbewährten britischen Schema vor, immer nur das zuzugeben, was unter keinen Umständen mehr bestritten werden kann, davon dann regelmäßig die Hälfte abzuziehen und zum Ausgleich dafür die Verlustzahlen des Gegners zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Das ergibt eine glatte Rechnung. Das Imponierende dabei ist nur, daß er als echter John Bull grundsätzlich bei der einmal ausgesprochenen Lüge bleibt und sich durch nichts und niemanden daran hindern läßt, sie so lange zu wiederholen, bis er sie am Ende wenigstens selbst glaubt. Es ist das ein alter englischer Trick, auf dessen Originalität sich Mr. Churchill nichts einzubilden braucht, der vielmehr zu den in aller Welt bekannten Kunstkniffen der britischen Politik gehört. Man hat ihn auch im großen Krieg ausgiebig zur Anwendung gebracht, nur mit dem Unterschied zu diesem Kriege, daß damals die öffentliche Weltmeinung noch darauf hereinfiel, wovon heute selbstverständlich gar nicht mehr die Rede sein kann. Und das ist so zu erklären: als der Weltkrieg zu Ende war, glaubte die britische Plutokratie, Deutschland liege so am Boden, daß es sich nie wieder erholen werde. Sie beging deshalb, teils aus Gleichgültigkeit, teils aber auch aus selbstgefälliger Geschwätzigkeit, den Fehler, der Welt die Kniffe zu verraten, mit denen sie das Reich zu Fall gebracht hatte. In den Memoiren der britischen Staatsmänner, die England im Weltkrieg geführt haben, vor allem in denen eines gewissen Mr. Churchill, konnte man also einige Jahre nach dem Kriege des längeren und breiteren nachlesen, daß man in der Londoner Plutokratie während des Krieges gar nichts dabei gefunden hatte, das Blaue vom Himmel herunterzulügen, ja, daß man sich noch viel darauf zugute hielt und stolz darauf war, Deutschland auf eine so simple Weise an der Nase herumgeführt und mit Pfiffigkeit
-364-

überlistet zu haben. Damit waren nun diese Methoden entlarvt. Sie genießen deshalb heute auch keinerlei Glaubwürdigkeit mehr. Man braucht von unserer Seite nur auf den Weltkrieg zu verweisen und zu betonen, daß augenblicklich fast dieselben Männer die englische Nachrichtenpolitik machen, die sie auch von 1914 bis 1918 gemacht haben, und man weiß Bescheid.
Das ist natürlich für die Betroffenen mehr als peinlich. Man soll im allgemeinen seine Führungsgeheimnisse nicht verraten, zumal man nicht weiß, ob und wann man sie noch einmal gut gebrauchen kann. Das hauptsächlichste englische Führungsgeheimnis ist nun nicht so sehr in einer besonders hervorstechenden Intelligenz als vielmehr in einer manchmal geradezu penetrant wirkenden dummdreisten Dickfelligkeit zu finden. Die Engländer gehen nach dem Prinzip vor, wenn du lügst,

dann lüge gründlich, und vor allem bleibe bei dem, was du gelogen hast! Sie bleiben also bei ihren Schwindeleien, selbst auf die Gefahr hin, sich damit lächerlich zu machen.
Das gilt auch für die augenblicklich sich abspielenden dramatischen Ereignisse in der Luft- und Seekriegführung. Mr. Churchill behauptet einfach, selbstverständlich wider besseres Wissen und im Gegensatz zu allen realen Tatsachen, England sei dabei im Vorteil, und er läßt sich durch keinerlei, wenn auch noch so handgreifliche Beweise vom Gegenteil überzeugen. Die Royal Air Force hat Hamburg pulverisiert, sie hat, wie bekannt, sämtliche Berliner Bahnhöfe zerstört, die deutschen Kriegs-industriestätten in Schutt und Asche gelegt, dabei aber peinlichst darauf geachtet, daß nirgendwo etwa einmal ein Lazarett, ein Krankenhaus, ein Alters- oder Säuglingsheim oder überhaupt ein ziviles Ziel getroffen wurde. Die deutsche Luftwaffe dagegen hat merkwürdigerweise niemals besonderen Wert auf militärische oder industrielle Ziele gelegt. Sie fühlte sich ausschließlich mit einer seltsamen magnetischen Kraft von Kirchen, Schulen, Heimstätten für obdachlose Kinder und Arbeiterwohnungen angezogen. Insbesondere aber haben Botschaften, Konsulate oder Geschäftshäuser, die den Amerikanern gehören, es ihr angetan. Sie fliegt ziel- und planlos über englischen Städten herum, sucht so lange, bis sie ein derartiges Ziel ausfindig gemacht hat, und stürzt sich dann mit wohlgezielten Bombenabwürfen darauf los. Aus lauter Bosheit nimmt sie es
-365-

aufs Korn, und zwar zu dem ganz durchsichtigen Zweck, die USA. in den Krieg hineinzutreiben. Findet dagegen ausnahmsweise einmal ein Angriff der deutschen Luftwaffe auf eine reine Industriestadt wie Cardiff oder Coventry statt, dann wird das der staunenden Mitwelt seitens des englischen Reuterbüros etwa mit den sibyllinischen Worten mitgeteilt:
"Unbekannte Flugzeuge griffen irgendwann irgendwo mit unbekannten Kräften irgend etwas an. Der Schaden ist noch nicht übersehbar, es steht nur fest, daß keine militärischen oder industriellen Ziele getroffen wurden. Nähere Einzelheiten folgen noch." Und auf diese Einzelheiten kann dann die Öffentlichkeit getrost bis Kriegsende warten. Spricht sich ein besonders verheerender Schaden trotz aller englischen Zensurmaßnahmen durch die neutrale Presse dann doch herum, dann wird der King bemüht, zu dem ausgesprochenen Zweck, auf die Tränendrüsen der Welt zu drücken. Er muß die zerstörte Stadt höchstselbst besichtigen. Es fehlt dabei natürlich nicht an den über die angerichteten Verwüstungen geradezu in einen Begeisterungstaumel verfallenden englischen Arbeitern, die angesichts ihrer zerstörten Häuser nichts Eiligeres zu tun haben, als auf den noch rauchenden Ruinen den Union Jack aufzupflanzen, zwischen den kohlenden Mauerresten den Lambeth Walk zu tanzen und den König mit aufmunternden Zurufen anzufeuern, auf diesem glückverheißenden Weg weiter fortzufahren, bis in ganz England kein Stein mehr auf dem anderen steht und damit der ersehnte Augenblick gekommen ist, gegen die dreimal verfluchten deutschen Teufel die glorreiche englische Offensive zu ergreifen. Was auf Seine Majestät verständlicherweise einen so tiefen Eindruck macht, daß er sich bemüßigt fühlt, 200 Pfund — macht ungefähr 2000 Reichsmark — aus der Westentasche zu ziehen und in die Armenkasse zu legen. Der Besuchstag Seiner Majestät wird dann sinnigerweise damit abgeschlossen, daß der König im Hafen mit Interesse dem Ausladen eines Schiffes zuschaut. Es handelt sich, wie das Reuterbüro triumphierend verkündet, um amerikanisches Gefrierfleisch, was da ausgeladen wird, womit zur Genüge dargetan ist, daß ad eins der Atlantikverkehr noch durchaus normal funktioniert und ad zwei Seine Majestät sich trotz des Ernstes der Lage voller geistiger und körperlicher Frische erfreut.
Seht euch demgegenüber die Deutschen an! Spricht der Führer nicht,
-366-

so ist das ein Beweis dafür, daß er sich in tödlicher Verlegenheit befindet und keinen Ausweg mehr sieht. Spricht er dagegen, so kann man unschwer daraus schließen, daß die Lage im Reich katastrophal ist und dringend einer höchsten Aufmunterung bedarf. Sagt er nichts vom baldigen Sieg, dann glaubt er selbstverständlich selbst nicht mehr daran. Sagt er dagegen etwas darüber, dann will er der Welt nur Sand in die Augen streuen. Trifft er sich mit dem Duce, dann nur, weil die Achse einen Riß bekommen hat; trifft er sich nicht mit ihm, dann ist dieser Riß schon so tief, daß er auch durch eine Zusammenkunft nicht mehr geheilt werden kann. Geht er zu seinen Truppen, dann ist das eine Flucht vor der Stimmung in der Heimat; geht er nicht zu ihnen, dann natürlich nur aus Angst vor den Soldaten. In England pflegen die Menschen drei donnernde Hurras anzustimmen, wenn die Fett- und Fleischrationen heruntergesetzt werden. In Deutschland dagegen würde das eine Revolution zur Folge haben. In England wirken Schnee und Frost befeuernd auf die Personen- und Transportzüge, wogegen sie in Deutschland das ganze Transportsystem über den Haufen zu werfen pflegen. Die deutschen Methoden der Kriegführung sind verächtlich und gänzlich undiskutabel; aber man geniert sich nicht, sie in England nachzuahmen. Die englischen Methoden dagegen sind vorbildlich, human, liberal und fortschrittlich; bloß sie taugen nichts, sie führen zu keinem Erfolg und werden deshalb stillschweigend abgeschafft. Als wir vor Jahren erklärten, wir wollten zuerst Kanonen bauen und dann Butter essen, stieß ganz England einen einzigen entrüsteten Protestschrei aus. Jetzt haben die Engländer die Butter gegessen, und wir haben die Kanonen, und nun müssen sie auch nach demselben Prinzip verfahren, nach dem wir unsere Wehrmacht aufrüsteten, was natürlich nichts daran ändert, daß diese Methode, weil der Nationalsozialismus sie erfunden hat, dumm, kurzsichtig, engstirnig und geistlos ist. Gebt euch keine Mühe, es den Engländern recht zu machen. Solange Mr. Churchill am Ruder ist, gewinnt John Bull jede Ruhepause. Nur schade, daß er immer auch die Offensive verliert.
Mr. Churchill ging kürzlich nach einem der verheerendsten deutschen Luftangriffe durch die Ruinen der Londoner City spazieren. Es fehlte natürlich nicht, wie das Reuterbüro zu berichten wußte, an beifallsfreudigem Publikum, das ihm lebhaft applaudierte und begeistert zurief:
-367-

"Guter, alter Winston! Nur weiter so!" Und als man ihn nach dem Frieden fragte, antwortete er: "Wenn wir gesiegt haben!" Man könnte das für Größe halten, wenn man ihn nicht so gut kennte. Aber wir kennen ihn. Wir wissen, daß das alles bloße Pose ist, daß er keinen Ausweg mehr weiß, daß er sich in seine verbrecherische Politik so verrannt hat, daß es für ihn kein Zurück mehr gibt, daß er nun die Partie mit eiserner Stirn weiterspielen muß, wenn er auch keine Atouts mehr in der Hand hat und lediglich darauf hoffen kann, daß ein Wunder geschieht.
Solche Wunder aber gibt es nicht. Das Glück stellt sich immer nur auf die Seite dessen, der es verdient, und am Ende hat in der Geschichte doch immer der recht behalten, der für hohe Ideale eintrat und kämpfte und sich durch nichts vom einmal eingeschlagenen Weg abbringen ließ. Mr. Churchill verficht solche Ideale nicht. Er vertritt eine Welt, die im Innern schon gänzlich verfault und korrupt ist. Es ist die Welt des 18. Jahrhunderts, die sich mit den Symbolen des 19. Jahrhunderts drapiert hat und damit das 20. Jahrhundert erobern will. Diese Welt eines schrankenlosen individualistischen Bereicherungstriebes auf Kosten der Menschen und Völker ist in Europa bereits durch neue staatsaufbauende Prinzipien ersetzt worden. Ihnen gehört die Zukunft. Um ihre Fahnen hat sich eine opferbereite und gläubige Jugend versammelt. Diese Jugend siegt nicht nur deshalb, weil sie modern ausgerüstet ist, weil in ihren Diensten der Motor und die neue Technik steht; sie siegt, weil sie eben jung ist, weil sie eine Revolution repräsentiert, weil sie Kräfte mobilisiert hat, die durchschlagend und dynamisch wirken, gegen die es kein Halten mehr gibt. Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen, auch nicht von Mr. Churchill. In seinen stillen Stunden wird er sich wohl manchmal schon eingestehen, daß er auf verlorenem Posten kämpft, daß seine Zeit vorbei ist, daß er längst schon

hinter der Entwicklung herläuft und keine Hoffnung mehr haben kann, sie jemals noch einmal ein-zuholen.
Er ist in der Tat ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Er erst hat unserer Revolution den entscheidenden letzten Stoß gegeben. Wäre er nicht gewesen, sie hätte vermutlich viel mehr Zeit gebraucht, um sich endgültig durchzusetzen, als das nun der Fall sein wird. So müssen wir ihm am Ende noch dankbar dafür sein. Weil
-368-

er war, weil er wirkte, werden wir wahrscheinlich nur so viele Monate gebrauchen, wie wir sonst Jahre oder gar Jahrzehnte nötig gehabt hätten, um zum großen Ziel zu kommen.
Es wäre zwecklos, ihm das erklären zu wollen. Er gehört zu jenen unbelehrbaren Menschen, die nur durch Tatsachen überzeugt werden können. Also müssen wir diese Tatsachen schaffen.
-369-

* * * * *

Auf den Pfaden des Nationalsozialismus

19. Januar 1941

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die britische Plutokratie sich unter dem steigenden Druck des von ihr angezettelten Krieges und seiner verheerenden Folgen für England gezwungen sieht, in ständig sich vergrößerndem Umfang nationalsozialistische Methoden der Staats- und Kriegführung zur Anwendung zu bringen. Wäre es also wahr gewesen, was uns die dortigen demokratischen Kapitolswächter seit 1933 ununterbrochen vorwarfen, daß wir nämlich den teuflischen Plan verfolgten, andere Völker, vor allem aber das britische, allmählich mit dem Gift des Nationalsozialismus zu verseuchen —eine merkwürdige Art übrigens, starke Ideen, die das eigene Volk gerettet haben, auch noch mit Gewalt seinen Gegnern aufzuoktroyieren —, so könnte man hierin eigentlich den Triumph und die Krönung unserer nationalsozialistischen Propagandaarbeit erblicken. Was will man schließlich mehr, als daß der Gegner genötigt ist, das, was er bekämpft, wenn auch unvollkommen und im Vorbild nie erreicht, zu kopieren! Das fing bei Beginn des Krieges in England mit der autoritären Führung der öffentlichen Meinung an — aber frag' mich nur nicht wie! — und endet vorläufig mit dem mit dröhnenden englischen Baßstimmen vorgetragenen Grundsatz, daß Kanonen vor Butter gehen. Es wäre zwar nett und lobenswert, wenn die britischen Wortführer wenigstens so viel Anstand besäßen, die Urheberschaft dieser Binsenwahrheit uns zuzusprechen. Aber im Kriege nimmt man das mit dem geistigen Eigentum ja bekanntlich nicht so genau. Sei dem, wie ihm wolle: die Engländer fangen an, erste Anfangsübungen in Nationalsozialismus zu veranstalten.
Es bereitet uns einiges Amüsement zu beobachten, wie man also auch auf den britischen Inseln nach und nach zu der Erkenntnis zu kommen scheint, daß der Nationalsozialismus, wenn überhaupt, dann nur mit nationalsozialistischen Methoden wirksam angegriffen werden kann. Und so wirft man denn, wie immer, wenn es um den allerheiligsten
-370-

Geldsack geht, die alten urenglischen Grundsätze der Demokratie, wie Freiheit der Meinung und Heiligkeit der Person und des Individuums mitsamt Bibel und Gebetbuch über Bord, setzt sich die revolutionäre Jakobinermütze auf und betritt die Barrikaden der europäischen Neuordnung. Ein wahrhaft komisches Bild, sozusagen ein Anblick für die Götter und eine Augenweide für politische Kenner und Feinschmecker.

Selbst die alte, etwas vertrottelte "Times" — bekanntlich die Anstandsdame unter den klatschenden und laut schwadronierenden Backfischen im englischen Blätterwald —wird letzthin häufiger auf den Pfaden des Nationalsozialismus entdeckt. Dort tummelt sie ihre Rosinante oder schreitet ächzend und stöhnend zu Fuß fürbaß. Man sieht ihr förmlich den Ekel an, so ordinäre Ausdrücke wie Solidarität, wirtschaftliche Neuordnung, Arbeiterrechte und Volksgemeinschaft in den Mund nehmen zu müssen. Das ist genau so, wie wenn ein besonders kapitalistischer Fabrikbesitzer sich unter dem Druck eines Streiks dazu herabläßt, seinem Betriebsrat die Hand zu geben und sich danach schleunigst einer gründlichen Reinigung unterzieht und sich von oben bis unten mit Kölnischwasser besprengt. Ja, man hat schon seine liebe Not mit der Zeit! Wenn man jetzt schon gezwungen ist, ihr solche Zugeständnisse zu machen, wie wird das erst im Frühling sein, wenn die Bäume ausschlagen und noch einiges andere dazu!
Wir haben das alles schon einmal erlebt und sind deshalb gar keine Propheten, sondern nur Menschen, die den Vorteil eines guten Gedächtnisses ihr eigen nennen, wenn wir voraussagen, daß das beim Gegner der Anfang vom Ende ist. Als der Nationalsozialismus im Sommer 1932 die marxistischen und bürgerlich-kapitalistischen Parteien in der Zange hatte und sie unter seinem würgenden Druck auf die Kehle kaum noch atmen konnten, versuchten sie in ihrer höchsten Not ein letztes verzweifeltes Mittel: die Massen liefen in Millionenscharen zu ihm über; was war nun näherliegend, als einfach seine Parolen zu okkupieren und sich nationalsozialistischer als die Nazis selbst zu gebärden? Sogar der "Vorwärts", ein altbewährter Haudegen des Klassenkampfes, entdeckte damals plötzlich sein Herz für die Volksgemeinschaft. Die Wirtschaftspartei legte eine warme Lanze nach der anderen gegen den Parlamentarismus ein, und die Giftpfeile der bürgerlichen Presse
-371-

trafen zielsicher die eigene Vergangenheit, die nun auf einmal nicht mehr wahr sein sollte. Nach einem kurzen, verblüfften Erstaunen sahen wir uns plötzlich von lauter Nationalsozialismus umgeben. Man konnte meinen, wir hätten bisher nur gegen Windmühlenflügel gekämpft. Keiner wußte mehr, was rechts und links und was weiß und schwarz war. In den Lautsprechern dröhnten unsere Parolen wider; nur daß sie nicht von uns vorgetragen wurden. Das größte Plagiat der innerdeutschen Politik setzte ein. Wären wir da nicht so schlau gewesen und hätten nicht gleich den Braten gerochen, dann wären wir glatt überfahren worden.
Damals prägten wir in unseren Versammlungen das Wort von der politischen Erbschleicherei. Man stahl uns die Parolen — nicht etwa die Ideen, die Gehirne unserer Gegner waren zu klein, als daß sie ihnen hätten Platz bieten können —, um uns damit auch die Massen zu stehlen. Der harmlose Wähler sollte zu der Überzeugung kommen, man könnte bei der nächsten Wahl eigentlich jede Partei wählen, denn Hitler sei überall zu Hause, nur nicht mehr in seiner eigenen Bewegung. Wir haben diesen Spuk damals in ein paar Wochen weggeputzt. Er wiederholt sich jetzt auf außenpolitischem Felde. Besagte "Times", die Mutter aller Weisheit und Wohlanständigkeit, tritt plötzlich für eine radikale europäische Neuordnung ein. Sie tut das mit einem Stimmaufwand, der verdächtig macht. Das sei überhaupt das große Unglück Europas, so meint die "Times", daß man nach dem Weltkrieg keine klare Ordnung geschaffen habe. Der Versailler Vertrag habe Haß statt Frieden gesät. Daraus müsse man für die Zukunft lernen. Am Ende dieses Krieges könne man unter gar keinen Umständen wieder da anfangen, wo man an seinem Beginn aufgehört habe. Europa müsse nach den Gesichtspunkten völkischer Gerechtigkeit und wirtschaftlicher Vernunft neu geordnet werden, und was derlei Augenauswischereien mehr sind. Wenn man das liest, kommt man sich eigentlich recht belämmert vor. Ein naiver Zeitgenosse könnte sogar Verdacht schöpfen, daß vielleicht die Deutschen den Weltkrieg gewonnen und die Engländer ihn verloren hätten, daß der Versailler Vertrag unser Rachediktat gegen den Westen gewesen sei, und daß die Herren Lords nur erneut Krieg gegen uns führten, um dieses

Schanddokument zu beseitigen und Europa damit endlich, endlich seinen Frieden zu geben. Wir sehen uns wiederum
-372-

einmal von lauter Nationalsozialismus umgeben. Nur bei uns soll er nicht mehr zu Hause sein. Man stiehlt uns die Parolen — wiederum nicht etwa die Ideen, weil die Gehirne unserer Gegner wiederum zu klein sind, als daß sie ihnen Platz bieten könnten —, um uns die Menschen und Völker zu stehlen. Und wiederum werden wir diesen Spuk wie damals, so auch heute in ein paar Wochen wegputzen.
Wenn den Herren Churchill und Genossen so viel an einer vernunftgemäßen Neuordnung Europas gelegen ist, warum haben sie sie eigentlich 1919 in Versailles, als sie alle Macht und alle Möglichkeiten dazu besaßen, nicht durchgeführt ? Warum haben sie von 1933 an den National-sozialismus mit allen Mitteln bekämpft, der doch neben der Gleichberechtigung des Reiches nichts anderes wollte als das? Warum haben sie 1939 Deutschland den Krieg erklärt, als und weil es eben im Begriff stand, die letzten Reste des Versailler Vertrags immerhin auf eine faire Weise und in bescheidenem Umfang zu beseitigen? Warum ist man auf der Gegenseite zu feige, mutig und erhobenen Hauptes für das einzutreten, was die eigentliche Ursache dieses Krieges gewesen ist? Warum sagt man nicht frank und frei heraus, daß der Versailler Vertrag für die britische Plutokratie überhaupt das ideale Verfassungsstatut für Deutschland und Europa war, daß man damit das Reich und den ganzen Kontinent in Unfrieden und Rechtlosigkeit halten wollte, um auf den britischen Inseln Zeit und Muße zu haben, das Weltreich zu verwalten und auszuplündern? Wo sind die plutokratischen Wortgewaltigen, die wenigstens soviel Schneid besitzen, das offen auszusprechen? Warum dieses Versteckspiel, dieses unwürdige Jonglieren mit unseren Bällen, dieses Kopieren unserer "ordinären" Vorstellungen und Ideen?
Soviel Fragen, soviel fehlende Antworten. Diese verkommene Plutokratie weiß ganz genau, daß, wenn sie offen sagte, was sie wollte, sie von der Entrüstung der ganzen Welt, ihr eigenes Volk eingeschlossen, weggefegt würde. So muß sie also mit den Wölfen heulen. Man tut, was man kann. Mr. Woolton, der englische Ernährungsminister, kündigt für das ganze englische Volk für die nächste Zukunft Gemeinschaftsküchen an. Ist das eine Sache oder ist das keine Sache? Stinkt das nicht geradezu nach Nationalsozialismus? Könnten wir eine radikalere Maßnahme treffen, wenn wir uns in einer ähnlichen Lage wie augenblicklich England
-373-

befänden? Nur schade, schade, daß justament an demselben Tage, an dem Mr. Woolton am Rundfunk das britische Gemeinschaftsgefühl strapazierte und den Antilukullus spielte, ein amerikanischer Korrespondent die Eden, Duff Cooper, Beaverbrook und den ehrsamen Proletarierführer mit der schwieligen Faust Bevin in einem der wenigen noch heil gebliebenen Londoner Luxusrestaurants beobachtete, wie sie sich die verwöhnten Zungen, von denen sonst nur der Honig der Volksgemein-schaft fließt, mit Austern, Kaviar und Nachtigallenbrüstchen delektierten, das auch noch in seiner Zeitung schrieb und damit in der ganzen, mitnichten etwa erstaunten Welt ein verständnisvolles Schmunzeln hervorrief.
Es ist ein Unterschied zwischen Diarrhöe und Praxis, sagte der unsterbliche Onkel Bräsig schon. Ein goldenes Wort, das auf das heutige England ausgezeichnet paßt. Schaut euch diese plutokratischen Strauchdiebe und Glücksritter bei Licht an! Die feinen Herren von Eton, die schon als Jungen zu lernen pflegen, wie man den Zylinder trägt, haben sich, von Ekel geschüttelt, die proletarische Ballonmütze aufgesetzt. Sie spielen Neuordnung Europas. Sie tun so, als könnten sie Bäume ausreißen vor ungenutzter Kraft. Laßt mal den Krieg zu Ende sein, und dann laßt uns auf Europa los! Wir werden diese Wüste in ein Paradies verwandeln. Unter Palmen ewigen Friedens werdet ihr gehen und Hymnen

anstimmen zum Preise der englischen Saulusse, die zu sanften Paulussen geworden sind. Was wollt ihr von den Nazis erwarten ? Die sind uns gegenüber nur Anfänger! Wenn wir einmal richtig beginnen, dann wird Europa ein Wunder sehen. Natürlich müssen wir zuerst den Krieg gewinnen, und dabei müßt ihr uns helfen. Aber dann, meint die "Times", werden wir die alten Fehler wieder gutmachen und Ordnung schaffen!
Wir glauben nicht, daß die Herren Lords heute noch viel zu lachen haben. Aber wenn sie noch irgendwo in einem letzten unversehrten Klubzimmer in der Londoner City zusammensitzen und die "Times" lesen, dann stößt wohl einer den anderen leise an und weist auf diese Stellen und dann zwinkern sich beide mit den Augen zu und lächeln das Lächeln der Auguren.
-374-

*****

Pseudosozialisten

26. Januar 1941

Wir müssen es tiefbewegten Herzens eingestehen: die britischen Lords, sonst nur damit beschäftigt, ihre Riesenbesitzungen abzugrasen und ihren märchenhaften Reichtum auf eine möglichst amüsante Weise zu verjuxen, sind neuerdings unter die Sozialethiker gegangen. Sie schlagen in ihren Reden und Zuschriften an die "Times" ein Tönchen an, das einem waschechten Kapitalisten das Blut in den Adern gefrieren macht. Das hallt nur so wider von Lobpreisungen des goldenen sozialen Zeitalters, das nach Beendigung des Krieges in England und den näheren und weiteren dazugehörigen Kolonialgebieten anbrechen wird. Dagegen sind wir nur Anfänger auf diesem Sektor, und die Welt wird offenbar in Zukunft noch allerhand zu staunen haben. Man werfe seinen Reichtum ab und verteile ihn unter die Armen!
Nun ist es eine alte Regel, daß einem das Hemd immer näher sitzt als der Rock, und daß im Krieg ein warmes Essen und ein Dach über dem Kopf besser tut als die Vertröstung auf Kaviar und Austern im Frieden. Man könnte also mit Fug und Recht die Frage aufwerfen, warum die Herren Plutokraten, die mit bebender Ungeduld das Ende des Krieges erwarten, um mit ihren weltbeglückenden sozialen Umwälzungen einzusetzen, nicht schon jetzt ein bißchen damit anfangen, und, sagen wir, vorläufig einmal zugunsten der Armen, die sie zu Objekten ihrer menschenfreundlichen Tätigkeit ausersehen haben, statt 120 nur 80 Prozent Dividende auf ihre Rüstungsaktien nehmen. Das wäre zwar nicht viel, aber doch schon etwas; man sähe wenigstens den guten Willen, und das ist auch nicht zu verachten.
So aber sägen sie nur zum Schein den Ast des reichbehängten Pflaumenbaumes ab, auf dem sie sitzen. Sie spielen aus lauter Angst und Beklommenheit Karl Marx, überschreien sich gegenseitig in radikalen Sozialphrasen und denken sich das ihrige dabei. Ihre Welt ist ins Wanken gekommen. Es beginnt ihnen dumpf zu dämmern, daß eine
-375-

neue Zeit im Anbruch ist, und daß man ihr irgend etwas, und seien es auch nur ein paar gute Worte oder joviale Gesten, zum Opfer bringen muß. Die Öffentlichkeit hat mit verständnisinnigem Schmunzeln zur Kenntnis genommen, daß zur selben Zeit, in der die englischen Zeitungen der Bevölkerung Mohrrüben und ungeschälte Kartoffeln als Ersatz für das fehlende Fleisch empfehlen, die führenden britischen Minister in den Londoner Luxusrestaurants sitzen und ihren Bäuchen mit den auserlesensten Genüssen Vergnügen bereiten. Das hat auch in England nicht gut gewirkt. Also begibt sich Mr. Churchill am anderen Tag ins Savoy und bestellt für 3 Shilling inklusive ein mageres Hühnerbein mit einer Wassersoße und drei Erbsen dazu. Es fehlt natürlich nicht an den dazugehörigen Fotografen und Filmoperateuren, die dieses im wahrsten Sinne des Wortes einmalige Ereignis auf die Platte und auf das Zelluloidband nehmen, um es für die Welt und Nachwelt zu erhalten. Reuter funkt es in alle

Länder und Erdteile, und die Plutokratie auf den fünf Kontinenten beugt sich vor der Last solcher antiken Größe.
Da kann sich auch der Londoner Rundfunk nicht lumpen lassen. In einem hochtrabenden Vortrag erklärt er seinen erstaunten Hörern, die zwischen Tür und Angel sitzen, um beim ersten Ton der Luftschutzsirenen in die Keller und U-Bahn-Schächte zu retirieren, daß sich der Lebensstandard in England — seit dem vorigen Jahrhundert gewaltig gebessert habe. Auch der Familienetat sei bedeutend größer geworden. Wie nach dem Weltkrieg eine internationale, so werde nach diesem Kriege eine soziale Ordnung geschaffen werden müssen, und zwar sollten dabei, wie der Arbeitsminister Greenwood hinzufügt, alle sozialen Übelstände zum Verschwinden gebracht werden. Es sei wenig bekannt, so psalmodiert Mr. Woodworth, daß England schon einen Fünfjahresplan für den Wohnungsbau aufgestellt habe, und Professor Harold Daskin versteigt sich gar zu der düsteren Prophezeiung, daß kein Zweifel bestehen könne, Großbritannien werde eines Tages unbedingt sozialistisch sein. Aber nicht genug damit: nicht nur das englische Mutterland, auch seine Kolonien sollen zu Pflegestätten der sozialsorgerischen Tätigkeit der englischen Plutokratie werden. Lord Lloyd, der britische Kolonialminister und einer der reichsten Millionäre des Inselreiches, sieht es als die Hauptaufgabe der englischen Kolonialverwaltung an, der
-376-

Eingeborenenbevölkerung zu helfen, ihr Leben zu genießen. Großbritannien werde in seiner Mitte nicht mehr das tragische Schauspiel der abscheulichen Armut dulden. Und der King höchstselbst setzt dem allen die Krone auf mit der lapidaren Feststellung, daß England fortfahren werde, weniger an sich selbst und mehr an den Nächsten zu denken.
Das ist nur eine ganz kleine Auslese aus dem Kranz bunter Sozialblümchen, die auf den Beeten der britischen Plutokratie wachsen. Aber sie zeigen doch, was gemeint ist. Hier soll der Bock zum Gärtner gemacht werden. Mr. Churchill frühstückt für 3 Shilling, um den wohnungs- und arbeitslosen Proletariern in Coventry, Bristol und Birmingham das Hungern etwas leichter zu machen. Und daß sich der Lebensstandard Englands seit dem vorigen Jahrhundert gewaltig gebessert hat, kann ja wohl auch nicht als Ergebnis eines profunden sozialen Gewissens der führenden englischen Oberschicht geweitet werden. Sollte aber die geplante soziale Ordnung nach diesem Kriege etwa auch nur der internationalen Ordnung nach dem Weltkrieg ähnlich sein, dann gnade uns Gott! Wir können uns dann ungefähr vorstellen, wie Mr. Greenwood alle sozialen Übelstände beseitigen wird und was es mit dem schon fix und fertig in der Schreibtischschublade liegenden Fünfjahresplan für den englischen Wohnungsbau auf sich hat.
Es gibt ein französisches Sprichwort, das sagt, daß man mit Erzbischöfen keine Revolution machen kann. Seine Anwendung auf diesen Fall liegt auf der Hand. Die Herren Lords können nicht nur nicht, sie wollen auch keine Zugeständnisse an die neue Zeit machen. Sie haben augenblicklich nur Angst, und zwar Angst vor Deutschland, Angst vor dem eigenen Volk und Angst vor sich selbst. Sie haben eine Katastrophe über England heraufbeschworen, die sie in diesem Umfang auch nicht im entferntesten haben ahnen können. Sie dachten, dieser Krieg würde so eine gemütliche Parforcejagd werden. Sie waren seit je zu hochmütig und wohl auch zu dumm, das Reich, sein Volk und seine führenden Männer zu studieren. Sie haben geglaubt, was ihnen unsere jüdischen Emigranten, denen man doch noch einmal ein Denkmal setzen muß, ins Ohr bliesen. Das war ja alles so angenehm und bequem: Deutschland sollte eine rohe Kriegsmaschine ohne Kopf sein. Das Volk seufzte unter der Last der nationalsozialistischen Tyrannei und wünschte nichts
-377-

sehnlicher, als ausgerechnet von den britischen Lords davon befreit zu werden. Die Uniformen unserer Soldaten waren aus Papier und ihre Tanks aus Pappe. Einmal gingen uns die Flugzeuge und einmal das Benzin aus. Wenn wir eine Pause machten, um nachzudenken, dann schrien sie, wir wüßten vor lauter Ratlosigkeit keinen Ausweg mehr, und wenn wir zuschlugen, schimpften sie, wir handelten unüberlegt und aus purer Verzweiflung. Sie erklärten uns den Krieg und klagten uns dann an, wir hätten sie angegriffen. Sie prügelten die Eingeborenen in ihren Kolonien, die sie sich zusammengeräubert hatten, und warfen uns vor, wir seien zu kolonisatorischer Tätigkeit nicht fähig, weil wir kein Gefühl für Humanität hätten. Machte der Führer ihnen ein großzügiges Friedensangebot, dann lamentierten sie, er wolle sie hinters Licht führen. Bekriegte und besiegte er sie, dann waren ihre Niederlagen ihre Triumphe und unsere verlorene Schlachten.
Und nun sitzen sie in der Patsche. Der würgende Ring um ihre Inseln wird immer enger geschlossen. Womit sie uns erdrosseln wollten, das legt sich als tödlicher Griff auf ihre eigene Kehle. Sie begannen den Luftkrieg mit Nachtangriffen, und nun erzittert das englische Mutterland unter den vernichtenden Schlägen unserer Bombengeschwader. Nimmt es da wunder, daß das von ihnen irregeführte und betrogene Volk nun langsam anfängt, mit lästigen Fragen zu kommen, nach den Ursachen dieses Krieges zu forschen und vor allem Vergleiche zu ziehen zwischen den Opfern, die die dafür verantwortliche Plutokratenschicht für Englands großes Unglück bringt, und denen, die es selbst bringen muß? Das geht auf die Nerven auch hartgesottener Sünder. Da muß man etwas tun. Und da man für die Gegenwart, die sowieso dunkel genug ist, nichts aufzuweisen hat, ergeht man sich in wirren Fieberphantasien über die Zukunft: man wolle das tragische Schauspiel einer abscheulichen Armut in Englands Mitte nicht mehr dulden. Wie das klingt! Vor dem lyrischen Wohllaut dieses Satzes soll der harmlose Zuhörer vergessen zu fragen, wer denn die Schuld an diesem tragischen Schauspiel in Englands Mitte habe und ob die Armut denn nur, wie bekanntlich Onkel Bräsig herausgefunden hat, von der Powerteh herrühre.
Daß man mit solchen Schaumschlägereien das englische Volk dumm zu machen versucht, wundert uns nicht und geht uns auch nichts an.
-378-

Daß man uns aber damit kommt, das ist denn doch ein zu starkes Stück. Eine englische Zeitung schrieb vor ein paar Tagen, Deutschland sei ein Sozialstaat, aber es entwickele sich zum Feudalstaat; England dagegen sei ein Feudalstaat, aber es entwickele sich zum Sozialstaat. Man bringt also im Ernst das plumpe Argument gegen uns vor: du hast die Tugend hinter dir — ich habe den Vorteil, sie vor mir zu haben. Das ist die Moral der alten Vettern, die in die Kirche laufen, weil es höchste Zeit ist, Buße zu tun. Sie sind bekanntlich immer frömmer als die braven Leute, und sie haben ja auch allen Grund dazu. Aber ihre Frömmigkeit stinkt nach Heuchelei. Sie triefen von heiligen Sprüchen, weil sie den Spaß hinter sich haben und insgeheim fürchten, daß sie doch einmal dafür bezahlen müssen.
So einfach geht das nicht. Die Herren Lords sollten nicht so viel von der Zukunft, sondern mehr von der Gegenwart sprechen. Sie brauchen uns gar nicht zu sagen, was sie später einmal tun wollen; wir möchten nur gern wissen, was sie bisher getan haben. Also heraus mit der Sprache! Die Zeit der faulen Ausflüchte ist vorbei. Die Völker verlangen Klarheit. Ein ganzer Kontinent ist in Beben verfallen. Millionen Menschen in den von Englands Plutokratie verführten Völkern sehen ihr Glück und ihr Leben zerbrochen. Sie wollen von London keine Phrasen mehr hören, sie sind auch nicht gewillt, noch einmal den Bock zum Gärtner zu machen.
Darum werden wir nicht müde werden, den falschen Sozialisten in London, die da als Menschheitsbeglücker vor uns aufkreuzen wollen, die Maske herunterzureißen und sie der Welt in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen: seht, das sind sie, die Europa ins Unglück stürzten und nun so tun, als hießen sie Hase, wohnten im Walde und wüßten von nichts!

-379-

* * * * *

Winston Churchill

2. Februar 1941

"Es gibt nur ein Mittel, den Widerstand der Buren zu brechen; das ist die härteste Unterdrückung. Mit anderen Worten, wir müssen die Eltern töten, damit ihre Kinder Respekt vor uns haben."
So schrieb während des Burenkrieges ein englischer Zeitungskorrespondent an die "Morning Post". Es war derselbe, der über eine Strafexpedition der Engländer im Mamund-Tal berichtete: "Wir gingen systematisch vor, von Dorf zu Dorf, zerstörten als Strafmaßnahmen die Häuser, warfen die Brunnen zu, legten die Türme um, fällten die großen, schattenspendenden Bäume brannten die Ernten ab und zerstörten die Wasserreservoirs ... Jedenfalls war nach Ablauf von vierzehn Tagen das Tal eine Wüste und unserer Ehre Genüge getan."
Als der Weltkrieg ausbrach, quittierte besagter Kriegsberichterstatter, der mittlerweile zum Ersten Lord der britischen Admiralität avanciert war, das nach Aussage der Lady Asquith, der Gattin des damaligen englischen Premierministers, mit einem fröhlichen Gelächter. Bei einer Rede in Dundee rief ihm einmal eine Frau von der Galerie zu: "Von dir hat man noch nie die Wahrheit gehört. Wahrheit ist dir etwas Unbekanntes." Er hat in die Weltsprache den Begriff der "terminologischen Ungenauigkeit". das ist eine diskrete Umschreibung des etwas derberen Ausdrucks Lüge, eingeführt. Zu ihm nimmt er regelmäßig seine Zuflucht, wenn er bei einer Unwahrheit ertappt wird. Seine Schwindeleien sind weltbekannt. Als am 27. Oktober 1914 das englische Schlachtschiff "Audacious" unterging, leugnete er das nicht nur, nein, er veröffentlichte sogar gefälschte Aufnahmen eines Schwesterschiffes der "Audacious" mit der Unterschrift: "Die reparierte "Audacious" kehrt in den Flottenverband zurück." Er schrieb schon 1900 in einem seiner Bücher: ‚Damals hatte ich noch keine Ahnung, welch große und fraglos hilfreiche Rolle der Schwindel im Dasein derjenigen Völker spielt, die sich des Zustandes der demokratischen Freiheit erfreuen."
-380-

Der liebe Leser wird es schon erraten haben, wen wir gerade auf der Lanze hochheben: es ist Mr. Winston Churchill,, genannt W. C., weiland englischer Premierminister und erste Geige im Höllenkonzert, das augenblicklich die gesamte demoplutokratische Welt gegen die Achsenmächte angestimmt hat.
Es ist nicht leicht, ein Charakterbild dieses Mannes ohne Charakter zu zeichnen. Er gehört zu jener Art von politischen Chamäleons, die ihre Farbe je nach Bedarf und Laune tausendfach zu wechseln imstande sind und von dieser Fähigkeit auch den ausgiebigsten Gebrauch machen. Er lügt nicht nur aus Not, sondern auch aus Wollust, aus Spaß an der Unwahrheit, die sozusagen sein Lebenselement darstellt. Er ist ein, genial tuender Dilettant, von dem eine maßgebende englische Zeitung nach den bitteren Erfahrungen des Weltkriegs schrieb, er sei ein politischer Gaukler, der zum Unglück seines Landes schon immer auf das falsche Pferd gesetzt habe.
Man muß Churchill kennen, um Englands gegenwärtige Politik und Kriegführung zu verstehen. Sie sind, wie er selbst auch, ganz ohne Linie und ohne System, eine endlose Kette von Augenblickseinfällen und Improvisationen, die hin und wieder am Anfang zu gelingen scheinen', um am Ende regelmäßig haarscharf danebenzugehen.
Im Frühjahr des vergangenen Jahres beispielsweise faßt Mr. Churchill den Plan, in einem verrückten Spiel Norwegen zu besetzen. Der Führer kommt ihm um Nasenlänge zuvor, was ihn jedoch nicht davon abhalten kann, trotzdem auf seinem tollen Versuch zu bestehen. Die englischen

Landungstruppen wurden von der deutschen Wehrmacht mit Glanz und Gloria aus Norwegen hinausgeworfen, und Churchill hält dann vor den Überlebenden der britischen Zerstörer "Hardy" und "Ellipse" eine Rede, in der er sagt: "Ihr seid die Vorhut der Armeen, die wir im Laufe des Sommers einsetzen werden, um Norwegen von der ekelerregenden Verschmutzung durch die Nazi-Tyrannei zu reinigen."
Jedermann weiß, wie es dann in Wahrheit gekommen ist, daß England froh sein mußte, die letzten Trümmer seiner geschlagenen Divisionen aus Westeuropa zu retten, und daß von einer erneuten Besetzung Norwegens überhaupt keine Rede mehr sein konnte. Aber das geniert einen Churchill nicht. Er hatte ja dasselbe im Weltkrieg bei seinem total verunglückten
-381-

Gallipoli-Unternehmen erlebt Er war ja schon durch Ströme vergossenen englischen Volksbluts hindurchgeschritten und entsprechend abgehärtet gegen sentimentale Empfindungen, die jeden anderen angesichts solcher Fehlschläge befallen wurden. Sein Zynismus dem Krieg gegenüber, der doch im allgemeinen über Millionen Menschenleben zu entscheiden pflegt, ist beispiellos. Er legt in seiner Selbstbiographie bei Gelegenheit der Betrachtung der Indienkämpfe das Bekenntnis einer schönen Seele ab, wenn er dort schreibt: "Denn schließlich war das Niederwerfen der armen Inder im Vergleich mit der Teilnahme an einem richtigen europäischen Krieg doch etwa nur so, wie wenn man eine Schnitzeljagd anstatt des Großen Derby reitet. Nun, man muß trotzdem alles mitzunehmen suchen, was einem die Zeit bietet"
Das ist Churchill, wie er leibt und lebt. Man muß ihn auf aktuellen Bildern sehen, um der ganzen Verworfenheit der Plutokratie mitten in die Visage zu schauen. Dieses Gesicht hat nicht einen einzigen gütigen Zug. Es ist ganz gezeichnet von Zynismus. Diesen eiskalten Augen sieht man an, daß ihnen jede Rührung fremd ist. Dieser Mann geht über Leichen, um seinem blinden und vermessenen persönlichen Ehrgeiz zu frönen. Der Zigarrenstummel in seinem Munde ist das letzte Zeichen eines genießerischen Lebens, das ausgelebt ist. Der englische Arbeiterführer Lansbury schrieb über ihn am 12. Juli 1919 im "Daily Herald": "Er kennt keine Skrupel außer der Sorge um sich selbst und außer den Interessen der besitzenden Klassen. Bei all seinen Streifzügen als politischer Glücksritter hat er es immer wieder fertiggebracht, eine Ecke an der Futterkrippe des Staates für sich selbst zu sichern und im allgemeinen sogar eine der am besten bezahlten und ertragreichsten Ecken."
Dem haben wir nichts mehr hinzuzufügen. England wird diesen Mann einmal sehr teuer bezahlen müssen. Wenn die große Katastrophe über Inselreich hereinbricht, so wird sich das britische Volk bei ihm dafür bedanken können. Er ist, solange er öffentlich wirkt, der Wortführer jener plutokratischen Kaste gewesen, die Krieg wollte, um Deutschland zu vernichten. Er unterscheidet sich von seinen Hintermännern nur durch einen ausgeprägteren Zynismus und eine skrupellosere Menschenverachtung. Er will Krieg um des Krieges willen. Krieg ist ihm zum Selbstzweck geworden. Er hat ihn gewünscht, gefordert und vorbereitet aus einem
-382-

dumpfen, zerstörerischen Trieb heraus. Er ist eine Figur jener politischen Unterwelt, die mit dem Chaos aufsteigt, das Chaos ankündigt und bringt. Für ungezählte Menschen ist der Krieg verbunden mit namenlosem Leid, für ungezählte Kinder mit Hunger und Siechtum und für ungezählte Mütter und Frauen mit Strömen von Tränen; für ihn ist das nur ein Großes Derby, das man mitzunehmen suchen muß.
Er hat nun erreicht, was er wollte. England steht im schwersten Existenzkampf seiner Geschichte, aus dem es kaum mehr als seine nackte Existenz retten wird. Das Große Derby hat begonnen, und der es so sehnlich herbeiwünschte, ist dabei auf den Sessel des englischen Premiers gestiegen. Er wird sich in

der entscheidenden Stunde nicht mehr verdrücken können. Als Chamberlain vor ihm stand, hatte er immer noch die Möglichkeit, die letzte Verantwortung von sich abzuschieben. Das ist nun vorbei. Er muß stehen und fechten.
Es wundert uns nicht, daß er das auf die ihm gemäße Weise tut. Keiner kann aus seiner Haut heraus, auch Mr. Churchill nicht. Wenn er sich bei seinen Reden in wirren Fieberphantasien ergeht und ein Wunschbild als Realität vorzutäuschen versucht, das in keiner einzigen Tatsache seine Rechtfertigung findet, wenn er in Situationen, die ihm gar keinen Ausweg mehr lassen, mit mystisch klingenden Phrasen um sich wirft, wenn er sich in seinen Ausbrüchen gegen das Reich und den Führer eines ordinären Gassenjargons bedient, der sonst auch unter Feinden im Kriege verachtet und verpönt ist, wenn er seine von ohnmächtiger Wut diktierten Injurien gegen das deutsche Volk ausspuckt, dann sehen wir ihn ganz ohne Maske, eine Karikatur des John Bull, ein Eisenfresser ohne Zähne, eine Spottgeburt aus Dreck und Feuer, die man unschädlich machen muß, damit die Welt ihren Frieden bekommt.
Es ist das tragische Unglück der englischen Nation, sich vor ihn gestellt zu haben und ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden. Er war es, der Großbritannien überredete, seine historische Chance zu verpassen und damit auf den rasenden Weg nach unten zu geraten. Wenn einmal die Geschichte des Zusammenbruchs des Inselreichs geschrieben wird, so muß der Titel des entscheidenden Kapitels Churchill heißen.
Es ist immer gut, ein feindliches, tyrannisches System in einem Manne verkörpert zu sehen. Das ist hier der Fall. Das macht uns den Angriff
-383-

leicht. Wir wissen wenigstens, woran wir sind. Churchill - das heißt, solange dieser Mann zu bestimmen hat, Krieg. Er hat nie etwas anderes gewollt und wird nie etwas anderes wollen können.
Nun hat er ihn, und mit ihm sein Volk, das ihn führen und aushalten muß. Er wird mit ihm und an ihm scheitern, und über sein Grab hinaus werden ihn einmal Millionen Flüche derer begleiten, die er dazu verführte. So und nicht anders hat England es gewollt.
-384-

* * * * *

Besuch aus USA.

9. Februar 1941

Mr. Churchill spielt den Bärenführer. Er führt Mr. Hopkins, den Abgesandten des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, von einer englischen Stadt zur anderen und schiebt Propaganda. Er zeigt ihm die durch die deutschen Vergeltungsangriffe zerstörten Gebiete, einerseits um auf die amerikanischen Tränendrüsen zu drücken, andererseits um die Notwendigkeit einer schnellen, ja unverzüglichen Hilfeleistung seitens der Vereinigten Staaten ad oculos zu demonstrieren. Und siehe da, aus den Ruinen der Industrieviertel in den großen Städten strömen plötzlich und ganz spontan die Proletarier, Männer, Frauen und Kinder, in Scharen heraus und rufen dem dicken, alten Herrn mit der Zigarre freundliche Aufmunterungsworte zu, wie etwa, "Nur weiter so" oder "Uns macht das fast gar nichts"; worauf Mr. Churchill das Haupt entblößt und ganz unmotiviert ein dreifaches Hoch auf Roosevelt ausbringt, in das die Menge, wie Reuter hinzufügt, donnernd einstimmt. Was wiederum Mr. Churchill zu der Erklärung anfeuert: "Ich weiß, daß wir siegen werden ich weiß nur noch nicht wie.“
Das ist der ganze Churchill. Hier kann man ihn, wenn man keinen Kleister in den Augen hat, wie auf einer Röntgenplatte ins Innere schauen. Hier steht er vollkommen demaskiert vor uns, dieses seltsame Gemisch aus Dilettantismus, Großsprecherei und Lügenhaftigkeit, ein politischer Edelkomparse in des Wortes wahrster Bedeutung. Er hat für seine weitere Kriegführung amerikanisches Material nötig;

nicht nur das, er macht von seiner prompten Lieferung an England seine höchste Entscheidung darüber abhängig, ob die USA. noch das Recht haben, sich zur Demokratie zu rechnen. Was demokratisch ist, bestimmt bekanntlich London ganz allein. Vor allem und zuerst aber ist es demokratisch, England zu helfen, wenn es sich in Not befindet. Lord Halifax, der neue britische Botschafter in USA. teilte schon gleich nach seiner Ankunft auf amerikanischem Boden Fleißzensuren aus. Zuerst pöbelte er Oberst Lindbergh, der
-385-

bekanntlich nach bestem Wissen und Gewissen nur für amerikanische Interessen eintritt, maßlos an, und dann tat er in seinen Ansprachen und Interviews so, als wenn es die selbstverständlichste Sache von der Welt sei, daß die Vereinigten Staaten Großbritannien aus der Patsche helfen. Niemand in USA würde gefragt, als England dem Reich den Krieg erklärte. Aber daß die Staaten London den Krieg bezahlen, ihn das fehlende Kriegsmaterial zuschießen, daß sie dabei großzügig auf die Begleichung der Weltkriegsschulden verzichten, um sich nun mit flammender Begeisterung in neue Schulden hineinzustürzen, die ebenfalls niemals beglichen werden können, darüber redet man in London eigentlich gar nicht mehr. Das ist eben demokratisch. Ja, dazu sind die Staaten moralisch verpflichtet, wenn sie überhaupt noch zu den zivilisierten Nationen gerechnet werden wollen.
Wie England siegen wird, das weiß Mr. Churchill noch nicht Wir könnten uns auch nicht vorstellen, welche Gründe er dafür anführen wollte. wenn er nicht gleich das Bedürfnis hätte, von der ganzen Welt ausgelacht zu werden. Er hat das auch nicht gewußt, als er darauf drängte, daß England dem Reich den Krieg erklärte. Hauptsache Krieg, das andere wird sich schon finden. Das mag stimmen, wenn man schwache Völker und kurzsichtige Regierungen vor den Läufen hat. Bei uns wird sich ganz etwas anderes finden, als was Mr. Churchill sich vorstellt. Und was die begeisterten Proletariermassen anlangt, die ihn in den zerstörten Industriestädten anstacheln, nur so weiterzumachen die Plutokratie möglichst zu schonen und alle Lasten des Krieges auf die Schultern der Armen abzuwälzen, die Verwüstungen in London und den andern übervölkerten Gebieten gar nicht so ernst zu nehmen, sondern zu Siegen, wenn man auch nicht weiß wie, nun, wir haben zwar niemals viel von der politischen Urteilskraft des englischen Volkes gehalten, aber den Bären soll Mr. Churchill anderen aufbinden, nicht uns.
Mr. Willkie, Roosevelts Gegenkandidat bei der letzten amerikanischen Präsidentenwahl war auch zu Gast in London. Es versteht sich am Rande. daß der gerissene Alte ihn gleich nach seiner Ankunft in die Mache nahm. Mr. Churchill schickte ihm sofort vier Stahlhelme zum Schutz gegen deutsche Luftangriffe, lud ihn ins Unterhaus wo man eigens zu Ehren des hohen amerikanischen Gastes eine gestellte Debatte über die Freiheit
-386-

der Presse abhielt - mit dem Resultat übrigens, daß die englischen kommunistischen Zeitungen verboten wurden, was wiederum Ausdruck einer höheren Demokratie ist, die wir Wilde nur nicht begreifen wollen -, und schleppte ihn ansonst von Lunch zu Lunch und von Dinner zu Dinner. Als Mr. Willkie eines Nachmittags ins Savoy-Hotel zurückkehrte, passierte etwas Unvorhergesehenes und durchaus Programmwidriges: die Halle des vornehmen Luxushotels war angefüllt mit laut schreienden und gestikulierenden Arbeiterfrauen, die Plakate trugen mit der Inschrift: "Schluß mit dem Krieg für die Reichen, bei dem die Armen hungern müssen“ Wie gesagt, das war nicht eingerechnet. Darum quittierte das Reuterbüro diesen peinlichen Zwischenfall etwas pikiert mit der wahrhaft entwaffnenden Bemerkung, Mr. Willkie habe die Frauen selbstverständlich kaum eines Blickes gewürdigt.
Man gebe sich die Mühe, diese Szene einmal mit veränderten Vorzeichen auf Deutschland zu übertragen ein maßgebender Mann aus USA, weilt zum Studium deutscher Kriegsverhältnisse in Berlin

und erlebt in der Halle eines unserer großen Hotels einen derartigen Vorgang. Unsere Phantasie reicht nicht aus die Berichte wiederzugeben, die das Reuterbüro darüber in die Welt funken würde. Auf diesem Gebiet sind wir nur Anfänger. Wenn die englischen Lügenblätter in Mailand und Turin, wo rein gar nichts passiert ist, Volksaufstände erfinden, bei denen, vier italienische Generale und ungezählte Soldaten den Tod finden, die niedergeschlagen werden von deutschen Truppen, die weder in Mailand noch in der näheren oder weiteren Umgebung überhaupt vorhanden sind, was erst würde man dort aus einem Zwischenfall machen, der wie der im Savoy-Hotel tatsächlich einen Wahrheitskern besitzt! Geschieht so etwas allerdings in London, dann ist das natürlich ganz etwas anderes. Da würdigt man eine Szene, die sonst und vor allem bei uns den Anbruch einer Revolution anzukündigen pflegt, kaum eines Blickes.
Daß die britische öffentliche Meinung, die ja unter der Fuchtel des großen und erfahrensten Lügners der neueren Geschichte steht, sich so bloßstellt, ist verständlich und kann nicht mehr weiter wundernehmen. Was sollen sich auch die Schreiberseelen in der "Times“ und im "Daily Telegraph“ anderes abquälen? Das Wasser steht ihnen bis zum Halse. Sie müssen sich weiter durchschwindeln, wenn sie nicht wollen, daß man
-387-

ihnen die Bude überm Kopf anzündet. England ist im Krieg, und zwar in einem, in dem seine ganze imperiale Existenz auf dem Spiele steht. Da pflegt man in der Wahl seiner Mittel nicht allzu wählerisch zu sein, und das geht uns auch nicht besonders viel an. Jedes Volk frißt so viel an Lügen, wie es verdauen kann, und der Magen des britischen Volkes ist da durch Überfütterung in den vergangenen Jahrhunderten an Riesen-Portionen gewöhnt. Die USA.-Presse dagegen müßte, wenn sie wirklich amerikanischen Interessen dienen wollte, solchen Meldungen gegenüber eine größere Vorsicht walten lassen. Wir wollen gar nicht erst den Versuch machen, die Hintergründe aufzudecken, warum, sie das augenblicklich nicht tut. Es stände sonst zu befürchten, daß wir ein Höllenkonzert über uns heraufbeschwörten. Denn jenseits des Großen Teiches pflegt man deutschen Ansichten gegenüber, sie mögen noch so bescheiden vorgebracht werden, empfindlich, ja überempfindlich zu sein, wogegen man sich zum Ausgleich dafür das Recht herausnimmt, alles in Deutschland, Personen, Zustände, Vorgänge und Meinungen a priori abzulehnen und nach Bedarf und Laune mit wechselnder Tonstärke anzupöbeln. Es gehört schon ein Riesenmaß an Geduld und Langmut dazu demgegenüber unentwegt zu schweigen.
In seiner letzten Sportpalastrede hat der Führer nur am Rande bemerkt, daß er die Vereinigten Staaten nicht fürchte, und gleich war der Teufel los. Man gab sich vielfach gar nicht die Mühe, seine Rede zur Kenntnis der Leser der freiesten Demokratie der Welt zu bringen. Man lehnte sie nur ab, man charakterisierte sie als Drohung und erging sich in unflätigen Beschimpfungen und nicht wiederzugebenden Verbalinjurien. Man irrt allerdings drüben, wenn man glaubt, wir ließen uns dadurch aus der Ruhe bringen. Wir nehmen das nur Zar Kenntnis. Der Führer hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß das Reich sich auf alle Eventualitäten vorbereitet hat Wenn die Presse der USA. plötzlich daraus eine Drohung machen will, so ist das ihre Sache. Sie beweist damit nur, daß ihr eine wirkliche Drohung lieber gewesen wäre, um den gewünschten Effekt beim amerikanischen Volk zu erzielen, als diese nüchterne Feststellung einer einfachen und klaren Tatsache.
Sei dem, wie ihm wolle, Mr Churchill und seine Plutokratenclique werden ihrem verdienten Schicksal nicht entgehen. Sie stellen zwar mit
-388-

gespielter Erleichterung fest, daß die Führerrede im Sportpalast nur defensiven Charakter gehabt habe. Sie schlagen also seine Warnungen und Prophezeiungen in den Wind und steigern sich in eine

künstliche Siegeszuversicht hinein. Aber das tat ja Monsieur Daladier nach der Sportpalastrede des Führers vom 30. Januar 1940 auch so. Mit welchen Folgen für Frankreich, das zu beschreiben ist nicht mehr Sache der Zeitungen und Rundfunksender, sondern Sache der Historiker. Wir haben einen langen Atem. Wir haben schon so oft in der Vergangenheit unserer Bewegung und in der neueren Geschichte des Reiches einige Zeit auf große historische Erfolge gewartet und unterdessen dafür kämpfen und arbeiten müssen, daß wir gar nichts Besonderes mehr dabei finden, auch nicht, wenn unsere Gegner, auf die wir eben anzulegen im Begriff sind, die kurze Galgenfrist, die ihnen dabei noch verbleibt, dazu ausnützen, uns ein letztes Mal anzupöbeln, uns als schwach und säumig hinzustellen und sich an ihrer sinkenden Sonne zu sonnen. Das ist einer Henkersmahlzeit zu vergleichen, die man jedem Verbrecher gönnt, bevor er hingerichtet wird.
Darum wollen wir uns auch darüber gar nicht ärgern, das schadet nur unserer Gesundheit und unserem guten Aussehen. Wir wollen unseren Gegnern in dieser Zeit mit Güte und Nachsicht nahen. Sie haben es nötig, heute mehr denn je. "Höflich bis zur letzten Galgensprosse sagte einmal Bismarck, aber gehängt wird doch." So auch hier. Sie mögen in London ruhig ihr Narrentheater für die Galerie weiterspielen; eines Tages wird ein zuckender Blitz in ihre ganze Flitter- und Kulissenwelt hineinschlagen. Sie haben dann wenigstens keine Ausrede mehr, daß sie das nicht gewußt hätten. Alle Gegner, die wir vernichteten, wurden vorher noch einmal vom Führer gewarnt und hatten demgemäß auch die Möglichkeit zur Umkehr, ob sie nun Brüning oder Schuschnigg, Benesch oder Beck, Daladier oder Reynaud hießen. Sie haben nicht hören wollen, so mußten sie denn fühlen.
Mr. Churchill ist auch einer dieser unbelehrbaren Halbstarken. Er hat, wie seine Vorgänger, offenbar keinen anderen Ehrgeiz, als in die Reihe der Gescheiterten einzutreten. Dem Mann kann geholfen werden. Er mag sich heute drehen und winden, wie er will, es hilft ihm nichts mehr. Ob er auf den Winter oder auf den Frühling, auf Frankreich oder USA.,
-389-

auf General Hunger oder auf General Revolution wartet, er wartet vergebens. Sein Urteil ist geschrieben und gesiegelt.
Unter den gedämpften Applaus der ihm hörigen Londoner Presse versehrt er eben seine Henkersmahlzeit, und dann wird es vollstreckt werden.
-390-

* * * * *

Im Gelächter der Welt

16. Februar 1941

Die englische Nachrichten- und Propagandapolitik hat augenblicklich einen sehr schweren Stand: Deutschland gegenüber muß sie die Dinge weiß in weiß, und USA. gegenüber muß sie sie schwarz in schwarz malen. Man kann deshalb verstehen, daß sie, zudem noch genährt und befruchtet von der geradezu hysterischen Angst der wahren Kriegsschuldigen, von einem Extrem ins andere fällt. Vor uns tut sie so, als hätte London die Absicht, den weiteren Verlauf des Krieges sozusagen mit der linken Hand zu erledigen. Die militärischen Erfolge Englands in Afrika — übrigens peripherische Vorgänge, die das endgültige Schicksal des Inselreiches nicht im geringsten aufhalten können, — hätten eine entscheidende Wendung der ganzen strategischen Position Großbritanniens herbeigeführt. Jetzt gelte es nur noch, den Winter durchzuhalten — vor einigen Monaten hieß es, man brauche nur noch den Herbst zu überstehen, weil im Winter bekanntlich General Nebel den Engländern zu Hilfe eilen werde —, dann wolle man im Frühjahr mit Gottes und der Vereinigten Staaten Hilfe die glorreiche englische Offensive beginnen. Man verrät uns zwar nicht, wo und wann diese stattfinden soll, aber das kann man

ja verstehen, weil es sich dabei um ein militärisches Geheimnis handelt. Wir forschen auch gar nicht danach. Der Führer hat nur in seiner letzten Sportpalastrede eventuelle nähere Angaben erbeten, um die ganze Prozedur dieser doch einigermaßen schwierigen Operation etwas zu vereinfachen; er wolle dann das Gebiet, in das die Engländer einzurücken gedächten, räumen, damit sie ungehindert nach Europa hereinkämen: das Weitere werde Sache der deutschen Wehrmacht sein. Wie man sieht, ist London uns gegenüber also nicht gerade mit Bescheidenheit gesegnet. Die dortigen Tamboure der Propaganda tun was fürs Geld und strapazieren das Kalbfell, daß es nur so eine Art hat.
Ganz anders im Gegensatz dazu USA. gegenüber. Da möchte man am liebsten in eine Art von Dauerschluchzen ausbrechen. Die
-391-

eingebildetsten Lords aus den ältesten englischen Häusern, in denen es sonst zum guten Ton zu gehören pflegt, auf die Parvenüs aus New York, Boston und Washington mit hochmütiger Verachtung herabzuschauen, sind sich heute nicht zu gut dazu, in USA. um Hilfe betteln zu gehen, und zwar so dringend, als stände Großbritannien morgen schon vor dem totalen Zusammenbruch. Dementsprechend ist auch das Bild, das sie von der Lage Englands entwerfen. Da wird in beweglichen Tönen Klage geführt über die furchtbaren Verheerungen, die in den englischen Industrie- und Handelszentren durch die deutschen Vergeltungsangriffe angerichtet worden sind. Die vornehmen Herren aus der City schreiten im Büßergewand einher und treiben vor aller Öffentlichkeit eine Art von schamloser Selbstkasteiung. Sie weinen bitterlich über ihre bisherigen Versäumnisse in der Vorbereitung des Krieges, den sie so frivol und leichtfertig vom Zaune gebrochen haben, und flehen die Vereinigten Staaten händeringend an, ihnen diesmal doch noch einmal zu Hilfe zu kommen und ihre guten Dollars in eine Sache hineinzustecken, die, wenn auch aussichtslos, so doch moralisch sei, und tapfer zu tun, was Gott selbst, der ja bekanntlich auch ein echter Engländer ist, ihnen im Interesse und zur Erhaltung der Demokratie befiehlt.
Was man nun dem englischen Volke selbst sagt, das hält so ungefähr die goldene Mitte zwischen dem, was man Deutschland und was man USA. gegenüber zu vertreten beliebt. Das ist ein ewiges Pendeln zwischen Furcht und Hoffnung. Wohl noch niemals in der Geschichte hat eine Führungsschicht im Kriege ein so schlechtes Gewissen ihrem eigenen Volke gegenüber gehabt wie die augenblicklich in England am Ruder befindliche. Daher auch die geradezu gottserbärmlichen Selbstanklagen gegenüber den unbeschreiblichen sozialen Übelständen, an denen das Inselreich bis in den Kern erkrankt ist. Mit den schmerzenden Peitschenhieben antiplutokratischer Empörungsausbrüche schlagen sich die edlen Lords, die nebenbei aus den Mietgeldern verwahrloster Londoner Slums Jahr für Jahr ungezählte Millionen herauspressen, gegenseitig die Rücken wund, und wenn man sie dabei betrachtet, hat man eher den Eindruck, eine Schar mittelalterlicher Flagellanten vor sich zu haben, als die Auslese der englischen Hocharistokratie, die seit Jahrhunderten die Welt regiert.
-392-

Es wird auch höchste Zeit, daß sie etwas tun. Der würgende Druck der deutschen Umklammerung sitzt Großbritannien an der Kehle. Die deutsche Luft- und U-Boot-Waffe erledigt ein Transportschiff nach dem anderen aus den englischen Geleitzügen heraus. Die Rohstoffe und Lebensmittel auf den Inseln fangen an, knapp zu werden. Wohin soll das erst führen, wenn der Mai kommt und die Bäume und die Deutschen ausschlagen! Uns gegenüber erklärt man bieder und treu, was die Lebensmittelfrage anlange, so habe man bereits einen ebenso einfachen wie naheliegenden Ausweg gefunden. Die englischen Nahrungsmittelchemiker stellten eine Suppe her, die alle für die menschliche Ernährung notwendigen Vitamine enthalte. Man brauche sie nur zu essen, und der Hunger sei für zwölf Stunden

wie weggeblasen. Ein gekaufter neutraler Journalist hat es probiert, und er wußte Wunder darüber in seiner Zeitung zu berichten.
Sieh da, die Engländer! Seit Jahrzehntausenden quält sich die Menschheit um das tägliche Brot ab. Ungezählte Millionen sind im Laufe der Zeiten in Kriegen, Revolutionen, Pestilenzen und Katastrophen Hungers gestorben; aber niemals ist jemand auf den doch so simplen Einfall gekommen, auch dieses Süppchen zu erfinden, mit dem die Herren Engländer nun ihre leeren Mägen füllen, obschon doch bei ihnen, wie sie nicht müde werden zu betonen, keine Spur von Hungersnot herrscht, sondern nur die Lebensmittel gelegentlich verknappt sind und selbst von ernsten Mangelerscheinungen überhaupt keine Rede sein kann. Wir auf dem Kontinent mühen uns im Schweiße unseres Angesichts ab, säen, mähen, ernten, dreschen und mahlen das Köm, bitten den lieben Gott um Sonnenschein und Regen, alles für das liebe tägliche Brot. In England macht man das mit einem Süppchen ab. Du hast es noch nicht ganz ausgelöffelt, und du fühlst die Lebenssäfte in dir hochsteigen, eine bis dahin ungekannte Kraft erfüllt dich; nimm also ein Schießgewehr in die Hand und besiege die Deutschen!
Das alles ist so denkbar blödsinnig und albern, daß man manchmal annehmen möchte, die englische Propaganda würde von kompletten Narren gemacht. Für wie dumm miß man uns jenseits des Kanals halten, daß man glaubt, wir fielen auf solche Stupiditäten herein, und wodurch haben wir das verdient? Es gibt auch bei uns noch Leute, die
-393-

die Engländer nach alten, eingewachsenen Vorurteilen für wahre Ausbünde von Schlauheit und Gerissenheit halten. Wir müssen gestehen, daß wir, die wir uns doch Tag für Tag mit ihnen auseinanderzusetzen haben, bisher noch wenig davon zu merken bekamen. Manchmal landen sie einen Treffer, der so abgrundtief dumm und verblödet ist, daß wir im ersten Augenblick argwöhnen, es sei nur ein Köder, auf den wir hereinfallen sollen, und dann käme dahinter der Witz zum Vorschein. Es ist nie ein Köder, sondern immer nur eine stupide Dummheit, und der Witz ist weit und breit nicht zu entdecken. So erging es uns auch früher mit den Juden, als wir mit ihnen im Innern um die Macht kämpften. Auch die wurden von unseren Siebengescheiten immer für unüberwindlich klug und raffiniert gehalten. Man sagte uns, auch wenn wir recht hätten, würden wir ihrer doch nicht Herr werden, weil sie zu schlau seien. Wir haben uns dadurch nicht beirren lassen, sondern zugepackt; und was ist von dieser vielgerühmten Schlauheit der Juden übriggeblieben?
Wenn einer die halbe Erdoberfläche besitzt, dann tut er sich leicht, überlegen zu sein. Er erdrückt den anderen dann einfach durch sein Gewicht. Aber die Geschichte beweist, daß am Ende doch immer das mechanische Gewicht vom Gewicht der geistigen Überlegenheit aufgehoben wird. So ist das auch hier. Man darf nur nicht müde werden, sondern muß dem Gegner unentwegt an der Klinge bleiben. Solange der deutsche Spießer feige und devot dem Juden zu Füßen lag, konnte er ihn natürlich nicht überwinden. Als wir ihn jedoch anfaßten und ihm nicht mehr von der Pelle wichen, zeigte sich bald, daß seine gespielte geistige Superiorität nur Schein war und demgemäß auch seine Macht wie Zunder auseinanderfiel. Das ist beim Engländer genau so. Nicht umsonst nennt man ihn den Juden unter den Ariern. Nimmt man ihn eines Tages mit harter und rauher Hand in die Mache, dann wird er sich als ein Koloß auf tönernen Füßen erweisen. Es ist gar nicht denkbar, daß es anders wäre. Es stellt auch keinen Gegenbeweis dar, wenn man die Tatsache ins Feld führt, daß England schon einige Jahrhunderte als Weltmacht besteht. In dieser Zeit kommt es nicht so sehr darauf an, wieviel Geschichte man hinter sich, sondern wieviel Geschichte man vor sich hat, und das wird nicht nur von der Beharrungskraft eines
-394-

Volkes, sondern auch und mehr noch von seinem revolutionären Lebenswillen entschieden. Da sind wir England überlegen, ganz abgesehen von der besseren Staats- und Volksorganisation, der größeren Zahl, der besseren Bewaffnung und militärischen Ausbildung und den an allen Fronten günstigeren Positionen und Chancen.
Wir besitzen einen Führer, der bisher immer noch die richtige Karte zog. Warum sollte er diesmal die falsche ziehen? England besitzt einen Premierminister, der bisher immer nur Niederlagen einstecken mußte. Warum sollte er ausgerechnet jetzt, wo Großbritanniens Lage hoffnungslos ist, sein Volk zum Siege führen? Lebten wir auf einem anderen Planeten, wo man von den europäischen Wirren nichts weiß, und man hielte uns die Fotografien beider Männer vor und fragte: "Wer wird siegen?", wir wüßten sofort Bescheid. Es kann da gar keinen Zweifel geben.
Seht euch einmal diesen Churchill genau an! Goya sagt irgendwo, es gebe Menschen, deren Physiognomie das Schamloseste ihrer ganzen Erscheinung sei, und es wäre gut, wenn die, die ein so unglaubliches und lächerliches Gesicht hätten, es in die Tasche steckten. Dem haben wir in diesem Falle kaum noch etwas hinzuzufügen. Es ist, als habe der große Spanier dabei den augenblicklichen englischen Premierminister vorweggenommen. Wenn wir den Zynismus zu malen hätten, wir würden sein Gesicht zum Modell nehmen. Er liebt es manchmal, in seinen Reden Gott zum Zeugen anzurufen. Es klingt in seinem Munde wie Blasphemie. Dieser frivole alte Sünder wird einmal als Totengräber des englischen Empire in die Geschichte eingehen, eine Rolle, um die ihn keiner seiner Landsleute beneiden wird.
Aber was geht das uns an! Wenn England sich vor ihn stellt, so geht der Weg nur über dieses Opfer zu seinem Verführer. Und er muß weg, wenn die Welt ihren Frieden haben will. Es bleibt uns also keine andere Wahl, als zu kämpfen und zu siegen.
Was das englische Volk dann mit ihm machen wird, das ist seine Sache. Vielleicht zwingt man ihn nach dem Kriege, noch einmal alle Reden, die er während des Krieges gehalten hat, zur Verlesung zu bringen. Er erfreute sich dann der originellsten Todesart, die je einem Sterblichen zuteil wurde: er würde im Gelächter der Welt ertrinken.
-395-

* * * * *

Im Gelächter der Welt

16. Februar 1941

Die englische Nachrichten- und Propagandapolitik hat augenblicklich einen sehr schweren Stand: Deutschland gegenüber muß sie die Dinge weiß in weiß, und USA. gegenüber muß sie sie schwarz in schwarz malen. Man kann deshalb verstehen, daß sie, zudem noch genährt und befruchtet von der geradezu hysterischen Angst der wahren Kriegsschuldigen, von einem Extrem ins andere fällt. Vor uns tut sie so, als hätte London die Absicht, den weiteren Verlauf des Krieges sozusagen mit der linken Hand zu erledigen. Die militärischen Erfolge Englands in Afrika — übrigens peripherische Vorgänge, die das endgültige Schicksal des Inselreiches nicht im geringsten aufhalten können, — hätten eine entscheidende Wendung der ganzen strategischen Position Großbritanniens herbeigeführt. Jetzt gelte es nur noch, den Winter durchzuhalten — vor einigen Monaten hieß es, man brauche nur noch den Herbst zu überstehen, weil im Winter bekanntlich General Nebel den Engländern zu Hilfe eilen werde —, dann wolle man im Frühjahr mit Gottes und der Vereinigten Staaten Hilfe die glorreiche englische Offensive beginnen. Man verrät uns zwar nicht, wo und wann diese stattfinden soll, aber das kann man ja verstehen, weil es sich dabei um ein militärisches Geheimnis handelt. Wir forschen auch gar nicht danach. Der Führer hat nur in seiner letzten Sportpalastrede eventuelle nähere Angaben erbeten, um die ganze Prozedur dieser doch einigermaßen schwierigen Operation etwas zu vereinfachen; er wolle dann

das Gebiet, in das die Engländer einzurücken gedächten, räumen, damit sie ungehindert nach Europa hereinkämen: das Weitere werde Sache der deutschen Wehrmacht sein. Wie man sieht, ist London uns gegenüber also nicht gerade mit Bescheidenheit gesegnet. Die dortigen Tamboure der Propaganda tun was fürs Geld und strapazieren das Kalbfell, daß es nur so eine Art hat.
Ganz anders im Gegensatz dazu USA. gegenüber. Da möchte man am liebsten in eine Art von Dauerschluchzen ausbrechen. Die
-391-

eingebildetsten Lords aus den ältesten englischen Häusern, in denen es sonst zum guten Ton zu gehören pflegt, auf die Parvenüs aus New York, Boston und Washington mit hochmütiger Verachtung herabzuschauen, sind sich heute nicht zu gut dazu, in USA. um Hilfe betteln zu gehen, und zwar so dringend, als stände Großbritannien morgen schon vor dem totalen Zusammenbruch. Dementsprechend ist auch das Bild, das sie von der Lage Englands entwerfen. Da wird in beweglichen Tönen Klage geführt über die furchtbaren Verheerungen, die in den englischen Industrie- und Handelszentren durch die deutschen Vergeltungsangriffe angerichtet worden sind. Die vornehmen Herren aus der City schreiten im Büßergewand einher und treiben vor aller Öffentlichkeit eine Art von schamloser Selbstkasteiung. Sie weinen bitterlich über ihre bisherigen Versäumnisse in der Vorbereitung des Krieges, den sie so frivol und leichtfertig vom Zaune gebrochen haben, und flehen die Vereinigten Staaten händeringend an, ihnen diesmal doch noch einmal zu Hilfe zu kommen und ihre guten Dollars in eine Sache hineinzustecken, die, wenn auch aussichtslos, so doch moralisch sei, und tapfer zu tun, was Gott selbst, der ja bekanntlich auch ein echter Engländer ist, ihnen im Interesse und zur Erhaltung der Demokratie befiehlt.
Was man nun dem englischen Volke selbst sagt, das hält so ungefähr die goldene Mitte zwischen dem, was man Deutschland und was man USA. gegenüber zu vertreten beliebt. Das ist ein ewiges Pendeln zwischen Furcht und Hoffnung. Wohl noch niemals in der Geschichte hat eine Führungsschicht im Kriege ein so schlechtes Gewissen ihrem eigenen Volke gegenüber gehabt wie die augenblicklich in England am Ruder befindliche. Daher auch die geradezu gottserbärmlichen Selbstanklagen gegenüber den unbeschreiblichen sozialen Übelständen, an denen das Inselreich bis in den Kern erkrankt ist. Mit den schmerzenden Peitschenhieben antiplutokratischer Empörungsausbrüche schlagen sich die edlen Lords, die nebenbei aus den Mietgeldern verwahrloster Londoner Slums Jahr für Jahr ungezählte Millionen herauspressen, gegenseitig die Rücken wund, und wenn man sie dabei betrachtet, hat man eher den Eindruck, eine Schar mittelalterlicher Flagellanten vor sich zu haben, als die Auslese der englischen Hocharistokratie, die seit Jahrhunderten die Welt regiert.
-392-

Es wird auch höchste Zeit, daß sie etwas tun. Der würgende Druck der deutschen Umklammerung sitzt Großbritannien an der Kehle. Die deutsche Luft- und U-Boot-Waffe erledigt ein Transportschiff nach dem anderen aus den englischen Geleitzügen heraus. Die Rohstoffe und Lebensmittel auf den Inseln fangen an, knapp zu werden. Wohin soll das erst führen, wenn der Mai kommt und die Bäume und die Deutschen ausschlagen! Uns gegenüber erklärt man bieder und treu, was die Lebensmittelfrage anlange, so habe man bereits einen ebenso einfachen wie naheliegenden Ausweg gefunden. Die englischen Nahrungsmittelchemiker stellten eine Suppe her, die alle für die menschliche Ernährung notwendigen Vitamine enthalte. Man brauche sie nur zu essen, und der Hunger sei für zwölf Stunden wie weggeblasen. Ein gekaufter neutraler Journalist hat es probiert, und er wußte Wunder darüber in seiner Zeitung zu berichten.
Sieh da, die Engländer! Seit Jahrzehntausenden quält sich die Menschheit um das tägliche Brot ab. Ungezählte Millionen sind im Laufe der Zeiten in Kriegen, Revolutionen, Pestilenzen und

Katastrophen Hungers gestorben; aber niemals ist jemand auf den doch so simplen Einfall gekommen, auch dieses Süppchen zu erfinden, mit dem die Herren Engländer nun ihre leeren Mägen füllen, obschon doch bei ihnen, wie sie nicht müde werden zu betonen, keine Spur von Hungersnot herrscht, sondern nur die Lebensmittel gelegentlich verknappt sind und selbst von ernsten Mangelerscheinungen überhaupt keine Rede sein kann. Wir auf dem Kontinent mühen uns im Schweiße unseres Angesichts ab, säen, mähen, ernten, dreschen und mahlen das Köm, bitten den lieben Gott um Sonnenschein und Regen, alles für das liebe tägliche Brot. In England macht man das mit einem Süppchen ab. Du hast es noch nicht ganz ausgelöffelt, und du fühlst die Lebenssäfte in dir hochsteigen, eine bis dahin ungekannte Kraft erfüllt dich; nimm also ein Schießgewehr in die Hand und besiege die Deutschen!
Das alles ist so denkbar blödsinnig und albern, daß man manchmal annehmen möchte, die englische Propaganda würde von kompletten Narren gemacht. Für wie dumm miß man uns jenseits des Kanals halten, daß man glaubt, wir fielen auf solche Stupiditäten herein, und wodurch haben wir das verdient? Es gibt auch bei uns noch Leute, die
-393-

die Engländer nach alten, eingewachsenen Vorurteilen für wahre Ausbünde von Schlauheit und Gerissenheit halten. Wir müssen gestehen, daß wir, die wir uns doch Tag für Tag mit ihnen auseinanderzusetzen haben, bisher noch wenig davon zu merken bekamen. Manchmal landen sie einen Treffer, der so abgrundtief dumm und verblödet ist, daß wir im ersten Augenblick argwöhnen, es sei nur ein Köder, auf den wir hereinfallen sollen, und dann käme dahinter der Witz zum Vorschein. Es ist nie ein Köder, sondern immer nur eine stupide Dummheit, und der Witz ist weit und breit nicht zu entdecken. So erging es uns auch früher mit den Juden, als wir mit ihnen im Innern um die Macht kämpften. Auch die wurden von unseren Siebengescheiten immer für unüberwindlich klug und raffiniert gehalten. Man sagte uns, auch wenn wir recht hätten, würden wir ihrer doch nicht Herr werden, weil sie zu schlau seien. Wir haben uns dadurch nicht beirren lassen, sondern zugepackt; und was ist von dieser vielgerühmten Schlauheit der Juden übriggeblieben?
Wenn einer die halbe Erdoberfläche besitzt, dann tut er sich leicht, überlegen zu sein. Er erdrückt den anderen dann einfach durch sein Gewicht. Aber die Geschichte beweist, daß am Ende doch immer das mechanische Gewicht vom Gewicht der geistigen Überlegenheit aufgehoben wird. So ist das auch hier. Man darf nur nicht müde werden, sondern muß dem Gegner unentwegt an der Klinge bleiben. Solange der deutsche Spießer feige und devot dem Juden zu Füßen lag, konnte er ihn natürlich nicht überwinden. Als wir ihn jedoch anfaßten und ihm nicht mehr von der Pelle wichen, zeigte sich bald, daß seine gespielte geistige Superiorität nur Schein war und demgemäß auch seine Macht wie Zunder auseinanderfiel. Das ist beim Engländer genau so. Nicht umsonst nennt man ihn den Juden unter den Ariern. Nimmt man ihn eines Tages mit harter und rauher Hand in die Mache, dann wird er sich als ein Koloß auf tönernen Füßen erweisen. Es ist gar nicht denkbar, daß es anders wäre. Es stellt auch keinen Gegenbeweis dar, wenn man die Tatsache ins Feld führt, daß England schon einige Jahrhunderte als Weltmacht besteht. In dieser Zeit kommt es nicht so sehr darauf an, wieviel Geschichte man hinter sich, sondern wieviel Geschichte man vor sich hat, und das wird nicht nur von der Beharrungskraft eines
-394-

Volkes, sondern auch und mehr noch von seinem revolutionären Lebenswillen entschieden. Da sind wir England überlegen, ganz abgesehen von der besseren Staats- und Volksorganisation, der größeren Zahl, der besseren Bewaffnung und militärischen Ausbildung und den an allen Fronten günstigeren Positionen und Chancen.

Wir besitzen einen Führer, der bisher immer noch die richtige Karte zog. Warum sollte er diesmal die falsche ziehen? England besitzt einen Premierminister, der bisher immer nur Niederlagen einstecken mußte. Warum sollte er ausgerechnet jetzt, wo Großbritanniens Lage hoffnungslos ist, sein Volk zum Siege führen? Lebten wir auf einem anderen Planeten, wo man von den europäischen Wirren nichts weiß, und man hielte uns die Fotografien beider Männer vor und fragte: "Wer wird siegen?", wir wüßten sofort Bescheid. Es kann da gar keinen Zweifel geben.
Seht euch einmal diesen Churchill genau an! Goya sagt irgendwo, es gebe Menschen, deren Physiognomie das Schamloseste ihrer ganzen Erscheinung sei, und es wäre gut, wenn die, die ein so unglaubliches und lächerliches Gesicht hätten, es in die Tasche steckten. Dem haben wir in diesem Falle kaum noch etwas hinzuzufügen. Es ist, als habe der große Spanier dabei den augenblicklichen englischen Premierminister vorweggenommen. Wenn wir den Zynismus zu malen hätten, wir würden sein Gesicht zum Modell nehmen. Er liebt es manchmal, in seinen Reden Gott zum Zeugen anzurufen. Es klingt in seinem Munde wie Blasphemie. Dieser frivole alte Sünder wird einmal als Totengräber des englischen Empire in die Geschichte eingehen, eine Rolle, um die ihn keiner seiner Landsleute beneiden wird.
Aber was geht das uns an! Wenn England sich vor ihn stellt, so geht der Weg nur über dieses Opfer zu seinem Verführer. Und er muß weg, wenn die Welt ihren Frieden haben will. Es bleibt uns also keine andere Wahl, als zu kämpfen und zu siegen.
Was das englische Volk dann mit ihm machen wird, das ist seine Sache. Vielleicht zwingt man ihn nach dem Kriege, noch einmal alle Reden, die er während des Krieges gehalten hat, zur Verlesung zu bringen. Er erfreute sich dann der originellsten Todesart, die je einem Sterblichen zuteil wurde: er würde im Gelächter der Welt ertrinken.
-395-

* * * * *

Im richtigen Augenblick

23. Februar 1941

Mr. Churchill macht neuerdings manchmal den Eindruck, als wenn er etwas schielte. Das kommt daher, daß er ständig gezwungen ist, mit einem Auge nach USA. hinüberzublinzeln. Er sagt und schreibt und tut nichts, was nicht irgendwie auf die Mentalität der Vereinigten Staaten berechnet wäre. Er hat drüben natürlich seine Lautsprecher stehen, die vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht hinein seine Heldentaten mit wechselnder Tonstärke säuselnd oder dröhnend besingen. Er kann sich nicht beklagen. Und das ist auch nicht mehr als recht und billig. Was zueinander gehört, das muß auch zusammenhalten; und wenn schon die Plutokratie im allgemeinen kein besonders stark ausgeprägtes Gefühl für Solidarität hat, hier jedenfalls glaubt sie, ihre vitalsten Interessen, und das sind die des Geldes und des mühelosen Gewinns, auch gemeinsam vertreten zu müssen.
Der befindet sich in einem schweren Irrtum, der da glaubt, die Völker der sogenannten Demokratie könnten auf solche Entwicklungen irgendeinen Einfluß ausüben. Nirgendwo haben sie weniger zu sagen und mitzubestimmen, als wo sie sich selbst regieren. Sie sind dann nur wehrlose Opfer einer öffentlichen Meinung, die von gerissenen Geldmagnaten und ihnen hörigen Schreiberseelen gemacht wird. Theoretisch hat natürlich jeder das Recht, seine Ansichten auch öffentlich zu vertreten; praktisch jedoch kann er nur in dem Falle davon Gebrauch machen, in dem sie mit denen der regierenden Cliquen übereinstimmen.
Das kommt schon dadurch sinnfällig zum Ausdruck, daß die Völker in demokratischen Staaten immer auch von den fürchtbarsten sozialen Krankheiten heimgesucht werden. Da haben die kleinen Bürger am Ende dann nur die Freiheit und das Recht, gemeinsam arbeitslos zu sein, zu hungern, in

verwahrlosten Slums zu vegetieren, den Reichtum der Reichen zu bewundern und die Armut der Armen schweigend zu ertragen. Ein Krieg läßt diese Krebsschäden erst recht sichtbar werden, und je
-396-

schreiender dann die Gegensätze zwischen Hoch und Niedrig sind, desto eifriger muß die herrschende Schicht bemüht bleiben, dem Volke einen blauen Dunst vorzumachen, seine Augen von der Erkenntnis der wahren Lage abzulenken und ihm mit billigen, aber um so moralischeren Phrasen ein Kriegsziel vorzugaukeln, das alles andere als wahr und nur dazu erdacht ist, über die gefährliche Zeit der schweren Opfer hinwegzutäuschen.
Mr. Churchill hat in diesen Dingen einige Übung. Allerdings ist das diesmal ungleich viel schwerer als im Weltkrieg. Damals konnte er noch mit Leichtigkeit die Völker beschwindeln, die fassungslos und dummgläubig den englischen Verführungskünsten erlagen. Und als sie dann nach einigen Jahren, durch Wirtschaftskrisen und Währungskatastrophen, durch ewig neu aufflammende Volkstumskämpfe ernüchtert, aus der Narkose erwachten, war es zu spät. Aber das alles ist noch nicht so lange her, als daß sie, vor allem aber das deutsche Volk, das schon vergessen hätten. So verlockend es also auch erscheinen möchte, das Experiment von 1917/1918 noch einmal zu wiederholen, so besteht doch kaum Aussicht, daß es beim deutschen Volke und auch beim größten Teil der Neutralen zum Erfolg führt. Man kann nicht zum zweiten Male wie zuerst 1917 einen amerikanischen Präsidenten wie einen deus ex machina erscheinen lassen, der höchst moralische und für alle annehmbare Kriegsziele proklamiert, die man dann, wenn man gesiegt hat, mit einem derben Fluch über Bord wirft, um sich der einträglicheren Beschäftigung der materiellen und physischen Ausrottung des Unterlegenen zuzuwenden. Man würde mit einem solchen Verführungsversuch heute nur den Spott und den blutigen Hohn der auserwählten Opfer dieser Betäubungskampagne ernten. Es bleibt also Mr. Churchill nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und zu kämpfen, eine Notwendigkeit, mit der er, als England in der Hauptsache auf sein Betreiben Deutschland den Krieg erklärte, offenbar gar nicht gerechnet hatte, und der er sich auch heute nur knurrend und mit stärkstem Widerwillen unterzieht.
Es ist deshalb auch außerordentlich schwer, aus seinem sonst so redseligen Munde etwas über die Ziele herauszuziehen, für die England diesen Krieg führt. Gibt er die wirklichen an, so versteift er damit nur das deutsche Volk in seinem Fanatismus und in seiner Entschlossenheit; gibt
-397-

er die falschen an, mit denen er uns wie 1917 betrügen möchte, so wird sich das englische Volk mit Recht fragen, ob das denn überhaupt die ungeheuren Opfer lohne. Und so stellen wir denn die geradezu erstaunliche Tatsache fest, daß England einen Krieg auf Leben und Tod führt, ohne daß der dafür verantwortliche Mann in der Lage wäre zu sagen, wofür; mehr noch, daß die Presse in USA. sich dieses Kriegsziel, das doch offenbar in tiefes Geheimnis gehüllt ist, trotzdem zu eigen macht. Denn es wird doch wohl niemand an uns die Zumutung stellen wollen, daß wir die billigen Phrasen von Menschlichkeit, Zivilisation und Kultur, die die englischen Publizisten, wenn sie gestellt werden, unverbindlich vor sich hinmurmeln, für die wahren Kriegsziele Großbritanniens ansehen.
Kürzlich fand im Unterhaus eine Debatte über diese Frage statt. Der Lordsiegelbewahrer Attlee antwortete einem allzu neugierigen Interpellanten, die Verkündung der englischen Kriegsziele könnte gewiß als eine wesentliche Waffe angesehen werden, aber sie müsse im richtigen Augenblick erfolgen. England kämpfe nicht nur für sich selbst, sondern für Europa und für die Zivilisation. Die nationale Einigkeit drücke sich mehr und mehr in einer Einigkeit hinsichtlich der Friedensziele aus. Werde eine Erklärung über diese Ziele nötig, dann werde sie die Tendenz haben, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten und mit allen zivilisierten Ländern enger zu gestalten. Das ist Churchill! Seht, wie er schielt!

Es wird uns niemand widersprechen, wenn wir behaupten, daß diese Erklärung Attlees eine reine Augenauswischerei ist. Man gibt also offen zu, daß man entweder keine Kriegsziele hat oder nicht den Mut besitzt, sie beim Namen zu nennen. Das sei eine Waffe, sagt Mr. Attlee, und man werde sie im richtigen Augenblick zur Anwendung bringen.
Eine Waffe? Wofür? Doch wohl nur für die englische Propaganda, und offenbar berechnet für die deutsche Mentalität. Sie soll die Tendenz haben, behauptet man, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten enger zu gestalten. Und da steht denn der Churchill des Weltkrieges wieder in alter Schale vor uns. Man möchte uns also, wenn man das könnte, wieder einmal düpieren, hält nur noch nicht den richtigen psychologischen Augenblick für gekommen. Und im übrigen — weiß man, wie die Dinge sich weiterentwickeln werden? Sollte es der Fall sein, anders als man wünscht und hofft und so, wie man fürchtet, wer will sich da festlegen?
-398-

Es ist schon zweckmäßig, sich ein Hintertürchen offenzuhalten und einem allzu wißbegierigen Interpellanten nichts Genaues nicht zu sagen, sondern ihn mit ein paar unverbindlichen Redensarten, Kartotheknummer Zivilisation, abzuspeisen.
Da loben wir uns doch die Herren Franzosen. Die waren im vorigen Jahr viel redseliger zu uns und keineswegs bereitzufinden, aus ihrem Herzen eine Mördergrube zu machen. Die ließen uns in apokalyptischen Zukunftsvisionen an ihren dampfenden Feldküchen Schlange stehen und um Essen betteln, und Monsieur Reynaud wurde mit dem USA.-Abgesandten Sumner Welles auf einem Bilde gezeigt, auf dessen Hintergrund die Karte des neuen Europa zu sehen war: Deutschland in seine Atome aufgelöst und Europa in eine Anarchie zerrissen, der gegenüber das Versailler Statut noch als eine sinnvolle höhere Ordnung angesprochen werden mußte. Mr. Churchill ist da vorsichtiger. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Und warum sollte man heute sagen, was man morgen tun möchte, ohne daß man weiß, ob man jemals einmal Gelegenheit dazu finden wird? Mr. Churchill wurde vor einigen Wochen auch selbst im Unterhaus nach den englischen Kriegszielen gefragt. Er erwiderte nur barsch, England kämpfe um sein nacktes Leben. Diese Antwort war mehr als alles andere Beweis dafür, wie peinlich ihm solche Interpellationen sind und welches Alpdrücken sie ihm bereiten.
Uns allerdings kann er keinen Sand in die Augen streuen. Wir wissen genau, daß er, wenn er die Macht dazu hätte, Deutschland ausradieren würde. Das ist ja seit jeher sein Ziel gewesen. "Das Reich wird mir zu stark!" hat er schon 1936 gesagt, und "Deutschland muß für hundert Jahre ohnmächtig gemacht werden!" schrieb vor ein paar Tagen noch eine seiner Schreiberseelen in einem unbewachten Augenblick in der "Daily Mail". Deutschland würde, wenn es nach diesen Herren Lords ginge, wieder in rund vierzig kleine Staaten zerlegt, mit plutokratischen Cliquen an der Spitze, die nach der Pfeife eines englischen Aufpassers zu tanzen hätten. Die Juden würden natürlich in ihre alten Rechte eingesetzt, das heißt sie beherrschten wieder Politik, Wirtschaft, Geldwesen und Kultur. Wir hätten nur die Befugnis, bescheidene Parlamente mit je dreißig Parteien zu wählen, die die einzige Aufgabe hätten, den Erpressungen Londons ein legales Gesicht zu geben. Und ansonsten dürften
-399-

wir Romane schreiben, Sinfonien komponieren, Bilder malen und dichten und denken. Unser Lebensstandard würde auf ein Minimum heruntergedrückt, damit wir nicht mehr auf böse Gedanken kämen, in unseren Kurorten räkelten sich spinöse englische Misses und aufgeblasene britische Lords herum, denen wir die Stiefel putzen und Verbeugungen machen müßten. Und in London sänge man uns zum Spott: "We have the men, we have the ships, we have the money too."
So ungefähr sieht das Wunschbild aus, das sich in den verkalkten Gehirnen englischer Plutokraten als Kriegsziel abmalt. Das kann man natürlich öffentlich nicht sagen. Darum drückt man sich um eine

klare Antwort herum, redet von einem neuen Europa, von Zivilisation und ähnlichem. "Erklärungen über Kriegsziele werden von den Ministem Seiner Majestät bei solchen Gelegenheiten abgegeben, die dem öffentlichen Interesse entsprechen." Das war Mr. Churchills Schlußantwort bei besagter Debatte im Unterhaus. Wir wissen also Bescheid und werden uns auf die Lauer legen.
Im übrigen ist das alles von Seiten der Engländer nur Spiegelfechterei. Ein Blick auf die Landkarte wird jedem mit gesundem Menschenverstand auch jenseits des Kanals zeigen, daß Londons Kriegsziele am Ende des Krieges ziemlich unerheblich sein werden. Sie spielen nur so lange eine Rolle, als die deutschen Waffen noch nicht das letzte Wort gesprochen haben. Fangen die aber wieder an zu reden, dann wird diese ganze Debatte jäh verstummen. Dann wird England sich wieder der düsteren Worte Churchills erinnern, daß es um sein nacktes Leben kämpfe.
Auf diese Stunde warten wir, und für sie arbeiten wir. Sie wird den Schleier der Phrasen zerreißen und die Dinge wieder in schmerzender Klarheit zeigen. Für England wird es die Stunde eines furchtbaren Erwachens sein. Wenn der Lärm der Waffen anhebt, pflegen die lauten Worte zu verstummen. Dann kann nur das bestehen, was zum Leben reif und stark genug ist. Die britische Plutokratie gehört nicht mehr dazu. Deshalb wird sie fallen und stürzen und unter ihren Trümmern ein System begraben, das der Jugend Europas den Weg zur Neuordnung dieses Kontinents versperrte.
Das ist dann auch der richtige Augenblick, aber für uns und nicht für Mr. Churchill und seine Rüsselputzer.
-400-

* * * * *

Über die geistige Kriegführung

2. März 1941

Der moderne Krieg hat den ihm vorangegangenen gegenüber vollkommen sein Gesicht verändert, und zwar nicht nur in bezug auf seine Anlage und Methodik, sondern auch und vor allem in bezug auf seine Zielsetzung. Es geht heute nicht mehr um die Mehrung der Hausmacht einer Monarchie oder einer Dynastie, auch nicht einmal mehr um die bloße Korrektur von unnatürlich oder geschichtlich widersinnig gezogenen Grenzen, es geht vielmehr um die Durchsetzung der vitalsten Lebensinteressen von jungen Völkern, die bisher bei der Verteilung der Erde, ihrer Reichtümer und Rohstoffe zu kurz gekommen sind. Entsprechend diesen über alle alten traditionellen Vorstellungen hinaus ausgeweiteten Zielsetzungen des Krieges haben sich auch natürlicherweise seine Dimensionen und Methoden geändert. Der Krieg wird nicht mehr nur von der bewaffneten Macht ausgefochten; er spielt sich auf allen Ebenen unseres öffentlichen und privaten Lebens ab, und ganze Völker sind angetreten, um ihn zu bestehen.
Es ist zweifellos das Verdienst des Nationalsozialismus, diese so gänzlich neuartige Struktur des modernen Krieges rechtzeitig vorhergesehen und das ganze Volk auch rechtzeitig darauf vorbereitet zu haben. Der Weltkrieg schon hatte in seinem späteren Verlauf diesen Strukturwandel der modernen militärisch-politischen Auseinandersetzung erkennen lassen. Die damalige Führung des Reiches allerdings war den damit verbundenen erhöhten Anforderungen an ihre Tatkraft und Intelligenz nicht gewachsen. Sie hatte ihre Vorbereitungen nur auf militärischem Gebiet, und selbst da höchst unvollkommen getroffen. England aber trug, vor allem wohl auch in der Erkenntnis, daß es der deutschen Armee auf dem Schlachtfelde niemals gewachsen sein würde, den Krieg auf das wirtschaftliche und psychologische Gebiet hinüber. Hier waren wir nicht vorbereitet, erkannten auch nicht die Gefahren, die mit dieser Ausweitung des vorerst nur militärisch eingeleiteten Dramas verbunden waren, und
-401-

unterlagen dann, mit unseren Heeren mitten im Feindesland stehend, da, wo wir verwundbar waren. Wie vollkommen unvorbereitet wir damals dem würgenden Griff der englischen Wirtschaftsblockade gegenüberstanden, ist allgemein bekannt. Wir trafen auf dem Gebiet der Rationierung unserer Lebensmittel und Rohstoffe erst dann unsere ersten schüchternen Maßnahmen, als es zu spät war, und lebten schließlich bis zum Ende des Krieges und noch darüber hinaus von der Hand in den Mund.
Schlimmer noch war es um die seelische Bereitmachung des deutschen Volkes für seinen entscheidenden geschichtlichen Schicksalskampf bestellt. Das Reich besaß kein Kriegsziel, das die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit hätte entflammen und begeistern können. Wo ein solches amtlich oder halbamtlich verlautbart wurde, stieß es auf die kühle Interesselosigkeit des Volkes in seinen breiten Schichten. Der Krieg selbst wurde von der Nation in ihrer Gesamtheit getragen und durchgeführt;
von seinem Sinn, Ziel und Zweck hatte nur eine dünne Oberschicht eine gänzlich unzulängliche und lückenhafte Vorstellung.
Demgegenüber traten England und Frankreich mit wenn auch nur vorgetäuschten, so doch immerhin ganz präzisen und scharf formulierten Forderungen auf. Sie waren klug auf die Mentalität des deutschen Volkes, das sie sich als Opfer ihrer Verführung ausersehen hatten, eingestellt. Sie ließen keinen Fehler und kein Versagen in unserer inneren Staatsstruktur und Führung unbeachtet. In einem ewig sich wiederholenden propagandistischen Trommelfeuer wurden sie dem Denken der breiten Massen unseres Volkes eingeimpft. Die Führung des Reiches wartete nicht nur nicht mit Gegenparolen auf, sie war nicht einmal in der Lage, sich der Hypnose dieser mit souveräner Sicherheit vorgetragenen feindlichen Thesen wirksam zu erwehren. Wir können uns heute kaum noch eine Vorstellung davon machen, wie gänzlich begriffsstutzig und ahnungslos die damalige politische Führung des deutschen Volkes dieser in ihrem Effekt wahrhaft tödlichen Entwicklung gegenüberstand. Ein bekannter deutscher Dichter schrieb Anfang Oktober 1918 an das Große Hauptquartier —bei der politischen Führung des Reiches hielt er einen Appell an die nationale Vernunft anscheinend schon für gänzlich hoffnungslos — einen von tiefster patriotischer Sorge erfüllten Brief, in dem er darum bat, man möge doch die Reden englischer Staatsmänner im britischen Unterhaus,
-402-

die ja doch nur propagandistisch gemeint seien, nicht ohne jede Erwiderung und erläuternden Kommentar in der ganzen deutschen Presse veröffentlichen. Er bekam einige Wochen später die Antwort, man habe seinen interessanten Vorschlag in eine wohlwollende Erwägung gezogen. Zehn Tage darauf brach in Kiel, München und Berlin die Novemberrevolte aus.
Das ist nur ein Beispiel von vielen. Aber es genügt, um darzutun, wie hoffnungslos der ganze Fall lag. Es ist nicht wahr, daß die englische Propaganda im Weltkrieg, wie das auch in einer Reihe von historischen Untersuchungen unterstellt wird, so besonders überlegen, schlau und raffiniert angelegt gewesen wäre. Wir haben neuerdings häufiger Gelegenheit gehabt und genommen, sie zu Studienzwecken noch einmal in ihrer Gesamtheit zu überprüfen. Sie war damals genau so plump, so roh, so stupide und durchsichtig wie heute; nur daß ihr niemand entgegentrat. Im Gegenteil, es gab im Reich eine ganze Reihe parlamentarischer Parteien, die sich ihre Parolen zu eigen machten, sie wie hingeworfene Bälle aufgriffen, um sie von Hand zu Hand weiterzugeben. Die Führung des Reiches aber starrte gebannten Auges auf die zunehmende seelische Krise, in die das Volk hineingeriet, so wie das Kaninchen auf die Schlange schaut, ließ sich von der Hypnose der wachsenden Wirkung der Feindparolen selbst einfangen und steckte naturgemäß mit ihrer eigenen Lähmung auch die Kreise des Volkes an, die bei zielbewußter Initiative von oben sehr wohl auch in letzter Stunde noch zur Abwehr fähig und bereit gewesen wären.

Es ist weit mehr als nur geschichtlich interessant, sich das alles heute noch einmal vor Augen zu halten. Am Anfang unseres Krieges hat London ja wiederum versucht, das alte Experiment der politischen Verführung erneut am deutschen Volke auszuprobieren. Wenn die englische Plutokratie heute wenigstens im großen und ganzen von diesem Versuch läßt und ihre Propaganda im wesentlichen auf die Defensive einstellt, so ist das nicht darauf zurückzuführen, daß sie den Versuch, sondern vielmehr darauf, daß sie das Objekt für untauglich hält. Sie verspricht sich offenbar nichts mehr davon. Die Weltkriegsparolen ziehen nicht mehr;
das deutsche Volk ist durch eine vieljährige Schulungs- und Aufklärungsarbeit auf solche Versuche vorbereitet worden. So klingen denn die
-403-

Schlagworte, die 1917 und 1918 eine ganze feindliche und neutrale Welt in Raserei versetzten, heute hohl und leer. Sie sind durchschaut. Sie beginnen kaum ihren Lauf um den Erdball, dann werden sie schon eingeholt. Die jungen deutschen Männer, die heute den Ruhm unserer Waffen auf ihren Fahnenspitzen tragen, sind nicht nur militärische, sie sind auch politische Soldaten. Sie vertreten eine neue Weltanschauung. Damit aber sind sie vollkommen immun gegen heimtückische Verführungskünste. Sie wissen genau, daß sie gegen feindliche Systeme antreten, die morsch und faul sind, und daß sie an ihnen den Auftrag zu erfüllen haben zu stoßen, was da fällt. Und hinter ihnen steht eine Heimat, die in einem gänzlich unpathetischen, aber um so fanatischeren Heroismus ihr nationales Leben verteidigt. In diesem Lande findet eine Parole aus London keinen Widerhall. Sie wird nicht aufgenommen, sondern verhallt. Übrig bleiben die harten Realitäten des Krieges, eine militärische Situation, ungleich viel günstiger für uns als die im Weltkriege, die bekanntlich auch nicht zur Kapitulation gezwungen hätte, wenn nicht der Zusammenbruch des deutschen Volkes auf seelischem Gebiet dazu den Anlaß gegeben hätte.
Es ist ganz klar, daß Mr. Churchill nicht die Weite des Horizonts besitzt, um diese so gänzlich radikale Umwandlung der europäischen Lage dem Weltkrieg gegenüber zu begreifen. Er stammt noch aus der Schule von 1917/1918. Sein hartnäckiger Eigensinn verbietet es ihm zuzugeben, daß eine Aktion, die im November 1918 gelang, im Frühjahr 1941 gänzlich aussichtslos ist. Er kennt die treibenden Kräfte, die heute den Umgestaltungsprozeß Europas bestimmen, überhaupt nicht. Er denkt nur in Weltkriegsnormen. Seine ganze Führung dieses Ringens ist eine stupide Wiederholung von damals. Er hat nichts vergessen, aber auch nichts hinzugelernt. Redet er, so klingt das wie eine Stimme aus dem Grabe. Seine Formulierungen atmen den Geist der Vergangenheit. Wenn er von der Zukunft spricht, auch von der seines eigenen Volkes, so hat man den Eindruck des mühsam Abgequälten. Er macht dann nur widerwillig Zugeständnisse an eine Zeit, deren Geheimnisse ihm ewig verschlossen bleiben werden. Deshalb läßt er sich auch nicht gern dazu bereitfinden, etwas über die Kriegsziele Englands auszusagen. Wird er im Unterhaus danach gefragt, dann knurrt er nur, das werde sich schon
-404-

finden, jetzt gelte es, das nackte Leben zu verteidigen. Er kann auch nicht mehr sagen. Dazu fehlt ihm die Phantasie, fehlt ihm jedes konstruktive Denken und jedes nationale Pathos. Er sieht nur sein eigenes Milieu. Er ist eine typisch insulare Erscheinung, ohne Blickweite und ohne gedankliche Kühnheit.
Es wäre auch im Weltkrieg keine unlösbare Aufgabe gewesen, mit ihm und seinesgleichen fertig zu werden. Daß das nicht gelang, lag nur daran, daß auch der damaligen Führung des Reiches jene Elastizität des Denkens und des Handelns fehlte, die dazu erforderlich gewesen wäre. Mag dem sein, wie ihm wolle — wir jedenfalls wissen, woran wir heute sind. Das Reich ist nicht nur militärisch, sondern auch seelisch und geistig gegen einen erneuten Versuch, uns heimtückisch niederzuwerfen,

abgeschirmt. Mr. Churchill muß sich also mit der Tatsache abfinden, daß der Konflikt auf dem ihm ureigenen Gebiet ausgetragen werden wird: dem der militärischen Auseinandersetzung.
Wie es da um Englands Chancen bestellt ist, weiß er wahrscheinlich ebenso gut wie wir. Das mag man schon daran erkennen, daß seine militärischen Prognosen auf purer Phantasie beruhen. Sie haben keine Substanz. Sie sind ohne jede reale Beziehung zur tatsächlichen Situation.
Dieser eigensinnige alte Mann wird England eines Tages teuer zu stehen kommen. Es gehört schon eine gute Portion Verbohrtheit dazu, sich den Luxus eines politischen Amokläufers zu leisten und dafür mit der schwersten Erschütterung eines Weltreiches zu bezahlen. Aber das ist nicht unsere Sache. Man kann Spielernaturen wie Mr. Churchill nicht klarmachen, daß es besser ist, mit dem verbliebenen Rest des Vermögens nach Hause zu gehen, als ihn in einem letzten wilden Spiel für eine aussichtslose Sache einzusetzen und zu verlieren.
So soll denn Mr. Churchill spielen und England bezahlen.
-405-

* * * * *

Wirtschaftlicher Austausch

Rede zur Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse

2. März 1941

Ich danke den Vertretern der Stadt und der Reichsmesse Leipzig sehr herzlich für den so freundlichen Empfang, den sie mir bereitet haben. Ich bin gern hierher gekommen, um auch in diesem Jahr der Entscheidung, wie früher so oft schon, die Reichsmesse Leipzig, Frühjahr 1941, zu eröffnen. Es ist seit altersher Sitte gewesen, diese Gelegenheit, die ein weithin sichtbares Podium für die öffentliche Meinung aufstellt, zu benutzen, einige Worte zu den aktuellen Problemen zu sagen, die die Völker bewegen. Wann aber wäre das mehr angebracht gewesen als gerade jetzt, wo Europa, ja die ganze Welt mit verhaltener Spannung der weiteren Entwicklung des militärischen Dramas zuschauen, das über die Zukunft von ungezählten Millionen Menschen entscheiden wird! Die Fragen, um die es sich dabei handelt, sind allgemein bekannt. Eine auch noch so verlogene und heimtückisch arbeitende Feindpropaganda hat sie nicht verwischen oder verfälschen können. Wenn die Londoner Plutokratie heute, genau wie im Weltkrieg, versucht, in letzter Minute Schlagworte wie Kultur, Zivilisation und Menschlichkeit in die internationale Debatte hineinzuwerfen, um damit die klare Frontstellung der kriegführenden Mächte einzunebeln, so ist das sowohl bei uns wie auch bei den anderen europäischen Völkern ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekt.
Die Krise, die 1939 offen ausbrach, hat ihre Wurzeln im Versailler Vertrag, jenem absurden Versuch, die volkreichste Nation Mitteleuropas mit den verwerflichsten Mitteln an ihrer weiteren natürlichen Entfaltung zu verhindern, mehr noch, ihr den Lebensfaden so gründlich abzuschneiden, daß sie einfach vor der Wahl stand, entweder ganz als Großmacht abzudanken oder sich zur Wehr zu setzen.
Wir Nationalsozialisten sind, schon als wir noch in der Opposition standen, und mehr noch, seitdem wir die Macht besitzen, nicht müde
-406-

geworden, unserem eigenen Volke und der Welt die wirtschaftliche Unsinnigkeit eines solchen Versuchs klarzumachen und vor allem auch den ehemaligen sogenannten Siegernationen eindringlich vor Augen zu führen, daß der Zusammenbruch des Reiches zur überhaupt schwersten Erschütterung des europäischen Kontinents führen müßte. Unsere Warnungen haben nichts gefruchtet. Es fehlte den in Frankreich und England führenden plutokratischen Schichten an der Weite des Horizonts, aber auch an jenem letzten Rest von gesundem Menschenverstand, um zu erkennen, daß das wirtschaftliche und nationale Unglück des deutschen Volkes nicht die Basis zum Glück der anderen Völker darstellen konnte.

Nun geht es aber nicht an, einen ganzen Erdteil einfach in der grauesten Hoffnungslosigkeit versinken zu lassen, bloß weil kleine egoistische, jeder Vernunft bare Führungscliquen kein Einsehen haben wollen. Der Konflikt, der im September 1939 ausbrach, hätte, wenn auf der Gegenseite auch nur ein letzter Rest von Einsicht und gutem Willen vorhanden gewesen wäre, mit ein paar Handbewegungen gelöst werden können. Paris und London haben das nicht gewollt. Sie entschlossen sich, anzutreten gegen ein 86-Millionen-Volk, das sich durchaus im klaren darüber war, daß es nun um sein nacktes Leben kämpfen müsse, und daß dies wahrscheinlich die vorläufig letzte Chance sei, seine historischen Fehler aus vier Jahrhunderten zu revidieren und wieder gutzumachen. Es ist für die Kriegführung außerordentlich dienlich, wenn ein Volk das weiß. Es sieht dann im Kriege nicht eine zeitbedingte Gelegenheit, sein Leben zu verbessern, sondern eine geschichtliche Probe, die überhaupt über sein weiteres Leben entscheidet. Es macht sich dann auch keine Illusionen mehr. Es ist sich im klaren darüber, daß es siegen muß, wenn es überhaupt weiter existieren will. Eine andere Alternative bleibt ihm nicht übrig.

Es ist das auch vielleicht die tiefste Ursache der geschichtlichen Siege, die die deutsche Wehrmacht bisher erfochten hat und in näherer Zukunft weiter erfechten wird. Nicht nur die Mechanik entscheidet im Kriege, auch im modernen nicht allein, sondern auch der Geist, der Wille und die kämpferische Entschlossenheit eines Volkes. Wir Deutschen haben klar erkannt, daß wir, um weiter leben zu können, der Unvernunft und dem Widersinn in der politischen und wirtschaftlichen Führung Europas

-407-

ein Ende machen müssen. Und zwar fangen wir mit diesem Reformwerk nicht von außen, sondern von innen an. Wir haben keine weltmissionarischen Ehrgeize; uns geht es um das Leben unseres Volkes, und was darüber hinausreicht, interessiert uns nur insofern, als es damit in Beziehung steht.

Damit finden wir auch den realsten Ausgangspunkt für eine Reform der zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen der Völker. Wir Deutschen haben viel zu geben, wollen aber auch viel nehmen. Wir treiben keine Politik der Autarkie um der Autarkie willen. Wir müssen als Volk leben. Wo die Welt uns die Möglichkeiten dazu zu nehmen versucht, sind wir gezwungen, uns selbst zu helfen, und zwar tun wir das als Nationalsozialisten auf eine gründliche Weise. Aber eben deshalb auch sind wir jederzeit und gern bereit, mit jedem anderen Lande wirtschaftliche Beziehungen aufzunehmen und zu pflegen, das sich mit uns auf der Basis des Grundsatzes "Gib und nimm" einigen will.

Ich würde mich schämen, vor diesem Kreise ein Programm des wirtschaftlichen Austauschs zu proklamieren, das sich eines inhaltlosen Phrasements bediente. Es würde ja doch morgen schon, wenn die Einkäufe und Verkäufe auf der Messe beginnen, durch die geschäftliche Praxis widerlegt werden. Und was nützen schon theoretische Programme in einer Zeit, die wie die unsere nur noch von harten Realitäten bestimmt wird! Wir Deutschen haben in den vergangenen Jahren etwas gelernt, was wir bis dahin in unserer Geschichte leider sehr zu unserem nationalen Schaden oft vermissen ließen: klares, logisches, auf das Leben selbst und seine Zweckbestimmungen ausgerichtetes Denken. Wir schweben nicht mehr wie früher in Wolkenkuckucksheimen, während die anderen in der Welt die Erz- und Ölvorkommen in Besitz nehmen. Wir wollen leben, aber auch leben lassen. Wir versuchen das nach einer neuen und modernen Verfahrensweise, da die alte sich als unzulänglich erwiesen hat. Sie führte zur Katastrophe des Weltkriegs, ließ die Völker danach von einer Krise in die andere taumeln und hat jetzt wiederum die Weltmächte vor die militärische Bewährungsprobe gestellt. Eine solche Ordnung kann nicht gut sein. Sie muß durch eine neue, bessere ersetzt werden, und zwar ist der dazu berufen, hier gangbarere Wege zu zeigen, der unter der alten Ordnung am meisten zu leiden hatte. Und das sind wir.

-408-

Lassen Sie mich versuchen, das am Beispiel der deutschen Kriegswirtschaft, die ja die Elemente einer solchen neuen Verfahrensweise am sichtbarsten offenbaren muß, zu erläutern. Auch im zweiten Kriegsjahr läuft die deutsche Wirtschaft entgegen allen pessimistischen Voraussagen im plutokratischen feindlichen Ausland auf höchsten Touren. Die deutsche Kriegsproduktion ist für jedes kommende Ereignis vollkommen gerüstet. Ja, wie die Reichsmesse Leipzig, Frühjahr 1941, einer staunenden Welt beweisen wird, kann auch die deutsche Exportindustrie ungezählten Wünschen der mit uns in Wirtschaftsbeziehungen stehenden Nationen Rechnung tragen. England dagegen ist im zweiten Kriegsjahr erst dazu übergegangen, nach den Gründen der offenbaren Mißstände in seiner Kriegswirtschaft Ausschau zu halten. Mr. Churchill tut das auf seine Weise, indem er Ausschüsse und Unterausschüsse zur Hebung der Produktion einsetzt. Er bedient sich dabei einer Methode, die in einer geradezu penetranten und vollkommen unzulänglichen Weise nationalsozialistische Erkenntnisse und Grundsätze anzuwenden versucht. Demgegenüber steht die deutsche Kriegswirtschaft auf dem festen Boden eines klaren, realistischen theoretischen Programms, das durch eine achtjährige zielbewußte Praxis erfolgreich erhärtet worden ist.
Die Voraussetzungen dieser Erfolge, die sich vor allem in denen der deutschen Kriegswirtschaft manifestieren, sind in folgenden Tatsachen zu sehen: Der konzentrische Einsatz aller Kräfte unseres wirtschaftlichen Lebens erfolgt unter der Lenkung des Reichsmarschalls im Vierjahresplan. Es war deshalb auch möglich, die deutsche Friedenswirtschaft reibungslos in die Wehrwirtschaft umzuwandeln. Dies vollzog sich wie das Herumwerfen des Kommandohebels einer Schiffsmaschine, die nun nicht mehr mit halber, sondern mit voller Kraft läuft. Das Rückgrat unserer Wirtschaftskraft im Frieden wie im Kriege ist der deutsche Qualitätsarbeiter. Wir haben ihn durch systematische Schulung und Pflege bis zu einem früher unvorstellbaren Höchststand emporentwickelt. Und zwar sehen wir den Qualitätsarbeiter heute verkörpert im deutschen Facharbeiter und im deutschen Forscher, der auf dem Gebiet vor allem der Chemie und Technik ungeahnte Wunderleistungen moderner Erfindung vollbracht hat. Trotz aller feindlichen Wirtschaftspropaganda verbindet die Welt gerade heute mit dem deutschen Erzeugnis den
-409-

Begriff der Qualität; und zwar beruht das in der Hauptsache auf dem grundlegenden Unterschied, der die deutsche Volkswirtschaft beispielsweise von der englischen unterscheidet. Es stehen sich hier in der Tat zwei Welten gegenüber. Mitten im zweiten Kriegsjahr hat England heute noch mehrere hunderttausend Arbeitslose. Die Dividenden der britischen Rüstungsgewinnler erreichten auch in diesem Kriege fast utopische Höhen; es wurden solche — vor allem in Kriegsbetrieben — bis zu 140 Prozent verteilt. Demgegenüber arbeitet die deutsche Wirtschaft unter Einberechnung eines vernunftgemäßen Gewinns lediglich und ausschließlich für die Erkämpfung des deutschen Sieges. Der Führer hat dafür dem ganzen deutschen Volke ein großes Friedensziel gegeben:
Das Reich soll der erste Sozialstaat der Erde werden. Und zwar wird dieses Friedensziel nicht in propagandistischen Parolen proklamiert, wie sich deren heute die englische Plutokratie in ihrer panischen Angst vor den kommenden Dingen zu bedienen beliebt; unser Friedensziel liegt in einem klar fixierten Programm der Öffentlichkeit vor Augen. Es enthält den Plan einer großzügig organisierten Altersversorgung und das Projekt eines gigantischen Wohnungsbauprogramms, zwei Aufgaben, die der nationalsozialistische Staat nach Beendigung des Krieges mit der ihm eigenen und bei allen bisherigen Aufgaben bewährten Tatkraft in Angriff nehmen wird.
Jedermann bei uns weiß, daß der deutsche Sieg die Voraussetzung für die Verwirklichung dieser großen Pläne ist. Der Gedanke an ihn treibt Front und Heimat zu unermüdlicher Leistung an. Damit ist dieser Krieg für die ganze deutsche Nation ein Volkskrieg in des Wortes bester Bedeutung geworden.

In diese großen Aufgaben unserer wirtschaftlichen und politischen Reformarbeit fügt sich die Leipziger Reichsmesse sinnvoll und organisch ein. Was Deutschland an großen Werken schafft, zeigt es in Leipzig. Selbst im Kriege scheut es den Konkurrenzkampf mit ausländischen Erzeugnissen keineswegs. Die Messe ist das beste Werbemittel für die kleineren und mittleren Unternehmen des Reiches. Die Einkäuferwerbung des Reichsmesseamtes ersetzt ihnen die kostspielige Auslandswerbung. Wir haben dabei größten Wert darauf gelegt, ein günstiges Verhältnis zwischen Werbungsaufwand und Messeumsatz herbeizuführen. 6222 Aussteller
-410-

zahlten für die Beteiligung an der Messe insgesamt 5, 5 Millionen Reichsmark. Diesem Gesamtaufwand jedoch steht ein Umsatz von 344 Millionen Reichsmark gegenüber.
Ich möchte diese Ausführungen vervollständigen durch eine Charakterisierung des deutschen Messe- und Ausstellungswesens in seiner volkswirtschaftlichen, nationalen und internationalen Bedeutung. Sie läßt .sich mühelos in den weitergespannten Rahmen dieser Betrachtungen einfügen. Das deutsche Messe- und Ausstellungswesen hat schon in der Vergangenheit ungeheuer an Bedeutung gewonnen. Es wird in Zukunft mehr denn je in das Blickfeld der Öffentlichkeit treten angesichts der großen Aufgaben, die die Führung des Reiches dem deutschen Volke nach Beendigung des Krieges stellen wird und die, sei es auf politischem, kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiet, messe- und ausstellungsmäßig getrennt oder gemeinsam behandelt werden sollen. Hierfür die beste Lösung und die ansprechendste Form zu finden, erfordert eine Konzentration aller auf diesem Gebiet tätigen Kräfte, die nunmehr ihre Spitze im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda gefunden haben. Seine Planungsarbeit erstreckt sich weitausschauend und umfaßt nicht nur alle diesbezüglichen innerdeutschen Probleme der Messe- und Ausstellungspolitik, sondern auch die in Frage kommenden Probleme von internationalem Belang.
Die deutsche Messepolitik und Messeordnung erfordert Festigung und Wahrung der Interessen der Reichsmesse Leipzig als der alleinigen Messe für umfassende Förderung des deutschen Außenhandels in allen Teilen der Welt. Hierzu gehört vor allem die Schaffung der finanziellen und technischen Voraussetzungen zur Unterbringung der sich ständig vergrößernden Zahl der Aussteller. Hand in Hand hiermit geht die Sorge um die Betreuung der Messebesucher aus dem In- und Ausland. Die Frage ihrer Unterbringung bedarf gerade in Leipzig einer großzügigen Lösung. Die in Betracht kommenden Reichsstellen werden hierzu herangezogen und ihren Beitrag liefern müssen.
Neben der Reichsmesse Leipzig stehen die Messen Wien, Köm, Breslau und Königsberg, deren Ausrichtung sinngemäß in der Tendenz einer Ergänzung der Leipziger Messe durch Zuteilung wichtigster Spezialaufgaben gefunden werden soll. Sie sind in erster Linie regionale
-411-

Veranstaltungen, also von Bedeutung für den durch ihre Standorte beherrschten engeren Wirtschaftsraum. Ihr internationales Gepräge liegt in der speziellen Pßege der Handelsbeziehungen mit den ihnen geographisch und geopolitisch günstig angrenzenden Ländern.
Die Zuweisung von Spezialaufgaben an diese Messen wird Hand in Hand gehen mit der Schaffung der politischen und wirtschaftlichen Ordnung des großdeutschen Raumes und seines Ausstrahlungs-gebietes.
Messen und Ausstellungen sind Künder des Gestaltungs- und Schöpfungswillens und der realen Leistungen der Völker. Sie sind die unwiderlegbaren Zeugen des kulturellen und wirtschaftlichen Hochstandes und Lebens der Nationen. Das deutsche Volk hat vermöge der staatlichen Regelung dieser Gebiete in den Jahren des Wiederaufstiegs Leistungen vollbracht, die die Bewunderung und

Anerkennung von Millionen von Ausländern fanden. Es hat seine diesbezüglichen Bemühungen auch während des Krieges nicht aufgegeben und wird diesen Weg zielbewußt fortsetzen.
Der Ordnung des inneren Gebietes wird eine Ordnung der europäischen Belange folgen, und zwar im Interesse und zum Schütze der Beziehungen der europäischen Nationen untereinander. Den anerkennenswerten Bemühungen von Vereinigungen in dieser Richtung konnten in der vergangenen Zeit wenig Erfolge beschieden sein, weil ihnen die staatliche Initiative und der staatliche Rückhalt fehlten. Unbestritten hat die rege Beteiligung der deutschen ausstellenden gewerblichen Wirtschaft, haben die amtlichen Beteiligungen des Deutschen Reiches sehr stark zur Entwicklung der europäischen Messen beigetragen. Die weitere Pflege dieser sich für die betreffenden Völker so vorteilhaft auswirkenden Beziehungen kann aber nur dann fortgesetzt werden, wenn auch im internationalen Messewesen eine Ordnung herbeigeführt wird, die allen Bedürfnissen und Belangen Rechnung trägt. Die Vorarbeiten hierzu sind bereits in Angriff genommen worden, und zwar in dem Bewußtsein der Notwendigkeit und des Beifalls, den diese Bemühungen bei allen Gutmeinenden finden werden. Sofern gleichlaufenden Bestrebungen dienende Vereinigungen hierzu ihren Beitrag zu liefern gewillt sind, werden wir das auf das dankbarste begrüßen.
-412-

Es wird die Aufgabe der Zukunft sein, auf gesundem Boden Gewachsenes zu schützen und der natürlichen Entwicklung, wenn sie dem Ganzen dient, größte Förderung zuteil werden zu lassen; künstliche und ungesunde Zeiterscheinungen einer überlebten alten Wirtschaftsauffassung werden beseitigt werden müssen. Ordnung und Vernunft sollen auch auf diesem Gebiet die Kennzeichen des gesunden Denkens der jungen Völker sein, die das Gesicht des Europa von morgen bestimmen werden.
Meine Damen und Herren! Ich habe mit Absicht vermieden, meine Darlegungen in der Hauptsache auf Zahlen zu basieren. Ich habe Ihnen Grundsätzlichkeiten zu unterlegen versucht. Sie sind deshalb am überzeugendsten, weil sie, wie ja schon das Wort sagt, den Dingen auf den Grund gehen und nicht peripherische Erscheinungen für das Wesentliche ausgeben. Die Eröffnung der Reichsmesse Leipzig, Frühjahr 1941, hat dazu den willkommenen Anlaß geboten. Vereinigt sie doch in sich alles das, was das Reich in seiner weiten Ausdehnung an wirtschaftlicher Kraft und Initiative auch noch im Kriege und gerade im Kriege hervorzubringen vermag. Daß die schwere Zeit, die wir heute durchleben, hierin keinen Stillstand gebracht hat, das kommt uns gerade in Leipzig besonders beglückend zum Bewußtsein. Diese Tatsache muß auch jeden hier anwesenden Ausländer auf das tiefste beeindrucken und ihm ein Gefühl respektvoller Bewunderung einflößen. Wie muß es um die innere Kraft eines Volkes bestellt sein, welche unausgeschöpften Reserven müssen ihm noch zur Verfügung stehen, wenn es sich mitten im Kriege zu solchen Leistungen, die selbst im Frieden höchster Anerkennung wert wären, emporschwingt! Ich weiß nicht, wie die Londoner Lügenpropaganda auf die Dauer der Welt klarmachen will, daß ein Regime, das wie das nationalsozialistische falsch, dumm, kurzsichtig und verächtlich sei, trotzdem auf allen Gebieten von Erfolg zu Erfolg schreitet. Wenn eine Theorie so von der Praxis widerlegt wird, dann gerät auf lange Sicht gesehen die Theorie der Praxis gegenüber immer mehr in den Geruch der Lächerlichkeit, bis sie dann endgültig das Feld räumen muß.
So ist das hier. Überlassen wir es also den kommenden militärischen Operationen, ein übriges zu tun und damit endgültig die Wege zur Neuordnung auch der wirtschaftlichen Beziehungen der Völker untereinander freizulegen. Was hier an Vorarbeiten geleistet werden konnte,
-413-

ist geleistet worden. Die Reichsmesse Leipzig, Frühjahr 1941, mit ihrem imposanten Überblick über die Leistungskraft des Reiches auf wirtschaftlichem Gebiet ist ein beredter Beweis dafür.

Wir grüßen bei ihrer Eröffnung in Ehrfurcht den Führer, der auch diesem Werk, wie jedem, das im neuen Reich gestaltet wurde, Sinn und Inhalt gab. Er führt heute das deutsche Volk in seinem schwersten Schicksalskampf. Von Sieg zu Sieg schreitend, wird er auch noch die letzten Reste europafeindlicher Mächte zu Boden werfen und damit seinem Volke und der Welt den heißersehnten Frieden geben.
Für dieses Hochziel kämpft unsere Front und arbeitet unsere Heimat. Einen wertvollen Beitrag dazu liefert auch die diesjährige Reichsmesse Leipzig, Frühjahr 1941, die ich hiermit mit den besten Wünschen für ihren erfolgreichen Verlauf für eröffnet erkläre.
-414-

* * * * *

Wenn der Frühling auf die Berge steigt

9. März 1941

Der Führer und der Duce haben in ihren letzten Reden das Thema des kommenden Frühlings nur anklingen lassen, etwa so, daß der harte Winter ja nun auch bald zu Ende sei und wieder schöneres und für die weitere Fortsetzung des Krieges ergiebigeres Wetter zu erwarten stände;
und gleich war in London der Teufel los. Nach der ersten Schrecksekunde zwar versuchte man dort den Harmlosen zu spielen, tat so, als gingen einen die Reden der Sprecher der Achsenmächte gar nichts an, als hätten diese, wie man jenseits des Kanals wegwerfend zu sagen beliebt, keinerlei Neuigkeiten gebracht und könnten deshalb mit vollkommener Nichtachtung gestraft werden. Aber das dauerte nur ein paar Stunden, und dann sah man förmlich, wie der Angstschweiß aus sämtlichen Plutokratenporen brach. Nichts mehr blieb übrig von der krampfhaft zur Schau getragenen Selbstsicherheit. Die Lautsprecher der britischen Führungsclique verstummten langsam, und dann setzte mit einem Schlag ein markerschütternder Angstschrei ein. Die Nebel begannen zu weichen, und England sah für einen Augenblick den harten und unerbittlichen Tatsachen ins Gesicht. Man gab sich nicht einmal mehr Mühe, sie irgendwie zu beschönigen. Der Schiffsraum reiche nicht aus, um die lebens- und kriegsnotwendigen Zufuhren zu sichern. Der U-Boot- und Luftwaffenkrieg reiße Lücken in die englische Tonnage, die nicht wieder geschlossen werden könnten. Hier liege die verwundbare Stelle Großbritanniens. Das Schiffahrtsministerium unter seinem Minister Croß habe in keiner Weise für die kommende, wahrscheinlich katastrophale Entwicklung vorgesorgt. Ein neuer Mann müsse her, um das auf diesem Gebiet herrschende Chaos zu entwirren und was derlei Zeugnisse edler Selbsterkenntnis mehr sind.
Es war auch nicht mehr viel die Rede von den glorreichen britischen Erfolgen in Afrika, die, wie man noch kurz vorher mit eherner Stirn behauptet hatte, den Krieg überhaupt entscheiden würden. Man erklärte frank und frei, daß der Sieg auf den Inseln selbst erfochten werden müsse und, wenn die nicht mehr leben könnten, auch das Weltreich verloren sei.
-415-

Es müßte sich nicht um Engländer handeln, und an der Spitze Großbritanniens dürfte nicht ein Mann mit Namen Churchill stehen, wenn man erwarten wollte, daß solche Ausbrüche von gesundem Menschenverstand in London von langer Dauer seien. Nach ein, zwei Tagen war alles vorbei. Es war nicht schwer zu bemerken, wie von oben die Weichen umgestellt wurden und die Züge der öffentlichen Meinung wieder mit voller Dampfkraft in die Bahnhöfe der Illusion hineinrollten. Nur eine leichte Patina von Einsicht blieb übrig.
Sie liegt seitdem wie eine dünne Schicht von Melancholie und Hoffnungslosigkeit über allen englischen Reden und Darstellungen. Man sitzt nicht mehr so wie sonst auf hohen Rossen. Man ist leicht angestoßen. Von Offensive auf dem Kontinent und Vernichtung Deutschlands wird nicht mehr

gesprochen. Man ringt vielmehr mühsam um Atem und strengt sich sichtlich und mit aller Kraft an, Haltung zu bewahren. Solche Bilder sehen wir gerne!
Es wird auch höchste Zeit, daß London anfängt, in sich zu gehen und den harten Tatsachen Rechnung zu tragen. Der lange Winter neigt sich seinem Ende zu. Man hat nicht mehr drei oder vier Monate zur Verfügung, wo die Illusionen billig sind wie Brombeeren, wo man die Generale Winter und Nebel und Revolution als Bundesgenossen und Zeugen kommender englischer Siege anrufen kann. Die Sonne scheint wieder, und der Frühling steigt auf die Berge. So schön das auch für uns sein mag, es bedeutet Schlechtwetter für englische Illusionsfabrikanten. Man läuft Gefahr, mit vorlauten und bombastischen Prophezeiungen morgen schon Lügen gestraft zu werden. Und wer verspürte auch wohl Lust, von kommenden Siegen zu fasern, wenn die deutschen U-Boote rudelweise im Atlantik erscheinen und sich unter den schlecht gesicherten sogenannten Geleitzügen, die besser Leidzüge für die daran Beteiligten hießen, ihre Opfer suchen. Gewiß, man kann einfach mit dreister Stirn erklären, die deutschen Angaben seien ungenau — daß sie erlogen seien, wagt man angesichts der wachsenden Besorgnis im englischen Volk und vor allem in den doch über alles orientierten Fachkreisen schon gar nicht mehr zu behaupten —, aber deshalb gibt Poseidon die mit gierigem Munde geschluckten Opfer nicht zurück und werden der langsam dahinsiechenden Vorräte an Lebensmitteln und Rohstoffen nicht mehr. Im Winter ging
-416-

das noch an: da konnte man wenigstens wochenweise mit verhältnismäßig kleinen Zahlen versenkter Tonnage renommieren und im übrigen von den noch vorhandenen Lagern zehren. Aber das ist auch einmal zu Ende, und dann meldet sich Schmalhans als Küchenmeister.
Bleibt nur noch Amerika. Lord Halifax wandelt getreulich in den Spuren seines verstorbenen Vorgängers, drückt USA.-Ministern, die ihn mit Filzhut und Zigarre empfangen, leicht indigniert die Hand und versäumt keine Gelegenheit, den angelsächsischen Vetter zur Eile anzuspornen. Aber mit dem guten Willen und dem plutokratischen Solidaritätsgefühl allein ist das auch nicht zu schaffen. Der Führer selbst, wohl der beste Rüstungsspezialist und Fachmann auf diesem Gebiet, hat ja in seiner letzten Münchener Rede die etwas allzusehr ins Kraut geschossenen Hoffnungen Londons auf die amerikanische Materialhilfe auf das entsprechende Maß zurückgeführt. Es ist besser, in England ein Flugzeug zu besitzen, als in USA. zehn Flugzeuge zu bestellen. Und was man allein für die Bestellung an nationalem Prestige und internationalem Einfluß opfern muß, das genieren sich ja amerikanische Publizisten, die sich in diesem Wirrwarr der Meinungen ihren klaren Blick bewahrt haben, auch gar nicht offen auszusprechen. Sie sagen ganz unumwunden, daß England ruhig den Krieg verlieren solle; dann werde eben Amerika an seine Stelle treten und das Weltreich liquidieren. Man kann also, wenn man nicht stark übertreiben will, keineswegs von guten Chancen sprechen, die London zum Siege besitzt.
Und das alles ist nur der Anfang. Es hat noch gar nicht richtig begonnen. Der Frühling kündigt sich erst an, aber er ist noch nicht da. Die Menschen spüren ihn erst im Blut, teils mit freudigen, teils aber auch mit gemischten Gefühlen. Der Winter jedenfalls, auf den England seine ganze Hoffnung setzte, ist im Begriff, das Feld zu räumen. Seine Generale Hunger, Nebel, Frost und Revolution warten schon auf den blauen Brief. Und nun heißt es wieder Stehen und Fechten. Es wird nicht mehr lange dauern, dann haben die Zeitungen und Rundfunksender wieder weniger theoretische Polemik und mehr Tatsachen zu bringen. Uns ist darum nicht bange. Nicht als wenn wir im Streit der Meinungen in den vergangenen Monaten nicht unseren Mann gestanden hätten. Wir haben uns von den englischen Propagandastümpern nicht die Butter vom Brot
-417-

kratzen lassen. Wo man uns zu nahe kam, haben wir auf einen Schelmen anderthalbe gesetzt. Aber auch wir sind des trockenen Tons nun satt. Solange nicht geschlagen wird, ist es nicht gefährlich, davon zu reden, daß man die Absicht habe, demnächst auch einmal selbst zu schlagen. Aber wenn dann wieder die Waffen das Wort ergreifen, dann sprechen eben auch die Waffen und nicht die Lautsprecher.
Einen kleinen Vorgeschmack dessen, was Großbritannien bevorsteht, haben die Engländer ja schon durch die jüngsten Schläge der deutschen U-Boot- und Luftwaffe bekommen. Diese haben auf der Insel geradezu alarmierend gewirkt. Eine Kampagne des Unwillens und der Bestürzung setzte in den Zeitungen ein, und die wackligsten Lords mußten vor das Mikrophon bemüht werden, um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Wenn man das jetzt schon für nötig befindet, was wird man erst tun wollen, wenn es richtig losgeht? Vielleicht denkt man in London einmal darüber nach, daß es ein billiges Vergnügen war, sich über die nicht ganz so hohen Versenkungsziffern in den Wintermonaten lustig zu machen, und daß man besser daran getan hätte, den kargen Witz dafür zu sparen, einmal darüber nachzugrübeln, womit denn wohl die deutschen U-Boot-Kommandanten und -Mannschaften ihre Zeit verbrächten, wenn nicht damit, britischen Schiffsraum auf den Grund des Meeres zu schicken.
Aber es hat ja gar keinen Zweck, so mit den Engländern zu reden. Es ist ihr individualistischer Stolz, von der Improvisation zu leben, und sie können sich gar nicht vorstellen, daß es Menschen gibt, die eine Sache, wenn sie über ihr Leben entscheidet, zäh und gründlich vorbereiten, sich dabei auf alle nur irgendwie denkbaren Möglichkeiten einrichten und dafür auch gern einen augenblicklichen Stillstand in Kauf nehmen, um in der entscheidenden Stunde um so vernichtender zuzuschlagen. Die Engländer bewitzeln das als deutsche Pedanterie. Sie werden in diesem Frühling und Sommer Gelegenheit haben, die Erfolge der sogenannten ' Pedanterie gebührend und respektvoll zu bewundern. Vielleicht wird ihnen dann die Erkenntnis aufdämmern, daß es im Winter besser gewesen wäre, weniger zu prahlen und mehr zu arbeiten, weniger Witze und mehr Flugzeuge zu produzieren.
A propos Witze! Wir haben das zweifelhafte Vergnügen, täglich englische Rundfunksendungen, auf vielen Blättern zusammengestellt, zur
-418-

Kenntnis nehmen zu dürfen. Dort üben sich halb ausgewachsene Eton-Schüler in trautem Verein mit deutschen Emigrationsjuden im Witzemachen. Es geht einem dabei wie bei einem miserablen Film, wo man ständig versucht ist, an der falschen Stelle zu lachen. Das ist so gottserbärmlich ungekonnt, daß einem schlecht dabei werden kann. Etwa so:
wer keine Lust mehr in Deutschland habe, der solle sich eine Fahrkarte dritter Klasse nach England besorgen, aber ohne Rückfahrtbillett. Darüber kann man, wie jedermann zugeben wird, nicht einmal kichern. Solch einem Witzbold möchte man nur freundlich auf die Schultern klopfen und ihm auf gut berlinisch sagen: Sie haben's gut. Sie sind doof!
Wir erinnern uns eines Spaßmachers vom Pariser Rundfunk, der uns vor einem Jahr allabendlich mit seinen blöden Plattheiten anödete, uns plump vertraulich kam, aus der Höhe seiner stupiden Talentlosigkeit mit uns zu polemisieren versuchte, uns sogar persönlich apostrophierte und dann erwartete, wir würden nun ausgerechnet mit ihm in einen fruchtbaren Gedankenaustausch eintreten; und straften wir ihn mit schweigender Verachtung, dann behauptete so ein Stück Gehirnleere auch noch, wir wüßten ihm nicht zu antworten. Dieser Mann sitzt jetzt mit abgewetztem Hosenboden und zertretenen Schuhen in Vichy und ist froh, wenn er für das Abschreiben eines Aktenstücks ein paar Francs bekommt. Vielleicht erkundigen sich die Londoner Grocks einmal bei ihm, wie schnell so etwas geht und was am Ende von der ganzen politischen Witzemacherei übrig bleibt. Wir sahen in unserer vieljährigen politischen Tätigkeit so viele solcher Schwadroneure und Angeber kommen und verschwinden, daß uns kaum noch einer davon aufregen kann. Wir erledigen das linkshändig.

Bedauerlich bleibt nur, daß man sich überhaupt, wenn auch nur für kurze Zeit, mit so einem Kroppzeug herumschlagen muß.
Genug davon! England wird bald andere Sorgen haben. Die kommenden Ereignisse werfen schon ihre Schatten voraus. In unserem Rundfunk werden bereits die Fanfaren für die Sondermeldungen geputzt. Front und Heimat sind auf Aktion eingestellt. Alles wartet auf den Befehl des Führers.
Bald werden die Kinder singen, daß das fernste tiefste Tal blüht und auch das Menschenherz der Qual vergessen soll.
Und dann muß sich ja, wie der Dichter schon sagt, alles, alles wenden.
-419-

kratzen lassen. Wo man uns zu nahe kam, haben wir auf einen Schelmen anderthalbe gesetzt. Aber auch wir sind des trockenen Tons nun satt. Solange nicht geschlagen wird, ist es nicht gefährlich, davon zu reden, daß man die Absicht habe, demnächst auch einmal selbst zu schlagen. Aber wenn dann wieder die Waffen das Wort ergreifen, dann sprechen eben auch die Waffen und nicht die Lautsprecher.
Einen kleinen Vorgeschmack dessen, was Großbritannien bevorsteht, haben die Engländer ja schon durch die jüngsten Schläge der deutschen U-Boot- und Luftwaffe bekommen. Diese haben auf der Insel geradezu alarmierend gewirkt. Eine Kampagne des Unwillens und der Bestürzung setzte in den Zeitungen ein, und die wackligsten Lords mußten vor das Mikrophon bemüht werden, um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Wenn man das jetzt schon für nötig befindet, was wird man erst tun wollen, wenn es richtig losgeht? Vielleicht denkt man in London einmal darüber nach, daß es ein billiges Vergnügen war, sich über die nicht ganz so hohen Versenkungsziffern in den Wintermonaten lustig zu machen, und daß man besser daran getan hätte, den kargen Witz dafür zu sparen, einmal darüber nachzugrübeln, womit denn wohl die deutschen U-Boot-Kommandanten und -Mannschaften ihre Zeit verbrächten, wenn nicht damit, britischen Schiffsraum auf den Grund des Meeres zu schicken.
Aber es hat ja gar keinen Zweck, so mit den Engländern zu reden. Es ist ihr individualistischer Stolz, von der Improvisation zu leben, und sie können sich gar nicht vorstellen, daß es Menschen gibt, die eine Sache, wenn sie über ihr Leben entscheidet, zäh und gründlich vorbereiten, sich dabei auf alle nur irgendwie denkbaren Möglichkeiten einrichten und dafür auch gern einen augenblicklichen Stillstand in Kauf nehmen, um in der entscheidenden Stunde um so vernichtender zuzuschlagen. Die Engländer bewitzeln das als deutsche Pedanterie. Sie werden in diesem Frühling und Sommer Gelegenheit haben, die Erfolge der sogenannten ' Pedanterie gebührend und respektvoll zu bewundern. Vielleicht wird ihnen dann die Erkenntnis aufdämmern, daß es im Winter besser gewesen wäre, weniger zu prahlen und mehr zu arbeiten, weniger Witze und mehr Flugzeuge zu produzieren.
A propos Witze! Wir haben das zweifelhafte Vergnügen, täglich englische Rundfunksendungen, auf vielen Blättern zusammengestellt, zur
-418-

Kenntnis nehmen zu dürfen. Dort üben sich halb ausgewachsene Eton-Schüler in trautem Verein mit deutschen Emigrationsjuden im Witzemachen. Es geht einem dabei wie bei einem miserablen Film, wo man ständig versucht ist, an der falschen Stelle zu lachen. Das ist so gottserbärmlich ungekonnt, daß einem schlecht dabei werden kann. Etwa so:
wer keine Lust mehr in Deutschland habe, der solle sich eine Fahrkarte dritter Klasse nach England besorgen, aber ohne Rückfahrtbillett. Darüber kann man, wie jedermann zugeben wird, nicht einmal kichern. Solch einem Witzbold möchte man nur freundlich auf die Schultern klopfen und ihm auf gut berlinisch sagen: Sie haben's gut. Sie sind doof!

Wir erinnern uns eines Spaßmachers vom Pariser Rundfunk, der uns vor einem Jahr allabendlich mit seinen blöden Plattheiten anödete, uns plump vertraulich kam, aus der Höhe seiner stupiden Talentlosigkeit mit uns zu polemisieren versuchte, uns sogar persönlich apostrophierte und dann erwartete, wir würden nun ausgerechnet mit ihm in einen fruchtbaren Gedankenaustausch eintreten; und straften wir ihn mit schweigender Verachtung, dann behauptete so ein Stück Gehirnleere auch noch, wir wüßten ihm nicht zu antworten. Dieser Mann sitzt jetzt mit abgewetztem Hosenboden und zertretenen Schuhen in Vichy und ist froh, wenn er für das Abschreiben eines Aktenstücks ein paar Francs bekommt. Vielleicht erkundigen sich die Londoner Grocks einmal bei ihm, wie schnell so etwas geht und was am Ende von der ganzen politischen Witzemacherei übrig bleibt. Wir sahen in unserer vieljährigen politischen Tätigkeit so viele solcher Schwadroneure und Angeber kommen und verschwinden, daß uns kaum noch einer davon aufregen kann. Wir erledigen das linkshändig. Bedauerlich bleibt nur, daß man sich überhaupt, wenn auch nur für kurze Zeit, mit so einem Kroppzeug herumschlagen muß.
Genug davon! England wird bald andere Sorgen haben. Die kommenden Ereignisse werfen schon ihre Schatten voraus. In unserem Rundfunk werden bereits die Fanfaren für die Sondermeldungen geputzt. Front und Heimat sind auf Aktion eingestellt. Alles wartet auf den Befehl des Führers.
Bald werden die Kinder singen, daß das fernste tiefste Tal blüht und auch das Menschenherz der Qual vergessen soll.
Und dann muß sich ja, wie der Dichter schon sagt, alles, alles wenden.
-419-

* * * * *

Die alten Zyniker

16. März 1941

Wir sind im allgemeinen nicht schadenfroh; aber es hat uns doch einen Anblick ungetrübtester Heiterkeit verschafft, die englische Plutokratenclique nach dem Beitritt Sofias zum Dreimächtepakt und dem Einmarsch deutscher Truppen in Bulgarien sich im Schweiße ihres Angesichtes abmühen zu sehen, Stimmung zu machen. Da saßen die erlauchtesten Geister der britischen Publizistik zusammen und brüteten stöhnend darüber 'nach, wie man es seinem Kinde sagen soll. Man hatte sich offenbar arg in die Brennesseln gesetzt. Es waren noch keine acht Tage vergangen, da hatte man von der Höhe der Londoner Alles- und Besserwisserei herab mit dem Brustton tiefster Überzeugung erklärt, daß die bösen Deutschen die Absicht hätten, Bulgarien zu vergewaltigen, daß sie aber in diesem tapferen Bergvolk einen Gegner gefunden hätten, mit dem nicht leicht Kirschen essen sei. Ein zweites Griechenland tue sich auf, und Englands Hilfe und Unterstützung sei ihm gewiß. Überhaupt sei dieser Sache wegen der ganze Balkan in Gärung geraten, und man gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß dort für die nächste Zeit einiges zu erwarten stehe.
Diese Annahme hat dann auch in der Tat nicht getrogen. Aber daß sie sich so ganz anders verwirklichen würde, als man sich das in London gedacht hatte, das war denn doch gegen die Abmachung, und es gab in der englischen Presse und Öffentlichkeit auch trotz strengster Handhabung der Zensur doch einige naseweise Neugierige, die mit gedämpftem Temperament Aufklärung verlangten. Was sollte man antworten? Daß man von der Entwicklung selbst keine blasse Ahnung gehabt, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen hatte und wie ein Blinder durch stockfinstere Nacht geirrt war? Das konnte man nicht sagen, ohne der englischen Diplomatie und dem in aller Welt als besten Nachrichtendienst ausposaunten Secret Service eine schwere Autoritätseinbuße zuzufügen. Blieb also nichts anderes übrig, als einfach den Spieß umzudrehen,
-420-

den Bulgaren mit finsteren Drohungen zu kommen und den Deutschen vorzurechnen, welchen Schaden sie sich selbst durch diese unüberlegte Aktion, die man im übrigen längst vorausgesehen und erwartet hatte, zugefügt hätten. Sie wären nun näher an das englische Operationszentrum herangerückt, — als wenn wir das nicht gewollt hätten! Sie verzettelten ihre militärischen Kräfte und handelten -damit der fundamentalsten Grundregel des Kriegführens zuwider, nämlich auf möglichst engem Raum zu schlagen und sich zur Erkämpfung des Sieges nicht über Gebühr mit peripherischen Vorgängen abzugeben. Man vergaß dabei ganz, daß London schon seit Monaten bemüht ist, weitab vom Schuß einen Kriegsschauplatz nach dem anderen aufzumachen, und zwar nicht zur vernichtenden Niederkämpfung des Gegners, sondern offenbar nur zur Erringung mehr oder weniger zweifelhafter Prestigeerfolge zwecks Hebung der allmählich doch langsam absinkenden englischen Volksstimmung.
Aber das nur nebenbei. Eine Londoner Zeitung verstieg sich in ihrer schwitzenden Angst sogar zu der grotesken Behauptung, Hitler habe sich bei seinem bulgarischen Abenteuer endgültig als Dilettant entlarvt. Er habe offenbar die Nerven verloren, suche nun Lorbeeren zu ernten auf Kriegsschauplätzen, die außerhalb jedes deutschen Interesses lägen, und die katastrophalen Folgen seines leichtsinnigen Vorgehens würden sich ja nun bald schon zeigen. Diese Litanei kennen wir. Sie würfle in London auch gebetet, als deutsche Truppen im April des vergangenen Jahres in Norwegen einrückten und Mr. Churchill einen fetten Bissen vor der Nase wegschnappten, den er eben in aller Gemütlichkeit zu verzehren im Begriff war. Mr. Chamberlain seligen Angedenkens erklärte damals, Hitler habe den Autobus verpaßt, während Mr. Churchill sich doch nicht so weit in der Gewalt hatte, daß ihm nicht die wütende Drohung entschlüpft wäre, er werde dafür sorgen, daß der Fluch der Nazityrannei noch in diesem, das heißt im vergangenen Sommer, vom geheiligten Boden Norwegens vertrieben würde. Ob wir oder die Engländer den Autobus verpaßt haben, darüber wird eine spätere Geschichtsschreibung befinden müssen. Daß aber Mr. Churchill seine finstere Drohung nicht verwirklichen konnte, das wird sich auch jetzt schon allgemein herumgesprochen haben. Seine Schiffe dürfen sich norwegischem Territorium
-421-

nur nächtlicherweise in der Nähe einer einsam gelegenen und unbefestigten Lofoteninsel nähern, und selbst da müssen sie nach ein paar Stunden Aufenthalt wieder bei Nebel und Dunkel retirieren.
Und so ist das auch mit dem Balkan, der einmal das Pulverfaß Europas genannt wurde. Dort sind die Herren Engländer, die sich in den Hauptstädten des europäischen Südostens mit ihren Spitzelbanden wohnlich eingerichtet hatten, Zug um Zug hinauskomplimentiert worden. Sie haben da nichts mehr zu bestellen. Sie müssen die Wahrung ihrer Interessen den Diplomaten ihrer Vettern jenseits des großen Teiches überlassen, die sich auch nach besten Kräften bemühen, in den Bars von Sofia das Tipperary-Lied anstimmen zu lassen, wofür sie dann bisweilen ein paar hinter die Ohren bekommen.
Sonst aber tut sich dort unten gar nichts, was das englische Auge oder Ohr erfreuen könnte. Der Einmarsch der deutschen Truppen in Bulgarien ist reibungslos vonstatten gegangen. Das bulgarische Volk hat ihnen vielfach begeistert zugejubelt. Die von den Engländern prophezeite levee en masse hat nicht stattgefunden. Und nun sitzen die betrübten Lohgerber in London an den Bächen ihrer Illusionen, um den weggeschwommenen Fellen nachzutrauern. Wir gehören nun nicht zu denen, die einen diplomatisch-militärischen Erfolg über Gebühr aufbauschen und jetzt meinen, der Krieg sei zu Ende. Das nicht! Aber es kann auch kaum bezweifelt werden, daß das Reich einen großen Sieg davongetragen hat und London eine Einbuße seines Prestiges erlitt, die kaum wieder gutzumachen sein wird, ganz abgesehen von den militärischen und wirtschaftlichen Chancen, die ihm dabei verloren-gingen.
Mag sein, daß man das in England nicht einsieht. Wahrscheinlicher aber ist, daß man nur so tut, daß man den Balkan kaltschnäuzig abschreibt, weil einem die Trauben zu hoch hängen. Aber das ist auch

unerheblich. Entscheidend ist nur der Effekt. Ein lebenswichtiges Gebiet Europas, das man in London bei Beginn des Krieges fast wie selbstverständlich für Englands Interessen reklamierte, hat sich ganz und gar dem Einfluß Großbritanniens entzogen. Die ehemaligen Schüler von Eton und Oxford, die dort bekanntlich die politische Weisheit mit Löffeln fressen, haben sich wieder einmal übertölpeln lassen. Während sie schwadronierten und
-422-

intrigierten, hat das Schicksal seinen Lauf genommen. Und nun sind im Südosten für die weitere Kriegführung unabänderliche Tatsachen geschaffen worden, mit denen man sich auch in London abfinden und die man dort mit in Rechnung stellen muß.
Hier ist guter Rat teuer. Im englischen Rundfunk hat kürzlich ein junger Mann des Mr. Churchill — sein Name tut nichts zur Sache — einen Vortrag gehalten, in dem er Ausschau nach neuen Köpfen hielt. Er erklärte mit einer in London sonst seltenen Freimütigkeit, die jetzige englische Führung sei zu alt und zu zynisch. Man müsse sie zu verjüngen suchen. Im Parlament zwar könne man keine hoffnungsvollen Talente finden; vielleicht aber seien sie, wenn auch noch unbekannt, in der Industrie oder beim Luftschutz vorhanden. Jedenfalls solle man es mal mit einem versuchen, und wenn der Versuch auch mißlinge, da ja jeder Anfänger in der Regierung doch von den Routiniers aus der Pluto-kratie überspielt werde, so sei damit doch etwas gewonnen. Man wisse dann wenigstens, woran man sei. Die Obernazis seien nur groß im Haß; die kommenden englischen Führer aber müßten groß in der Liebe sein.
Ja, auch wir trauten zuerst unseren Augen nicht, als wir das lasen. -So also steht es um England! Man muß den Fernstecher nehmen, um das Gelände nach Köpfen abzusuchen. Wenn sie aber im Parlament nicht zu finden sind, wozu dann überhaupt ein Parlament? Denn wir können doch nicht annehmen, daß die geheiligten Einrichtungen der britischen Demokratie nur dazu da sind, eine negative Menschenauslese zu betreiben. Und was den englischen Luftschutz anlangt — wir kennen zwar die Güte dieser Organisation zu wenig, um uns darüber ein endgültiges Urteil erlauben zu können, aber wir glauben doch wohl nicht, zuviel zu sagen, wenn wir bescheiden bemerken, daß sich die gegenwärtigen Führer der englischen Politik wahrscheinlich besser für den Luftschutz als die Führer des Luftschutzes sich für die Politik eignen. Immerhin aber müssen wir dem .geschätzten Sprecher des englischen Rundfunks in einem beipflichten: man soll es wenigstens einmal versuchen. Der hoffnungsvolle Luftschutznachwuchs wird sich schon sehr anstrengen müssen, wenn er es noch schlechter machen will als die vergilbten Lords, die augenblicklich die Geschicke des englischen Weltreichs
-423-

lenken. Und sollte er versagen, dann kann man es ja immer noch mit einer Anleihe bei der Feuerwehr probieren.
Aber so was kritisiert von der Höhe einer souveränen Besserwisserei herab unser nationalsozialistisches Führungs- und Ausleseverfahren. So was erdreistet sich, uns naseweise Ratschläge zu erteilen und die Welt mit dem hysterischen Geschrei von der besseren, geistigeren und moralischeren Sache, die England angeblich verficht, zu erfüllen. Diese alten Zyniker erregen mit ihrer stupiden Talentlosigkeit schon fast die Aufmerksamkeit der Polizei. Und trotzdem versuchen sie immer wieder, ob gerufen oder ungerufen, sich den Völkern als die wahren Erretter von Kultur, Zivilisation und Ethik anzubieten. Merken sie denn gar nicht, daß sie anfangen, lästig zu fallen? Haben sie denn überhaupt kein Gefühl dafür, daß die neue Welt längst über sie hinweggeschritten ist, und daß sie beispielsweise im modernen Europa eine Figur spielen, die eher zum Lachen als zur Bewunderung Anlaß bietet?

Und nun warten wir gespannt auf die neuen britischen Führer, die groß in der Liebe sind. Viel Rares wird wahrscheinlich nicht dabei herauskommen. Aber es interessiert uns doch vom psychologischen Standpunkt aus, wie man diese Sache in London aufputzen will. Wir sehen sie im Geiste schon vor uns, diese Jesusse in Cut und Zylinder, die auf Bauernfang ausgehen, mit der Bibel unter dem einen und mit der Hungerpeitsche unter dem anderen Arm, bereit zu hassen, wenn sie gewinnen, und ebenso bereit zu lieben, wenn sie verlieren. Hätten wir nicht so viel Sinn für Humor und für unfreiwillige Komik, dann würden wir dieses Bild über die Maßen ekelhaft und abscheuerregend finden. So aber können wir uns nur darüber amüsieren. Die britische Plutokratie ist eine Menschensorte für sich. Sie kann mit nichts anderem überhaupt verglichen werden. Wenn wir uns auch Mühe geben, sie zu verstehen — sie wird uns nie verstehen. Man ist sich bei ihr manchmal direkt im Zweifel darüber, ob das, was sie sagt, nun purer Schwindel ist oder ob sie wenigstens selbst das glaubt, was sie behauptet. Es wird wohl beides oft der Fall sein. Diese alten Zyniker haben durch jahrzehntelange Übung die Grenzen zwischen Wahrheit und Lüge so gründlich verwischt, daß sie sich am Ende selbst nicht mehr auskennen.
-424-

Wer weiß, ob sie sich nicht auch in allem Ernst eingeredet haben, daß wir und nicht sie auf dem Balkan die Verlierer sind. Aber das ist ja nicht einmal so wichtig. Wichtig ist nur, daß sie eines Tages einzusehen beginnen, daß sie wirkliche Prügel beziehen, und zwar überall da, wo sie uns eine dafür geeignete Körperfläche hinhalten.
So was muß man doch auf die Dauer merken.
425-

* * * * *

Der deutsche Osten

Rede zur Eröffnung der umgestalteten Theater in Posen

18. März 1941

Seit jeher ist der Osten deutscher Schicksalsraum gewesen. Durch die Jahrhunderte hindurch ziehen die endlosen Züge deutscher Kolonisatoren gen Osten, um hier als Pioniere unser Volkstum und Vorboten unserer Rasse unsere Kultur zu festigen und zu verankern. Zahllose Spuren hinterlassen sie in diesem Raum. Burgen, Dome und Städte zeugen von der kulturschöpferischen Fähigkeit und Tätigkeit der Germanen, die den Osten überhaupt erst zu einem bewußten zivilisatorischen Leben erwecken. Hierhin verlagert sich jahrhundertelang das ganze Schwergewicht unseres nationalen Lebens. Von hier auch bezieht das Reich dann einen großen Teil seiner bedeutenden Männer. Eine Befruchtung der nationalen Führung durch Menschenaustausch findet statt, deren großartige Ergebnisse aus unserer Geschichte überhaupt nicht mehr wegzudenken sind. Immer, wenn das Reich stark und mächtig ist, wenn sich seine Bürger, sei es auch nur unbewußt und instinktiv, ihrer großen Mission Europa und der Menschheit überhaupt gegenüber bewußt bleiben, ist diese Wechselbeziehung in Funktion und spendet dem Deutschtum einen zusätzlichen Kräftezuschuß, der gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Immer aber auch, wenn das Reich, von schweren Krisen, Kriegen, Religionsstreitigkeiten oder Revolutionen heimgesucht, seinen inneren Zusammenhalt verliert, gehen gleichzeitig und fast zwangsläufig die starken Bindungen zu seinen östlichen Raumfunktionen verloren. Das Reich besitzt dann nicht mehr die magnetische Kraft, um seine peripherischen Teile an sein starkes Zentrum heranzuziehen. Die Grenzen zerfallen, die endlosen Züge der Kolonisation ergießen sich wieder zurück, teils dem Zwang der politischen Gegenkraft, teils aber auch einer schwermütigen Sehnsucht gehorchend, die sie zurückruft in das Reich selbst, wenn es seine tragischen Stunden durchlebt.
Dann aber erhebt auch immer wieder das Polentum sein Haupt. Zu
-426

einer staatlichen Schöpfung vollkommen unbegabt, ohne jede konstruktive politische Gestaltungskraft, besitzt es nur die Fähigkeit, das vom Germanentum in verschwenderischer Fülle hinterlassene kulturelle und wirtschaftliche Erbteil eine Zeitlang verwaltend und verteilend aufzuzehren, um dann wieder in die narkotische Erstarrung der geschichtlichen Formlosigkeit zurückzusinken. Hier setzen dann auch die krampfhaften Versuche der jeweiligen polnischen Saisonstaaten ein, die vom Germanentum hinterlassenen stolzen Zeugen seiner Schöpferkraft frech für sich zu okkupieren, sich in seinen Burgen, Domen und Rathäusern wohnlich einzurichten und darin ein staatliches und kulturelles Eigenleben vorzutäuschen, das in Wirklichkeit nur Schein und Fassade ist.
In Stunden der Einkehr und Besinnung mögen wir Deutschen von heute manchmal die endlosen Züge germanischen Kultur- und Kolonisationswillens, die nach Osten zogen, hier lebten und schufen, zurückfluteten oder in den endlosen Steppen der weiten östlichen Ebenen vergingen, noch einmal vor unserem geistigen Auge Revue passieren lassen. Man könnte sich dabei vielleicht die Frage vorlegen, ob diese verschwenderischen Opfer sich überhaupt gelohnt haben, ob der Osten sie wert gewesen sei und ob der dabei erzielte völkische Nutzen in einem noch erträglichen Verhältnis zum gemachten Aufwand stehe. Diese Frage müßte rundweg verneint werden, wenn dieser ganze Prozeß in unserer Zeit nicht seine Erfüllung fände, wenn nicht wir das Erbe vollstrecken wollten, das unsere Väter uns, mit Blut gesegnet, zu treuen Händen übergaben.
Wir sprechen also nicht für uns und nicht von uns, wenn wir vom deutschen Osten reden; wir sind dabei Wortführer ungezählter deutscher Generationen vor uns und ungezählter deutscher Generationen nach uns. Wir sind das Bindeglied zwischen einer vergangenen Romantik zu einem kommenden völkisch und national bestimmten Realismus der Problematik des Ostens. Wir haben die Aufgabe zu vollstrecken, was unsere Väter in immer aufs neue sich wiederholenden kühnen Anstürmen begannen, aber nicht zu Ende führen konnten.
Es hat das vielleicht seinen tiefsten Grund in der Tatsache, daß der Osten für alle unsere Vorgänger doch mehr oder weniger ein Siedlungs- und nicht so sehr ein Volkstumsproblem war. Erst der Nationalsozialismus
-427-

hat uns die Augen geöffnet für die Verzahnung von Fragen der Kolonisation und der Rasse. Wir sehen deshalb heute die Fragestellung des Ostens in einem ganz anderen Lichte, als unsere Vorfahren das auf Grund der ihnen gegebenen und möglichen Erkenntnisse überhaupt konnten. Der Osten ist für uns nicht mehr Schuttabladeplatz für im Reich gescheiterte Beamte und Offiziere, nicht mehr Experimentierboden neuer Wirtschaftstheorien, kein Strafversetzungsfeld für kurzsichtige Behörden, die nach dem Grundsatz verfahren, daß das, was in unserem Vaterlande sich als unbrauchbar erwiesen hat, für den Osten immer noch gut genug, wenn nicht eigentlich sogar zu schade sei. Böse Zungen behaupten, daß dieser Grundsatz auch heute noch gelegentlich hier und da praktiziert werde. Er stellt so ungefähr das genaue Gegenteil von dem dar, was wir Nationalsozialisten unter Ostpolitik verstehen. Denn entweder ist dieses Land deutsches Land, dann muß es aber auch in all seinen Funktionen dem Reich eingegliedert und einverleibt werden, dann ist die Tatsache, daß es infolge seiner tragischen geschichtlichen Entwicklung auf diesem oder jenem Gebiet anderen Teilen des Reiches gegenüber etwas zurücksteht, nur ein Beweis dafür, daß hier mehr getan werden muß als anderswo, und daß das Beste an Menschenmaterial und wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten für den Osten gerade gut genug ist. Oder aber wir sehen in diesem Land, wie das wilhelminische Deutschland, nur einen Appendix des Reiches, — warum dann aber so viel Aufwand, und warum vor allem die leeren Klagen über die Wandelbarkeit des geschichtlichen Zustandes im Osten, wenn wir seine Ursachen und eigentlichen Bedingungen nicht beseitigen wollen?

Es ist deshalb kein Zufall, wenn jetzt sogar mitten im großen Schicksalskampf unseres Volkes schon der nationalsozialistische Aufbau des Ostens kraftvoll begonnen wird, und zwar nicht nur auf Gebieten, die für den gegenwärtigen Krieg, sondern auch auf solchen, die für den kommenden Frieden von ausschlaggebender Bedeutung sind. Theater und Schulen, die wir im Osten eröffnen, sind unsere Ordensburgen. Sie sind die Bollwerke unseres Kolonisationswillens. Sie repräsentieren das neue Großreich und bauen es aus nach der Richtung hin, die für uns einfach eine Lebensfrage darstellt. Es widerspricht also nicht der gegenwärtigen Zeit und ihren Erfordernissen, wenn wir in Posen das neugestaltete
-428-

Theater mitten im Krieg zur Eröffnung bringen und es in einem Festakt seiner Bestimmung übergeben. Im Gegenteil, es ist nur ein anderer, ergänzender Ausdruck dieser harten, männlichen Zeit.
Als die Pläne zur Umgestaltung dieses Theaters schon gleich nach der Wiedereingliederung des Warthegaues in das Reich an mich herangetragen wurden, habe ich sofort mit Freuden dafür meine Unterstützung zur Verfügung gestellt. Ich wollte den Männern, die dieses Projekt faßten, nicht mit der billigen Ausrede kommen, das werde sich alles nach dem Kriege schon finden, wir hätten heute größere und wichtigere Sorgen. Mag sein, daß andere Sorgen aktueller sind, — größer und wichtiger können sie nicht sein. Es ist ungeschichtlich, mit Volksblut Provinzen zu erobern und sie dann sich selbst zu überlassen. Wir wollen im Osten endgültige Klarheit schaffen, und vor allem ein Gau an der Grenze des Reiches bedarf der Sicherheit seiner politischen Existenz, die niemals auf die Dauer allein durch die militärische Macht garantiert werden kann. Man muß den Mut haben, sich wohnlich einzurichten. Man darf ein Gebiet, das man für immer behalten will, nicht nur besetzen, man muß es im wahrsten Sinne des Wortes einnehmen.
Ich habe schon vor drei Jahren in Breslau gelegentlich der Übernahme der dortigen Ehrenbürgerschaft die Stellung des nationalsozialistischen Reiches zum Osten öffentlich zum Ausdruck gebracht. Sie hat sich seitdem nicht geändert. Geweitet hat sich für uns nur das Blickfeld des Ostens. Es sind radikalere Lösungen möglich geworden. Wir brauchen uns nicht mehr mit Halbheiten und Kompromissen zufrieden zu geben. Ich sagte damals, daß es das Charakteristikum eines wirklich völkischen Lebens sei, gefährdete Stellen rechtzeitig abzuschirmen und gerade da die nationalen Reserven zusammenzuziehen, wo der Ansturm der feindlichen Kräfte am ehesten zu erwarten ist. Auch der menschliche Körper funktioniert nach dieser Grundregel. Auch er pflegt eine kranke Stelle nicht aufzugeben, sondern gerade an dieser alle Abwehrkraft, die überhaupt an anderen Stellen ohne deren eigene Gefährdung entbehrlich erscheint, zu konzentrieren und zum Schütze des Gesamtorganismus einzusetzen. Wo könnte diese Grundregel größere Berechtigung haben als gerade im politischen Leben unseres Volkes? Der Osten ist unsere nationale Peripherie. Hier gerade muß die Zirkulation unseres Volksbluts
-429-

immer wieder angeregt und beschleunigt werden. Hier gerade müssen wir die hellsten Gehirne und die stärksten Herzen, über die das Vaterland verfügt, einspannen. Sie sind dazu da, und es ist ihre nationalpolitische Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der Pulsschlag des Reiches bis in seine letzten Zellen fühlbar und hörbar wird.
Ich habe dem damals Gesagten heute nichts mehr hinzuzufügen. Es ist das Programm des Nationalsozialismus für den deutschen Osten. Es wird sich in ungezählten Menschen und Einrichtungen verwirklichen müssen. Jahre und Jahrzehnte werden darüber vergehen; aber es wird einmal so sein, wie wir es früher oft erträumten, wie wir es in unseren Liedern sangen und wie unsere Dichter es uns beschrieben: Auf weiten Äckern werden hier gelbe Ähren wogen, Brot für unser Volk,

auf eigener Scholle gewachsen. Harte Bauerngeschlechter werden im Osten die Wacht halten. Schwert und Pflug stehen bereit, den Frieden zu bewahren und zu gestalten. Ein reiches und unerschöpfliches deutsches Kulturleben wird sich hier entfalten können. Das Reich wird hier zu Hause sein in allen Menschen und auf allen Feldern. Jeder junge deutsche Mann wird es für seine Ehre halten müssen, wenigstens ein paar Jahre seines Lebens dem Osten zu weihen. Ungezählte darunter werden hier bleiben und den Wall der Leiber verstärken, der unser Vaterland beschirmt.
Das Theater in Posen, im Jahre 1910 nach den Entwürfen von Professor Littmann erbaut, ist einzigartig in seiner architektonischen Anlage wie in seiner zweckmäßigen, für die Bühnenkunst bestimmten Konstruktion. Es wurde nun neu getreu im Sinne seines Schöpfers und Erbauers gestaltet. Es galt dabei, eine Unmenge von noch aus der Polenzeit stammenden Stil- und Geschmacklosigkeiten zu entfernen, das Haus in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen und es in neuem Glanz wieder erstehen zu lassen. Dieses bauliche Wunder wurde trotz des Krieges in kürzester Zeit verwirklicht. Die Kosten dazu hat das ganze deutsche Volk beigesteuert. Es wollte damit zum Ausdruck bringen, daß es den Osten nicht als unwillkommenen Gast, sondern als vollwertiges Glied der Familie in seine Gemeinschaft aufgenommen hat.
Die Neugestaltung dieses Theaters ist der Anfang einer großzügigen und umfassenden Planung kulturellen Aufbaues in diesem und in den anderen Ostgauen. Ich nenne in diesem Zusammenhang nur Städte wie
-430-

Danzig, Königsberg, Breslau und Kattowitz, die von jetzt ab in die besonders pflegliche Fürsorge des Reiches genommen werden sollen. Es ist für uns gänzlich unvorstellbar, den Osten anders zu behandeln als die Mitte oder den Norden, den Westen oder den Süden des Reiches. Gerade hier gilt es vor allem, starke kulturelle Kräfte zu konzentrieren und den Aufbau in diesem Gebiet so zu beschleunigen, daß in absehbarer Zeit ein Abstand zwischen dem Kulturstand in anderen Teilen des Reiches und dem im Osten nicht mehr bemerkt werden kann. Nach dem Kriege gleich beginnend soll dieses Programm verwirklicht werden. Es ist, wie alles, was wir Nationalsozialisten einmal in Angriff nehmen, nicht ein Programm der Theorie, sondern tatkräftiger und energischer Praxis. Der Führer selbst hat dazu den Befehl und die Initiative gegeben. Wir vollstrecken in der Verwirklichung dieses Programms nur seinen Willen.
In diesem neugestalteten Hause soll die Theaterkunst der Oper, des Schauspiels, aber auch der Operette und der heiteren Muse eine bleibende Pflegestätte erhalten. Was zur Durchführung eines geregelten und gesicherten Theaterbetriebs an Geldmitteln vonnöten ist, wird, soweit Gau und Stadt Posen nicht in der Lage sind, solche Summen aufzubringen, vom Reiche beigesteuert werden. Denn Theater und Schulen sind die Bollwerke unseres nationalsozialistischen Behauptungswillens. In ihnen verkörpert sich nicht nur die kulturelle, sondern auch die politische Kraft des Reiches.
Wenn ich also die Gelegenheit der Wiedereröffnung dieses Hauses ergreife, um zum deutschen Osten zu sprechen, so soll damit auch die Proklamation eines kulturellen Aufbauprogramms verbunden sein, das weit über den Bezirk dieser Stadt hinaus für sämtliche Ostprovinzen des Reiches gelten wird. Ich richte deshalb von dieser Stelle aus den Gruß der Reichsregierung an den ganzen deutschen Osten. Er ist nun in die Obhut des Reiches aufgenommen. Ich richte diesen Gruß an die Gauleiter unserer ostdeutschen Gaue und an ihre tapferen politischen Kämpfer, die hier auf der Wacht stehen, um das, was unsere Soldaten mit ihrem Blut erkämpft haben, treulich zu behüten und zu bewahren.
In diesen neugestalteten Räumen umfängt uns beim ersten Betreten des Hauses schon gleich die Atmosphäre, die wir in deutschen Theatern anzutreffen gewohnt sind. Das ruhige Ebenmaß der Formen und Dimen-
-431-

sionen, der wunderbare Zusammenklang von Licht und Farbe vermittelt dem Besucher jene Stimmung, die notwendig ist, um ihn zum beglückendsten Erlebnis der Theaterkunst überhaupt kommen zu lassen. Dazu ist dieses Haus auch bestimmt. Es soll ungezählten Menschen, die hier im Osten für das Reich arbeiten und kämpfen, an ungezählten Abenden Freude, Erholung und Erbauung geben. Es soll sie aber vor allem auch mit jenem Stolz auf das Deutschtum erfüllen, den die Bürger des Reiches gerade in diesen Provinzen so dringend nötig haben. Sie sollen wissen, was sie hier festhalten und verteidigen. Ihnen soll auch im Alltag stets das große Reich mit seinen unerschöpflichen kulturellen und wirtschaftlichen Hilfsquellen vor Augen stehen. Hier soll das Deutschtum zu Hause sein, hier soll es eine Pflegestätte finden, die sich an Idealismus und Hingabebereitschaft an das große Werk von keiner anderen im Reich übertreffen lassen will.
Wir grüßen alle in dieser Stunde in Treue und Gehorsam den Führer. Er hat dieses Land zurückgeholt in den Verband des Reiches. Es ist sein Wille, daß es nach allen Richtungen hin ausgebaut und gesichert werde. Seine staatsmännische und soldatische Tat bedeutet die endgültige Rettung des deutschen Ostens. Durch sie wird die vielhundertjährige Kolonisationsarbeit in diesem schweiß- und blutgetränkten Lande erst ihre Erfüllung finden. Wenn heute das Reich unter seiner starken Führung in seinem schwersten Schicksalskampf steht, so begleiten unsere Gedanken und heißesten Wünsche ihn auf seinem geschichtlichen Weg. Der Gruß an ihn in dieser festlichen Stunde ist der Gruß des Ostens an das ganze Deutsche Reich.
Die Menschen, die in den kommenden Wochen, Monaten und Jahren in diesem Hause Entspannung und Erbauung suchen und finden werden, sollen damit auch dieses Theater liebgewinnen. Es wird ein Publikum sein, das mehr als anderswo im Reich in der Bühne eine moralische Anstalt im Schillerschen Sinne erblickt. Hier wird das Deutschtum von der Bühne zum Publikum, aber auch wieder vom Publikum zur Bühne sprechen. Damit übernehmen aber auch die schaffenden Künstler dieses schönen Hauses eine besonders große nationalpolitische Verpflichtung. Auch sie stehen auf vorgeschobenem deutschem Kulturposten. Auch sie sind Pioniere unseres Volkstums und unserer Kunst. Möge diese Aufgabe
-432-

ihnen immer vor Augen stehen, dann werden sie auch in der Mitarbeit am großen Aufbauwerk des Ostens niemals eine lästige Pflicht, sondern immer nur eine stolze Ehre sehen.
So wende ich mich denn zum Schluß an die, die dieses Theater mit Leben erfüllen sollen. Wie oft werden sie von nun ab von dieser Bühne herab in Versen und Melodien die Herzen der Menschen erheben, anfeuern und beschwingen! Möge ihnen dabei immer das Wort als Motto dienen, das Richard Wagner im "Tannhäuser" durch den Mund des Landgrafen an die schaffenden Künstler richtet:

"Auf, liebe Sänger, greifet in die Saiten! Die Aufgab' ist gestellt, kämpft um den Preis Und nehmet all' im voraus unsern Dank!"

Damit erkläre ich die Theater in Posen nach ihrem Umbau für eröffnet und übergebe sie im Auftrage des Führers ihrer Bestimmung.
-433-

* * * * *

Der Frömmste unter uns allen

23. März 1941

Lord Halifax ist der Frömmste unter uns allen. Er hat sich sogar m London eine eigene Kirche angelacht, und dort pflegte er, solange er noch britischer Außenminister war, jeden Sonntagmorgen vor

Antritt seines im übrigen auch der Beglückung der Menschheit geweihten Dienstes in der Downingstreet vor einer Gemeinde von Kennern und Mitwissern zu predigen. Da saßen sie dann in ihren hohen Kirchenstühlen, die alten, leicht vergilbten Misses mit den welken Halshäuten und die glattrasierten feinen Plutokratenlords mit dem diskret angedeuteten Embonpoint, frisch gesäubert und eben erst dem Bad der Unschuld entstiegen, und hörten mit zustimmendem Kopfnicken zu, wenn der erlauchte Gottesstreiter Sätze aus der Bibel auf Englisch erklärte, wie etwa: "Liebet einander!" oder "Du sollst die Hungernden nähren und die Durstigen tränken!" Hin und wieder schlief wohl einer dabei ein, aber die Mehrzahl war mit ganzem Herzen dabei. Es tut so gut, nach einer Woche angestrengter Arbeit, in der man seinen Geldgeschäften nachgegangen ist und hier und da wohl auch eine kleinere oder größere Schiebung mit unterlaufen lassen mußte, am Sonntag dem Herrn zu dienen. Das gibt ein wohliges Gefühl seelischer und moralischer Ausgeglichenheit, und wohin kämen wir Engländer, wenn Gott, unser erhabenster Landsmann, nicht mit von der Partie wäre!
Diese zu Herzen gehenden Erbauungsstunden sind ja nun zu Ende. Lord Halifax ist, mit laut geschmetterten Lobessprüchen und leise hingemurmelten Verwünschungsflüchen Mr. Churchills ausgestattet, über den großen Teich gezogen, um in den Vereinigten Staaten das verwaiste Erbe des verblichenen Lord Lothian anzutreten. Keine dankbare Aufgabe angesichts der Tatsache, daß England viel verlangt und wenig, nach Möglichkeit sogar nichts bezahlen will. Auch ist es noch nicht so ganz ausgemacht, ob die Yankees bei dem Geschäft nicht doch vielleicht dunkle Pläne verfolgen, die darauf hinauslaufen, Großbritannien
-434

so tief wie möglich in das Kriegsabenteuer zu verstricken, um es später nach seinem Zusammenbruch um so gründlicher beerben zu können. Es gibt Witzbolde, die heute schon behaupten, die USA. wären fest entschlossen, bis zum letzten Engländer zu kämpfen. Bis jetzt zwar haben die britischen Lords es noch verstanden, den Amerikanern für ihre Schiffe und Waffen Stützpunkte auf der anderen Hemisphäre anzudrehen, die sich als elende und fast wertlose Sumpfgebiete entpuppten. Aber irgend-wann und irgendwo wird man wohl Federn lassen müssen. Und die Volksstimmung in den Vereinigten Staaten, zwar durch eine großangelegte jüdische Presse- und Rundfunkmache künstlich erhitzt, ist denn doch noch nicht so, daß man die Aufgabe Lord Halifax* schon jetzt als geradezu gelöst bezeichnen könnte.
Da gibt es beispielsweise in den USA. eine Gruppe von Männern, die sich in all dem Wirrwarr der Meinungen noch so viel Menschlichkeit und gesunden Verstand bewahrt haben, daß sie die Forderung aufstellen, man müsse wenigstens den unschuldigen Kindern jener belgischen Männer, die schließlich für England, wenn sie auch von London den denkbar schlechtesten Lohn dafür erhielten, unter Einsatz ihres Lebens gekämpft haben, etwas von dem Überfluß an Nahrungsmitteln zukommen lassen, an dem Amerika zu ersticken droht.
Und nun. erscheint Lord Halifax auf der Bildfläche. Ohne Talar, und statt einer Bibel, aus der er sonst so gerne fromme Sprüche vorliest, schwenkt er diesmal ein diplomatisches Schriftstück in der Hand, und darauf steht schwarz auf weiß zu lesen, daß von einem ungefährdeten Transport amerikanischer Lebensmittel für hungernde belgische Kinder durch die sogenannte englische Blockade gar keine Rede sein könne. Wer davon spreche, huldige einer falschen Humanität. Jedes Land müsse für Englands glorreichen Sieg die notwendigen Opfer bringen; und was gelte schon das Leben belgischer Kinder, wenn nur die britische Plutokratie auch diesmal wieder mit einem blauen Auge davonkomme.
Seht dieses Geschöpf Gottes! Ach wie fromm, ach wie traut!
Wir haben mit Frankreich einen kurzen, aber harten Feldzug geführt. Seine plutokratische Herrenschicht hat es teuer bezahlen müssen, daß sie das Reich mitten im Frieden überfiel und mit Krieg überzog. Das

-435-

aber hat uns nicht davon abhalten können, die Leiden der französischen Bevölkerung, auch wenn die Pariser Hetzer unserem Volke im Falle ihres Sieges ganz etwas anderes zugedacht hatten, soweit wie möglich zu mildern. Als sich kurz vor der Einnahme von Paris die Millionenzüge französischer Flüchtlinge nach dem Süden des Landes in Bewegung setzten — wir kennen alle noch die Bilder dieser die Landstraßen übervölkernden Prozessionen des Grauens —, als unsere motorisierten Truppen über sie hinweg dem fliehenden Feind nachstießen, da waren es deutsche Soldaten, dieselben, die von den englischen Lords als Barbaren und Diener des leibhaftigen Antichrist angepöbelt werden, die an ihren Feldküchen ohnmächtig umfallende französische Männer, Frauen und Kinder mit Nahrung versorgten. Hätte damals die von den Franzosen im Frieden jahrelang bespöttelte Nationalsozialistische Volkswohlfahrt nicht eingegriffen, dann wären in Frankreich Hunderttausende von Flüchtlingen verhungert in den Straßengräben liegengeblieben.
So sind wir nun mal, wir Deutschen! Und wir schämen uns nicht einmal, so zu sein. Auch im Kriege tun wir nur das, was zur Erringung des Sieges notwendig ist; darüber hinaus aber bleiben wir Menschen, Ebenbilder Gottes, um mich im Jargon Lord Halifax' auszudrücken.
Wenn heute in den besetzten Gebieten Lebensmittelknappheit herrscht, so ist das ausschließlich darauf zurückzuführen, daß die geflohenen oder abgesetzten Feindregierungen, die so leicht bei der Hand waren, als der Krieg provoziert und erklärt wurde, sich auf diesen Krieg in keiner Weise weitsichtig genug vorbereitet haben. Sie stellten sich die Sache mit Deutschland offenbar zu leicht vor. Und nun müssen die Völker büßen, was die Regierungen versäumten. Niemand verlangt von den Herren Engländern, daß sie aus ihren eigenen schmalen Vorräten abgeben, um die Länder, die sie in den Krieg hineinstürzten, zu ernähren. Aber daß sie sich dagegen stemmen, daß andere mit ihrem Überfluß zu Hilfe eilen, daß sie überhaupt schon eine solche Absicht mit leichter Handbewegung als falsche Humanität abtun, das ist so infam, so bar jeder Menschlichkeit, ist Ausdruck einer so verrohten Gesinnung, daß es mit Worten gar nicht charakterisiert werden kann.
Klar, daß sie versuchen, uns die Schuld daran in die Schuhe zu schieben. Es war ja seit jeher Grundsatz ihrer Politik, den Ermordeten
-436-

und nicht den Mörder zum Karnickel zu machen. Sie behaupten fromm und gottesfürchtig, die Deutschen hätten die fehlenden Lebensmittel weggeschleppt. Kürzlich hat der stellvertretende französische Ministerpräsident, Admiral Darlan, diese Lüge öffentlich zurückgewiesen; ei nannte in klaren Zahlenreihen die Getreidemengen, die das Reich über seine Verpflichtungen hinaus dem französischen Volke zur Verfügung gestellt hat, und betonte dabei, daß die Deutschen sich als Feinde überaus viel humaner benähmen als die Engländer als Bundesgenossen. Dem haben wir nichts mehr hinzuzufügen. Wir wissen ganz genau, daß die britische Plutokratie das deutsche Volk ein zweites Mal wie 1917/18 aushungern würde, wenn sie das könnte, und daß das Lord Halifax in keiner Weise hindern würde, in vollem Talar und mit der Bibel unter dem Arm die Kanzel zu besteigen, um etwa über das Wort: "Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen" zu predigen und, auf uns mit dem Finger zeigend, zu beten: "Herr, wie danke ich Dir, daß ich nicht bin wie die Zöllner da unten!"
So sind sie, die Herren Engländer. Nicht, daß sie sich schlecht und unmenschlich benehmen, ist das Entscheidende; aber daß sie dabei fromme Gebete leiern und sich als die leibhaftigen Söhne Gottes aufzuspielen versuchen, das muß jeden anständigen Menschen mit Ekel und Abscheu erfüllen. Sie selbst haben anscheinend vollkommen das Gefühl dafür verloren, wie abstoßend sie damit wirken. Man kann sie hundertmal entlarven, sie setzen immer wieder die alte, verbrauchte und durchsichtige Maske des Pharisäertums auf. Sie fühlen sich sicher in ihrer so aufdringlich zur Schau getragenen Frömmelei.

Im Unterhaus halten sie jetzt mitten im Kriege eine große Debatte ab, ob es moralisch und christlich sei, sonntags ins Theater zu gehen. Was sie werktags an, das steht nicht zur Aussprache.
Wenn ihnen heute angesichts der Kriegslage der Angstschweiß aus allen Poren bricht, dann kann man darüber nur frohlocken. Es gibt in der ganzen Welt nur wenige Menschen, die Großbritanniens herannahende Katastrophe beklagen. Wenn wir England besiegen, dann gewinnen wir uns damit mehr Freunde, als wir überhaupt nötig haben. Denn im Gegensatz zum Weltkrieg ist John Bull heute durchschaut. Er kann fromm tun, den Himmel zum Zeugen seiner guten Sache
-437-

anrufen und in Engelszungen reden, es nutzt ihm nichts mehr. Zu deutlich sind die Spuren von Blut und Elend, die sein Wirken unter den Völkern hinterlassen hat, sichtbar geworden. Zu offen hat er seine Karten aufgedeckt, als daß die Völker ihm auch nur noch über den Weg trauten. Daher klingen auch seine Argumente leer und hohl. Seine Macht steht auf tönernen Füßen, da hinter ihr nicht mehr das Prestige, die unantastbare Autorität und vor allem die magische Anziehungskraft eines unversehrten englischen Weltreichs zu sehen sind, die bisher auf die Völker so faszinierend wirkten. England steht vor dem tiefsten Fall seiner Geschichte. Seine plutokratische Führung hat es nicht anders gewollt. Es werden Schläge auf sein Haupt herniederprasseln, daß es in seinen Grundfesten zu beben beginnt. Der Schleier ist zerrissen, den es um seine Schwächen zu legen pflegte. Es steht ganz nackt und bloß vor dem Auge der Welt. Ein großes Reich fällt unter den vernichtenden Streichen junger Völker, die leben wollen, und die im Kampf um ihre gute Sache von einem stärkeren Glauben und einer reineren Gesinnung erfüllt sind.
Möglich, daß es noch eine Weile dauert, bis Englands Sturz kommt. Das ist nicht erheblich. Bei Entwicklungen von so weltweiter Bedeutung spielen Wochen und Monate keine ausschlaggebende Rolle. Sie werden nach Vollzug des geschichtlichen Schicksals vor dem historischen Ergebnis zu Minuten oder Sekunden zusammenschrumpfen. Die Fronten sind klar gegeneinander abgegrenzt. Es führen keine Wege mehr von hüben nach drüben und umgekehrt. England muß fechten. Es muß sein imperiales Leben verteidigen, mehr noch, es muß seine nationale Existenz in die Waagschale der Entscheidung werfen. Uns ist um den Ausgang dieses Ringens nicht bange. Wir haben nicht nur die mehreren und besseren Menschen, das erfolgversprechendere Material und die günstigeren Chancen auf unserer Seite, auf unserer Seite steht auch und nicht zuletzt die reinere Moral und die entschlossenere Willenskraft.
Wir reden angesichts des nahenden entscheidenden Schicksalskampfes unseres Volkes nicht so viel wie die Engländer von Gott, aber wir glauben an ihn. Wir vertrauen darauf, daß er uns seine Hand leihen wird, wenn wir daran gehen, die Menschheit von ihrem ewigen Quäl- und Plage-438
geist zu befreien und der Welt ihre Ruhe und ihren Frieden zurückzugeben.
Die frommen Lords sollen also ruhig ihre Talare ausziehen. Sie haben uns zum Krieg und nicht zum Bibelkränzchen eingeladen. Im Krieg wird gekämpft, und helfen wird Gott dem, der am besten und tapfersten ficht, nicht dem, der am lautesten betet.
-439-

* * * * *

Britannia rules the waves

30. März 1941

Wenn die Engländer einiges getrunken haben und sich in alkoholischer Stimmung befinden, auch wenn sie ein kleines Volk wie die Buren feige überfallen, um ihnen ihre Goldfelder zu rauben, oder wenn sie unter mittelalterlichem Zeremoniell einem neuen König die Krone aufs Haupt setzen, dann pflegen sie dieses Lied zu singen. England muß Herr sein über die Meere; das Weitere wird sich finden. Darauf

haben sie ihre ganze Macht aufgebaut, und hier sind sie deshalb auch am verwundbarsten. Es gibt nur wenige Ereignisse im politischen oder militärischen Geschehen, die die Aufmerksamkeit des ganzen britischen Volkes beanspruchen können. Wird an seiner Herrschaft zur See gerüttelt, dann hört auch beim letzten Engländer die Gemütlichkeit auf. Deshalb muß die britische Regierung immer bemüht bleiben, diese empfindlichste Stelle im Nationalcharakter ihres Volkes nach Möglichkeit zu schonen, und daraus auch ist es zu erklären, daß Mr. Churchill, wenn man ihn zwingen will, England reinen Wein über seine Schiffsverluste einzuschenken, in ein verlegenes Stottern ausbricht und Erklärungen von sich gibt, die ein Gemisch aus pfiffig gespielter Wahrheitsliebe und ganz plumper Schwindelei darstellen. Das, was wirklich ist, kann er gar nicht sagen;
er würde damit seine politische Existenz untergraben.
Es ist bekannt, daß die deutschen Zahlenangaben in diesem Kriege immer noch der Wahrheit entsprachen. Wir haben auch niemals Veranlassung gehabt, etwas wegzulassen oder hinzuzufügen. Die Unterlagen zu den von uns verlautbarten Ziffern stammen von aufrechten deutschen Offizieren. Sie sind immer von soundsovielen Augenzeugen bestätigt. Ein Irrtum ist dabei nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen, von einer bewußten Unter- oder Übertreibung ganz zu schweigen. Danach haben die Engländer in diesem Krieg weit über 9 Millionen Bruttoregistertonnen an Schiffsraum verloren. Nach langem Drängen unsererseits geben sie nun keuchend und stöhnend um die 5 Millionen zu. Das
-440-

aber besagt an sich nicht viel. Eine maßgebende amerikanische Zeitung, die "New York Times", die gewiß nicht im Geruch der Deutschfreundlichkeit steht, schrieb kürzlich noch, die wirklichen Schiffsverluste Englands lägen in der Tat etwa 75 Prozent höher als die amtlichen britischen Angaben. Rechnet man also diese 75 Prozent noch zu den englischen Eingeständnissen hinzu, dann ist man nicht mehr so sehr weit von der Zahl entfernt, die wir auf Grund genauester Unterlagen angegeben haben.
So ist die Lage, und nur aus ihr heraus kann man verstehen, warum die Engländer sich so benehmen, wie sie sich benehmen. Mr. Churchill gibt hier wie überall im englischen öffentlichen Leben den Ton an. USA. ist modern und schick. Der neue Botschafter der Vereinigten Staaten in London kann sich der plumpen Liebenswürdigkeiten, mit denen er von der englischen Regierung überschüttet wird, kaum noch erwehren. Mr. Churchill hat anläßlich eines Frühstücks der Londoner Pilgrims-Gesellschaft auf ihn eine Rede gehalten, die so ungefähr das Tollste an nationaler WürdeIosigkeit darstellt, das sich ein britischer Premier bisher überhaupt geleistet hat. Er sprach von der tödlichen Prüfung, der England , in der Schlacht um den Atlantik unterzogen wurde, und bat dann so inständig und flehentlich um USA.-Hilfe, um schleunige und unverzügliche USA.-Hilfe, daß man kein Zeichendeuter zu sein braucht, um zu wissen, wie es um Englands Lage bestellt ist.
Über 9 Millionen Tonnen, das ist schon etwas. Das schlägt zu Buch, und man kann das überhaupt nicht bagatellisieren, zumal England sich darüber im klaren sein muß, daß das alles nur der Anfang ist. Solche Zahlen lassen sich auf die Dauer auch nicht unterschlagen, und es nutzt Mr. Churchill gar nichts, wenn er mit seinen Kommuniques ein paar Monate hinter den Tatsachen herhinkt. Irgendwann muß er doch mit der Wahrheit heraus, und zwar dann, wenn die Folgen sichtbar werden, wenn der versenkte Schiffsraum zu fehlen beginnt, wenn die Bürger auf den Inseln ihre Leibriemen enger schnallen müssen und Schmalhans Küchenmeister wird; vor allem aber, wenn die für die Kriegsproduktion notwendigen Rohstoffe ausgehen. In Stunden allgemeiner Ratlosigkeit hat die englische Propaganda zwar noch den Ausweg, von neuen Geheimwaffen zu faseln, von außerordentlich wirkungsvollen kleinen Schiffen,
-441-

die ausschließlich die Aufgabe haben, deutschen U-Booten den Garaus zu machen. Ein englischer Minister, wie alle seine Kollegen nicht mit Überfluß an Weisheit gesegnet, kam sogar auf den rettenden Gedanken, einfach zu erklären, es sei gar nicht so schlimm, wenn die Deutschen jetzt mehr U-Boote besäßen; um so eher bestände die Möglichkeit, eines davon zu treffen und zu versenken. Aber das sind, wie man zugeben wird, nur Redensarten für die Galerie. Damit kommt man nicht weit, und in Fachkreisen kann das nur allgemeine Heiterkeit erregen.
Näher der Wahrheit steht ein bekannter, in London tätiger amerikanischer Journalist, der bei einer Wochenstatistik von 100.000 versenkten Tons erklärte, man müsse dabei in Wirklichkeit mit 200.000 Tons rechnen. Die hunderttausend mehr seien in der Regel auf Unwetter und Stürme zurückzuführen. Diese Erklärung ist gar nicht so originell, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Sie stellt nur eine verblümte Umschreibung des wahren Tatbestandes dar; und das mit den Unwettern und Stürmen ist natürlich ein aufgelegter Unsinn. Kein Mensch würde auf solch eine alberne Ausrede kommen, wenn man in London nicht gezwungen wäre, allmählich mit den richtigen Zahlen herauszurücken, die ja schließlich doch schon wegen der damit verbundenen katastrophalen Folgen für die englische Produktion und Versorgungslage nicht lange mehr verheimlicht werden können.
Ähnlich ist das auch mit den im Augenblick noch reichlich vagen englischen Angaben über die Erfolge der deutschen Luftangriffe. Da verfolgt London die Taktik, gleich am frühen Morgen nach dem nächtlichen Bombardement eine nichtssagende Erklärung abzugeben, aus der man aber auch nicht das geringste über die Schwere des Angriffs und seine Folgen entnehmen kann. Schlimmer ist die Sprache nicht zu mißbrauchen, als das hier geschieht. Könnten wir uns nicht durch unsere eigenen Unterlagen einen ungefähren Überblick verschaffen, etwa durch die Zahl der an den Angriffen beteiligten Flugzeuge, der abgeworfenen Bombenmengen usw., auch wir würden auf die Dauer annehmen müssen, es handele sich bei diesen Aktionen im allgemeinen um militärische Lappalien, die überhaupt nicht der Rede wert wären. Einige Tage später sickert dann meistens auch in London die Wahrheit durch. Dann kann man Korrespondentenberichte in der englischen oder USA.-Presse lesen,
-442-

die den zuerst herausgegebenen amtlichen britischen Bericht in einem Umfang Lügen strafen, der eigentlich die ganze englische Glaubwürdigkeit erschüttern müßte. Man sagt beispielsweise am Morgen nach einem schweren deutschen Luftangriff auf große englische Städte, es seien auch einige Menschenleben zu beklagen. Eine Woche später erfährt man dann so nebenbei durch das Reuterbüro, daß es sich dabei um tausend Tote gehandelt habe. So ähnlich wird es auch mit den Schäden an industriellen und militärischen Zielen sein. Man streitet zunächst einmal nach alter englischer Grundregel rundweg alles ab. Läßt die Lüge sich nicht länger aufrechterhalten, dann gibt man zögernd zu, aber immer nur so viel, als man beim besten Willen nicht mehr leugnen kann.
Man muß also schon ein sehr geübter Rechenkünstler sein, um Londoner Berichte mit Verstand lesen zu können; und seit Beginn des Krieges in dieser Tätigkeit geübt, haben wir uns im Laufe der Monate allmählich zu wahren Zeichendeutern ausgebildet. Uns können die Engländer überhaupt nichts mehr vormachen. Wir beurteilen die militärische Lage nicht nach Mutmaßungen, Wünschen, Hoffnungen oder gar Illusionen, sondern ausschließlich nach harten und unbestreitbaren Tatsachen.
Man wird auch als vorsichtiger Rechner wohl nicht zuviel sagen, wenn man behauptet, daß es augenblicklich um Englands Situation viel schlechter bestellt ist, als wir uns überhaupt vorstellen können. Und trotzdem ist es gut, wenn wir unsere Prognosen auf absolut feststehenden Tatbeständen aufbauen, auch wenn sie vielleicht weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Um so weniger Enttäuschungen werden wir erleben. Eine Kriegführung, die sich auf Schwierigkeiten gefaßt macht, die sie dann am Ende doch nicht vorfindet, fährt immer besser als eine Kriegführung, die solche Schwierigkeiten nicht mit einberechnet, um dann zuletzt doch von ihnen überrascht zu werden. Stell

dich auf den ungünstigsten Fall ein! sagt eine alte Regel der Politik. Wie angenehm ist es dann, einen günstigeren oder gar den günstigsten anzutreffen!
Wir halten es für ausgeschlossen, daß Mr. Churchill oder seine Regierung Laut geben werden, bevor England wirklich nicht mehr kann. Er ist ein routinierter und geübter Spieler, der vor allem jene Portion Zynismus und Gefühlsroheit besitzt, die dazu gehört, ein Volk für eine aussichtslose
-443-

Sache bis zum Weißbluten einzusetzen. Er wird sich ja auch im klaren darüber sein, daß er nicht nur um Großbritanniens, sondern auch um seine eigene Existenz würfelt. Dieser Krieg ist sein Krieg. Verliert er ihn, so bedeutet das für ihn und seinesgleichen den Verlust der politischen Karriere und vielleicht noch mehr. Er kann nicht mehr zurück. Es wird ihm deshalb auch jedes Mittel recht sein, um den Krieg fortzusetzen. Er ist von uns niemals anders eingeschätzt worden. Ihm trauten wir schon zu, daß er Deutschland ausrotten, unser Volk vernichten und unser Reich in Schutt und Asche legen würde, wenn er das könnte. Er kann es nicht. Er ist nicht einmal mehr in der Lage, die Hand zu einem schweren Schlag gegen uns zu erheben. Überall, wo er das auch nur versuchen wollte, fällt ihm die deutsche Wehrmacht gleich in den Arm. Unterdes aber erhält England einen betäubenden Stoß nach dem anderen, und eines Tages wird es tödlich getroffen zu Boden sinken. Wie oft hat er über den weiteren Verlauf des Krieges vorlaute Prophezeiungen gemacht! Ist eine dieser Prophezeiungen eingetroffen? Hat er sich nicht bezüglich Polens, Norwegens, Hollands, Belgiens und Frankreichs auf der ganzen Linie geirrt? Hat er nicht noch von bevorstehenden Siegen gefaselt, als die von ihm verführten Völker schon zerschmettert am Boden lagen? Er wird sich auch diesmal täuschen, sich selbst, sein Land und den Teil der Welt, der noch auf ihn hört. Die Tatsachen sind gegen ihn. Der eiserne deutsche Ring hält England umklammert. Schon atmet es schwer, und der Ring schließt sich enger und enger. Es gibt keine Möglichkeit mehr, daß Großbritannien sich ihm entwindet.
Das militärische Drama, dessen Zeugen wir augenblicklich sind, wird über die Zukunft Europas entscheiden. Es liegt vielleicht eine tiefe englische Tragik darin, daß London diesen Krieg provozierte, ohne dazu gezwungen zu sein, daß ihm im Gegenteil vor seinem Ausbruch und noch in seinem Verlauf die ehrenvollsten Angebote gemacht wurden, die es aber in den Wind schlug, um nun langsam, aber sicher, an diesem Krieg zu zerbrechen. Es gibt Gelegenheiten in der Geschichte, bei denen die Vollstrecker großer Völkerschicksale zuerst gegen ihren Willen von den Opfern einer fällig gewordenen Entwicklung zur Aktion gezwungen und dann am Ende doch dazu berufen werden zu stoßen, was da im Begriff war zu fallen.
-444-

Vor einer solchen Gelegenheit stehen wir heute. Günstiger, als sie sich uns augenblicklich darbietet, kann sie überhaupt nicht gedacht werden. England beherrscht nicht mehr die Wogen. Es kämpft auf seinen umklammerten Inseln um sein Leben. Um es niederzuwerfen, haben wir nur etwas Intelligenz und viel Mut nötig. Wir wollen es daran nicht fehlen lassen.
-445-

* * * * *

Lord Halifax als Bankettredner

6. April 1941

Trotz aller unserer Bemühungen, die britische Plutokratie aus ihrem Dachsbau herauszulocken, ist es uns bis jetzt noch nicht gelungen, sie dazu zu bewegen, Farbe zu bekennen und uns und der Welt etwas Näheres über die Ziele des Krieges zu verraten, den sie so leichtfertig und zynisch vom Zaune gebrochen hat und in dessen Verlauf nun Großbritannien glücklich so weit gekommen ist, daß es

mühsam und keuchend um sein nacktes Leben ringt. Es ist das vielleicht überhaupt das Merkwürdigste in diesem an Merkwürdigkeiten gewiß nicht armen Krieg. Denn schließlich setzt man ja nicht ein Weltreich aufs Spiel, ohne zu wissen, warum. Wir sind auch nicht so naiv zu glauben, England wäre sich überhaupt nicht im klaren darüber, wofür es kämpfe, und seine Führungsschicht habe keine blasse Vorstellung, welches System und welche allgemeine Lebensform sie einrichten wolle, wenn Großbritannien siegte. Man weiß es schon, aber man geniert sich, es zu sagen. Es besteht keine Möglichkeit mehr, wie 1917/18, einen Trick anzuwenden und uns einfach zu übertölpeln. Dagegen haben wir rechtzeitig vorgesorgt. Man kann auch keinen Eindruck damit machen, daß man in London einfach erklärt, man wolle nach dem Kriege wieder da anfangen, wo man vor dem Kriege aufgehört habe. Das würde weder dem eigenen Volke noch der Welt auch nur im mindesten imponieren. Auch würde das englische Volk mit Recht fragen, warum dann überhaupt Krieg, warum diese Opfer und diese Angst, wenn man dasselbe auch ohne Krieg hätte erreichen können? Kurz und gut:
Mr. Churchill befindet sich in der Frage der englischen Kriegsziele in einer argen Zwickmühle, und darum antwortet er auch immer so barsch und unwirsch, wenn man ihn im Unterhaus oder in der Londoner Presse daraufhin stellt. Er erklärt dann einfach, England kämpfe um sein Leben. Eine etwas faule Ausrede, da ja niemand England in seinem Leben bedrohte, als es dem Reich den Krieg ansagte.
Diese simple Antwort genügt denn auch offenbar den angelsächsischen Vettern jenseits des großen Teiches, die England für seine Kriegführung
-446-

Geld, Schiffe und Material zur Verfügung stellen sollen, nicht. Sie haben präzisere Auskünfte verlangt. Und so mußte denn Lord Halifax, der britische Botschafter in Washington, sich stellen und helfend eingreifen, wo Mr. Churchill sich mit Schweigen aus der Affäre zu ziehen versuchte. Er tat das in einer Rede auf dem Bankett der amerikanischen Pilgrims-Gesellschaft in New York. Ein Bankett in New York ist ja sicherlich auch die geeignetste Gelegenheit, der Welt mitzuteilen, warum Großbritannien den Krieg provoziert hat und aus welchem Grunde es nun bis zum Weißbluten zu kämpfen entschlossen sein muß. Lord Halifax' Ausführungen sind für den amerikanischen Hausgebrauch zurechtgeschnitten. Sie enthalten alles, was man zu diesem Thema sagen kann, ohne sich irgendwie festzulegen, und würden sich deshalb auch besser zu einem Leitartikel in einem New Yorker Boulevardblatt als zu einer für die internationale Öffentlichkeit bestimmten amtlichen Erklärung eignen. Der fromme Lord meinte, England kämpfe für einen gerecht verteilten Wohlstand. Wieso kämpfen? London hätte ja den Wohlstand der Welt, der sich zum größten Teil in seinen Händen befindet, auch schon vor dem Kriege gerecht verteilen können. Vielleicht wäre dann der Krieg überhaupt überflüssig gewesen. Denn unseres Wissens hat England sich doch entgegen all unseren friedlichen Vorstellungen konstant geweigert, irgend etwas an der Verteilung der Reichtümer der Welt zu ändern. In London wurde doch die entehrende Klassifizierung der Völker in Besitzende und Habenichtse erfunden und diese Ordnung als die gottgewollte ausgegeben. Für ihre Neuregelung kann Großbritannien also nicht Krieg führen.
Lord Halifax sagte weiter, England habe dem Reich den Krieg erklärt, um die Welt vor einer Wiederholung der Tragödie des Krieges zu beschützen. Merkwürdige Logik! Also London führt Krieg, um die Welt vor Krieg zu bewahren. Das ist dasselbe, wie wenn einer Selbstmord begeht, um den Tod abzuschaffen. Es sei nicht möglich, meint Lord Halifax, jetzt schon bis ins einzelne gehende Pläne zur Errichtung des Zukunftsgebäudes der Gemeinschaft der Nationen auszuarbeiten. Wir wollen auch gar keine Einzelheiten wissen; es genügte uns schon, wenn Lord Halifax uns dieses Zukunftsgebäude wenigstens in rohen Umrissen aufzeichnen wollte. Aber auch darüber schweigt er sich in seiner sonst so wortreichen Rede vernehmlich aus. Oder sollen wir uns etwa mit seiner
-447-

doch reichlich naiven Forderung zufrieden geben, die Völker müßten zusammenarbeiten für das gemeinsame wirtschaftliche Wohl? Das ist eine Binsenwahrheit, die bei uns schon die Schüler von der vierten Volksschulklasse an kennen. Um die einer aufhorchenden Welt als englisches Kriegsziel zur Kenntnis zu bringen, dazu brauchte sich der britische Botschafter in Washington nicht in geistige Unkosten zu stürzen. Daß sich alle die Hände reichen sollen, die aufrichtig und loyal den Frieden und das Wohl der Völker suchen, diese Forderung Lord Halifax' wird ja wohl auch nirgendwo auf nennenswerten Widerstand stoßen. Aber warum um des Himmels willen mußte England deshalb dem Reich den Krieg erklären?
Näher kommt der edle Lord schon dem in Frage stehenden Problem, wenn er behauptet, der gegenwärtige Kampf sei ein tödlicher Konflikt zwischen zwei Philosophien, und er gebe sich keinen Illusionen hin, wenn er annehme, daß die Zivilisation, wie er sie verstehe, einen Sieg der Nazis nicht überleben könne. Und damit sind wir ihm nun auf der Spur. Zwar handelt es sich nicht um zwei Philosophien — Lord Halifax bewegt sich als echter Engländer bei der Verwendung des Begriffs Philosophie auf einem ihm etwas ungewohnten Terrain —, aber um zwei Anschauungen. Die eine geht dahin, daß England alles besitzen soll, und die andere geht dahin, daß die Achsenmächte auch etwas mithaben wollen. Die eine erklärt, daß Gott selbst die Reichtümer der Erde der britischen Plutokratie anvertraut hat, die andere dagegen, daß das gar nichts mit göttlicher Ordnung zu tun habe, sondern eine höchst ungöttliche Unordnung sei, und daß man diese ändern müsse, wenn nötig, mit Gewalt, damit alle Völker leben können und nicht zuerst in London anfragen müssen, ob es ihnen gestattet sei, Baumwolle oder Gummi zu kaufen oder nachmittags eine Tasse Kaffee zu trinken.
Was Lord Halifax unter Zivilisation versteht, das wissen wir ganz genau. Er meint damit das luxuriöse, parasitäre Drohnenleben der führenden englischen Gesellschaftsschicht, der er entstammt und deren Wortführer er auch ist. Was deren Schicksal sein wird, wenn Großbritannien den Krieg verliert, das läßt uns vollkommen kalt. Daß die Möglichkeit besteht, daß diese Art von Zivilisation einen Sieg der Nazis nicht überlebt, wollen wir nicht so ohne weiteres von der Hand weisen. Aber dafür zu sorgen, wäre dann Sache des englischen Volkes. Uns inter-
-448-

essiert nur, ob diese Talmi-Zivilisation das Recht hat, den elementarsten Lebensansprüchen des deutschen Volkes im Wege zu stehen; und diese Frage verneinen wir. Die Tödlichkeit der Philosophien ist eine durchaus einseitige, indem die englische Philosophie uns Deutschen einfach die nationale Existenz verweigert. Lord Halifax soll sich da nicht dümmer stellen, als er ist, und nicht so tun, als planten wir einen geistigen Angriff auf seine Bigotterie und hätten die Absicht, ausgerechnet auf ihn und seinesgleichen einen Zwang auszuüben, um sie zum Nationalsozialismus zu bekehren. Wenn er Spaß daran hat, von der Kanzel herunter die Bibel auf Englisch auszulegen, wer von uns hätte je etwas anderes dafür übriggehabt als nur ein Augenzwinkern? Und wenn er unter persönlicher Freiheit nicht mehr versteht als das ungeschmälerte Recht, am wärmenden Kaminfeuer eines Londoner Klubs die herzlich langweiligen Leitartikel der "Times" zu lesen, wir haben nie versucht, ihn in dieser Freiheit zu behindern, und schließlich ist jeder so frei, wie er es auf Grund seiner geistigen Möglichkeiten vermag. Wir verstehen unter persönlicher Freiheit etwas Umfassenderes und auch Moralischeres, als das ein britisches Plutokratengehirn überhaupt begreifen kann. Aber wo hätten wir jemals versucht, z. B. Lord Halifax überhaupt auch nur damit bekannt zu machen, geschweige ihn dazu zu bekehren?
Darum brauchten er und seinesgleichen dem Reich nicht den Krieg zu erklären. Sie konnten vollkommen beruhigt sein. Was sie unter Zivilisation verstehen, war und ist uns vollkommen gleichgültig, soweit es nicht unsere Lebensinteressen bedroht. Lord Halifax hat es sich also offenbar etwas zu leicht gemacht, als er daran ging, der amerikanischen Welt die englischen Kriegsziele

näherzubringen. Er trat damit nur in die Fußtapfen der Londoner Leitartikler. Was er sagte, waren aufgewärmte britische Humanitätsphrasen, und nach seiner Rede stehen wir genau da, wo wir vor seiner Rede standen.
Mr. Churchills eigener Sohn Randolph Churchill erklärte kürzlich im englischen Unterhaus: "Wenn der Krieg einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorzubringen vermöchte, warum haben wir ihn dann nicht lange vorher schon begonnen?" Worauf ein konservativer Kommentator sehr offenherzig mit der Bemerkung replizierte, in Kriegszeiten neige man immer zum Sozialismus, was aber um Gottes willen nicht so ausgelegt
-449-

werden dürfe, als wolle England derartiges auch für die Friedenszeit zulassen. Und das ist die echte Meinung der britischen Plutokratie. Hin und wieder rutscht ihr in einer unbedachten Bemerkung wie hier die Wahrheit aus dem Munde. Aber wenn Lord Halifax offiziell zum amerikanischen Volke spricht, dann ist das nur für die Galerie bestimmt.
Um das Bild der englischen Geistesverwirrung vollständig zu machen, ergreift dann noch der bekannte britische Historiker Arthur Bryant das Wort und erklärt mit einer geradezu impertinenten Frechheit, man werde vielleicht gut tun, nach dem Kriege die besten Ideen des deutschen Nationalsozialismus als Programm für die neue Ordnung in Europa aufzustellen. England habe immer die Revolution in der Welt bekämpft und gegen die ausländischen Schöpfer der Revolutionen so lange Krieg geführt, bis die Völker sich von ihren Führern trennten. Dann machte sich England stets daran, das Beste aus der Revolution anderer für sich zu verwerten. In der englischen Geschichte stoße man ständig auf das gleiche Rezept: Erst freundliche Sympathien mit neuen Ideen, dann Herausforderung und Beseitigung der Anführer und Träger dieser Ideen und schließlich ein Adoptieren alles dessen, was an der ganzen Sache für England brauchbar gewesen sei.
Diese Sätze müßten in Deutschland und Italien öffentlich plakatiert, sie müßten jedem Soldaten als Vademekum mit in den Tornister gegeben werden. Denn sie enthalten alles das, was England von diesem Krieg denkt. Hier wird dem materiellen Diebstahl der offene geistige Diebstahl hinzugefügt. Die politische Sterilität der englischen Führungsschicht ist hier zum zynischen Prinzip erhoben. Hat man kein Geld, dann nimmt man es dem Nachbarn, verspürt man Appetit auf neue Kolonien, dann raubt man sie dem Feind, den man mit Tücke und Hinterlist niedergeschlagen hat; und fehlen einem die Ideen, dann stiehlt man sie dem, der mehr Gehirn, aber weniger Goldbarren besitzt.
Das ist das England von heute. Lord Halifax bemüht sich vergebens, ihm ein moralisches Mäntelchen umzuhängen. Seine Blößen schauen durch alle Öffnungen hindurch. Wir wissen, woran wir mit ihm sind. Ein Trafalgar und Waterloo wird sich nicht wiederholen. Wir haben rechtzeitig dagegen vorgesorgt. Die Inseln sind umklammert, und der Weg nach Europa ist England versperrt. Es wird also keine Gelegenheit mehr
-450-

haben, unseren revolutionären Krieg in eine falsche Bahn zu lenken oder die Völker von ihren Führern zu trennen. Es muß kämpfen, und zwar nicht um dieses oder jenes, sondern um sein Leben.
Seine Kriegsziele, ob ausgesprochen oder unausgesprochen, werden nach unserem Siege Papier, die Ideen unserer Revolution aber nicht Dünger für Englands Regeneration sein. Sie werden Europa umgestalten, ohne England, und, wenn nötig, auch gegen England.
-451-

* * * * *

Das alte Lied

8. April 1941

In diesen Tagen werden sich wohl ungezählte Millionen Menschen in der Welt die Frage vorlegen, wie es nur möglich sei, daß eine verbrecherische Generalsclique in Belgrad nach all den bösen Erfahrungen, die große, mittlere und kleine Staaten in jüngster Vergangenheit im Vertrauen auf englische Hilfe mit einem Eintritt in den Krieg gemacht haben, dennoch den frivolen Mut und den zynischen Leichtsinn aufbringt, ihr Volk für Großbritanniens Interessen auf die Schlachtbank zu führen. Man kann diese Frage nicht mehr mit Argumenten des gesunden Menschenverstandes beantworten. Die Ereignisse in Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich sind noch zu frisch in jedermanns Erinnerung, als daß man sie ausgerechnet in Jugoslawien vergessen haben könnte. Dieser Vielvölkerstaat verfügt auch nicht über genügend Machtmittel, um seinen gegenwärtig Regierenden irgendeine Hoffnung auf langandauernden Widerstand, geschweige auf Sieg zu erlauben. Man muß also wohl annehmen, daß die Verantwortlichen, die die nötige Frivolität besaßen, dieses Drama über ihr Volk heraufzubeschwören, bestochene Subjekte des Secret Service oder des britischen Außenamtes sind, die eine Zeitlang für gute englische Pfund Widerstand leisten, um dann, wie die Beck und Rydz-Smigly, die Hambro und Koht und Biesterfeld und Pierlot, in der kritischen Stunde die bereitstellenden Flugzeuge zu besteigen und ihr Volk dem von ihnen angerichteten Elend zu überlassen. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, sie später in einem Seitenflügel eines Londoner Luxushotels wiederzufinden, wo sie dann mit den Benesch, Zogu und Sikorski Europa im Sandkasten spielen.

Man ist ja allerhand bei dieser Art von Talmi-Staatsmännern gewöhnt, aber diese Wiederholung des alten Liedes, das schon so oft in der jüngsten Vergangenheit mit schreienden Dissonanzen angestimmt wurde, macht doch nachdenklich. Wie tief muß die politische Moral in diesem vergreisten, zusammenbrechenden liberalen Europa gesunken sein, daß es

-462-

solche Vorgänge überhaupt noch erträgt! Eine Regierung unterschreibt in Wien feierlich einen Vertrag mit drei Großmächten und wird am anderen Tage durch den Theaterputsch einer kriminellen Generalsclique, die Übung in solchen Dingen hat, unter dem Beifall der künstlich aufgewiegelten Straße gestürzt. Ein noch nicht achtzehnjähriger Junge, der von der feilen Londoner Presse gleich zu "Peter dem Großen" ernannt wird, übernimmt zur Deckung dieser politischen Unterweltfiguren die Staatsführung. Man bezeichnet diesen Tag im Londoner Rundfunk als einen der glücklichsten der englischen Geschichte und bringt sogar die Blasphemie auf zu erklären, er stelle eine Art Gottesurteil dar, da er auf einen englischen Bettag gefolgt sei. Das Wunder von Dünkirchen habe sich wiederholt. Jeder Engländer fühle sich heute wie eine Million Pfund, denn jetzt sei der britische Sieg zur Gewißheit geworden. In Belgrad ergreift unterdes der Pöbel das Wort. Nicht genug damit, daß man das Reich und Italien durch den politischen Vorgang an sich bewußt und frech provozierte, man insultiert den deutschen Gesandten und den Militärattache, demoliert die Häuser und Geschäftslokale der Deutschen und läßt gegen die Bürger des Reiches eine Terror- und Verfolgungswelle los, die überhaupt nichts anderes zum Ziele haben kann, als Deutschland zum militärischen Eingreifen geradezu zu zwingen. Als unsere Truppen marschieren, erklärt der britische Minister Morrison in aller Öffentlichkeit, England habe das erwartet — er vergißt nur hinzuzufügen, gewünscht! —, es sei das nur eine Frage der Zeit gewesen.

London hat also wieder einmal sein Ziel erreicht. Es ist den Kriegshetzern an der Themse gelungen, einen Teil Europas, den in Ruhe und Frieden zu halten das Ziel langer und geduldiger Bemühungen des Führers war, in das militärische Drama mit hineinzuziehen. Das ändert nichts am Ausgang des Krieges, im Gegenteil, es wird den deutschen Totalsieg nur beschleunigen. Es zwingt uns auch nicht, wie man in London frohlockend erklärt, eine neue Front auf und bindet Truppen, die für andere Zwecke notwendig gewesen wären, und es stört auch unsere Berechnungen nicht im mindesten. Es stürzt nur

nach dem Muster des polnischen, des norwegischen, des holländischen, belgischen und französischen Volkes ein neues Volk in namenloses Unglück, nur zu dem
-453-

einzigen Zweck, den Verbrechern an der Themse für eine kurze Zeit zu erlauben, erlogene Siegesnachrichten in die Welt zu posaunen und damit den langsam sinkenden Mut des englischen Volkes für kurze Zeit wieder etwas zu beleben. Du glaubst nicht, mein Sohn, sagt Oxenstierna, mit wie wenig Intelligenz die Welt regiert wird.
Nun ergreift Schmock das Wort. In London erfundene Stimmungsbilder aus Belgrad und Athen werden über den Äther gefunkt. Sie stellen alle bisherigen Höchstleistungen des britischen Propagandadilettantismus weit in den Schatten. Eine Welle der Volksbegeisterung gehe in Jugoslawien durch das ganze Land. In den Militärlazaretten in Griechenland verließen alle Verwundeten, denen dies möglich war, das Bett, um gemeinschaftlich die Nationalhymne zu singen — man stelle sich das plastisch vor! —, Volksmassen drängten sich in den Straßen Athens und bejubelten die Verkündung des Kriegsausbruchs, und in Belgrad erkläre man sogar, die Serben zögen in die Schlacht wie andere Leute zur Hochzeit. Wohlgemerkt, das erfährt man nicht aus diesen Städten selbst, sondern aus London. Aus Belgrad beispielsweise hört man dagegen anderes: daß die Stadt, die man vorher schlauerweise entgegen allen den widersprechenden Tatsachen zu einer offenen erklärt hatte, um sie damit der bevorstehenden Abrechnung zu entziehen, nach den verschiedenen Luftangriffen an allen Ecken und Enden brenne, daß sich der Bevölkerung eine heillose Panik bemächtigt habe, daß sie auf allen Straßen, die aus Belgrad herausfühlten, mit Sack und Pack flüchte und dabei in keiner Weise den Eindruck eines Hochzeitszuges erwecke.
Die Herren Engländer hatten solche Folgen entgegen ihren heutigen so pomphaft abgegebenen Erklärungen nicht im mindesten erwartet. Im Gegenteil: am 29. März noch triumphierte der Londoner Rundfunk, die ganze Welt warte mit Spannung und nicht ohne Schadenfreude, wie Hitler sich aus der jugoslawischen Klemme ziehen werde. Den Feldzug in Jugoslawien könne er nicht entfesseln; müsse er aber weiter warten, so würde auch dies einen Rückschlag bedeuten. Worin dieser Rückschlag bestehen sollte, das liegt klar auf der Hand. Der superschlaue Mr. Churchill wollte sich in den nächsten Wochen und Monaten in Jugoslawien und Griechenland wohnlich einrichten — bei Griechenland ist das ja schon, wie das Reuterbüro frohlockend verkündet, geschehen —, um dann bei erster
-454-

bester Gelegenheit in unsere Flanke hineinzustoßen. Und die Wut in London ist nur darauf zurückzuführen, daß man jetzt dieses saubere Plänchen durchkreuzt sieht. Der Führer ist wieder mal, wie im Falle Norwegen, schneller als die Lords gewesen; er hat nicht den Autobus verpaßt, und die uns in London übertölpeln wollten, sitzen nun an den Bächen ihrer entschwundenen Hoffnungen und trauern den weggeschwommenen Fellen nach.
Es ist schade, daß das serbische und griechische Volk keine blasse Ahnung haben, eine wie geringfügige Rolle sie selbst in den gegenwärtig in der britischen Plutokratie angestellten Berechnungen spielen. Es würde sonst in Belgrad und Athen zu ganz anderen Reaktionen kommen, als Schmock in London sie in seiner unbekümmerten Phantasie sieht. Aber das ist nun einmal so, daß die Völker von den Erfolgen ihrer Staatsmänner leben und ebenso auch ihre Fehler und Sünden bezahlen müssen. In diesem Falle gibt es für die von diesem Verhängnis Betroffenen keine Rettung mehr. Auch der achtzehnjährige Peter der Große in Belgrad hat dagegen kein wirksames Mittel. Die englischen Plutokraten werden, wie wir sie nach unseren bisherigen Erfahrungen mit ihnen kennen, wenn es so weit ist, kaltschnäuzig über Elend, Jammer und Verlassenheit von Millionen Menschen, die sie auch

hier ins Unglück gelockt haben, zur Tagesordnung übergehen, und nur für die Simowitsch und Genossen hält man die Appartements im Hotel Savoy frei.
Es wäre interessant zu erfahren, so orakelt Reuter am Sonntagmorgen nach Überwindung der ersten Schrecksekunde, wie man im Innern Deutschlands auf diese letzten Ereignisse reagiert. Da sind wir gerne zu näherer Auskunft bereit. Das deutsche Volk begrüßt den kühnen und weitsichtigen Entschluß des Führers. Es vertraut auf den Mut und die Schlagkraft seiner Wehrmacht und weiß, daß sie auch diesen Feldzug, der in seinen Schwierigkeiten nur mit dem in Norwegen verglichen werden kann, zum siegreichen Ende führen wird. Es sitzt, wo es nur eine freie Minute hat, an den Lautsprechern und verfolgt in seinen Zeitungen mit leidenschaftlicher Anteilnahme den Fortgang der Operationen. Es ist durch diesen Feldzug nicht überrascht, ganz zu schweigen etwa unangenehm überrascht worden. Es hat in den letzten Tagen immer nur gefragt, wie lange der Führer noch die Geduld aufbringen werde, sich die
-455-

frechen und unverschämten Provokationen der Serben gefallen zu lassen. Der britische Minister Greenwood erklärte am Sonntag, Hitlers Siege seien Pyrrhus-Siege, und er verkenne die wirkliche Lage. Hier feiert also der verpaßte Autobus des seligen Mr. Chamberlain fröhliche Urständ. Und was unsere Pyrrhus-Siege anlangt — unsere Phantasie reicht nicht aus, uns vorzustellen, was die Engländer aus einem Sieg, wie ihn unsere Wehrmacht zu Dutzenden errungen hat, machen würden, wenn sie schon mangels Masse ihre Niederlagen so rauschend und pompös in ihren Zeitungen zu feiern pflegen.
Nun sollen sie also, wie Mr. Churchill am 29. März erklärte, mit Jugoslawien Schulter an Schulter marschieren. Die Serben werden, wie die Norweger, schon früher, als ihnen lieb ist, erfahren, was das heißt. Wenn die Stunde gekommen ist, werden die Tommies good bye sagen und verduften; und unterwerfen sich dann die besiegten Völker, dann sind sie Englands Feinde und werden von der Lebensmittel- und Rohstoffzufuhr abgesperrt. Man erkundige sich in Vichy, was das heißt. Es ist immer wieder das alte Lied.
Die New Yorker Zeitung "Times Herald" schrieb — sonderbarer Zufall — am vergangenen Sonntag: Nachdem sich bei der neuen jugoslawischen Regierung die erste Begeisterung über ihren Staatsstreich gelegt hätte, wollte sie wissen, wann denn die von Roosevelt versprochene Materialhilfe kommen werde. Man fragte daher diskret bei den Griechen an, was sie denn von den USA. erhalten hätten. Die Griechen gaben die sehr entmutigende Antwort, daß sie bis dahin auch noch nicht ein einziges Stück von den USA. bekommen hätten. Am 31. März habe Roosevelt, offensichtlich auf Grund dieser Anfrage, öffentlich verkündet, er werde den Griechen einige alte 75-mm-Kanonen schicken. Ein Grund, weshalb die USA. nichts nach Griechenland sandten, sei, daß nicht viel zum Schicken da sei. Aber noch wichtiger sei die Tatsache, daß, als der griechische Gesandte hier um Kriegsmaterial bat, er sofort von der Englischen Botschaft scharf zurechtgewiesen wurde. Man eröffnete ihm, daß England alle Ankäufe von den Vereinigten Staaten für sich in Anspruch nehme. Die Griechen sollten ihre Gegner besiegen und ihnen ihr Kriegsmaterial abnehmen.
Ist das klar? Bedarf das noch eines erläuternden Kommentars?
-456-

Wer mit England geht, geht in den Tod. Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich haben das erfahren. Dieser Anschauungsunterricht hat den Serben und Griechen nicht genügt. Sie wollen es selbst auch noch einmal probieren. Es ist unserem guten Zureden nicht gelungen, sie daran zu hindern.
Dann müssen also wieder einmal die deutschen Waffen diese blutige Lehre bestätigen.
-457-

* * * * *

Er ist es

16. April 1941

Wir haben jetzt fast eine Woche schon auf ein Zeichen von Bekennermut aus London gewartet. Vergeblich! Man muß also wohl annehmen, daß die britische Plutokratie die Absicht hat, ihre bisher vorgetragene Darstellung der militärischen Operationen auf dem Balkan und m Nordafrika wenigstens vorläufig als endgültig zu betrachten. Danach aber befindet sich England in der Rolle eines Angeklagten, der schon durch Dutzende von direkten und indirekten Beweisen überführt ist, auf inquisitorische Fragen auch gar nichts mehr zu erwidern weiß und nur weiterredet, um überhaupt etwas zu sagen. Es gibt solche Delinquenten, die, wenn sie ganz in die Enge getrieben sind, etwa erklären: "Ich beantrage einen neuen Vorsitzenden!" oder: "Kann ich diese Fragen nicht schriftlich beantworten?" oder: "Wollen wir die Sache nicht lieber vertagen?" Sie erwecken damit im Zuhörerraum meistens stürmische Heiterkeit. Und so auch hier. Die ganze Welt hat für die hingestammelten Ausflüchte und Entschuldigungen, mit denen London augenblicklich nur so um sich wirft, nichts anderes als höhnisches Gelächter übrig. Nach diesen Sprüchen also stellt der Fall England sich ungefähr folgendermaßen dar:

Man sagte zuerst: "Bengasi statt Butter." Die ganze englische Propaganda wurde damit beschäftigt, das Auge des britischen Volkes von den Leiden und Entbehrungen des Mutterlandes auf Nordafrika zu lenken. Hier erkämpfte der sagenhafte General Wavell einen gloriosen englischen Sieg nach dem anderen. Man sah in London im Geiste schon das italienische Imperium zusammenbrechen und damit die Achsenmächte zitternd ihr letztes Stündlein erwarten. Was gelten da zeitweilige Einschränkungen in der Lebensmittelversorgung auf den Inseln! Das haben wir von den Deutschen gelernt: Wir wollen Bengasi statt Butter! Der King räusperte sich gerade, um General Wavell zum Viscount of Bengasi auszurufen, da kommt die lähmende Botschaft, daß dieses gottverfluchte

-458-

Wüstenkaff in die Hände der deutsch-italienischen Truppen gefallen ist. Hier war guter Rat teuer. Aber wenn es sich um eine handfeste Lüge handelt, dann ist Mr. Churchill nie verlegen. Er erklärt einfach ganz treuherzig, das sei ja überhaupt der Witz bei der Geschichte. Man sei durch den Vormarsch der deutsch-italienischen Truppen in Nordafrika gar nicht etwa überrascht; im Gegenteil, man habe Deutschland und Italien in eine Falle gelockt und geradezu genial getäuscht, die in Nordafrika operierenden Truppen seien heimlich nach Griechenland geschafft worden, und dort warteten sie nun heißen und glühenden Herzens auf ihr erstes Zusammentreffen mit den Germans. April, April! Der Satz "Bengasi statt Butter!" wird also erweitert und lautet nunmehr: "Griechenland statt Bengasi!"

Die griechische Regierung ist nicht müde geworden, uns vor Ausbruch des Konflikts vorzutragen, daß sich keine englischen Truppen auf ihrem Territorium befänden. Hier sind sie! Mr. Churchill selbst erklärt, daß sie schon seit Februar ihre festen Stellungen bezogen hätten. Doch wohl nicht nur, um Tennis zu spielen und zu plündern! Und auch der Generalputsch in Belgrad wurde von Mr. Churchill doch nicht deshalb so enthusiastisch begrüßt, weil er ihm als das geeignetste Mittel erschien, dem Balkan den Frieden zu erhalten, im Gegenteil: der Putsch sollte ja zum Kriege führen, und gerade deshalb triumphierte Mr. Churchill vor dem Ausschuß der Konservativen Partei, als ihm ein Zettel mit der Nachricht vom gelungenen Aufstand der Belgrader Militärclique vorgelegt wurde: "Ich bringe eine gute Botschaft!"

Somit steht also fest: Die britische Plutokratie kürzte dem englischen Volk die Butterration, um Bengasi zu nehmen. Sie gab Bengasi auf, um Griechenland Hilfe zu leisten. Sie stürzte die Regierung Zwetkowitsch, um Jugoslawien in den Krieg zu treiben. Ihre Brandstifterpläne auf dem Balkan sind demnach gelungen, allerdings in einem ganz anderen Sinne, als man sich das in London vermutlich

vorgestellt hat. Der deutsche Durchbruch durch die Metaxas-Linie, den man auch nach den Erfahrungen mit der Maginot-Linie für gänzlich 'unmöglich hielt, vollzog sich in wenigen Tagen. Unsere Truppen besetzten Saloniki, das vor dem Beginn der Feindseligkeiten in London als wichtigster Knotenpunkt ausgegeben wurde, nun aber mit einemmal als gänzlich
-459-

wertlos hingestellt wird. Belgrad und Agram wurden eingenommen, und die deutschen und italienischen Truppen reichten sich am Ochridasee die Hand.
Man hat diese Hiobsposten in London mit lähmendem Entsetzen vernommen. Man kann sich nicht mehr dicke tun mit der faulen Ausrede, der Führer müsse nun sehr gegen seinen Willen an mehreren Fronten kämpfen. Es wirkt auch nicht mehr auf die Weltöffentlichkeit, wenn man in London behauptet, der Balkanfeldzug zersplittere die deutschen Kräfte und lasse nunmehr eine Ruhepause für das englische Mutterland erwarten; denn zu derselben Zeit, in der die Metaxas-Linie durchbrochen, Saloniki genommen, die serbischen Divisionen zerschmettert und die englischen Streitkräfte in Nordafrika bis über Sollum hinausgetrieben werden, versenken deutsche U-Boote und Flugzeuge ein englisches Transportschiff nach dem anderen und hageln Nacht für Nacht deutsche Spreng- und Brandbomben in bisher unvorstellbaren Dimensionen auf die britischen Hafenstädte und Industriezentren herab. Mit einem Wort:
England steht einem deutsch-italienischen Großangriff gegenüber, der das Schlimmste befürchten läßt, so daß man in Washington und New York schon anfangt, die Segel einer überlauten pro-englischen Propaganda beizudrehen und selbst Judenzeitungen im Führer das größte militärische Genie aller Zeiten entdecken.
In der ganzen Welt wird nun von Stunde zu Stunde zunehmend die Frage laut, wo denn eigentlich jetzt die britischen Streitkräfte ständen, die Bengasi nahmen, wofür das englische Volk auf seine Butter verzichten mußte, und die dann nach Griechenland verschifft wurden, um dort Englands Hilfsvölkern in ihrem Schicksalskampf zur Seite zu treten, und was diese Streitkräfte überhaupt zu tun gedächten. Es wird zuerst merklich still um die pompöse Prahlerei, sie warteten brennend darauf, mit den Deutschen zusammenzutreffen. Wir vernahmen dann ein paar Tage lang nur noch von ihnen, daß sie in und um Saloniki die Öltanks in Brand stecken, im Wardartal die Brücken sprengen, alle Lebensmittelvorräte, deren sie habhaft werden können, entweder mitnehmen oder vernichten und dann schleunigst das Weite suchen. Sie hatten sich bis dahin, wie das Reuterbüro kleinlaut erklärte, in der Reserve gehalten, nun aber ständen sie Gewehr bei Fuß. Es ist uns trotz vielfacher Umfrage bei Sprach- und
-460-

Schriftgelehrten nicht gelungen, den fundamentalen Unterschied zwischen diesen beiden Tätigkeiten herauszufinden. Wir müssen also wohl annehmen, daß diese Erklärung nur eine faule Ausrede war, und nun kommt die für die ganze plutokratische Welt niederschmetternde Nachricht, daß die Herren Engländer eben dabei sind, das Beispiel Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich zu wiederholen, nämlich, da die Sache anfängt zu stinken, bei Nacht und Nebel zu verduften. Uns wundert das gar nicht. Bei den Engländern wundern wir uns überhaupt über nichts mehr. Mr. Churchill hat sich wieder mal verrechnet. Er hatte auf einen langen Balkankrieg getippt und alles darauf vorbereitet und eingestellt; und nun hat ihm die deutsche Wehrmacht erneut einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht.
Wie grotesk die Illusionen sind, denen man sich im plutokratischen Lager über die Situation im Südosten hingab, mag man daraus ersehen, daß, wie ein amerikanischer Rundfunksprecher uns vor ein paar Tagen verriet, die Familie Roosevelt die Absicht hatte, ihren etwas ungeratenen Sprößling Jimmy

in schneidiger Uniform als amerikanischen Beobachter nach Jugoslawien zu entsenden. Man habe, so meinte besagter Kommentator treuherzig, mittlerweile Abstand davon genommen, diese Absicht durchzuführen; das junge Reis vom Stamme der Roosevelts wäre ja auch selbst bei Benutzung des schnellsten Clipperflugzeuges nach Europa kaum zeitig zum Einmarsch der deutschen Truppen in Belgrad eingetroffen. Und da Kriegsmaterial bekanntlich zu Schiff über das weite Weltmeer transportiert werden muß, nehmen wir an, daß der naßforsche General Simowitsch, der seinem serbischen Volk diese Suppe eingebrockt hat, die Empfangsbestätigung für die erste Sendung veralteter amerikanischer Weltkriegskanonen vermutlich im Zimmer 327 des Londoner Savoy-Hotels unterzeichnen wird.
Es ist schwer, darüber keine Satire zu schreiben. Das alles ist ein derartiger Hexensabbat an Lüge, Illusion, Großsprecherei, bewußter Täuschung und Selbsttäuschung, an Talentlosigkeit und Dilettantismus, daß einem das Grausen ankommt. Zu bedauern bleiben nur die Völker, die von so etwas regiert und geführt werden, und wahrhaft bemitleidenswert sind die Sprecher des Londoner Rundfunks, die Abend für Abend am Mikrophon dazu ihre Entschuldigungen stottern müssen. Nur gut,
-461-

daß die moderne Technik trotz all ihrer bewundernswerten Errungenschaften es noch nicht erlaubt, Zwischenrufe vom Hörer zum Sprecher vernehmbar zu machen. Die Stimmen der Londoner Kommentatoren würden dann vermutlich noch um einiges kleinlauter werden, als sie das ohnehin schon sind. Wir schrieben vor einigen Wochen in einer deutschen Zeitschrift, in unserem Rundfunk würden bereits für den kommenden Frühling die Fanfaren für die Sondermeldungen geputzt, worauf man sich im Londoner Rundfunk die Bäuche hielt vor Lachen. Man nannte uns nur noch die Fanfarenputzer und kam sich dabei ungeheuer witzig und geistreich vor. Wir nehmen an, daß den talentlosen Propagandastümpern in London mittlerweile die Lust zum Lachen so ziemlich vergangen ist. Sie machen auch keine Witze mehr. Wo sie heute die Welle Deutschland einstellen, hören sie nur noch die Prinz-Eugen-Fanfare in kleiner und großer Fassung, lediglich hin und wieder von der England-Fanfare abgelöst für Meldungen aus Nordafrika, die erneut für das englische Volk die peinliche Frage aufwerten, was man nun statt Butter oder Bengasi oder Derna oder Sollum zu erwarten habe. Vielleicht lautet nun das Schlagwort sinngemäß: Bengasi statt Butter! Griechenland statt Bengasi! Nichts statt Griechenland! Das ist eine moderne Neuauflage vom Hans im Glück, der mit einem Goldklumpen auszog und mit leeren Händen nach Hause kam.
Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß Mr. Churchill, dieses alte, geübte Lügenmaul, für den Rückzug der englischen Truppen aus Griechenland eine Ausrede finden wird. Jetzt müssen, wie wir ihn einschätzen, vermutlich die Serben und die Griechen daran glauben. Sie werden schuld daran sein, daß Großbritannien leider daran gehindert wurde, seine ganze Kriegsmacht glorreich zu entfalten. Frage, ob es denn überhaupt kein Mittel gibt, ihn mundtot zu machen. Antwort: Ja, doch! Nämlich, England weiter angreifen, wo es sich stellt, ihm auf den Hacken bleiben und keine Ruhe lassen, bis es eines Tages zusammenbricht. So etwas dauert manchmal eine Zeitlang — wir wissen das noch aus unserem innerpolitischen Kampf um die Macht —, aber eines Tages beginnt dann doch die gegnerische Front zu wanken, dann kommt eins zum anderen, dann fängt das große Laufen an, und dann ist der Zusammenbruch da.
-462-

Siegesgewisser denn je kämpfen und arbeiten wir für diesen Tag. Unsere Soldaten im Südosten und in Nordafrika haben uns ihm wieder ein großes Stück näher gebracht. Sie haben eine neue englische Illusion zerschlagen. Die ganze feindliche Plutokratenwelt steht heute angsterfüllt vor der bangen

Frage, die vor ein paar Tagen eine deutschfeindliche New Yorker Zeitung in die klassischen Worte kleidete:
"Ist denn Hitler wirklich unschlagbar?"
Die Antwort auf diese Frage wird von der deutschen Wehrmacht erteilt. Sie lautet: Er ist es!
-463-

* * * * *

Führergeburtstag 1941

Rundfunkrede zum Geburtstag des Führers

19. April 1941

Wir Deutschen von heute besitzen zu der Zeit, die wir durchleben und die wir alle, jeder zu seinem Teil, mitgestalten dürfen, nicht so viel Abstand, daß wir sie jetzt schon in ihrer ganzen Weite und Größe überschauen könnten. Wir sind Kinder dieser Zeit. So wie sie uns geformt hat, so formen wir sie, und erst späteren Generationen wird es vorbehalten bleiben, sie richtig zu würdigen und im einzelnen festzustellen, was an ihr wirklich bewundernswert und was an ihr alltäglich gewesen ist. Zweifellos aber werden alle kommenden Geschlechter uns darum beneiden, daß wir sie kämpfend erlebt haben, daß wir das Glück hatten, eine große politische Leidenschaft zu besitzen, von der Heinrich von Treitschke einmal sagte, daß das Herz der Mehrzahl der Menschen nur wenig Raum dafür biete.
Die Augenblicke sind selten in unserem engen und kleinen Leben, da wir plötzlich innehalten in unserer Arbeit und uns ein Gefühl tiefen Schauers überfällt bei dem Gedanken, daß alles das, was um uns vor sich geht, Geschichte ist, daß in unseren Jahren eine neue Welt geboren wird, unter Schmerzen zwar, wie alles Junge und Neue, das zum Licht drängt, und daß diese Welt heute dabei ist, die alte, dahinsinkende mit all ihren Verschrobenheiten, Verkrampfungen und Vorurteilen abzulösen. Wenn es die Männer sind, die Geschichte machen, wenn große historische Entwicklungen von Einzelpersönlichkeiten eingeleitet und geformt werden, dann ist das Rätsel auch unserer Zeit nur aus der Begnadung des genialen Menschen zu erklären. Es ist keine Phrase, wenn man sagt, daß das, was wir heute erleben und woran wir alle mit unseren besten Kräften mitarbeiten, nicht wäre, wenigstens nicht so wäre, wie es ist, hätte nicht ein Mann als Wegweiser und Bahnbrecher dem Zug der Zeit Sinn, Inhalt und Richtung gegeben. Wir erleben das größte Wunder, das es in der Geschichte überhaupt gibt: Ein Genie baut eine neue Welt.
-464-

An welchem Tage käme uns das tiefer zum Bewußtsein als heute, da die ganze deutsche Nation und weit über ihre Grenzen hinaus ungezählte Millionen Menschen sich anschicken, dem Führer zu seinem 52. Geburtstag ihre Gefühle der Dankbarkeit, der Verehrung und Bewunderung, aber auch der stärksten Hoffnung und des unerschütterlichsten Glaubens an ihn und an seine historische Sendung zum Ausdruck zu bringen? Es sind das Gefühle, die vor allem jeden Deutschen auf das tiefste bewegen. Und wenn sie in diesem harten Kriegsjahr nicht in rauschenden Volksfesten, in klingenden Paraden und glanzvollen öffentlichen Schauspielen zum Ausdruck kommen, wenn das deutsche Volk den morgigen Tag in seinem besten männlichen Teil an den kämpfenden Fronten und in der Heimat in der Rüstungsindustrie an den Maschinen oder in der Erfüllung der Tagespflichten verbringt, so sind gerade darum diese Gefühle nur um so inniger und herzlicher. Die deutsche Nation huldigt dem Führer an seinem Geburtstag durch das Gelöbnis verdoppelten Einsatzes an seinem Werk. Die Liebe und Verehrung zu ihm beflügelt unseren Kampf und unsere Arbeit für den Sieg.
Als wir vor zwei Jahren seinen 50. Geburtstag durch die glanzvollste Parade feierten, die die Reichshauptstadt jemals sah, wurde dem deutschen Volke zum ersten Male in voller Deutlichkeit klar,

wie stark das Reich in sechsjähriger nationalsozialistischer Aufbauarbeit geworden war. Wir honten damals noch, daß es den Bemühungen des Führers gelingen würde, unserem Lande und der Welt den Frieden zu erhalten. Von London und Paris zwar ertönten schon ununterbrochen jene Hetzfanfaren, die zum Krieg um jeden Preis riefen. Aber wir wußten auch, daß, wenn unsere Feinde das Reich wiederum zum Kampf um seine nationale Existenz zwingen würden, das deutsche Volk zum ersten Male in seiner Geschichte geeint in allen seinen Stämmen, geistig, wirtschaftlich und militärisch bis ins Letzte vorbereitet und gerüstet antreten und die Welt an ihm ein Wunder an Kraft, Männlichkeit, souveräner politischer und geistiger Überlegenheit und militärischer Schlagkraft und Präzision erleben würde.
Im September desselben Jahres erklärten unsere ewigen Feinde und Widersacher dem Reich den Krieg; und seitdem hat sich nun dieses germanische Wunder vollzogen. Der deutsche Soldat schlug den Feind,
-465-

wo er sich ihm stellte. In atemberaubenden Siegeszügen, einzig dastehend in der Geschichte, warf er in kühnen Offensiven Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich zu Boden, ist er eben dabei, den letzten Briten vom Kontinent zu vertreiben und versetzt er dem englischen Weltreich im Mutterlande, auf dem Atlantik und in Nordafrika betäubende Stöße, daß es jetzt schon in seinen Grundfesten zu zittern beginnt. Fragt man sich heute, was denn eigentlich unsere Feinde angesichts dieses dabei zutage tretenden Kräfteverhältnisses bewogen haben mag, dem Reich trotzdem den Krieg zu erklären, so findet man eine Antwort darauf nur in der Tatsache, daß sie nicht an die mitreißende Gewalt einer großen Persönlichkeit und an die Festigkeit seines Werkes glaubten. Sie rechneten immer noch mit einem Deutschland, wie sie es im November 1918 kennengelernt hatten, mutlos, verzagt, allen falschen Einflüsterungen seiner Feinde wehrlos preisgegeben, ohne Wissen um seine nationale Sendung und ohne zielklare und kraftvolle Führung. Sie hatten es nicht für möglich gehalten, daß ein Mann das Wunder fertiggebracht haben sollte, dieses Volk aus seinem tiefen Fall zu erheben und es in einer großartigen Regeneration wieder zum Bewußtsein seiner Stärke zu bringen. Das deutsche Volk hat in seiner geschichtlichen Vergangenheit nur selten seinen eigentlichen nationalen Aufgaben gelebt. Wenn andere Völker sich in der Welt wohnlich einrichteten, sich die zu ihrer politischen und wirtschaftlichen Existenz notwendigen militärischen Stützpunkte und rohstoffmäßigen Garantien sicherten, jagten wir Deutschen, meist unter Ansatz von Strömen von Volksblut, weltfremden Phantomen nach. Zum ersten Male trat Deutschland in diesem Krieg als fest gefügter Machtblock auf, um kühl und überlegen seine Interessen zu verteidigen, nicht um des größeren Gewinns einer kapitalistischen Führungsschicht, sondern um der Sicherung seiner nationalen Existenz willen.
Das weiß heute bei uns jedermann. Wir kämpfen diesen Krieg ohne jede falsche Vorstellung durch. Wir wissen alle, worum es dabei geht. Wir wissen, daß sein Ausgang überhaupt über unser nationales Leben entscheidet. Wir wissen, daß er vom ganzen Volke für das ganze Volk durchgestanden werden muß, und daß an seinem Ende der deutsche Sieg steht, der das Reich nach allen Seiten hin festigen soll, der uns die zu
-466-

unserer nationalen Existenz notwendigen Voraussetzungen schafft und damit überhaupt erst unserem Volke die Möglichkeit gibt, sich politisch und wirtschaftlich ganz auszuleben und auszuwirken.
Ausländische Beobachter, die während des Krieges das Reich besuchen, können sich nicht genug wundem über die gelassene Ruhe, mit der das deutsche Volk den eben in Gang befindlichen und kommenden politischen und militärischen Entwicklungen entgegenschaut. Nichts wäre falscher, als daraus auf Gleichgültigkeit oder Interesselosigkeit zu schließen. Es ist das jene Sicherheit, die auf Vertrauen beruht. Unser Volk braucht und will im einzelnen gar nicht wissen, was der Führer plant und

welche Wege zum Siege er jeweilig beschreitet. Es hat einfach Vertrauen zu ihm. Er wird den richtigen Weg weisen, wie er ihn bisher immer gewiesen hat. Auch vor der Westoffensive hat unser Volk sich keine Sorgen darum gemacht, wie und wann und wo der Führer die Maginot-Linie durchbrechen lassen werde, um Frankreich zu schlagen. Es hat einfach daran geglaubt, daß er auch dafür ein Mittel und einen Plan besitze. Und als dann Holland, Belgien und Frankreich in sechs Wochen zu Boden geworfen waren, als die Welt beim Niederfallen der deutschen Schläge den Atem anhielt, hat das deutsche Volk sich mehr gefreut als gewundert. Es fand darin nur eine Bestätigung seines Glaubens an den Führer. Es weiß ganz genau, daß, wenn die Nation treu, gehorsam und pflichtbewußt, jeder an seinem Platz, seinem Werke dient, Deutschland unschlagbar ist und Sieg um Sieg den Triumphzug unserer Truppen begleitet.
Welche ungeheuere Kraft liegt in diesem Vertrauen! Und wie kindisch und albern sind demgegenüber die immer wiederholten törichten Versuche der britischen Plutokratie, dieses Vertrauen zu erschüttern, das Volk in einen Gegensatz zu seinem Führer bringen zu wollen und mit lügnerischen Einflüsterungen die kämpferische Haltung unserer Wehrmacht zu schwächen. Heute weiß jeder deutsche Soldat, daß wir in unserer Geschichte immer nur dann unterlagen, wenn wir diesen Versuchungen nachgaben, daß Deutschland aber stets dann triumphierte, wenn es sich seiner Kraft bewußt blieb und sie nach außen hin ansetzte, statt sie nach innen zu verbrauchen.
Der Winter, auf den London so große Hoffnungen gesetzt hatte, ist
-467-

nun längst zu Ende. Er ist für uns ausgefüllt gewesen mit fieberhaften Vorbereitungen. Die ganze Nation hat Tag und Nacht gearbeitet, um unsere Wehrmacht mit Waffen und Munition bis zum Überfluß zu versehen, die innere Organisation unseres Volkslebens in reibungsloser Funktion zu erhalten und die Lasten, die nun einmal mit einem Krieg verbunden zu sein pflegen, gerecht zu verteilen und sie für jedermann erträglich zu machen. Umsonst hat die britische Plutokratie alle auch nur erdenkbaren Mittel angewandt, um peripherische militärische Erfolge zu erringen oder das deutsche Volk in der langen Wartezeit zweifelnd oder gar mutlos zu machen. Diese Versuche sind wirkungslos an uns abgeprallt. Das deutsche Volk hat im Winter nicht nur gewartet, es hat auch gekämpft und gearbeitet. Wir haben nicht wie die Engländer viel Aufhebens davon gemacht. Das Ergebnis unserer Vorbereitungen haben unsere Feinde bereits im Südostfeldzug, in Nordafrika, in der Schlacht um den Atlantik und im Luftkrieg gegen das englische Mutterland zu verspüren bekommen. Auch das alles beweist wieder, daß ein Krieg nicht mit Zeitungsartikeln, sondern mit Ideen, Soldaten, Waffen und Munition gewonnen wird. Ein Volk siegt, wenn es die Voraussetzungen zum Siege besitzt und siegen will und siegen muß. Das alles ist bei uns der Fall.
Am heutigen Abend nun schauen wir in einer bewegenden Stunde zurück auf den Weg, den wir seit September 1939 gegangen sind, und vorwärts auf den Weg, der, noch in Dunkel, gehüllt, aber doch schon erhellt durch das Licht unserer Gläubigkeit, vor uns liegt. Es ist der Weg zum endgültigen Siege. Niemals haben wir so fest daran geglaubt wie heute. Der Führer führt ihn uns; das ist das beste Unterpfand unseres Vertrauens.
Als Mr. Churchill kürzlich über die Aussichten dieses Krieges sprach, erklärte er, England werde siegen, er wisse nur noch nicht wie. Wir können ihm darauf nur zur Antwort geben: Der Führer wird siegen, und zwar in der Hauptsache, weil er auch weiß, wie er siegen will. Er hat die Nation mit seinem Geiste erfüllt. Sie ist auf seinen Willen ausgerichtet. Im Kampfe um ihr Dasein wird sie diesmal die große Schicksalsprobe bestehen und damit die Reihe der deutschen Irrtümer und Versäumnisse aus vier Jahrhunderten beenden. Darum ist für uns Deutsche diese Zeit so groß und trotz des Krieges auch so beglückend. Sie gibt unserem Volke
-468-

eine Chance, und wir werden sie ausnutzen. Ein Volk in Waffen, geführt von einem Willen und beherrscht von einem Fanatismus — das ist der Sieg!
Ein Mann, der solches erreichte und schuf, steht weit erhaben über Worten des Lobes und der Ruhmredigkeit. Vor ihm kann sich die Nation nur in Dankbarkeit verneigen. Und das wollen wir alle in dieser Stunde tun. Wir wollen dem Schicksal danken, daß es uns in der Zeit unseres tiefsten .Niederbruchs den Führer schenkte. Und vor allem wir, seine alten Mitstreiter im weiten Deutschen Reich oder als Soldaten an allen Fronten sind dem Schicksal dankbar, daß es uns so früh und in so jungen Jahren schon die Kraft und die Einsicht gab, ihn in seiner Größe zu erkennen und ihn von seinen Anfängen an schon auf seinem wechselvollen, aber am Ende doch immer zu Sieg und Triumph führenden Weg zu begleiten. Wer von uns möchte auch nur einen Tag in diesen harten, ewig von Kampf und Arbeit erfüllten Jahren missen? Wer von uns empfände es nicht als das höchste Glück, ja als den eigentlichen Inhalt und die Erfüllung seines Lebens, um ihn gewesen zu sein, als er eine Revolution gewann, und jetzt um ihn zu sein, wo er dabei ist, den großen Krieg um Deutschlands Leben und Freiheit zu gewinnen. Wir kämpfen nun schon so lange an seiner Seite, daß wir wohl das Recht haben, aus unserer Erfahrung, aber auch aus unserem Wissen um die Dinge heraus zu sagen, daß wir den Sieg so gut wie sicher haben, daß wir jetzt nur stark, gläubig, tapfer und aufrecht zu bleiben brauchen, um erhobenen Hauptes der Stunde unseres stolzesten Triumphes entgegenzuschreiten.
So grüßen wir ihn denn heute am Vorabend seines Geburtstages. Die ganze Nation vereint sich in diesem Gruß und in dem Ausdruck tiefster und ehrfurchtsvollster Dankbarkeit für ihn. Seinen Namen tragen unsere Soldaten auf den Lippen, wo auch immer sie stehen oder marschieren. Seinen Namen stimmen unsere Arbeiter im Lied ihrer Arbeit an. Unsere Männer an den kämpfenden und wartenden Fronten, vor allem die, die im Südosten oder in Nordafrika des Volkes Sicherheit verteidigen, unsere Offiziere und Soldaten der Luftwaffe, die Tod und Verderben nach den britischen Inseln tragen, unsere Männer von der Kriegsmarine, die den eisernen Ring um Großbritannien legen, sie alle grüßen ihn als ihren Obersten Befehlshaber. Unsere Bauern und Arbeiter
-469-

grüßen ihn als ihren Führer, und unsere Frauen danken ihm, daß er für ihrer Kinder Zukunft kämpft. Die deutsche Jugend aber trägt ihm ihre stärkste Gläubigkeit entgegen. Er ist unser. Er hat unser Volk zu dem gemacht, was es heute ist. Wo ständen wir jetzt, wenn er nicht gekommen wäre!
Bitten wir also einen gnädigen Gott, ihn uns noch lange in Gesundheit zu erhalten und seinem Werke der Befreiung unseres Volkes von allen Fesseln seinen Segen zu erteilen. Dann braucht uns um unsere Zukunft nicht bange zu sein. Dann geht das deutsche Volk der stolzesten Periode seiner geschichtlichen Entwicklung entgegen. So wie einst über dem ganzen Reich die Fahnen unserer Revolution flatterten, so werden dann an jenem glücklichen Tage, den wir alle so heiß ersehnen und für den wir mit all unseren Kräften kämpfen und arbeiten wollen, über dem ganzen Reich die Fahnen unseres Sieges flattern.
Morgen feiern wir ihn in der fanatischen Hingabe an sein Werk. Trotz des Krieges liegt über diesem Tag für die ganze Nation ein festlicher Glanz. Es ist sein Tag, und es ist unser Tag. Er bringt uns wieder ganz stark zum Bewußtsein, was unser Leben durch ihn geworden ist. Und darum wünschen wir uns, was wir, so lange wir zu diesem Tage die Nation ansprechen, uns immer gewünscht haben, daß er uns bleiben möge, was er uns war und ist:
Unser Hitler!
-470-

* * * * *

Wie man es nicht machen soll

23. April 1941

Das britische Informationsministerium veranstaltet augenblicklich im Rundfunk und in der Presse einen öffentlichen Anschauungsunterricht über das Thema: "Wie man es nicht machen soll". Für den Kenner ist das eine außerordentlich erheiternde Angelegenheit. Es gibt keine Möglichkeit, in der psychologischen Volksführung Fehler zu begehen, deren man sich dort nicht bemächtigte; ja, bei längerer Beobachtung staunt man geradezu, mit wieviel Phantasie da eine schlechte und aussichtslose Sache noch dummer und verrückter dargestellt wird. Hätten wir heimlich Mitglieder der im feindlichen Ausland mit Recht so beliebten Fünften Kolonne zu Mr. Duff Cooper als Mitarbeiter attachiert, die könnten es auch nicht besser machen. Daß es dem Empire zur Zeit nicht gerade gut geht, dürfte sich allmählich in der Welt herumgesprochen haben. Aber warum muß man sich dabei so viele Blößen geben? Warum muß man wie ein Elefant im Porzellanladen herumtoben und alles, was erreichbar ist und auch nur entfernt nach Zerbrechlichkeit aussieht, gleich in tausend Stücke zerschlagen? Wir geben zu, die englischen Propagandadilettanten haben von Anfang an keinen guten Start gehabt. Was soll man machen, wenn man kein Bengasi und keine Butter mehr hat, wenn Jugoslawien und Griechenland in die Pfanne gehauen werden und zudem noch fast Nacht für Nacht Schwärme von deutschen Bombern, die angeblich an den weitausgedehnten neuen deutschen Fronten gebraucht werden, unvorstellbare Mengen von Spreng- und Brandbomben über Englands Hafen- und Industriezentren abwerfen! Man muß dann irgend etwas sagen, mag es auch noch so dumm sein. Und das sieht dann in diesem Falle ungefähr so aus:

Klar, daß sich die in Griechenland eingesetzten englischen Tanks ab den deutschen weit überlegen erweisen. Sie durchschneiden sie sozusagen, so weiß Schmock zu berichten, wie Käse. Auch die deutsche Stukas halten nicht das, was man sich von ihnen versprach. Ein zahlen-

-471-

kundiger Thebaner erzählt im Londoner Rundfunk, sie würden an der griechischen Front zu Tausenden heruntergeschossen, mit Maschinengewehren wohlverstanden. Man habe gar keine Angst mehr vor ihnen, wie überhaupt die ganze Motorisierung der deutschen Wehrmacht ein aufgelegter Bluff sei, denn im Kampf zwischen Maschine und Mensch habe sich der Mensch immer noch als stärker erwiesen. Die Deutschen seien gar keine richtigen Soldaten, sondern Roboter. Und wenn die Engländer sich nach altbewährtem Muster in die rückwärtigen Stellungen zurückgezogen hätten, so geschehe das gewissermaßen aus höherer Einsicht und ohne militärische Notwendigkeit, sozusagen weil die britischen Truppen dringend einer Luftveränderung bedurften. Selbstverständlich hätten die Österreicher wie bekanntlich schon in Norwegen und bei der Westoffensive gar keine Lust, gegen die Engländer zu kämpfen, im Gegenteil bekundeten sie durch fortgesetzte Hochrufe auf Schuschnigg ihren Abscheu gegen den Führer, wofür sie dann von preußischen Offizieren mit Maschinengewehren in den Kampf getrieben würden. Man sieht, das ist alles die alte Masche, genau so stupide und langweilig wie vor • einem Jahr. Man würde es direkt als eine Erlösung empfinden, wenn zur Abwechslung wenigstens einmal die Württemberger oder die Sachsen oder die Bayern statt der Ostmärker den Gehorsam verweigerten, oder wenn man in London in diesem Frühling einmal statt der tiefgehenden Gegensätze zwischen Wehrmacht und Partei solche zwischen der Feuerwehr und dem Beamtenbund entdecken wollte.

Aber du suchst vergebens nach einer Oase oder auch nur nach einem schattigen Plätzchen in dieser Sahara von Talentlosigkeit. Hitler mache, wie der englische Arbeitsminister Bevin festgestellt hat, mit seinen Luftangriffen auf London einen schweren Fehler, weil er damit seine Kräfte verbrauche. Setzt er seine Luftgeschwader im Mittelmeer, in Nordafrika oder auf dem Balkan ein, dann verbraucht er seine

Kräfte nicht, dann verzettelt er sie. Preisfrage: Was soll er überhaupt damit tun, um sie nach englischer Meinung richtig nutzbar zu machen?
Im Winter vernahmen wir aus London, man warte nur auf den Frühling, um zu zeigen, daß England nun endgültig die Luftüberlegenheit über Deutschland errungen habe. Jetzt plötzlich heißt es, der Termin sei wieder um vier Monate hinausgeschoben worden. General September
-472-

greift ein, und ein ganz Schlauer erklärt in einem Tobsuchtsanfall von Objektivitätsfanatismus, die britische Luftwaffe könne überhaupt erst im Frühjahr 1942 voll in die Erscheinung treten. Das ist allerdings ein magerer Trost für das englische Publikum, dem man noch vor ein paar Wochen bis zum Erbrechen vorredete, in Kürze würden die Schläge der deutschen Luftwaffe doppelt und dreifach vergolten werden. Die USA. haben auch mehr geredet als geliefert, und es wächst in England der Argwohn, die Vettern von drüben führten nichts anderes im Schilde, als Großbritannien immer tiefer in das Unglück des Krieges zu verstricken, um es nach seiner Niederlage um so besser beerben zu können. "Wir kämpfen bis zum letzten Engländer!" erklärte kürzlich noch eine maßgebende amerikanische Zeitung. Und wenn man sich in London auch furchtbar darüber empörte, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß in England der Mann auf der Straße, der bekanntlich immer klüger ist als seine Regierung, allmählich darüber nachzudenken beginnt, ob nicht Großbritannien, wenn die Dinge so weiter laufen, auf jeden Fall, selbst wenn es, woran er selbst im Ernst auch nicht mehr glaubt, den Krieg gewönne, ihn doch verlieren würde.
Es sei ferne von uns, uns in die Familienstreitigkeiten der angelsächsischen Vettern diesseits und jenseits des großen Teiches hineinzumischen. Wir bauen unsere Siegeshoffnungen nicht auf ihre Zwietracht auf. Wir stellen nur fest, daß Mr. Roosevelt in letzter Zeit verschiedentlich dabei ertappt wurde, mehr versprochen als gehalten zu haben. Die serbische Putschistenclique weiß ein Liedchen davon zu singen. Und da wir bei seiner bekannt hohen Moral nicht annehmen wollen, daß er nur deshalb in das Kriegsfeuer hineinbläst, weil er Spaß am Kriege hat, muß man uns schon gestatten zu vermuten, daß er jenen wackeren Küstenbewohnern gleicht, die bei schweren Stürmen sehnsüchtig auf das Meer hinausschauen, vielleicht sogar gern noch etwas hineinblasen möchten, und in christlichem Mitleid mit untergehenden Schiffen und ertrinkenden Seeleuten beten: "Herr, segne unseren Strand!"
Man braucht sich nicht zu wundern, daß angesichts solcher wenig erbaulichen Umstände in London so etwas wie Katzenjammerstimmung herrscht. Sie macht sich in gelegentlichen außerordentlich heftigen Ausbrüchen in der Presse Luft. Am meisten wird dabei Mr. Eden lädiert,
-473-

dem man mit zynischem Hohn bescheinigt, er habe zu viel Idealismus und zu wenig Sachkenntnis für seine Amtsführung. Wir sind in der glücklichen Lage, dem letzteren vollinhaltlich zustimmen zu können. Ihm wird vorgeworfen, er habe General Wavell dazu veranlaßt, sich in das Südostabenteuer — so nennt man den Krieg auf dem Balkan heute schon! — hineinzustürzen und damit Nordafrika zu entblößen. Infolgedessen sei nun das Empire an einer seiner empfindlichsten Stellen auf das schwerste bedroht. Wieso aber ausgerechnet Mr. Eden an der englischen Pleite auf dem Balkan und in Nordafrika die Hauptschuld tragen soll, das ist uns eigentlich unerfindlich. Wir können uns nicht vorstellen, daß Mr. Churchill seinem Außenminister erlaubt, in militärischen Dingen herumzudilettieren und je nach Lust und Laune einen Privatkriegsschauplatz aufzumachen. Sucht der alte Gauner etwa einen Sündenbock, oder ist das Ganze überhaupt nur ein in England auch sonst oft beliebter Schwindel, und gestattet Mr. Churchill der Londoner Presse in diesem Falle die Freiheit der Kritik, um dem aufsteigenden Volkszorn ein Ventil zu öffnen?

Wir möchten zehn gegen eins wetten, daß der Gedanke zum Balkankrieg auf seinem Beet gewachsen ist. Er paßt ganz in seine glorreiche militärische Vergangenheit hinein. Plan und Anlage gleichen aufs Haar genau seinem Gallipoliunternehmen, seinem Landungsversuch bei Zeebrügge, seiner Hilfsexpedition nach Norwegen und seinem Abenteuer in Frankreich, das bei Dünkirchen ein so unrühmliches Ende fand. Er mag sich drehen und winden, es wird ihm nicht gelingen, seiner Verantwortung dafür zu entkommen. Er hat wieder einmal seinem Dilettantismus die Zügel schießen lassen, und das serbische, das griechische und auch das englische Volk müssen dafür ihr Blutgeld bezahlen.
Mr. Duft Cooper ist nicht um die Aufgabe zu beneiden, all diesen verbrecherischen Wahnsinn England und der Welt klarmachen zu müssen. Aber ganz so talentlos brauchte er auch nicht zu verfahren. Das Märchen von dem erfolgreichen Rückzug in Griechenland glaubt ihm sowieso niemand mehr; das hat schon im vergangenen Jahr bei Dünkirchen nur allgemeine Heiterkeit erregt. Und wenn er von Nordafrika berichtet, dann soll er ruhig das Kind beim Namen nennen und nicht Heldenballaden erfinden wie die von jenem tapferen australischen Empire
-474-

Streiter, der gleich für seine Person zwanzig deutsche Soldaten mitsamt ihren Gewehren und Maschinengewehren nur mit dem Bajonett erledigte. Dieser Heldenjüngling wurde höchstselbst ans Londoner Mikrophon bemüht und erzählte den wonneschluchzenden Ladies, daß er die letzten vier Deutschen dann noch mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen habe, und keiner kam auf den doch so naheliegenden Gedanken zu schießen oder sich überhaupt zur Wehr zu setzen.
Also berichtet uns Schmock. Man kann nur mit einem tiefen Mitleid solche englischen Wahnsinnsausbrüche zur Kenntnis nehmen. Das ist Falstaff redivivus. Wie trostlos muß es im englischen Volke aussehen, daß seine Regierung es überhaupt wagen darf, ihm solche Kost vorzusetzen! Und was muß jener britische Propagandastümper statt des Gehirns im Kopf haben, der im Ernst über den Londoner Rundfunk einen Appell an die deutschen U-Boot-Kommandanten richtet, wenn sie einem englischen Geleitzug begegnen, ihn ruhig vorbeifahren zu lassen, da sie ihn ja allein durch das Periskop sehen und niemand von der Mannschaft etwas merkt, denn jedes versenkte britische Schiff verzögere Hitlers Untergang.
Es macht keinen Spaß, sich täglich mit so viel Talentlosigkeit herumzuschlagen. Die Gegner, die uns früher im Kampf um die Macht gegenüberstanden, waren auch nicht übermäßig mit Weisheit gesegnet. Aber was sie sagten, hatte doch wenigstens Hand und Fuß. Man konnte sich damit auseinandersetzen. Das ist hier unmöglich. Man stößt nirgendwo auf etwas Festes; wo man hinfaßt, greift man in Brei hinein. Es ist hoffnungslos.
Das ist die berühmte britische Kriegspropaganda. Sie ist nicht besser und nicht schlechter, als sie im Weltkrieg war. Auf ihren Rat hat das deutsche Volk im November 1918 eine Revolution gemacht. Glaubt Mr. Churchill wirklich, daß sich das noch einmal wiederholen würde? Und wenn nein, worauf baut er dann nach den neueren militärischen Erfahrungen seine Siegeshoffnung auf?
-475-

* * * * *

Fleißzensuren von USA.

4. Mai 1941

Die USA.-Presse hat es gut. Sie sitzt weit ab vom Schuß und teilt vom sicheren Port aus Fleißzensuren für die kriegführenden Parteien aus. Das ist außerordentlich bequem und gänzlich ungefährlich. Sie findet rein gar nichts in der deutschen Kriegführung, woran sie ihre Kritik üben könnte. Unsere Front erkämpft Sieg um Sieg, und unsere Heimat ist in jeder Beziehung in Ordnung. Das deutsche Volk hat

in diesem gigantischen Ringen um sein Dasein Tugenden gezeigt, die selbst wir, die wir immer mit glühendem Idealismus an einen glanzvollen Wiederaufstieg unserer Nation geglaubt haben, seien wir ehrlich, in diesem Ausmaße niemals für möglich gehalten hätten. Wir Deutschen haben auch gar keine Veranlassung, uns einem anderen Volke gegenüberstellen zu lassen oder gar es zu bewundern oder zu beneiden. Wir benehmen uns bei unseren Siegen so, wie sich das für ein selbstbewußtes Weltvolk gehört, und wir würden das auch tun, wenn einmal, was Gott verhüten möge, gelegentliche Rückschläge einträten. Unsere Gefallenen sind, wenn ihre Stunde gekommen war, mit einer heroischen Gelassenheit für das Vaterland in den Tod gegangen. Wir können nur in dankbarer Ehrfurcht vor ihnen niederknien. Bei uns macht man nur nicht so viel daraus. Das meiste davon ist noch unbekannt, und es wird vermutlich erst nach dem Kriege, wenn wir die historischen Ereignisse einmal in Ruhe betrachten und beschreiben können, der Öffentlichkeit in allen Einzelheiten zur Kenntnis gebracht werden. Aber es wird dann, dessen sind wir gewiß, der Inhalt der Heldenlieder sein, die unsere jungen Dichter, heute noch als Soldaten an den Fronten kämpfend, über der Nation anstimmen werden.
Und auch die Heimat tut das Ihrige zum Sieg. Sie schuftet Tag und Nacht, fügt sich willig in alle Einschränkungen, die der Krieg ihr auferlegt, denkt nur an ihre Soldaten, an ihr Heldentum, an ihre Strapazen und Entbehrungen und begleitet sie auf allen Marschwegen mit ihren heißesten Wünschen und Gebeten. Es ist jedesmal ergreifend, nach einem
-476-

nächtlichen Terrorangriff der Engländer in eine davon heimgesuchte Stadt zu kommen. Wir haben dort noch niemals auch nur eine Spur von Verzagtheit angetroffen. Am besten benahmen sich die, die am schwersten geschädigt waren. Die ganze Stadt setzte sich für sie mit einer Gemeinschaftshilfe ein, die jeder Bewunderung wert ist. Wir kennen einen einfachen Mann aus dem Volke in Berlin, der nachts bei einem englischen Bombenangriff in der Stadt Dienst tat und, als er nach Hause zurückkam, seine Wohnung zerstört und seine Frau und seine fünf Kinder tot vorfand. Wir vernahmen aus seinem Munde nicht ein Wort der Klage, obschon mit diesem ruchlosen Attentat auch sein ganzes Leben vernichtet wurde.
Was berechtigt nun die USA.-Presse dazu, wenn sie von den furchtbaren Verheerungen berichtet, die durch deutsche Vergeltungsangriffe in London oder Bristol oder Plymouth oder Coventry angerichtet werden, zu erklären, es wäre sehr die Frage, ob wir so etwas aushielten, oder die Engländer seien zäher als wir. Wir sind Gott sei Dank noch nicht auf diese harte Probe gestellt worden. Aber aushallen, wenn es um unser nationales Leben geht, aushallen würden wir das auch. Wir haben im Weltkrieg den Beweis dafür geliefert.
Da lagen Millionen deutscher Soldaten über vier Jahre in den Schützengräben des Westens in Schlamm, Regen, Dreck und Schnee, ohne Munition, manchmal tagelang ohne Verpflegung, einem zermürbenden, endlos scheinenden feindlichen Trommelfeuer ausgesetzt, und wenn dann die Engländer oder später die Amerikaner, irisch ausstaffiert, in besten Uniformen und mit modernsten Waffen versehen, ausgeruht und wohlgenährt, zum Sturm ansetzten, dann wurden sie von den deutschen Maschinengewehren niedergemäht, und dahinter saßen bärtige, ausgemergelte, halbverhungerte Soldaten aus allen Gauen unseres Reiches, die lieber ihr Leben ließen, als einen Meter ihres Grabens preiszugeben. Es ist die Frage, wozu mehr Zähigkeit gehölt, seine Kinder in einer Stunde im Bombenkrater begraben zu lassen oder vier Jahre zuzuschauen, wie sie allmählich dahinsiechen, müde werden, nach Brot weinen, das die Mutter ihnen nicht geben kann, und dann mit stummen und anklagenden Augen adieu sagen. Englische Mütter halten jenes seit einigen Monaten aus, die deutschen Mütter haben dieses vier Jahre lang aus-
-477-

gehalten. Und wir wären auch im November 1918 nicht zusammengebrochen, wenn wir nicht so maßlos schlecht geführt worden wären. Die Katastrophe bei Ende des Weltkrieges war bei uns keine Volks-, sondern eine Führungskrise. Unser Volk hätte niemals kapituliert, wenn das Regime nicht kapituliert hätte; und es ist seitdem nicht schlechter, vielleicht sogar besser geworden, weil es jetzt wenigstens genau weiß, worum es geht.
Als Mr. Churchill vergangene Woche ein paarmal im Unterhaus reden mußte, versuchte er sich nach allen Regeln seiner weltbekannten Lügenkunst an der Beantwortung peinlicher Fragen vorbeizudrücken. Vom Krieg im Südosten und in Nordafrika wußte er nichts Neues zu berichten:
das seien militärische Geheimnisse, meinte er. Dafür aber bauschte er ein kurzes, zudem noch gänzlich erfolgloses Bombardement britischer Seestreitkräfte auf die Stadt Tripolis so auf, als sei das überhaupt die Substanz der militärischen Vorgänge der letzten zwei Monate. Ein Parlamentsmitglied fragte ihn, ob er nicht wenigstens angesichts der Unruhe im englischen Publikum etwas Näheres über die doch reichlich verzweifelte Situation sagen wolle. Er gab zur Antwort: er wisse von dieser Unruhe nichts.
Die USA.-Presse schreibt, diese Haltung sei doch eigentlich bewundernswert. Wir finden nichts, was wir daran zu bewundern hätten. Dann müßten wir ja jeden frechen Lügner bewundern, und zwar je mehr, je impertinenter und dreister er die Unwahrheit sagt. Vor einigen Jahren stand in Schwerin ein Kindermassenmörder mit Namen Seefeld vor Gericht. Er war hinreichend überführt, Knaben in unbekannter Anzahl geschändet und dann auf eine geheimnisvolle Weise getötet zu haben. Er konnte, wie gesagt, gegen die Kraft der Indizien nichts mehr anführen, antwortete aber jedesmal, wenn ein anderer unter der Last der Beweise zusammengebrochen wäre, nur mit dem stupiden, stereotypen Satz: "Das kommt für mich gar nicht in Frage." Mr. Churchills Nerven müssen denen dieses Unholds gleichen. Er übersetzt diesen Satz in seine Sprache und erklärt einfach, während ungezählte Tausende von ihm verführter Menschen den Tod erleiden: "Ich weiß nichts von Unruhe."
Man müßte nach dem Muster der USA.-Presse also auch den Massenmörder Seefeld bewundernswert finden. Auch der war frech, unverschämt, skrupellos und verlogen. Auch der hatte Nerven wie Draht--
478-

seile. Auch der ging über Leichen und dachte nur an sein eigenes kleines und feiges Leben. Auch der spielte den harmlosen Biedermann, schenkte den Kindern Süßigkeiten, um sie zu verführen, betete als frommer Christ sonntags in der Kirche und war weit und breit nur als Onkel Ticktack bekannt. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, eine Bestie in Menschengestalt zu sein. Aber während jüdische Schmocks zweifellos in solchen Kreaturen psychologische Rätsel entdecken würden, pflegen wir diesen Tieren den Kopf abschlagen zu lassen, auch auf die Gefahr hin, damit die zartbesaiteten Seelen intellektueller Psychoanalytiker in den USA. und anderen Demokratien zu kränken.
Mr. Churchill macht so was im großen. Er verführt nicht Kinder, sondern Völker. Sie sind ihm nur Mittel zum Zweck. Er hat ein Gemüt wie ein Nilpferd, und bewundernswert sind nur die paar intellektuellen Schmocks, die an ihm etwas finden. Seine Sekretärin hat kürzlich über ihn eben in den USA. ein Buch veröffentlicht, das ihn uns menschlich näherbringen soll. Da wird er geschildert, der alte Whiskyvertilger, der abends vor Trunkenheit nicht mehr auf den Beinen stehen kann. Er konsumiere, so berichtet uns seine langjährige Mitarbeiterin, unglaubliche Mengen von immer mit der größten Sorgfalt ausgewählten Schnäpsen und Eßwaren bei seinen üppigen Mahlzeiten. Er trinke vom Augenblick des Erwachens an und pflege dabei eigens für ihn hergestellte Luxuszigarren zu rauchen. Das ist derselbe Churchill, der, wenn er durch Luftangriff zerstörte Städte besucht, sich in einer betont sozialen, demagogischen Haltung gefällt und von dem kürzlich dieselbe USA.-Presse zu berichten wußte, er sei im Savoy-Hotel erschienen und habe ein mageres Hühnerbein und ein paar Erbsen verzehrt.

Es interessiert uns nicht, wie Mr. Churchill sein Privatleben gestaltet, und ein ewiger Whiskytrinker ist uns als englischer Premier willkommener als ein Antialkoholiker. Wir führen das alles nur an, um auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen und eine geneigte USA.-Presse ergebenst darauf aufmerksam zu machen, daß es kein Zeichen von Größe ist, in einer aussichtslosen Sache kaltschnäuzig ganze Völker zu opfern, nur um dem eigenen Ehrgeiz zu frönen, und daß kein Grund zum Respekt vor einer Persönlichkeit vorliegt, wenn die Persönlichkeitswerte lediglich in frecher Impertinenz und zynischer Gefühlsroheit bestehen.
-479-

Die Engländer sind stark im Nehmen, erklären bewundernd die Leitartikler in New York. Wir streiten das nicht ab. Aber es bleibt den Engländern auch gar nichts anderes übrig. Sie wissen ja auch, daß sie nun um das Prestige ihres Weltreiches kämpfen. Und im übrigen fangen die ganz schweren Belastungsproben für das britische Volk erst an. Die Engländer werden diese Eigenschaft noch in einem ganz anderen Ausmaß zu beweisen haben, und zwar in Situationen, in denen sie keine anderen Völker mehr als Kugelfang vor sich herschieben können. Wo sie der deutschen Wehrmacht Auge in Auge gegenübertreten mußten, haben sie sich zwar anfangs zähe verteidigt, dann aber doch immer Fersengeld gegeben. Katastrophen wie die bei Andalsnes oder bei Dünkirchen oder die an der Ägäis sind ja nicht gerade Ruhmesblätter in der britischen Kriegsgeschichte. Und daß man die Kunst beherrscht, eine Armee wenigstens so rechtzeitig vom Feinde zu lösen, daß sie nicht vollkommen vernichtet wird, zeugt noch nicht von antikem Heldentum. Würden die USA. uns auch bewundernswert finden, wenn wir solche Niederlagen erlitten und dann noch die eiserne Stirne hätten, davon als gelungenen glorreichen Rückzügen zu sprechen?
Klopstock hat uns Deutschen den Rat gegeben, unseren Feinden gegenüber nicht allzu gerecht zu sein. Sie dächten nicht edel genug zu sehen, wie schön unser Fehler sei. Wir Deutschen von heute haben uns diese Mahnung zu Herzen genommen. Wir sehen im Engländer einen Gegner vor uns, der uns kaltherzig vernichten, als Reich zerstören und als Volk ausrotten würde, wenn er das könnte. Wir sind gegen diesen Versuch, der, wenn er gelänge, für uns alle tödlich sein würde, mit der gesamten Kraft unseres geeinten Volkes angetreten. In diesem Kampf opfert eine Heldenschar von jungen deutschen Männern, die Besten unter uns allen, in höchster Einsatzbereitschaft ihr Leben. Die ganze Nation bewundert ihren Heroismus nicht nur, sie begreift ihn auch. Keiner von ihnen stirbt gern, aber alle sterben sie pflichtgetreu. Sie sind die Blutzeugen für die Güte, den Wert und die Zähigkeit unserer deutschen Rasse. Wie sie alle — und sie beweisen das durch den Tod — ihr Reich und Volk lieben, so werden auch wir nicht müde werden, mit Liebe zu umfangen, was uns gehört und was wir verteidigen, und aus ganzem Herzen zu hassen, was uns vernichten will.
-480-

* * * * *

PK.

18. Mai 1941

Es wird von niemandem mehr in der ganzen Welt, weder von Freundes- noch von Feindesseite, bezweifelt, daß Deutschland heute die modernste, schnellste, zuverlässigste und aktuellste Kriegsberichterstattung pflegt, die wir überhaupt kennen. Wir haben auf diesem Gebiet beispielsweise den Engländern gegenüber einen Vorsprung, der auch von den USA.-Blättern, die gewiß nicht in dem Geruch stehen, uns unverdiente Lorbeerkränze winden zu wollen, einschränkungslos zugegeben wird. Hin und wieder schreibt sogar eine englische Zeitung, London habe gerade in den kritischen Tagen dieses Krieges auf dem Sektor der Nachrichtenpolitik so vollkommen versagt, daß selbst die englische

Presse zeitweilig gezwungen gewesen sei, bevorzugt deutsche Nachrichten zu bringen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, überhaupt nichts bringen zu können. Es wird einer späteren Geschichtsschreibung dieses Krieges vorbehalten bleiben, die Gründe dafür im einzelnen aufzudecken. Wir können heute nur mit Befriedigung feststellen, daß es so ist und nach Lage der Dinge bis Ende des Krieges auch so bleiben wird. Es ist uns durch Anwendung ganz neuer und moderner Methoden der Nachrichtenpolitik gelungen, das englische Monopol auf diesem Gebiet zu brechen und damit einen Sektor der Kriegführung konkurrenzlos für uns zu erobern, von dem man bis dahin angenommen hatte, daß wir Deutschen dafür überhaupt unbegabt seien und wie im Weltkrieg hier gar nicht erst anzutreten brauchten.
Und zwar bezieht sich das auf unsere Nachrichtenpolitik in jeder Beziehung. Nicht nur rasen unsere Kommuniques mit Windeseile um den Erdball und sind in Tokio meistens schon in den Zeitungen zu lesen, ehe man in London überhaupt Kenntnis von dem in Frage stehenden Vorgang hat, unsere Bilder werden funktelegraphisch in die Hauptstädte aller Kontinente übermittelt, unsere Rundfunkberichte gehen über unsere Sender, von denen zeitweilig über sechzig in über dreißig Sprachen
-481-

arbeiten, in alle Länder der Erde, unsere Wochenschauen, in einem Tage aus einem manchmal bis zu 30.000 Meter umfassenden Material geschnitten, in einer Nacht besprochen und musikalisch unterlegt und in weit über 2000 Kopien abgezogen, fliegen schon am anderen Morgen in alle Himmelsrichtungen, so daß der Einmarsch in Athen, der sich an einem Sonntag abspielt, bereits am Freitag danach von Millionen Menschen im Reich, in allen europäischen Ländern und wenige Tage später auch in Übersee im Bilde gesehen werden kann.
Es wäre nun gänzlich falsch, darin nur eine Glanzleistung deutscher Präzision und Organisation erblicken zu wollen. Gewiß ist dazu ein Apparat nötig, der bis in die letzte Verästelung auf die große und weltumspannende Aufgabe dressiert und ausgerichtet ist, sicherlich bedarf es dazu der hingebungsvollen Arbeit von ungezählten Menschen, die seit Beginn des Krieges keinen Sonn- und Feiertag und kaum noch den Unterschied zwischen Tag und Nacht kennen, ohne Zweifel gehört dazu eine Unsumme von Wissen und Erfahrung, von Schnelligkeit des Denkens, von elastischer Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Gegebenheiten, aber das ist noch nicht alles. Die Grundlage jeder Nachrichtenpolitik ist die Meldung, oder für alle in Frage kommenden Gebiete ausgedrückt, das Material. Mit noch soviel Geschicklichkeit ist nur wenig anzufangen, wenn man nichts hat, das man nachrichtenmäßig verarbeiten kann.
Und hier ist die eigentliche Ursache unserer Erfolge zu suchen. Als bei Beginn des Krieges zum ersten Male über Frontberichten in den Zeitungen, über kühnen und einzigartigen Aufnahmen von Kampfszenen, an der Spitze von mitreißenden Rundfunkreportagen und Wochenschauberichten das Signum PK. erschien, stellte es ein Novum in der deutschen Zeitschilderung dar, mit dem das breite Publikum vorerst nur wenig anzufangen wußte. Man hatte es noch aus dem Weltkrieg im Gedächtnis, daß hinter der kämpfenden Truppe irgendwo in einem Etappenquartier ein paar Journalisten saßen, die aus aufgefangenen Gesprächsfetzen von Soldaten, die dabei gewesen waren, einen Bericht für die Heimat verfaßten. Sie gaben meistens den Menschen zu Hause ein gänzlich schiefes und falsches Bild von den militärischen Vorgängen und erregten deshalb bei der Truppe damit vielfach nur Ärgernis oder Gelächter. Davon kann heute überhaupt nicht mehr die Rede sein. Der PK.-Mann ist kein
-482-

Berichterstatter im herkömmlichen Sinne, sondern ein Soldat. Neben Pistole und Handgranate führt er noch andere Waffen mit sich: die Filmkamera, die Leica, den Zeichenstift oder den Schreibblock. Er ist in der Truppe ausgebildet worden, er lebt als Soldat unter Soldaten, kennt ihr Milieu, weil es das seine

ist, spricht ihre Sprache, denkt in ihrem Denken und fühlt in ihrem Fühlen. Während der Stoßtrupp-Pionier todesverachtend und mit gelassener Kaltblütigkeit seinen Flammenwerfer einsetzt, um feindliche Bunker aufzuknacken, steht der PK.-Mann ebenso todesverachtend und kaltblütig daneben, um diesen dramatischen und erregenden Vorgang im Wort oder im Bild festzuhalten. Der Einsatz ist in beiden Fällen genau der gleiche.
Wir sehen im Film mit klopfendem Herzen den PK.-Mann im Granatfeuer sitzen und das Bild der Schlacht mit Kohle und Zeichenstift auf Papier festhalten. Wir erlebten in der Wochenschau Aufnahmen von vorgehenden Stoßtrupps, von vorn gedreht, und es regnete Proteste aus dem Publikum gegen diese angeblich gestellte Szene, weil man einfach nicht glauben wollte, daß der Kameramann mit dem Rücken zum Feind vor dem Stoßtrupp vorgegangen war, um diesen Vorgang im Film festzuhalten. Die PK. sind zahlenmäßig natürlich im Verhältnis zu anderen Truppenteilen klein. Sie haben jedoch Verluste zu verzeichnen, die ihrem Mut, ihrer Kaltblütigkeit und Einsatzfreudigkeit ein sehr ehrendes Zeugnis ausstellen. Während die Zweifler dieser Neuerung unserer Kriegführung im Herbst 1939 noch mit verständlicher Skepsis gegenüberstanden — vor allem die Weltkriegssoldaten hatten auf Grund ihrer früheren Erfahrungen auch alle Veranlassung dazu —, ist diese im Laufe der Zeit einer Kameradschaftlichkeit gewichen, die im PK.-Mann nur noch den Soldaten sieht, der genau so wie jeder andere Soldat mit den ihm gegebenen Waffen kämpft, und zwar unter demselben Einsatz, nämlich dem seines Lebens.
Als im Feldzug in Griechenland bei Korinth deutsche Fallschirmspringer heruntergehen, ist unter den ersten auch ein Kameramann von der PK. Er steht hoch aufgerichtet und den Absprung seiner Kameraden im Bilde festhaltend auf der Brücke, als sie im letzten Augenblick unter den Sprengladungen, die nicht mehr entfernt werden konnten, in die Luft geht. Wenn wir in der realistischen Darstellung des Krieges auf
-483-

allen Gebieten von keiner Nation mehr eingeholt werden können, so haben wir das diesen Männern zu verdanken. Sie sind nicht besser als andere Soldaten,' aber sie haben es sich in diesem Kriege verdient, ihnen gleichgestellt zu werden. Unsere ganze moderne Kriegsberichterstattung beruht auf ihnen. Wenn die Heimat ein ungeschminktes Bild vom Schicksalskampf unseres Volkes an allen Fronten bekommt, so hat sie das in der Hauptsache diesen Männern gutzuschreiben. Sie sitzen in unseren Bombern, die nach England fliegen, bei den Panzern sind sie ebenso zu Hause wie auf unseren U-Booten und Schlachtschiffen, sie rückten in Polen mit vor, waren in Narvik und beim Sturm auf die Maginot-Linie mit dabei, in den Gebirgen Serbiens und Griechenlands waren sie genau so zu finden wie in den Sandstürmen Nordafrikas. Manch eine Stimme, die dem ganzen Volke aus dramatischen Schlachtberichten des Rundfunks bekanntgeworden ist, klingt nicht mehr, und manche erregende Szene in der Wochenschau, die der mißtrauische Herr Publicus für gestellt hielt, hat der, der sie drehte, mit dem Tode bezahlt. Aus ungezählten Briefen von der Front wissen wir, daß unsere Soldaten glücklich sind, die Berichterstattung über den Krieg auch Soldaten anvertraut zu sehen, daß diese der Heimat ein Bild vom wirklichen Krieg geben, so wie er ist, und daß damit die Nation zum ersten Male überhaupt erfährt, welch eine Unsumme von Mut, von Härte, von Strapazen und Entbehrungen dazu gehört, um Siege zu erfechten, wie sie vielen unter uns schon fast selbstverständlich geworden sind.
Der moderne Krieg ist ein totaler. Er wird auf allen Ebenen unseres Lebens ausgefochten. Vielleicht war es unser tragisches Verhängnis, das im Weltkrieg überhaupt nicht oder zu spät erkannt zu haben. Wir unterlagen damals deshalb auf den Gebieten, auf denen wir uns nicht vorbereitet hatten: auf dem der Wirtschaft, der Ernährung und der seelischen Bereitschaft, und wir mußten dann erleben, daß all unsere Waffenerfolge nicht ausreichten, dieses Manko wettzumachen. Mehr noch als 1917 und 1918 wird heute auch um die Seelen der kriegführenden Völker mit aller Erbitterung gerungen. Dieser

Kampf wird ohne Unterbrechung fortgesetzt, in den Pausen ebenso wie während der Offensiven. Die moderne Technik erlaubt es uns, ihn in weitaus größerem Rahmen durchzuführen, als das früher überhaupt auch nur verstellbar war. Ungezählte Millionen
-484-

in aller Herren Ländern lesen heute in ihren Zeitungen die Berichte von den Fronten, hören sie in allen Weltsprachen im Rundfunk, sehen sie im Bilde bestätigt, das durch die modernste Technik über Kontinente und Ozeane hinweg an die großen Nachrichtenzentralen gefunkt wird, oder in der Wochenschau, die in ungezählten Kopien über den Erdball wandert. Aus alledem entsteht das, was wir öffentliche Meinung nennen. Im Weltkrieg sind wir in der Hauptsache auf diesem Gebiet geschlagen worden. Diesmal wollen wir auch hier siegen. Alle organisatorischen Bedingungen dazu sind erfüllt. Wir besitzen die Menschen und die Mittel, um auch hier den Feind zu schlagen.
Der PK.-Mann liefert uns dazu das Material. Er trägt den Ruhm des deutschen Soldaten und der deutschen Waffen in Wort und Bild in die Heimat und durch die ganze Welt. Hart und männlich hat er seine Aufgabe in Angriff genommen. Er kann deshalb Anspruch darauf erheben, von der Heimat so gewertet zu werden, wie die Front ihn wertet. Er ist nicht mehr als andere Soldaten und will auch gar nicht mehr sein; er tut seine Pflicht wie jeder Pionier oder Panzerschütze und hilft gleich wie er mit, den Sieg zu erringen.
Denkt alle manchmal daran, wenn ihr euere Zeitungen lest, euere Rundfunkapparate für die Frontberichte anstellt oder die neueste Wochenschau zwischen Kultur- und Spielfilm seht! In des Reiches Wehrmacht stehen viele hundert Männer von den PK. neben ihren Kameraden vom Heer, von der Kriegsmarine und von der Luftwaffe, die wie sie ihr Leben einsetzen, um euch zu zeigen, was es heißt, Krieg zu führen, damit dem ganzen Volke sein Dasein gesichert wird.
-485-

* * * * *

Aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten

25. Mai 1941

Es ist augenblicklich sehr schwer, sich mit der amerikanischen öffentlichen Meinung vernünftig auseinanderzusetzen. Sie befindet sich in einem Zustande der Hysterie, der jede fruchtbare Diskussion nahezu unmöglich macht. Drüben jenseits des großen Teiches treibt eine gewissenlose Clique von Juden, Kapitalisten, Rüstungsindustriellen, Bankiers und Zeitungsmännern ihr Unwesen, die ihre vornehmlichste Aufgabe darin erblicken, das USA.-Volk, das, wie tausend eindeutige Feststellungen ergeben haben, gar keinen Krieg will, dennoch mit List und Tücke in den Krieg hineinzumanövrieren. Dazu ist diesen Großverdienern jedes Mittel der Hetze, der Lüge und der Verleumdung recht. Wir wollen uns erst gar nicht mit den mit dieser widerwärtigen Aufgabe beschäftigten Juden unterhalten. Ihre Motive sind zu durchsichtig, als daß sie überhaupt einer Erörterung bedürften. Sie hassen einfach das nationalsozialistische Deutschland, weil es ihren Glaubens- und Rassegenossen ihre Privilegien genommen hat, und sie wünschen nichts sehnlicher, als daß die USA. in den Krieg eintreten, um nach besten Kräften daran mitzuhelfen, diese alten Privilegien wiederherzustellen. Aber das hat ja bekanntlich gar nichts mit den USA.-Interessen zu tun; das ist eine reine Getto-Angelegenheit, und jeder amerikanische Bürger müßte es sich, wenn er noch klar bei Verstand ist, auf das entschiedenste verbitten, daß Juden in dieser Sache überhaupt mitreden, weil sie in jedem Sinne Partei sind.
Nun gibt es aber zweifellos in den USA. noch eine ganze Reihe von Männern, die sind Stockamerikaner und plädieren trotzdem dafür, daß die Vereinigten Staaten auf Englands Seite in den Krieg eintreten. Die einen geben das ganz offen zu, die anderen wagen es aus Angst vor der

öffentlichen Meinung, der gegenüber sie sich mehr oder weniger gebunden haben, nur erst versteckt anzudeuten. Zu dieser letzteren Kategorie gehört der Präsident Roosevelt selbst. Zwar hat Frau Roosevelt kürzlich
-486-

in einer Rede versucht — in USA. spielen die Frauen bekanntlich eine große Rolle in der Politik, was, wie dies Beispiel wieder beweist, nicht immer von Vorteil für das Wohl eines Landes zu sein braucht —, ihren Mann von dem schmählichen und beleidigenden Verdacht zu reinigen, er habe vor seiner Wahl des öfteren öffentlich seine feste Absicht kundgetan, die Vereinigten Staaten aus dem Kriege herauszuhalten. Auf die Frage, ob der Präsident sein Versprechen einlösen werde, gab sie zur Antwort, er hätte nie etwas Derartiges versprochen. Dieser Versuch, ein gegebenes Wort unausgesprochen zu machen, ist etwas daneben gelungen, denn wenn Worte überhaupt einen Sinn haben, dann läßt sich an diesen, die der Präsident am 24. Oktober 1940 in Philadelphia sprach, in keiner Weise herumdeuteln. Er erklärte dort: "Jeden Tag meines Lebens werde ich nur für den Frieden arbeiten. Ich gebe Ihnen die feierlichste Versicherung, daß kein Geheimvertrag, keinerlei geheime Verpflichtungen, keinerlei geheime Abmachungen und kein geheimer Bund irgendwelcher Art direkt oder indirekt mit irgendeiner Regierung, Nation oder irgendeiner Partei oder Teil der Welt existiert, um dieses Land in den Krieg zu ziehen oder aus irgendeinem anderen Grunde, was auch nur immer sein könnte. Wir werden an keinem auswärtigen Krieg teilnehmen und werden nicht unsere Armee, Flotte oder Luftmacht entsenden, um sich im Ausland außerhalb der amerikanischen Republiken zu schlagen. Für den Frieden habe ich gearbeitet, und für den Frieden werde ich alle Tage meines Lebens arbeiten." Ebensowenig kann es ein Mißverständnis geben über das, was er am 30. Oktober 1940 in Boston sagte: "Wir bewaffnen uns nicht zu dem Zweck eines Kampfes oder einer Intervention in einem fremden Streit. Ich wiederhole: Wir werden uns nicht an fremden Kriegen beteiligen, noch unsere Armee oder Marine zum Kampf in fremde Länder außerhalb Amerikas senden. Ich versichere den Vätern und Müttern noch einmal, daß ihre Jungen nicht in einen fremden Krieg geschickt werden."
Das ist sehr klar und deutlich, ja, es heißt wohl nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß Roosevelt gar nicht wiedergewählt worden wäre, wenn das amerikanische Volk gewußt hätte, daß er nach seiner Wahl so ungefähr das Gegenteil von dem tun würde, was er vor seiner Wahl versprochen hat. Der Präsident selbst muß also heute, wie man
-487-

nach Lage der Dinge verstehen wird, etwas vorsichtig operieren. Er kann nicht, wie die Knox und Stimson und Ickes oder gar wie die jüdischen Interessenten, auf die Pauke schlagen, in das Kriegshorn blasen oder den moralischen Heldentod auf dem Schlachtfeld der Rüstungspapiere suchen.
Er schickt seine Familie vor. Von den militanten Anwandlungen seiner Frau sprachen wir schon. Nun sind da noch ein paar Söhne, die der kriegerische Ehrgeiz ihres Vaters auch nicht ruhen läßt. Sie schmeißen sich, wie sie gehen und stehen, in Uniform und stellen ihre wertvollen Dienste uneingeschränkt dem Vaterlande zur Verfügung. Der ältere, Jimmy mit Namen, wird, wie sich das für einen Präsidentensprößling in einer Demokratie geziemt, gleich ohne jede militärische Ausbildung zum Major ernannt und soll vor Ausbruch des Südostfeldzuges als Beobachter seines Vaters nach Belgrad gehen. Leider kommt ihm die Waffen- ^ etwas zuvor, worauf er zum verflossenen König von Griechenland nach Kreta eilt, um ihm in feierlicher Weise einen Brief seines Vaters zu überreichen. Der Brief wird auch noch zu allem Überfluß veröffentlicht, und eine erstaunte Welt, die etwa erwartet hatte, sie fände darin eine Aufstellung der Flugzeuge, Tanks, der leichten und schweren Geschütze, die die USA. Griechenland wenigstens hätte zur Hilfe schicken wollen, wenn die ganze Sache nicht so überraschend schnell vor sich gegangen wäre, entnimmt diesem merkwürdigen Schreiben nichts als

Glückwünsche und Gebete, die der Präsident der Vereinigten Staaten sich zum Wohle und für die Zukunft Griechenlands zum Himmel emporzusenden bereit erklärt. Er schreibt dort wörtlich, in dem herrlichen Kampf für die Freiheit, den das griechische Volk auf sich genommen habe, begleiteten es alle seine Wünsche und alle seine Gebete. "Viel Glück für Sie und die Ihren!" Worauf der ehemalige König Georg in die verabredete öffentliche Verzückung gerät und Jimmy Roosevelt seine Schritte zum Exkönig Peter von Jugoslawien lenkt.
Der ist zwar noch ein Knabe, und nur deshalb kann er so dumme Fragen stellen, wie, ob die Vereinigten Staaten ihm Flugzeuge zum Wiederaufbau der jugoslawischen Luftwaffe liefern würden; worauf Jimmy Roosevelt ihm prompt und naßforsch erklärt: "So viele, wie Euer Majestät wünschen." Nun wird der Oberprimaner Peter Karageorgewitsch doch so viel Verstand besitzen, um einzusehen, daß es
-488-

für seinen verflossenen Staat besser gewesen wäre, vor dem Kriege wirklich einige Dutzend Flugzeuge von den USA. zu erhalten, als nach dem Kriege von Jimmy Roosevelt so viele versprochen zu bekommen, wie er wünscht. Ob er dieser Ansicht auch Ausdruck verliehen hat, verschweigt der Chronist. Er weiß aber zu berichten, daß Jimmys jüngerer Bruder, John mit Namen, vor Neid erblaßte, als er von dem heroischen und gefährlichen Leben seines älteren Bruders vernahm und spontan den Entschluß faßte, es ihm gleichzutun und sich im Dienst am Vaterlande zu verzehren. Er werde nun auch, so erklärte seine Mutter, die militärische Uniform anziehen. Er habe sich entschieden, daß die Welt, in der Hitler siegreich sei, nicht die Art Welt sei, in der er leben wolle. Zwar könne er seiner Kurzsichtigkeit wegen nicht der kämpfenden Truppe beitreten, aber nach Rücksprache mit seinen Eltern habe er einen Abendkursus im Versorgungswesen mitgemacht, und anschließend werde er zum Marineoffizier ernannt werden. Sie, Frau Roosevelt, also wolle trotz aller verständlichen und naheliegenden Bedenken den amerikanischen Müttern, die sich seltsamerweise immer noch dagegen sperrten, ihre Söhne zur höheren Ehre der britischen Plutokratie und der USA.-Rüstungsindustrie auf ihnen vorläufig noch gänzlich unbekannte Schlachtfelder zu schicken, ein edles Beispiel geben und sich nunmehr auch ihren zweiten Sohn vom blutenden Mutterherzen reißen, um ihn einem Abendkursus im Versorgungswesen zur Verfügung zu stellen.
Nun mag das mit der Kurzsichtigkeit stimmen. Das hat der Junge vom Vater geerbt. Aber daß der hoffnungsvolle John Dienst bei einem Abendkursus im Versorgungswesen mitmacht, diese Tatsache wird vom amerikanischen Volk wohl kaum als ausreichender Grund angesehen werden, dem Herrn Vater seine gänzlich unzweideutigen Wahlversprechungen zu vergessen und mit lautem Kriegsgeschrei in die englische Pleite hineinzuspringen. Das anzunehmen verbietet uns schon der Respekt vor dem gesunden Menschenverstand des USA.-Bürgers.
So muß also der sorgengequälte Herr Papa nach handfesteren Argumenten suchen; und die sind ja auch jederzeit auf der alten Anti-Nazi-Walze zu finden. Erst schickt er einmal seine wilden Männer vor, während er sich selbst vorläufig schlau im Hintergrunde hält. Die Knox und Stimson und Ickes legen feierlich die Schwurhände auf die Aktienpakete
-489-

und geloben vor Gott und aller Welt, daß sie gewillt und entschlossen seien, amerikanisches Blut, soweit damit nicht etwa ihr eigenes gemeint sei, in beliebiger Menge auf dem Altar der Demokratie zu opfern. Wenn einer bescheiden dagegen zur Vernunft mahnt, so wird er als Vaterlandsverräter und Defaitist angeprangert. Behauptet einer, die USA. seien auf einen Krieg gar nicht vorbereitet, dann ist er ein von Deutschland bestochenes Nazisubjekt; er mag sonst geleistet haben, was er will, er wird öffentlich verfemt, seine Bücher auf den Index gesetzt, aus den Bibliotheken verbannt oder gar

verbrannt, er kommt in keiner maßgebenden Zeitung mehr zu Wort, spricht er in öffentlicher Rede, dann schickt man ihm den Janhagel der Straße auf den Hals, alles im Zeichen der Demokratie, der Freiheit der Meinung und des Gewissens, die angeblich in Deutschland unterdrückt und verfolgt werden und für deren Rettung jeder echte Amerikaner allezeit bereit sein muß, sein Blut zu verspritzen. Mr. Willkie, der uns nach seiner furchtbaren Blamage mit seiner Abstammung und den Gründen der Auswanderung seiner Urgroßeltern aus Deutschland öffentlich versprochen hatte, sich aus der Politik zurückzuziehen und sich wieder dem noch einträglicheren Geschäft der Aufsichtsrattätigkeit in den Banken der Wallstreet und den Rüstungswerken des Landes zuzuwenden, macht plötzlich wieder kehrt und erscheint erneut auf dem Kampfplatz des politischen Meinungsstreites in der verlockenden Hoffnung, dem Anerkennungsscheck für den großartigsten Wahlbetrug der modernen Geschichte vielleicht noch eine Null anhängen zu können. Und nun rast der See. In dem allgemeinen Lärm kann Mr. Roosevelt es sich ruhig leisten, auch selbst wieder einmal das Wort zu ergreifen. Er hat zwar fürs erste seine große politische Rede abgesagt, aber nun wirft er sich auf die Wirtschaft. Die Demokratie allein sei in der Lage, einen konstruktiven Plan für den Wiederaufbau der internationalen Handelsbeziehungen aufzustellen, die durch die Maßnahmen der autoritären Staaten so sehr in Unordnung geraten seien. Der Welthandel in der von den totalen Mächten beherrschten Welt würde nur die Waffe für eine neue Aggression werden und nicht dem Allgemeinwohl dienen. Amtliche und halbamtliche deutsche Erklärungen bewiesen, daß jene Länder die Unterwerfung der Welt auf ihre Fahnen geschrieben hätten, die den Welthandel zum eigenen Vorteil streng kontrollieren würden.
-490-

Und da reißt denn glücklich auch uns der Geduldsfaden. Ein Mann, der es in einer dreimaligen Amtsperiode unter den günstigsten ökonomischen Bedingungen im reichsten Lande der Erde, das seit einem Menschenalter weder Krieg noch Revolution kannte, nicht fertigbrachte, die Arbeitslosenzahl auch nur auf zehn Millionen herunterzudrücken, hat die Stirn, ein System der wirtschaftlichen Unfähigkeit zu bezichtigen, das die Führung des Volkes unter den ungünstigsten Bedingungen übernahm, in einem der ärmsten Länder der Erde, das zudem noch durch Revolution und Krieg aufs schwerste erschüttert war, und dennoch in einigen Jahren die Arbeitslosigkeit restlos überwunden hat. War die allgemeine Wirtschaftskrise vorhanden, als wir an die Macht kamen, oder haben wir sie verursacht ? Diese Frage beantworten heißt, Mr. Roosevelt das Urteil sprechen. Aber es hat keinen Sinn, mit ihm zu rechten. Er sagt das, was er für seine Zwecke braucht. Er sucht auf Um- und Schleichwegen an sein Ziel heranzukommen. Wir haben ihm keinen Grund zum Ärgernis gegeben, also muß er sich einen erfinden.
Und so wird denn unter seiner wohlwollenden Duldung und Förderung der nordamerikanische Kontinent in jene Hysterie und Panik versetzt, die den Absichten der Kriegshetzerclique dienlich sind. Amerika ist wieder einmal das Land der unbegrenzten Möglichkeiten geworden. Man hört drüben vor lauter Lärm sein eigenes Wort nicht mehr. Und Mr. Churchill hat seine Freude daran; ob mit Recht oder mit Unrecht, das ist noch nicht ganz klar zu ersehen. Nur ein Kaffeesatzdeuter kann genau voraussagen, wer im Duell zwischen England und USA. der Betrüger und wer der Betrogene sein wird. Aus Idealismus und aus Liebe zur Demokratie rührt keiner von beiden auch nur einen Finger. Jeder verfolgt seine egoistischen Ziele. England will den Krieg gewinnen, und die USA. wollen das britische Weltreich bei seinem Zusammenbruch soweit wie eben möglich beerben. Beide tun dabei so, als wären wir gar nicht vorhanden und nur reine Luft. Sie werden wieder von uns Notiz nehmen müssen, früher vielleicht als sie ahnen.
Lassen wir ihnen also das Vergnügen. Eines Tages wird England sein Desastre erleben, und dann finden auch die unbegrenzten Möglichkeiten der USA. ihre Begrenzung: wenn sie nämlich versuchen wollten zu retten, was reif zum Sturz und nicht mehr zu retten ist.
-491-

* * * * *

Botschaft aus USA.

29. Mai 1941

Die englisch-amerikanische Propaganda war schon seit nahezu zwei Wochen am Werke, die Weltöffentlichkeit auf die bevorstehende Roosevelt-Rede als auf eine Art von Elementarereignis vorzubereiten. Man verlangte im Ernst von uns, wir sollten schweigend und gebeugten Hauptes dasitzen und warten, bis das oratorische Erdbeben über uns hereinbrach. Wir haben den jüdischen Posaunenbläsern des USA-Interventionismus nicht den Gefallen getan und den rednerischen Stilübungen des amerikanischen Präsidenten mit jenem Gleichmut entgegengesehen, der ihnen gebührte. Und unser anfängliches Gefühl hat uns denn auch nicht betrogen. Herr Roosevelt hat sich in seiner mit so lautem Geschrei und mit so geheimnisvollem Augenzwinkern angekündigten Ansprache an das USA-Volk als das erwiesen, als was wir ihn immer schon einschätzten: als ein schlechter Leitartikler, dem es gar nicht darauf ankommt, in die niedrigsten Niederungen der Tagespolemik hinunterzusteigen, um zum nächsten Ziel zu kommen. Das Wort Demagogie ist nur eine sehr höfliche Umschreibung seiner unqualifizierbaren Verfahrensweise. Und wie sein politisches Wunschbild aussieht, das wissen wir auch längst: Er möchte, daß England den Krieg gewinnt, möchte andererseits aber auch England wieder nicht so gewinnen lassen, daß die USA. das Britische Weltreich am Schluß nicht gründlich beerben könnten. Daß Herr Roosevelt dem sogenannten Nazismus nicht grün ist, das ist ja allgemein bekannt. Dafür sorgen schon seine jüdischen Ratgeber, die Baruch und Morgenthau und Frankfurter und all die anderen zum Teil aus den osteuropäischen Gettos entsprungenen Hebräer, die genau wissen, daß, wenn das Judentum von unserem Kontinent endgültig hinweggefegt wird, es auch für alle Zukunft um seine so heiß ersehnte finanzielle Weltherrschaft getan ist.

Und wie sollte auch ein Präsident der USA., der in seiner Person und in seinem Namen das kapitalistische System in Reinkultur präsentiert,

-492-

ein Regime lieben, in dem wenigstens der ernsthafte Versuch gemacht wird, die durch die plutokratische Wirtschaftsordnung angerichteten Schäden wiedergutzumachen und zu beseitigen! Eine jüngste amerikanische Statistik hat festgestellt, daß in USA. 45 Millionen Menschen unterernährt und 75 vH. des Volkes nicht richtig und ausreichend ernährt sind. Auf die Gefahr hin, wieder einmal von den jüdischen Wortverdrehern drüben bewußt mißverstanden und mißdeutet zu werden, erklären wir, daß ein System, das im reichsten Lande der Erde solche Zustände heraufbeschworen hat, schon in der Tatsache, daß in einem anderen Lande, daß ungleich viel ärmer ist, solche Zustände nicht geduldet werden, eine Bedrohung erblicken muß; denn nicht nur die bösen Beispiele verderben die guten, sondern auch die guten Beispiele verderben die bösen Sitten. Wenn also Herr Roosevelt in seiner Ansprache erklärt, die dringlichsten USA.-Probleme seien militärischer Natur, so werden die 45 Millionen unterernährten USA.-Bürger über diesen Punkt vermutlich wesentlich anderer Meinung sein.

Klar, daß Herr Roosevelt behauptet, die Nazis strebten einen Weltkrieg an, um die Weltherrschaft zu erringen. Ebenso klar, daß er dabei alle jahrelang unternommenen Ausgleichsversuche des Führers auf einer durchaus annehmbaren und für alle ehrenhaften Basis seinem Publikum glatt unterschlagt und für seine dreiste Unterstellung auch nicht die Spur eines Beweises findet. Adolf Hitler habe niemals die Beherrschung Europas als endgültiges Ende angesehen, erklärt dieser USA.-Wahrheitsfanatiker und zieht dann aus dieser lügenhaften Behauptung seine weiteren Schlüsse. Er entwickelt dabei ein System nazistischer Weltpolitik, das zu absurd ist, als daß es einer Widerlegung bedürfte. Herr Roosevelt weiß

genau so gut wie wir, daß ein militärischer Angriff auf USA. von Europa aus in das Reich krankhafter Phantasie gehört. Das ist ihm nun schon so zum Erbrechen oft von fachkundiger Seite in Deutschland, aber auch in USA. nachgewiesen worden, daß es fast würdelos erscheint, auf diese Tatsache, die er wiederum zum Ausgangspunkt seiner Polemik macht, überhaupt noch zu reagieren.

Denn Herr Roosevelt will sich ja gar nicht eines Besseren belehren lassen. Er spricht ja nicht aus nationalem Verantwortungsgefühl seinem Lande gegenüber. Er braucht diese Voraussetzung für seine interventionistische

-493-

Politik, für die er ja sonst gar keine Begründung zu finden vermöchte. Wir wenigstens haben ihm dazu keinerlei Handhabe gegeben. Wir haben uns bisher von ihm und seinesgleichen jede Provokation gefallen lassen, mit dem Erfolg allerdings, daß man darin nicht etwa ein. Zeichen unserer Friedensliebe, sondern eher einen Grund mehr sah, die dreisten Anrempelungen- gegen uns und unser Volk nur zu verdoppeln. .Herr Roosevelt behauptet einfach, es stände im Nazibuch der Welteroberung, wir wollten die südamerikanischen Nationen so behandeln, wie wir die Balkanländer angeblich behandelt hätten. Was er unter dem Nazibuch der Welteroberung versteht, ist vollkommen unerfindlich, so dunkel ist der Rede Sinn. Und daß gar der Führer die Absicht habe, ein Minimum von Gehältern und ein Maximum von Stunden für die amerikanischen Arbeiter festzusetzen, um damit den Lebensstandard ausgerechnet der amerikanischen Farmer zu drücken, diese Behauptung ist so komisch, so unbelastet von Sachkenntnis und vor allem von jener primitiven geistigen Würde, die doch den Präsidenten eines großen Volkes auszeichnen müßte, daß sich jedes Wort der Widerlegung dazu erübrigt; Herr Roosevelt richtet sich damit selbst. Mit seinen Argumenten kann man nicht mehr polemisieren, man kann nur noch darüber lachen. Was sollte den Führer auch zu dem Ehrgeiz drängen, den Lebensstandard der amerikanischen Farmer zu vernichten? Das hat Herr Roosevelt in seiner ebenso langen wie erfolglosen Amtszeit schon so gründlich besorgt, daß uns auf diesem Gebiet, auch wenn wir es tun wollten, dennoch zu tun fast nichts mehr bliebe. Und dann schweift Herr Roosevelt auf das Gebiet der Wirtschaft ab. Seine ökonomischen Darlegungen stellen einen krausen Unsinn dar. Selbstverständlich können die USA-Bürger nicht, wie er sehr richtig feststellt, alle Nahrungsmittel essen, die sie produzieren. Einen Teil davon könnte er gewiß in Belgien, Holland, Frankreich, wohl auch in Deutschland, absetzen. Den Rest würden zweifellos die 45 Millionen unterernährten Amerikaner zu verzehren bereit. Aber die interessieren Herrn Roosevelt in seinem weltpolitischen Höhenflug anscheinend nur wenig. Ihm geht es mehr um das freie Recht, Gott zu dienen, das er für den USA-Bürger durch uns bedroht sieht. Wir werden vermutlich mit einer gigantischen Flotte und Luftwaffe die wir ganz geheim aufgebaut haben, nach USA kommen, eigens zu dem Zweck,

-494-

die dortigen Kirchen zu Pferdeställen zu machen. So sind wir nun mal Und es ist mehr als Vorsicht, es ist geradezu gottwohlgefällige Frömmigkeit, wenn Herr Roosevelt sein Volk und die Welt vor diesem infamen Naziplan warnt. Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode!

Denn nun kommt der Pferdefuß zum Vorschein. Herr Roosevelt spricht sich über die Freiheit der Meere aus, die wir nach ihm in vierfacher Form angreifen - durch U-Boote, Handelsstörer, Bombenflugzeuge und Vernichtung von Handelsschiffen in den Häfen der Welt. Unseres Wissens greifen wir in dieser vierfachen Form nur die Unfreiheit der Meere an, die Großbritannien als infamste und mitleidloseste Methode der Kriegführung eingeführt hat. Sollen wir vielleicht untätig zuschauen, wie England ans mit seiner Flotte zu blockieren, uns von den Zufuhren abzuschneiden, die Weltmeere zu seinem Hoheitsgebiet zu erklären und aus der Freiheit der Ozeane eine wahre Groteske zu machen versucht? Schließlich kämpfen wir um unser nationales Leben. Und wenn Großbritannien uns

blockiert, blockieren wir Großbritannien, und jeder tut das mit den Waffen, die ihm zur Verfügung stehen. Von Freiheit der Meere ist dabei überhaupt nicht die Rede. Die hat England durch seinen Flottenterrorismus so gründlich abgeschafft, daß es ein verdienstvolles Werk von Herrn Roosevelt wäre, in London einmal an die Tür zu klopfen und um Änderung dieses Zustandes zu ersuchen. Aber das will und mag er ja gar nicht. Seine ganze Rede ist nur ein Spiel mit Worten, hinter denen er seine wahren Absichten zu verstecken versucht. Er gibt zu, daß die Geschwindigkeit, mit der die Nazis die Handelsschiffe versenken, dreimal so groß ist wie das Vermögen der britischen Schiffswerften, sie wieder zu bauen, und zweimal so groß wie die britisch-amerikanische Herstellung neuer Schiffe heute. Dieses Eingeständnis wird Mr. Churchill mit einem weinenden und einem lachenden Auge zur Kenntnis nehmen; mit einem weinenden, weil es unsere Zahlenangaben so ungefähr bestätigt, einem lachenden, weil er glaubt, sich davon eine noch wirksamere Hilfe der USA. versprechen zu können. Und die ist Herr Roosevelt nach seinen Angaben auch Verfügung zu stellen bereit. Er kann zwar nicht leugnen - man hat ihn oft genug daran erinnert -, daß er seinen Wählern vor seiner Wiederwahl versprochen hat, die USA. aus dem Krieg herauszuhalten. Er erklärt jetzt, nur einen Angriff zurückweisen zu
-495-

wollen, und gibt dann dem Begriff ‚Angriff" eine so vage Definition, daß jeder sich darunter vorstellen kann, was ihm gerade paßt. Er ruft dafür alle die zu Hilfe, die zu Hause einen Atlas besitzen - zweifellos für das sachverständigste Publikum, das man, sich für diese KIopffechtereien nur denken kann -, und wirft dann mit unverdautem Zeugs von geographischen und militärischen Behauptungen um sich, daß es nur so eine Art hat. Der langen Rede kurzer Sinn ist der, daß, er jedem unserer Versuche, "die Naziherrschaft auf die westliche Halbkugel auszudehnen" aktiven Widerstand entgegen setzen will - was uns nicht genieren kann, da wir ja bekanntlich an solche Versuche nicht im Traume gedacht haben -, er will uns weiter nicht die Kontrolle der Meere lassen - wir wollen sie nicht, wollen aber auch nicht, daß England sie terroristisch ausübt -, und er, will - zu dritt Großbritannien jede nur mögliche Hilfe gewähren, wogegen wir natürlich ein, vitales Interesse daran haben, England so wenig wie möglich von dieser Hilfe zukommen zu lassen.

So stehen die Dinge. Den Schluß der Rooseveltrede können wir uns, sparen. Er proklamiert dort den nationalen Notstand., Ruft Gott und die Welt zum Zeugen an, läßt die Demokratie über alle ihre Widersacher triumphieren und verpfändet dafür sein Leben, sein Vermögen und seine heilige Ehre. Dazu haben wir nichts zu bemerken. Wir haben genau verstanden, was er gesagt., und noch genauer verstanden., was er gemeint hat. Er hat seinem Charakterbild durch diese Rede keinen neuen Zug hinzugefügt. Wenn die USA.-Presse seit Tagen unermüdlich erklärte, daß seine jüdischen Ratgeber ihm bei der Abfassung dieses oratorischen Meisterwerks tatkräftig zur Hand gegangen seien, so glauben wir ihr das aufs Wort- Es ist auch danach geraten: ein Gemisch aus frömmelnder Demagogie, aus bewußter und zweckbestimmter Entstellung von feststehenden Tatsachen, aus Drohung und Provokation, mit einem Wort: ein, würdiges Zeugnis jener Demokratie, die er zu verteidigen vorgibt und die nur das Aushängeschild der krassesten Diktatur des Geldes ist.
-496-

* * * * *

Die Heroisierung der Rückzüge

8. Juni I941

Bei einer späteren historischen Darstellung der Geschichte dieses Krieges wird die englische Nachrichtenpolitik zweifellos am allerschlechtesten abschneiden. Man mag über die Haltung des britischen Volkes und über die Tapferkeit des Empire-Soldaten verschiedener Meinung sein, fest steht,

daß sie eine so miserable Presse, einen so dilettantischen Rundfunk und eine so geradezu stümperhafte Propaganda wie die gegenwärtig in London betriebene nicht verdient haben. Der Fall Kreta ist dafür ein beredtes Zeugnis mehr.. Noch klingen uns die bramarbasierenden Sprüche Mr. Churchills in den Ohren, die er im Unterhaus von sich gab, als die ersten Nachrichten von der Landung deutscher Fallschirmtruppen auf Kreta der Weltöffentlichkeit die Sprache verschlugen: es handele sich um relativ kleine Trupps, die keinerlei militärische Bedeutung beanspruchen könnten, sie seien zum weitaus größten Teil entweder schon getötet oder gefangengenommen, soweit sie aber noch nicht geschnappt seien, könne es sich nur um Stunden handeln, daß sie sich in Händen der Engländer befanden. Und im übrigen werde London die Verteidigung dieser Insel zu einer Ehrenfrage machen. Hier gelte es Kreta oder das Leben. Mr. Churchill machte also ohne jeden ersichtlichen Grund den Kampf um diese Insel zu einer Angelegenheit des englischen Prestiges. Wußte er denn gar nicht, welche Kräfte wir anzusetzen in der Lage waren? Oder gebrauchte er bei Beginn des Unternehmens so starke Worte, bloß um wenigstens einmal für zwei oder drei Tage prahlen und die unzerstörbare Macht des britischen Empire wenigstens zum Schein aufrechterhalten zu können?

Wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß, wenn Mr. Churchill seine so gänzlich falsche Prognose bezüglich Kretas wider besseres Wissen aufstellte, er vom englischen Volke beseitigt werden müßte; weil er ihm ohne zwingenden Grund schwersten moralischen Schaden zugefügt hat, und daß, wenn er selbst tatsächlich an diese Prognose glaubte, er von ihm

-497-

beseitigt werden mußte, weil er als Führer des britischen Empire in seinem Schicksalskampf auch nicht einmal eine schwache Vorstellung von den. gegebenen Machtverhältnissen besitzt.

Wir können es uns ersparen, auf die geradezu perversen Absurditäten der englischen Propaganda im Verlauf des Kreta-Unternehmens noch einmal einzugehen. Sie sind so widersinnig, so kurzsichtig und gerade vom britischen Standpunkt aus gesehen so schädlich, daß sie selbst in den Augen eines denkenden Engländers gar keiner Kritik mehr bedürfen. Mr. Churchill erklärte bei seiner eben erwähnten ersten Auslassung im Unterhaus, deutschen Fallschirmjäger hätten neuseeländische 'Uniformen getragen. Er wußte selbst genau, daß das eine Lüge war. Aber er hat mit dieser Lüge das Signal zu den bestialischen Grausamkeiten gegeben, die sich britische Soldaten an deutschen Gefangenen haben zuschulden kommen lassen. Er konstatierte weiterhin, daß die deutschen Fallschirmjäger versuchten, sich mit Gewalt auf Kreta festzusetzen. Wie dumm, wie blödsinnig ist doch eine derartige Phrase! Das dürfte doch auch wohl Mr. Churchill bekannt sein, daß der Krieg sich vom Frieden in der Hauptsache dadurch unterscheidet, daß man Gewalt anwendet.

Seine Propagandabüros machten die Welt erschauern mit der Nachricht, bei den deutschen Fallschirmjägern handele es sieh in der Hauptsache um blutjunge, 15jährige Burschen, die zum Kriegsdienst gepreßt worden seien und bei ihrer Gefangennahme flehentlich darum baten, gleich erschossen zu werden, damit der Krieg für sie zu Ende sei. Ist die englische Propaganda sich denn nicht im klaren darüber gewesen, daß sie damit dem britischen Soldaten einen Bärendienst erwies, zumal er nach ein paar Tagen vor diesen 15jährigen Jungen, die um ihre sofortige Erschießung baten, die Insel räumen mußte? In London sind in den letzten Tagen deutsche Verlustziffern angegeben worden, die weit aber das hinausgehen, was von uns überhaupt in Kreta eingesetzt worden ist. Die Gefangenenzahlen, die von Mr. Churchills Soldschreibern zusammengerechnet wurden, können überhaupt nur erklärt werden, wenn man sich das Kreta-Unternehmen etwa folgendermaßen vorstellt:

Die deutschen Fallschirmjäger und Luftlandetruppen werden kurz nach ihrem Einsatz sämtlich, wie Mr. Churchill sich ausdrückt, geschnappt.

-498-

Nachdem sie sich ausgeweint und vergeblich um ihre sofortige Erschießung gebeten haben, lassen die Engländer sie, dieses ergreifenden und an den Nerven zerrenden Anblicks müde, wieder laufen. Daraufhin werden sie ein zweites Mal gefangen genommen, lediglich zu dem Zweck, die in London herausgegebenen Verlustziffern aufzufüllen. Wieder läßt man sie laufen, um sie zu verwunden oder zu töten, damit auch die Londoner Verwundeten- und Totenzahlen eine entsprechende Erhöhung erfahren. Nachdem sie nunmehr ein drittes Mal in Gefangenschaft geraten sind, setzen die Engländer sie ein drittes Mal zu den deutschen Linien im Marsch, diesmal allerdings mit der strengen Weisung, nun aber Schluß zu machen mit dem Weinen, zu kämpfen, wie sich das für anständige Soldaten gehört, und die Tommies endlich aus Kreta zu verjagen, weil diese das grausame Spiel nun nicht mehr länger mit anschauen könnten. Worauf die Engländer dann unter dem Ruf "Heraus mit uns" die Insel verlassen.

Ist einer unter uns, der vor der im Weltkrieg so vielbewunderten britischen Propaganda auch nur noch einen Funken von Respekt besitzt? Und was würde das deutsche Volk mit uns machen, wenn w *u auch nur ein einziges Mal wagen worden, seine Geduld so zu mißbrauchen und mit seinem guten und ehrlichen Namen so Schindluder zu treiben? Aber es kommt noch besser. Schließlich muß man sich ja auch in London klar darüber werden, daß es in Kreta zu Ende geht; und nun steht man vor der schweren Frage: ‚Wie sage ich's meinem Kinde?" Mr. Churchill ist zu festgelegt, als daß er in dieser Angelegenheit noch Kredit beim englischen Volke genösse. Also schickt man anonyme Schreiber und Sprecher vor, um die Pleite zu offenbaren. Es heißt jetzt: ‚Man erfährt", oder "Eingeweihte Kreise wollen wissen" oder "Ein Offizier, der dabei gewesen ist, berichtet" u. ä. Bramarbas retiriert. Und dann folgen die faulen Entschuldigungen: den Deutschen sei das trockene Frühjahr zu Hilfe gekommen - als wenn das Frühjahr im Gegensatz dazu für die Engländer naß gewesen wäre, sie hätten durch eine rigorose Arbeitspolitik unzählige Flugplätze m Griechenland angelegt, während die Engländer mit ihren Gentleman-Methoden vierzehn Tage zu spät gekommen seien. Sie haben uns also gewissermaßen Kreta überlassen, weil sie unter allen Umständen gentlemanlike handeln wollten. Bei den deutschen Gefangenen habe man
-499-

weiße Pillen gefunden, und bei näherer Untersuchung habe sich herausgestellt, daß es sich dabei um ein Narkotikum handelte, auf dessen Genuß allein es zurückzuführen sei, daß sie so tapfer kämpften und am Ende die Engländer, die es natürlich als Ritter ohne Furcht und Tadel weit von sich wiesen, sich solcher Mittel zu bedienen und lieber unterlagen, aus Kreta verjagten.

Schließlich aber habe man auch durch den Widerstand auf Kreta Zeit gewonnen. Die Eroberung der Insel habe Hitler nur weiter von seinem Endziel abgedrängt- Die Briten befanden sich jetzt in einer ungleich viel besseren Position als vordem. Während Kreta gehalten wurde, hätten sich die Streitkräfte in Ostafrika für anderweitigen Kampf fertiggemacht, was die Engländer offenbar sehr ermutigt habe. Und Lord Alexander fügt zu allem Überfluß noch hinzu, auch Kreta habe wieder einmal bewiesen, daß die Engländer besser seien als die Deutschen.

Reden wir nicht mehr davon; es verursacht Brechreize. Wenn wir dem Londoner Rundfunk noch lange zuhören, dann beweist er uns am Ende, daß die Engländer uns mit Kreta nur in eine Falle gelockt haben, in die wir auch prompt hineingingen, daß das ganze Unternehmen ein aufgelegter Spaß war, und daß man uns dort nur beschäftigen wollte, um, sich in Ostafrika fertigzumachen - ebensogut hätte man natürlich auch sagen können, um im Mutterlande in Ruhe Kartoffeln anzubauen oder Tomaten zu ziehen; daß wir die Schlachten und Feldzüge gewännen, sei nur ein Beweis dafür, daß wir keine Gentlemen seien, und daß die .Engländer die Schlachten und Feldzüge verlören, sei demgegenüber ein Beweis dafür, daß sie bessere Soldaten seien als wir, denn die Güte und Tapferkeit einer Armee zeige sich nicht in ihren Triumphen, sondern in ihren Niederlagen..

Wir halten den englischen Soldaten nicht für so schlecht, daß er eine solche Propaganda verdient. Es wäre nun eigentlich an der Zeit, daß ihn jemand gegen den verbrecherischen Londoner Dilettantismus in Schutz nähme. Er ist nämlich im Begriff,. in der ganzen Welt den letzten Rest an militärischem Ruf zu verlieren. Derartige Gewaltkuren hält auf die Dauer das beste Pferd nicht- aus. Es ist keine Ehre, von weinenden fünfzehnjährigen Jungen zum Laufen gebracht zu werden,- und es trägt auch nicht zum soldatischen Ruhme bei, sich dauernd von einem Feind schlagen zu
-500-

lassen, der nur siegt, weil er narkotische Mittel nimmt. Findet sich denn in der britischen Armee nicht ein Mann von Selbstachtung, der bei Gelegenheit eines kurzen- Heimaturlaubs eine Stippvisite im Londoner Rundfunk macht, um den Schmocks, die dort seit Wochen und Monaten auf der Reputation des englischen Soldaten herumtrampeln, ein paar hinter die Ohren zu geben? So schlechte Verlierer wie die, die heute in England das große Wort führen, hat die* Geschichte noch nie gesehen. Sie fanden seit dem September 1939 in über einundzwanzig Monaten, in denen die britischen Soldaten von den deutschen durch die ganze Welt gejagt werden, bis zur Stunde noch nicht ein Wort auch nur der Anerkennung für die deutsche Wehrmacht, die ihnen so viel Kummer bereitete. Sie wiederholen nur stumpfsinnig immer wieder dieselbe Phrase: Wir werden zwar geschlagen, aber wir sind besser. Wir verlieren zwar die Feldzüge, aber Hitler verliert den Krieg! Deutsehland ist groß in den Siegen, wir aber sind viel größer und viel bewundernswerter in den Rückzügen!
Vielleicht wird bei einer späteren geschichtlichen Darstellung dieses Sieges gerade in diesem Umstand das charakteristische Merkmal für den Verfall der soldatischen Moral in England sehen. Mr. Churchill mag sich heute sagen, es sei notwendig, das Empire bei guter Laune zu halten, und dazu sei jedes Mittel recht. Wir glauben nicht daran. Man kann auf die Dauer nicht Rückzüge heroisieren, ohne daß das davon betroffene Volk dabei schwersten Schaden an seiner Seele nimmt. Wenn die Engländer sich im sportlichen Leben so viel auf ihre Fairneß einbilden, so hätten sie hier die beste Gelegenheit, der Welt zu zeigen, daß das bei ihnen nicht nur ein sportlicher, sondern auch ein moralischer Begriff ist, und daß man als Gentleman nicht nur Haltung bei Siegen, sondern auch bei Niederlagen zeigen muß. Sie wollen diese Gelegenheit offenbar nicht benutzen und beweisen damit nur, daß ihre vielgerühmte Fairneß nichts als äußere Tünche ist.
Gerade Soldaten zeichnen sich dadurch aus, daß sie Rückschläge mit Würde tragen und sich nicht mit faulen Entschuldigungen und Ausflüchten herauszureden versuchen- Wo hätten die Engländer in diesem Kriege auch nur ein einziges Mal eine solche Haltung gezeigt? Sie waren immer die Besseren und die Tapfereren und haben doch merkwürdigerweise immer die Dresche bezogen und mußten am Ende immer einen
-501-

glorreichen und glänzenden Rückzug antreten. Die Londoner Strategen hätten tausend Begründungen dafür vorbringen können, die der so soldatischen Ehre der britischen Nation nicht zu nahe traten. Sie haben nur solche angeführt, die Großbritannien zur Niederlage auch noch die Schande eintrugen.
Aber das ist nicht unsere Sache. Das müßten die englischen Soldaten mit Mr. Churchill ausmachen.
-502-

* * * * *

Der Rundfunk im Kriege

15. Juni 1941

Es gibt ungefähr so viele ausgesprochene und unausgesprochene Programmwünsche an den Rundfunk, wie es Rundfunkhörer gibt. Die Führung des deutschen Rundfunks wird sich deshalb niemals

schmeicheln können, es allen recht zu machen. Ja, die Wünsche des einzelnen selbst sind noch dazu je nach der Situation sehr wandelbar. Ist er in einer traurigen und deprimierten oder in einer heiteren und aufgeräumten Stimmung, so glaubt er, mit Recht für seine zwei Mark Monatsgebühr verlangen zu können, daß das Rundfunkprogramm darauf in einer entsprechend taktvollen Weise Rücksicht nimmt. Es ärgert und verdrießt ihn sehr, wenn er, sich eben zur Lektüre eines besinnlichen Buches niedersetzend, darin durch eine etwas zu laut eingestellte leichte Rundfunkmusik aus der Nachbarwohnung gestört wird, während er natürlich gar nichts dabei findet und den Beschwerdeführer höchstens für einen Spießer und Spaßverderber hält, der ihm aus lauter Misanthropie seine so notwendige Erholung nicht gönnt, wenn es umgekehrt der Fall ist.
Auf die Gefahr hin, einen vieltausendstimmigen Protest entgegengeschmettert zu bekommen, behaupten wir, daß es überhaupt kein Rundfunkprogramm gibt, das allen gefällt. Das liegt daran, daß die Menschen verschieden sind nach Veranlagung, Temperament und seelischen und geistigen Bedürfnissen. Hätte der Rundfunk eine in sich vollkommen homogene und gleichgestimmte Zuhörerschaft wie etwa eine Opernaufführung oder ein Sinfoniekonzert, zu dem ja im großen ganzen Menschen mit denselben Erwartungen zu gehen pflegen, so wäre es ein leichtes, ihr ein allseitig befriedigendes Programm zu bieten. Das aber ist nicht der Fall. Der Rundfunk wendet sich an das ganze Volk. Seine Zuhörer rekrutieren sich aus allen Schichten. Sie stellen die verschiedensten Ansprüche, haben die mannigfaltigsten Bedürfnisse, und jeder glaubt, daß gerade die seinen die dringlichen und vorherrschenden seien und deshalb auch befriedigt werden müßten.
-503-

Wir wissen ein Liedlein davon zu singen, die wir die Aufgabe haben, das Rundfunkprogramm praktisch zu gestalten. Gewiß gibt es auch Sendungen, die vom ganzen Volke gerne und mit tiefer innerer Anteilnahme gehört werden. Das ist in den großen nationalen Feierstunden der Fall, beim Wehrmachtbericht, bei den Frontdarbietungen, bei glänzenden Vorträgen über ein aktuelles und alle interessierendes Thema, beim Nachrichtendienst in spannungsreichen Zeiten, bei Sondermeldungen und ähnlichem. Aber damit allein kann man bekanntlich ein Rundfunkprogramm nicht bestreiten. Das sind einmalige Höhepunkte funkischer Übermittlung, die aber ihrerseits wieder umrahmt sein müssen von einer Tagessendefolge, die von morgens 5 Uhr bis nachts 2 Uhr ohne Unterbrechung vor sich zu gehen hat. Sie muß Rücksicht nehmen auf die jeweilige politische und militärische Lage. Sie darf selbstverständlich nicht leichtfertig oder gar frivol, sie darf andererseits aber auch nicht zu schwer und überbelastet sein. Sie muß dem, der Erheiterung und Entspannung verlangt und wohl auch gebraucht, gefallen, andererseits aber auch dem noch etwas geben, der lieber in die Tiefen steigt, statt an der Oberfläche zu bleiben.
Wie schwer das ist, das können wir an der Unzahl von Briefen feststellen, die prompt auf jede, wenn auch nur vorsichtige Kursänderung in der Programmgestaltung des Rundfunks bei uns einlaufen. Steuern wir mehr auf die leichte Unterhaltungsseite hin, dann meldet sich der ernste Musikfreund, der uns mit einer nicht mehr zu überbietenden Offenherzigkeit erklärt, er habe das Gedudel nun satt, dieses Programm sei des ersten Musikvolkes der Welt denkbar unwürdig, man müsse sich Wachs in die Ohren stopfen, um endlich einmal diesem entnervenden Gejaule, das einem aus sämtlichen Lautsprechern des Landes entgegentöne, zu entfliehen. Bevorzugt man dagegen etwas mehr die gehobene, ernste oder gar klassische Musik, dann greift der andere Teil des Volkes zur Feder und erklärt frank und frei, man könne nun aber das As-Dur und H-moll nicht mehr hören, ob man denn im Haus des Rundfunks keine Ahnung habe, was in dieser Zeit not tue, und wann endlich mal wieder nach all diesen stumpfsinnigen Symphonien und Divertimentis eine Musik geboten werde, die auch dem Volke etwas gebe. Keiner wird bestreiten wollen, daß beide Standpunkte etwas für sich haben, und auf die Gefahr hin, in einigen Tagen wieder von Waschkörben voll Briefen erfreut zu werden,

-504-

die sich in ihrer Wirkung gegenseitig aufheben, weil die eine Seite diesen Standpunkt mit demselben Temperament verficht wie die andere jenen, erklären wir, daß man beiden auch in gewissem Umfang Rechnung tragen muß.
Hätten wir Dutzende von Reichssendern für die inneren Bedürfnisse unseres Volkes zur Verfügung, so wäre das Problem sehr einfach zu lösen. Man könnte die verschiedenen Aufgaben auf die verschiedenen Sender verteilen. Es hätte dann jeder Hörer die Möglichkeit, nach seinem Geschmack zu wählen, und wenn ihm eine Sendung nicht gefiele, brauchte er nur einen Knopf umzudrehen, und er hätte das, was er sich wünscht. So liegen die Dinge aber leider nicht mehr. Der deutsche Rundfunk krankt wie jedes andere öffentliche Institut an Personalmangel. Ein großer Teil seiner Sprecher, Techniker und Organisatoren steht bei den Propa-gandakompanien an der Front. Seine Musiker müssen vielfach ihre Tätigkeit zwischen Funk, Theater, Film und Truppenbetreuung teilen. Dazu kommt noch, daß unsere Sender in einem Umfang Auslandsarbeit zu versehen haben, von dem die deutsche Öffentlichkeit sich gar keine Vorstellung macht, und worüber aus begreiflichen Gründen auch erst nach dem Kriege gesprochen werden kann. Wir senden augenblicklich in über dreißig Sprachen in fremde Länder. Die von Berlin und seinen nachgeordneten Stationen ausgestrahlten Wort- und Unterhaltungssendungen in die Welt umfassen täglich im Manuskript vier dicke Bände. Was das an Umsicht, Arbeit, Organisation, Technik und Personal erfordert, davon kann sich der Laie überhaupt keinen Begriff machen. Es kann deshalb aus diesen und aus einigen anderen Gründen, die sich heute noch einer öffentlichen Erörterung entziehen, ein gestaffeltes deutsches Rundfunkprogramm nur in beschränktem Umfange durchgeführt werden. Im Interesse der Landesverteidigung muß also der deutsche Hörer auch auf diesem Gebiete Verzichte in Kauf nehmen, die zwar lästig, aber unumgänglich notwendig sind.
Wenn wir nun, um der ganzen Debatte überhaupt eine Richtung zu geben, in der gegenwärtigen Situation ein gutes Wort für die Unterhaltung im weitesten Sinne einlegen, so aus folgenden Gründen: Unser Volk ist heute in einer Weise in die Kriegsarbeit eingespannt, daß es mit Recht verlangen kann, in seinen seltenen Mußestunden Entspannung zu
-505-

erhalten, von der Schwere des Alltags abgelenkt zu werden und in einer leichten und gefälligen Unterhaltung ein gewisses Gegengewicht zu den harten Anforderungen der Zeit zu finden. Das hat gar nichts mit Leichtfertigkeit oder gar Frivolität zu tun. Das ist einfach ein Ausgleichen von Belastungen, das ebenso natürlich wie notwendig erscheint. Es ist kein Zufall, daß der Wunsch nach einem aufgelockerten Rundfunkprogramm am stärksten seitens der Front, der man doch gewiß keine Leichtfertigkeit oder Frivolität dem Krieg und seinen Erfordernissen gegenüber vorwerfen kann, zum Ausdruck gebracht wird. Die Anzahl der Philosophen, die dem heroischen Schicksal einer Nation mit gelassenem Stoizismus gegenübertreten, ist auch in unserem Volke gering. Unsere Soldaten und Arbeiter kämpfen und arbeiten voll Enthusiasmus, wenn es an der Zeit dazu ist. Sie wollen sich aber den Rest vom Tag, der ihnen verbleibt, mit einem Schimmer von Heiterkeit und, so absurd das im Kriege auch klingen mag, von Lebensfreude verklären. Sie sitzen abends in den Bunkern, Feldlagern, Notunterkünften oder Mietskasernen. Sie haben gar keine Zeit und auch, wenn sie es wollten, keine Ruhe, um einer langen, schweren Musik zu lauschen. Sie schreiben an zu Hause oder lesen oder unterhalten sich oder warten, und dazwischen möchten sie etwas Musik hören, leichte, unterhaltsame, einschmeichelnde Musik, die zu nichts verpflichtet, und der gegenüber es nicht gerade ein Sakrileg ist, wenn dazwischen einmal eine Schnurre erzählt oder ein Skat gekloppt wird. Wer wollte ihnen dieses

harmlose Vergnügen nicht gönnen, und wer ist pharisäisch genug zu bestreiten, daß er selbst auch gelegentlich solche Anwandlungen verspürte?
Wir gebrauchen zum Kriegführen ein Volk, das sich seine gute Laune bewahrt. Mit Kopfhängerei gewinnt man keine Schlachten. Wenn vor einem Jahr bei der Westoffensive an den Abenden nach harten und blutigen Tagen in den Feldquartieren auf den Grammophonen oder in den Rundfunkapparaten Walzer-, Tanz- und Operettenmusik gespielt oder eingestellt wurde, so versteht das nur der nicht, der die Soldatenseele nicht kennt. Und wenn unsere Flugzeugbesatzungen nachts auf dem Heimflug von England die Skala der deutschen Sender nach leichter und beschwingter Unterhaltung abtasten, so ist das auch ein Zeichen dafür, daß selbst das härteste Männerherz nach einer schweren Belastung einen Ausgleich sucht. Wir sind nicht dazu da, uns die Menschen so
-506-

vorzustellen, wie sie gar nicht sind und höchstens in sentimentalen, verlogenen Romanen vorkommen. Sie gefallen uns schon sehr gut so, wie sie sind. Wir wollten sie auch nicht anders haben. Wir brauchen im Grunde genommen nicht viel an ihnen zu ändern, wir müssen ihnen nur das geben, dessen sie bedürfen. Wer das Leben gerade in schweren Stunden nicht auch von der optimistischen Seite zu sehen und zu nehmen versteht, der wird niemals damit fertig werden.
Und fertig werden müssen wir alle damit. Nicht nur unsere Philosophen, nein, das ganze Volk muß damit fertig werden. Keinem von uns wird es geschenkt. Im Kriege ist alles notwendig und wichtig, was die Kampfkraft und die innere Haltung der Nation stärkt, was uns den Mut hebt, was uns frei, offen, klar und unbeschwert macht. Als wir kürzlich die Auflockerung des deutschen Rundfunkprogramms anordneten, ging uns eine Flut von Briefen zu: aus Griechenland, aus Norwegen, aus Frankreich, von unseren Feldflugplätzen im Westen, von unseren Kriegsschiffen, aus den Wüstenzelten in Nordafrika. Alle diese Briefe hatten nur ein einziges Wort zum Inhalt: Bravo! Dieses vieltausendstimmige Bravo war uns eine Bestätigung für die Richtigkeit unserer Maßnahme und wog auch den hier und da laut werdenden Protest ernsterer Musikkreise auf. Soviel Verständnis wir auch für ihre Wünsche haben — sie werden übrigens auf der anderen Sendereihe nach Möglichkeit befriedigt —, im Kriege hat zuerst die Front das Wort.
Wir werden nicht in den Geruch kommen, dem Hochstand der deutschen Musikkultur irgendwie Abbruch tun zu wollen. Auch wir wissen ein ernstes Konzert oder gar eine große Oper zu schätzen. Daß wir sie im Krieg aus Mangel an Zeit, Ruhe und Muße entbehren müssen, ist auch für uns ein Verzicht. Nach dem Kriege soll wieder beides, Ernst und Tiefe und Entspannung und Unterhaltung in ausreichendem Maße im deutschen Rundfunk zu Worte kommen. Jetzt vermittelt der Krieg uns so viel an Sorge und Belastung, daß man denen, die am schwersten daran zu tragen haben, das bißchen Lebensfreude nicht mißgönnen sollte. Und im übrigen verteidigen sie, wenn sie auf den Schlachtfeldern antreten, beides, jene unbeschwerte deutsche Heiterkeit, deren sie sich allesamt erfreuen, und jene hohe deutsche Kultur, die sie nur zum Teil kennen, für die sie aber alle, wenn es darauf ankommt, zu sterben bereit sind.
-507-

* * * * *

Die alte Front

26. Juni 1941

Nur der politische Laie wundert sich über die Solidaritäts- und Einheitsfront, die sich im Augenblick der Aufdeckung des Moskau-Londoner Komplotts gegen das Reich zwischen Plutokratie und Bolschewismus, man möchte fast sagen in Stundenfrist, herausgebildet hat. Wir Nationalsozialisten

finden gar nichts Sonderbares daran. Wir sehen darin nur eine klassische Bestätigung für den alten Verdacht, den wir immer gehegt haben und auch nicht los wurden während der Zeit, da der Führer unter Aufbietung eines Unmaßes von Geduld und Langmut versuchte, ein erträgliches Verhältnis zwischen dem Reich und Sowjetrußland herbeizuführen. Daß dieser Versuch am Ende mißlang, das ist nicht unsere Schuld. Die Moskauer Gewalthaber hatten, wie sich mehr und mehr herausstellte, überhaupt nicht die Absicht, den mit dem Reich eingegangenen Konsultativ- und Nichtangriffspakt einzuhalten. Sie sahen darin nur einen bequemen Aufschub jener Auseinandersetzung, die sie immer wollten und niemals aus den Augen verloren haben, und die sie nur im Stadium der höchsten politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kraftentfaltung des Reiches nicht für zweckmäßig hielten. Die Rechnung, die sie unter sich aufmachten, liegt heute ganz klar zutage: sie glaubten an und hofften auf einen langen Krieg. Der sollte ihnen, so meinten sie, die nötige Zeit geben, in einem Umfange aufzurüsten, daß sie, wenn Europa abgekämpft, zermürbt und ausgeblutet war, in ihm eine leichte und bequeme Beute für ihre weltrevolutionären Ziele fänden. Ein deformiertes Europa, so kalkulierten sie, sei geeigneter für die Bolschewisierung als ein intaktes. Aus diesem Grunde heuchelten sie Frieden, um den Krieg vorzubereiten. In der einen Hand hielten sie den Vertrag mit uns, der ihrem geplanten Betrug den nötigen Schutz geben sollte, .-i; l der anderen Hand aber schliffen sie den Dolch, den sie uns in den Rucken stoßen wollten.
Mr. Churchill konnte nichts willkommener sein als das. Auch ihm sei ein anarchisiertes Europa immer noch lieber als ein unter Führung der
-508-

Achsenmächte geordnetes und organisiertes. Was London nicht zuwege bringen konnte, das sollte also Moskau versuchen. Klar und einleuchtend, daß dieses infame und teuflische Zusammenspiel vor den Augen der Öffentlichkeit getarnt werden mußte. Schon die Erwähnung überhaupt einer solchen Möglichkeit hätte das Reich aufmerksam und argwöhnisch gemacht, und so beschloß man denn, nach dem Grundsatz zu operieren:
Blamier mich nicht, mein liebes Kind, und grüß mich nicht Unter den Linden; wenn wir nachher zu Hause sind, dann wird sich alles finden.
Hut ab vor der virtuosen Geschicklichkeit, mit der diese Tour durchgehalten wurde. Mr. Cripps, Churchills Abgesandter in Moskau, fand angeblich nur verschlossene Türen. Er mußte sich seitens der Sowjets spitze Rügen und ironische Abweisungen gefallen lassen. Aber die wurden mit so viel Lärm der Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht, daß sie mehr Verdacht als Glauben erweckten. Mr. Cripps reiste trotz vielfacher Drohungen der Londoner politischen Kreise nicht ab, er blieb, und die englische Presse wahrte auf die zahllosen Demütigungen, denen der britische Botschafter in Moskau ausgesetzt war, ein so erstaunliches Stillschweigen, daß unser Argwohn geradezu herausgefordert wurde. Einmal allerdings hat Mr. Churchill sich selbst im Unterhaus verraten. Er liebt es ja zu improvisieren, und dabei geht ihm zuweilen auch der Gaul durch. So auch hier. Der kommunistische Abgeordnete im britischen Unterhaus, Gallacher, einer der Uneingeweihten, ließ eine seiner zwar lauten, aber im Grunde doch sehr harmlosen bolschewistischen Redeübungen vom Stapel, wobei Mr. Churchill ihn, wie damals eine schwedische Zeitung zu berichten wußte, unterbrach, um ihm unter dem Beifall des gesamten Unterhauses mit komisch erhobenem Zeigefinger zuzurufen: "Machen Sie bloß' langsam. Sie könnten sonst noch die Order, Kehrt marsch' bekommen!" Und es ist ganz bezeichnend, daß dieser außerordentlich charakteristische Vorgang zwar von einem neutralen Korrespondenten nach Stockholm gemeldet, in der gesamten englischen Presse aber verschwiegen wurde.
Mr. Churchill hatte sich also vergaloppiert. Er hatte, wie das häufiger bei ihm vorzukommen pflegt, einem Bonmot zuliebe ein peinlich gehütetes diplomatisches Geheimnis preisgegeben, und die alten Routiniers des Foreign Office werden sich wohl die Haare gerauft und alles darangesetzt

-509-

haben, diese Extratour ihres Premiers möglichst bald wieder der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Wir sind nun zwar sehr aufmerksame Beobachter aller Vorgänge auf dem internationalen Nachrichtenmarkt, aber niemand wird es uns übelnehmen, wenn wir diese Eskapade höflich übersahen und so taten, als hätten wir nichts davon bemerkt. Auch von den von Tag zu Tag sich enorm vergrößernden russischen Truppenansammlungen an unserer Ostgrenze nahmen wir scheinbar keine Notiz. Die roten Vertragsverräter sollten sich in Sicherheit wiegen. Desto eher hatten wir die Möglichkeit, Einblick in ihre geheimen Absichten und Pläne zu gewinnen. Vorerst beschränkten sie sich darauf, den Krieg mit der Feder zu führen. Im Zeichen einer feierlich abgemachten Freundschaft mit dem Reich traten sie von Zeit zu Zeit in einer stereotypen Regelmäßigkeit mit harmlos klingenden Dementis vor die Öffentlichkeit, die nur der Kenner zu lesen verstand. Sie waren ausnahmslos gegen uns gerichtet und sollten dazu dienen, einerseits die Völker der Sowjetunion auf kommende Entwicklungen vorzubereiten und andererseits England die Gewißheit zu geben, daß man zu marschieren bereit sei, wenn die Situation reif dazu war. Auch davon haben wir öffentlich keine Notiz genommen. Intern aber sahen wir darin publizistisch das bestätigt, was, wie wir aus tausend Anzeichen und Tatsachen entnehmen konnten, militärisch vorbereitet wurde. Bis dann das rote Moskau kurz vor Beginn des Südostfeldzuges die Maske fallen ließ.
Man hatte offenbar auf einen langen und blutigen Krieg gehofft und glaubte deshalb es sich leisten zu können, offener zu sprechen. Der Militärputsch in Belgrad, der die Feindseligkeiten auf dem Balkan auslöste, wurde in der Hauptsache von englischen und sowjetischen Agenten inszeniert. Und als der Krieg vor dem offenen Ausbruch stand, beeilte man sich in Moskau, mit Jugoslawien kurz vor Toresschluß noch einen Freundschafts- und Nichtangriffspakt abzuschließen, der für ein im Verlauf eines langen Balkankrieges geplantes russisches militärisches Eingreifen alle Türen offenließ. Die deutsche Wehrmacht hat durch blitzschnelles Handeln einen Strich durch diese Rechnung gemacht. Der Südostfeldzug dauerte so viel Tage, wie man in Moskau und London gerechnet hatte, daß er Monate dauern würde. Die vorschnellen Paktabschließer im Kreml mußten sich also wieder in ihre Mauselöcher
-510-

zurückziehen und beeilten sich nun, mit einer lärmenden Geschäftigkeit den angerichteten Schaden durch von Deutschfreundlichkeit triefende Dementis und Erklärungen wiedergutzumachen.
Aber der Aufmarsch ungezählter russischer Divisionen an unserer Ostgrenze ging weiter. Man konnte sich noch etwas Zeit lassen und auf seine Stunde warten. Der Krieg werde, so glaubte man, den von Moskau gewünschten Gang gehen. Deutschland war kaum in der Lage, ihm durch einen Großangriff gegen England ein schnelles Ende zu bereiten, da die riesigen russischen Truppenansammlungen an unserer Ostgrenze zu viele deutsche Kräfte banden. Man brauchte also nur zu warten, denn das Verhängnis traf zwangsläufig ein, und damit war dann Dimitroffs Stunde gekommen. Hier trafen sich Churchills und Stalins Interessen. Beide hatten den Wunsch, den "Krieg möglichst lange hinauszuziehen; der eine, um Europa erneut aufzuspalten und damit in seiner politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kraft wieder zu neutralisieren, der andere, um es zur Ausblutung zu bringen und damit für den Bolschewismus reif zu machen.
Alle Vaterlandsfreunde bei uns haben diese Entwicklung mit tiefer innerer Sorge verfolgt. Der Führer schwieg, die Presse schwieg, die öffentliche Meinung wurde in ihren Gefühlen und Ansichten hin und her gerissen. Aber jedermann wußte, daß bei Andauern dieses Zustandes dem Reich eine schwere Gefahr drohte, und daß deshalb irgendwo und irgendwann einmal dieser Gordische Knoten zerhauen werden mußte. Wenn rechtzeitig gehandelt wurde, dann konnte damit der Zweifrontenkrieg endgültig

vermieden und die Möglichkeit einer baldigen radikalen Entscheidung gegen England herbeigeführt werden.
Es war gewiß für das ganze deutsche Volk ein ergreifender Augenblick, bei der Verlesung der Proklamation des Führers aus seinem Munde zu vernehmen, daß er die schweren Sorgen, von denen in den vergangenen Wochen und Monaten jeder Patriot in Deutschland bedrückt war, in verdoppelter Wucht getragen hatte, trotzdem aber zum Schweigen verurteilt war. Die Stunde der Entscheidung war nun gekommen, das so sorgsam gesponnene Lügennetz unserer alten Feinde wurde zerrissen, und die durch tausend Beweise begründete Tatsache eines geheimen Zusammenspiels zwischen Moskau und London fand nun in ein paar Stunden eine
-511-

Bestätigung, wie wir sie selbst nicht für möglich gehalten hatten. Einer der Angeklagten, den wir durch Indizien bereits weitgehend überfuhrt hatten, legte vor aller Öffentlichkeit ein Geständnis ab.
Es war Mr. Churchill selbst. Er ergriff am Sonntagabend vor dem Rundfunk das Wort und gab in seiner Rede unumwunden alles das zu, was wir geargwöhnt, beobachtet und behauptet hatten: daß er mit Stalin schon seit langem in lebhaftem Gedankenaustausch über einen Beitritt Rußlands zur englischen Front gestanden habe, daß Großbritannien bereit und darauf vorbereitet sei, Moskau jede nur mögliche Unterstützung zu geben, daß es seine Freunde und Verbündeten aufgefordert habe, die gleiche Politik einzuschlagen, und ähnliches. Man wird zugeben, daß wir nicht mehr nach Beweisen für das englisch-russische Zusammenspiel zu suchen brauchen. Hier sind sie. Zu allem Überfluß erklärte noch die englische Presse, es sei nunmehr gestattet mitzuteilen, daß die britischen Luftangriffe der letzten Zeit auf deutsches Reichsgebiet in gewissem Zusammenhang mit Londoner Informationen von der deutsch-russischen Grenze standen. Hier wird also bereits neben dem diplomatischen auch das militärische Zusammenspiel London-Moskau mitten im Frieden mit aller nur denkbaren Deutlichkeit zugegeben.
Quod erat demonstrandum!
Wahrscheinlich war der vom Führer in der Nacht von Sonnabend auf den Sonntag gegebene Befehl an die deutsche Wehrmacht neben dem zum Angriff im Westen vom Mai des vergangenen Jahres der für das siegreiche Kriegsende überhaupt entscheidende. Das wird die Zukunft noch erweisen. Jedenfalls sehen wir nun in aller Öffentlichkeit ein Konkubinat zwischen Plutokratie und Bolschewismus sich prostituieren, das wir erwartet haben, das wir auch aus unserer innerpolitischen kämpferischen Vergangenheit zu gut kennen, als daß wir uns darüber noch wundern könnten. Die Geldleute, die hinter dem "Berliner Tageblatt" standen, waren ja auch immer mit den Geldleuten, die hinter der "Roten Fahne" standen, handelseins, wenn es gegen uns ging. Sie verkörperten die plutokratische Reaktion nach zwei Richtungen hin und unterschieden sich voneinander nur in Nuancen. Sie sahen in uns sehr mit Recht die Gefahr einer neuen, besseren, vernünftiger organisierten Ordnung, in der für sie kein Platz mehr war. Sie lehnten uns ab und bekämpften uns, weil
-512-

wir die Träger eines moralisch und völkisch begründeten Sozialprinzips waren, das im Begriff stand, ihre alte Welt zu erschüttern.
Aber wir haben sie doch zu Boden geworfen. Als wir sie hart und unerbittlich anfaßten, zeigte sich sehr bald, daß ihre Macht nur eine Fiktion war. Wer stark war, ging mit uns, wer schwach war, stand abseits und schaute zu. Unter unseren Schlägen brach das plutokratisch-bolschewistische Komplott zusammen. Als die sogenannte Demokratie ihre kommunistische Knüppelgarde verloren hatte, war es um ihr Schicksal getan.
Was wir damals in Deutschland erlebten, erleben wir heute in Europa. Wieder stehen wir der alten Front gegenüber. Wir haben heute ungleich viel mehr Chancen zu siegen, als damals.

Es ist heute dasselbe deutsche Volk wie damals, das diesen Kampf im Interesse aller anderen Völker durchficht. Es ist heute derselbe Führer wie damals, der befiehlt und dem wir folgen.
Wer wollte noch fragen, wem die Göttin des Sieges am Ende dieses gigantischen Ringens den Lorbeer des größten geschichtlichen Triumphes um die Stirn winden wird?
-513-

* * * * *

Nachrichtenpolitik

6. Juli 1941

Im Krieg gehen die militärischen allen anderen, wenn auch noch so berechtigten Interessen voran. Ihre rücksichtslose Vertretung führt am schnellsten und sichersten zum Siege. Deshalb muß ihnen in den entscheidenden Stunden alles andere untergeordnet werden, auch z. B. die Nachrichtenpolitik. Auf lange Sicht gesehen, ist die Kriegspropaganda die beste, die ausschließlich der Wahrheit dient. Zwar kann man auch mit geschickten Lügen oder Täuschungsmanövern gewisse propagandistische Augenblickserfolge erringen, die den Gegner in Verwirrung setzen, aber Propagandasiege auf Dauer werden nur mit der Waffe der Wahrheit erfochten. Nach diesem Grundsatz ist die deutsche Nachrichtenpolitik während des ganzen Krieges verfahren. Sie hat sich vor allem im OKW.-Bericht und in den amtlichen Mitteilungen einer nüchternen, den Tatbestand ruhig und fast leidenschaftslos darstellenden, nichts beschönigenden und nichts verschweigenden Sprache befleißigt und damit ihre größten Erfolge errungen. Sie war Propaganda im besten Sinne des Wortes insofern, als sie durch die Ungeschminktheit der Tatsachenmeldung die breiteste und tiefste Wirkung erzielte. Sie hat es verschmäht, Rückschläge oder Verluste zu verschweigen oder gar zu heroisieren oder Siege pathetisch aufzubauschen. Sie berichtete das, was geschehen war, in der nüchternen Sprache des Soldaten, ohne Beiwerk und ohne Zutaten, meistens sogar ohne nähere Erklärung. Dieser Art der Darstellung von Tatsachen, die dem Stil der deutschen Kriegführung insgesamt entspricht, ist es hauptsächlich zu verdanken, daß der deutsche OKW.-Bericht als Nachrichtenquelle in der ganzen Welt, im eigenen Volk, beim Freund und sogar beim Feind das höchste Ansehen genießt. An ihm ist nie gezweifelt worden. Er meldet lieber einen Erfolg zuwenig als zuviel. Wenn er gesprochen hat, dann ist die Sache entschieden; dann weiß jedermann: so ist es und nicht anders.
Der OKW.-Bericht kann darauf verweisen, daß er während des ganzen Krieges nichts behauptet, was nicht den Tatsachen entsprach, und nichts
-514-

verschwiegen hat, was irgendwie zur Beurteilung der militärischen Lage hätte von Belang sein können. Zwar hat er zuweilen gewisse Nachrichten, und zwar ausschließlich solche, die günstig für uns waren, für einige Tage zurückgehalten; aber das geschah immer nur da, wo ihre vorzeitige Publizierung der deutschen Kriegführung hätte schaden und der feindlichen Kriegführung hätte nützen können. Wenn beispielsweise der kühne Panzervorstoß unseres Heeres beim Westfeldzug an die Kanalküste erst ein paar Tage später gemeldet wurde, als er tatsächlich stattfand, so in der berechtigten Annahme, daß der Feind von dieser außerordentlich wichtigen und für die weiteren Operationen geradezu ausschlaggebenden Tatsache wenn überhaupt, so doch nur eine ganz lückenhafte Vorstellung besaß, und es selbstverständlich nicht die Aufgabe des OKW.-Berichtes sein kann, der gegnerischen Heeresführung Unterlagen für ihre operativen Gegenzüge an die Hand zu geben. Später aufgefundene Akten und Dokumente des französischen Generalstabes bewiesen dann auch in der Tat, daß diese Maßnahme richtig war, daß die franco-britischen Armeen im weiteren Verlauf der Flandernschlacht schon jede Nachrichtenverbindung untereinander verloren hatten und sozusagen auf eigene Faust und

ohne höhere Führung operierten. Das deutsche Volk wird es unserer Wehrmacht nicht übernehmen, daß es das Erreichen der Kanalküste erst ein paar Tage später erfuhr, dafür aber deutsches Soldatenblut geschont und am Ende der Sieg errungen wurde.
Auch das Unternehmen gegen die Insel Kreta war bereits fünf Tage im Gange, ehe der Öffentlichkeit davon Mitteilung gemacht wurde;
selbstverständlich nicht deshalb, weil die deutsche Kriegführung am Erfolg dieser hochbedeutsamen militärischen Aktion gezweifelt hätte. Sie ist mit derselben Gründlichkeit vorbereitet worden wie jede andere und trug deshalb den Keim des Sieges an ihrem Beginn schon in sich. Aber auch hier galt der Grundsatz, daß der Feind mithört, und daß keine Veranlassung bestand, ihn schon bei Beginn des Unternehmens durch unseren eigenen OKW.-Bericht auf Umfang, Anlage und Ziel dieser Aktion besonders aufmerksam zu machen. Auch das sind Mittel der Kriegführung, die genau so gewissenhaft und überlegen zur Anwendung gebracht werden müssen, wie die rein militärischen, und es kann heute nicht mehr bezweifelt werden, daß wenigstens ein gewisser Teil unserer
-515-

Erfolge auch auf den geschickten Einsatz unserer Nachrichtenmittel zurückzuführen ist. Unsere Nachrichtenpolitik unterscheidet sich in der wohltuendsten Weise beispielsweise von der englischen insofern, als sie es ablehnt, militärische Ziele aufzuweisen, sondern sich lediglich darauf beschränkt, Tatsachen zu melden. Dadurch sind wir während des ganzen Krieges der peinlichen Pflicht enthoben worden, im Verlauf der Aktionen unsere Pfähle zurückzustecken und an ihrem Ende ungefähr das Gegenteil von dem zuzugeben, was wir an ihrem Anfang behauptet hatten. Als im Mai des vergangenen Jahres die Westoffensive begann, beschränkte sich der OKW.-Bericht in den ersten Tagen darauf, allgemeine Andeutungen über den Verlauf der Operationen zu machen, ohne sich auf Einzelheiten, die ja natürlicherweise noch in der Entwicklung begriffen waren, einzulassen, während vor allem die amtlichen englischen Berichte sich in großartigen, pompösen Visionen kommender Operationen ergingen, die dann durch den glorreichen Rückzug von Dünkirchen in ein geradezu absurdes Gegenteil verkehrt wurden. Wir waren bescheiden am Anfang, und am Ende hatten wir den Sieg in Händen. Die Engländer nahmen am Anfang den Mund sehr voll, und am Ende mußten sie unter dem höhnischen Gelächter der ganzen Welt Fersengeld geben. Genau so war es beim Kreta-Unternehmen. Während wir uns noch nach allen Regeln der Kunst ausschwiegen, erklärte Mr. Churchill im Unterhaus, daß Kreta eine Frage des englischen Prestiges sei und deshalb diese Insel nach dem Grundsatz verteidigt werde: "Kreta oder das Leben!" Und «,. zum Schluß hatten wir die Insel und Mr. Churchill das Nachsehen.
Niemand wird bestreiten wollen, daß unsere Methode der Kriegsnachrichtenpolitik die richtigere ist. Wir haben in allen Feldzügen häufig zu wenig, niemals aber zu viel versprochen. Es ist noch nicht vorgekommen, daß wir einen demütigenden Rückzug antreten mußten, daß unsere Prognosen durch die Tatsachen widerlegt wurden oder daß man uns dabei ertappte, unser Volk und die Welt irregeführt zu haben. Aus bester Kenntnis der Dinge können wir heute vor aller Öffentlichkeit bestätigen, daß die Angaben, Zahlen und Daten des OKW.-Berichtes wie der anderen Nachrichtenmittel des Reiches mit der größtmöglichen Gewissenhaftigkeit zusammengestellt werden, daß die deutsche Nachrichtenpolitik mit einem Höchstmaß von Wahrheitsliebe die Öffentlichkeit
-516-

über den Gang der militärischen Operationen aufklärt, daß sie aber auch Gott sei Dank niemals einen Grund gehabt hat, etwas zu verschweigen oder hinzuzufügen. Es ist jedermann freigestellt, die Ernsthaftigkeit unserer Nachrichtenpolitik an Hand der hinter uns liegenden Feldzüge zu untersuchen. Man vergleiche damit die demgegenüber geübte englische Nachrichtenpolitik und wird daraus entnehmen

können, wer auch wohl heute bei "Angaben, die von Nichtbeteiligten nicht so ohne weiteres nachzuprüfen sind, wie etwa Tonnage- oder Flugzeugverluste, die Wahrheit sagt und wer lügt.
Ein Schulbeispiel der deutschen Kriegsnachrichtenpolitik wurde wieder einmal beim Beginn des Ostfeldzuges geliefert. Eine ganze Woche lang brachte der OKW.-Bericht nur verallgemeinernde Andeutungen über den Verlauf der Operationen, ohne Rücksicht auf die täglich zunehmende Spannung im Volke und die manchmal geradezu grotesken Falschmeldungen aus Moskau und London. Die deutsche Öffentlichkeit mußte sich im Interesse der militärischen Operationen gedulden, und die irregeführte internationale Öffentlichkeit wurde ja sowieso bei Veröffentlichung des wahren Standes der Dinge eines Besseren belehrt, was der Glaubwürdigkeit unserer Nachrichtenpolitik nur dienlich sein konnte. Man muß in solchen Situationen die Nerven haben, um der immer frecher sich vorwagenden feindlichen Lügenkampagne standzuhalten und sich nicht durch noch so unverschämte Falschnachrichten dazu verleiten zu lassen, vorzeitig Operationspläne zu veröffentlichen, die dem Feinde Nutzen und der eigenen Wehrmacht Schaden zufügen könnten.
Das hat gar nichts mit Verheimlichen von unangenehmen Tatsachen zu tun. Wir haben in der ersten Woche des Ostfeldzuges alles andere, nur keine Rückschläge zu verschweigen gehabt. Schon am Abend des ersten Tages lagen Meldungen vor, die, wenn sie gleich der Öffentlichkeit übergeben worden wären, im eigenen Volke tiefe Freude und in der ganzen Welt die höchste Anerkennung ausgelöst hätten. Es wurde darauf verzichtet. Wir konnten uns das leisten. Wir haben im Verlaufe dieses Krieges so viele glanzvolle militärische Erfolge zu verzeichnen gehabt, daß wir nicht wie die Engländer bei jeder guten Nachricht gleich ans Mikrofon zu rennen brauchen. Wir können uns Zeit lassen. Bei uns schwebt das Volk bei Beginn neuer Operationen nicht, wie das
-517-

englische, in tausend Ängsten. Wir haben es deshalb auch nicht nötig, es durch künstlich hergerichtete Siegesnachrichten hochzureißen, um dann zum Schluß mit falschem Pathos einen schmählichen Rückzug heroisieren zu müssen. Das deutsche Volk hat ein so grenzenloses Vertrauen zu unserer Wehrmacht und ihrer Führung, daß es, auch wenn es einmal aus höheren militärischen Rücksichten eine Woche ohne nähere Nachrichten bleibt, keineswegs den Mut verliert. Es besteht dann höchstens die Gefahr, daß es in seinen Vorstellungen zu hoch, als daß es zu niedrig greift. Jedenfalls aber glaubt die deutsche Führung auch auf diesem Gebiet im vollen Einverständnis mit der ganzen Nation zu handeln, wenn sie die deutsche Nachrichtenpolitik so leitet, daß sie zuerst und ausschließlich der kämpfenden Truppe dient und ihr, wenn nötig, auch durch Zurückhaltung von Meldungen über geschichtliche Siege den Weg zu wahren Vernichtungsschlachten mitbereiten hilft.
Das kann ein Engländer von heute gar nicht verstehen. Er lebt in seiner Kriegführung von der Hand in den Mund. Wenn Mr. Churchill auf dem dürren Felde seiner Niederlagen das armselige Grashälmchen eines wenn auch noch so bescheidenen Erfolges sprießen sieht, dann muß er es gleich abreißen, um es der hungernden Bestie Publikum ins Maul zu werfen. Selbst wenn solche für ihn und für England zu erhoffen wären, er hätte gar nicht die Zeit, auf Siege von Format zu warten. Bei ihm stehen nicht die Gläubigen, sondern nur die Gläubiger vor der Tür und fordern drohend die Einlösung der eingegangenen Verpflichtungen. Ihm wird nichts geschenkt und auch nichts nachgesehen. Wo er Bargeld in die Hand bekommt, und sei es auch gefälschtes, da muß er es gleich dazu benutzen, die weit aufgerissenen Löcher im englischen Kredit notdürftig zu stopfen.
Wir dagegen haben, wie man so sagt, die Ruhe weg. Wie die deutsche Kriegführung, so kann es sich die deutsche Nachrichtenpolitik leisten, überlegen und nach weitgestecktem Plan zu operieren. Hinter ihnen steht kein lauerndes Volk, das bei jedem Schweigen sofort Verdacht schöpft. Die deutsche Nation ist in diesem Kriege gereift und über sich selbst hinausgewachsen. Sie braucht keine

künstlichen Aufmunterungsmittel. Sie glaubt fest an den Erfolg, der aus der eigenen Kraft entspringt. Das Gefühl des Rechtes und das Bewußtsein harter täglich erfüllter Pflicht
-518-

geben ihr eine Art von Enthusiasmus, dessen wichtigster Bestandteil eine souveräne Haltung dem Kriege und seinen Erfordernissen gegenüber ist. Wir wissen alle, daß wir siegen werden und siegen müssen. Wir erfüllen, jeder an seinem Platz, unsere Aufgaben, und aus dem Zusammenwirken aller Kräfte entsteht der Wille zum Sieg. Unsere Begeisterung drückt sich in Pflichterfüllung und Dienst aus. Mit ruhiger Gelassenheit schaut das ganze Volk besonders in spannungsreichen und kritischen Zeiten auf den Führer. Wenn er schweigt, dann weiß die Nation, daß er gute Gründe zum Schweigen hat. Ebenso aber weiß sie auch, daß, wenn er dann wieder das Wort ergreift, sein Mund den Sieg verkündet.
-519-

* * * * *

Der Schleier fällt

6. Juli 1941

In diesen Tagen und Wochen überschreiten Hunderttausende junger deutscher Soldaten unsere Grenzen im Osten und marschieren auf Straßen und Wegen in das vielgerühmte "Paradies der Arbeiter und Bauern" ein. Viele unter ihnen würden, wäre der Nationalsozialismus nicht zum Siege gekommen, heute Mitglieder des Roten Frontkämpferbundes sein, die "Rote Fahne" lesen, in ihren Versammlungen den schwärmerischen Lobeshymnen auf das "Vaterland der Werktätigen" lauschen und zum Schluß den "weisen Stalin", den "Bahnbrecher der Weltrevolution" und den "Bringer alles irdischen Glückes", hochleben lassen. Eine Londoner Zeitung schrieb vor einigen Tagen, die Gefahr des Ostfeldzuges liege für Deutschland darin, daß unsere jungen Männer nun mit dem Bolschewismus in unmittelbare Berührung kämen und vielleicht doch von dieser Infektion angesteckt würden. Wir müssen diesem Blatt in dieser Beziehung leider eine Enttäuschung bereiten. Zwar kommen unsere Soldaten in nächste Berührung mit dem, was man Bolschewismus nennt. Aber erstens sind sie als Nationalsozialisten gegen jede Ansteckung durch eine geistige und seelische Erkrankung, wie sie die von Moskau gepredigte Lehre des Irrsinns darstellt, gefeit, und zweitens lernen sie den Bolschewismus nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis kennen. Das Ergebnis dieser Bekanntschaft ist sowohl für Moskau als auch für London niederschmetternd.
Nicht umsonst hat sich die Sowjetunion seit dem ersten Tage ihres Bestehens von der übrigen Welt hermetisch abgeschlossen. So sozialistisch sie sich auch in ihren Programmen und Proklamationen gebärdete, sie konnte es nicht wagen, was das nationalsozialistische Deutschland z. B. hunderttausendfach tat, ihre Bauern und Arbeiter auf eigenen Schiffen in ferne Länder zu schicken, damit sie einerseits zwar die Schönheiten dieser Länder genießen und bewundern könnten, andererseits aber in einer Gegenüberstellung der dortigen Verhältnisse mit denen ihrer eigenen
-520-

Heimat erst recht die Liebe zu Volk und Vaterland, zur heimischen Ordnung, zur Sauberkeit und zur hier gepflegten sozialen Gerechtigkeit empfanden. Der Bolschewismus konnte überhaupt nur sein soziales Scheingebäude so lange aufrechterhalten, weil es den von ihm verführten Völkern an jeder Vergleichsmöglichkeit fehlte. Wenn einer 25 Jahre lang in einem finsteren Keller gelebt hat, dann erscheint ihm eine armselige Petroleumlampe als die Sonne, und wenn einer fast ein Vierteljahrhundert lang Bürger der sogenannten Sowjetunion gewesen ist, dann hält er die jammervollste Behausung für

einen Palast, und ein Stück Brot gilt ihm als Götterspeise, zumal er Tag für Tag zu hören bekommt, daß man in den anderen, den nichtbolschewistischen Ländern überhaupt nichts zu essen hat. Moskau war eine Welt für sich geworden. Ein abgefeimtes Komplott von dogmatischen Parteidoktrinären, gerissenen Juden und habgierigen Staatskapitalisten hatte die in der Sowjetunion zusammengepferchten Völker mit Beschlag belegt. Diejenigen, die die vorbolschewistische Zeit noch vom Hörensagen kannten, waren abgeschlachtet worden. Andere Länder sah man nicht und lernte man nicht kennen, und so war es ein leichtes, den narkotisierten Bürgern der Sowjetunion ein Paradies vorzutäuschen, das in Wirklichkeit die Hölle war. Es handelt sich hier um den größten und raffiniertesten Völkerbetrug, den die Geschichte je sah.
Kurz nach unserer nationalsozialistischen Revolution kehrte eine Reihe wegen politischer Verbrechen aus Deutschland geflüchteter Kommunisten ins Reich zurück und stellte sich freiwillig den Gerichten mit der Erklärung, sie wollten lieber in einem deutschen Zuchthaus sitzen, als in der sogenannten Sowjetunion als sogenannte freie Bürger leben. Was diese Opfer bolschewistischer Verführungskunst am eigenen Leibe zu spüren bekamen, das können nun unsere Soldaten, die nach Osten marschieren, mit ihren Augen sehen. Der Schleier fällt. Das Mysterium, mit dem sich der Bolschewismus so gern und aus guten Gründen zu umgeben pflegte, verliert die Kraft des Geheimnisses. Moskau ist entlarvt.
Wir vernehmen es aus den Erzählungen von Offizieren, die zur Erfüllung eines Dienstauftrages für einen Tag von der Front nach Berlin kommen. Wir lesen es in ungezählten Feldpostbriefen, die vom Osten in die Heimat wandern. Wohl selten hat eine Wehrmacht ihren Siegesmarsch
-521-

in ein feindliches Land mit so gespannter Neugierde angetreten wie diesmal, und wohl niemals ist das, was sie zu sehen bekam, so weit hinter den primitivsten Erwartungen zurückgeblieben wie hier. Es ist einfach nicht zu beschreiben. Der Bolschewismus entpuppt sich als ein ekelerregendes Gemisch von Phrase und Armut, von starrer Doktrin und vollkommenem Mangel an staatskonstruktivem Denken, von großartigen sozialistischen Redensarten und jammervollster sozialer Verkommenheit:
ein Massenbetrug in des Wortes wahrster Bedeutung.
Das, was unsere Soldaten anstecken sollte, gibt ihnen nun den letzten Rest. Vielleicht hat der eine oder der andere früher die Lehren des Nationalsozialismus über den Bolschewismus in Theorie und Praxis für leicht übertrieben gehalten. Hier findet er, daß sie durch die Wirklichkeit weit überboten werden. Es geht ihm genau so wie seinen Kameraden, die erst beim Vormarsch in Polen, in den Gettos von Litzmannstadt, Krakau und Warschau nicht nur die Berechtigung, sondern die zwingende Notwendigkeit unserer antisemitischen Anschauung erkannten und die, als sie zurückkamen, uns immer wieder vorwarfen, daß wir diese Gefahr viel zu milde dargestellt hatten. Genau so werden unsere Soldaten über den Bolschewismus urteilen, wenn sie aus dem Osten zurückkehren.
Es ist die aufreizendste Unverschämtheit, wenn ausgerechnet diese Seeleninfektion den Anspruch erhob, Europa, ja die Welt für sich erobern zu wollen. Ähnlich handelt nur ein Cholerakranker, der da behauptet, er allein sei gesund, ja, es sei sein Recht und seine Pflicht, die Gesunden, in deren Gesundheit er eine Krankheit erblickt, anzustecken, um sie gesund zu machen.
Es ist kein Zufall, daß sich vor der Frage des Bolschewismus in dem Augenblick, in dem sie überhaupt ernsthaft aufgerollt wurde, die Geister scheiden. Wie eine Welle des Erwachens geht es durch ganz Europa. Die Völker, die sich noch einen gesunden Kern bewahrt haben, sehen über ihre mehr oder weniger großen Gegensätze hinweg und stellen sich spontan in die Front, die gegen Osten gerichtet ist. Ebenso aber auch beeilt sich Mr. Churchill, jenen internationalen Bund zwischen Plutokratie und Bolschewismus öffentlich zu besiegeln, der im sogenannten Paradies des werktätigen Volkes seit fast 25 Jahren seine zynischen Orgien gefeiert hat. Was zusammengehört, das soll auch nebeneinander
-522-

stehen. Wir zweitem nicht daran, daß die jüdische Kumpanei, mit der Mr. Churchill sich zu umgeben pflegt, es ihm sehr erleichtert hat, den Weg zum Kreml zu finden. Der weise Stalin kann sich gratulieren: je mehr sich den Völkern der Sowjetunion die Erkenntnis über sein Schreckensregime eröffnet, um so lautere Bewunderung findet er in den plutokratischen Blättern der Fleet Street. Dort staunt man seinen Mut und seine Festigkeit an, vergleicht man ihn mit Mr. Churchill selbst und überschüttet ihn mit Wasserfällen von Lobessprüchen. Wir haben dem gar nichts hinzuzufügen. Wir können nur wünschen und hoffen und nach besten Kräften dazu beitragen, daß auch der letzte noch bolschewistisch empfindende Mensch in der Welt davon Kenntnis nimmt, um mit Schaudern zu gewahren, vor welchem Abgrund er steht.

Das OKW. teilte dieser Tage mit, daß im Räume von Minsk 20000 bolschewistische Soldaten, nachdem sie ihre politischen Kommissare erschossen hatten, zu den deutschen Linien übergelaufen sind. Am heutigen Sonntag wurden neue 52000 Überläufer gemeldet. Dieser Vorgang ist mehr als symptomatisch. Er kündigt für die jüdisch-terroristische Führungsschicht des Bolschewismus das Ende mit Schrecken an. Vergeblich sucht sie sich gegen die zwangsläufige Entwicklung zu stemmen. Das Anhören deutscher Rundfunksendungen in russischer Sprache und das bloße Aufheben deutscher Flugblätter wird mit dem Tode bestraft. Die feige Lügnerbande im Kreml scheint dumpf zu ahnen, daß das Verhängnis naht. Die Moskauer Zeitungen sind voll von blutrünstigen Aufrufen gegen Panikmacher, Gerüchteverbreiter, Defaitisten und Mitglieder der Fünften Kolonne. Ihr Stil erinnert an die kommunistischen Deklamationen kurz vor der Machtübernahme im Reich, in denen die klassenbewußten Proletarier davor gewarnt wurden, unsere Versammlungen zu besuchen. Angst vor der Wahrheit trieb sie damals wie heute. Sie sehen mit Schrecken, wie ihr feingesponnenes Lügennetz plötzlich zerrissen wird und dahinter der Boden zu wanken beginnt, auf dem sie stehen. Vor ihnen erhebt sich die Weltgeschichte als das Weltgericht.

Wir haben eine Kommission von Ärzten, Juristen, Journalisten und Rundfunkleuten nach Lemberg geschickt. Sie kehrten zurück mit grauen und gelben Gesichtern. Was sie dort sahen, läßt sich gar nicht beschreiben.

-523-

Unsere Zeitungen bringen nur einen Bruchteil von dem, was sich hier unter der Schreckensherrschaft des Bolschewismus abgespielt hat. Vor uns liegen Bilder von hingemordeten Ukrainern und Ukrainerinnen, die wir uns weigern, der Öffentlichkeit zu übergeben, weil wir befürchten müssen, daß der Beschauer überhaupt den Glauben an die Menschheit verliert. Angesichts der dort ersonnenen und praktizierten Tötungsmethoden muß es fast als Gnade empfunden werden, wenn eine bestialisierte Soldateska einer schwangeren Ukrainerin den Leib aufschlitzt und den Embryo an die Wand nagelt. Das menschliche Auge besitzt nicht Festigkeit genug, die lange Reihe dieser Bilder des Grauens bis zu Ende anzusehen. Es ist die Hölle auf Erden. Die Lehre, von der dieses Unheil allein ausgeht, kann nicht in einer Welt existieren, in der auch wir leben wollen. Sie muß ausgebrannt werden.

Wir wissen, daß Mr. Churchill und seine feigen, gutbezahlten Soldschreiber unsere Beweise bagatellisieren oder in den Wind schlagen werden. Er sieht, was er sehen will, und was ihm nicht in den Kram paßt, das übersieht er. Aber das kann uns nicht daran hindern, vor die Welt hinzutreten und Anklage zu erheben. Der Krieg, den wir gegen den Bolschewismus führen, ist ein Krieg der gesitteten Menschheit überhaupt gegen seelische Fäulnis, gegen den Verfall der öffentlichen Moral, gegen den geistigen und physischen Blutterror, gegen eine kriminelle Politik, deren Urheber auf Leichenbergen sitzen, um Ausschau zu halten, wen sie sich als nächstes Opfer auswählen sollen.

Sie waren eben im Begriff, in das Herz Europas vorzustoßen. Was es bedeuten würde, wenn sie mit ihren vertierten Horden Deutschland und den Westen dieses Erdteils überflutet hätten, das vermag die

menschliche Phantasie sich nicht auszudenken. Der Marschbefehl des Führers an die deutsche Wehrmacht in der Nacht zum 22. Juni war eine welthistorische Tat. Sie wird wahrscheinlich als die entscheidende in die Geschichte dieses Krieges eingehen. Die Soldaten, die nach diesem Befehl marschieren, sind in Wahrheit die Erretter der europäischen Kultur und Zivilisation gegen die Bedrohung durch eine politische Unterwelt. Deutschlands Söhne sind wieder einmal angetreten, um mit dem Schutz des eigenen Landes zugleich auch den Schutz der gesitteten Welt zu übernehmen. In der Lehre des Nationalsozialismus geschult und gefestigt,
-524-

ziehen sie in stürmendem Heerbann nach Osten, zerreißen den Schleier vor dem größten Völkerbetrug, den die Geschichte kennt, und geben damit ihrem eigenen Volke und der Welt die Möglichkeit zu sehen, was ist, und zu sehen, was kommen wird.
In ihrer erhobenen Hand halten sie die Fackel, damit das Licht der Menschheit nicht verlösche.
-525-

* * * * *

Mimikry

20. Juli 1941

Die Juden sind bekannt dafür, daß sie es meisterhaft verstehen, sich der jeweiligen Umgebung anzupassen, ohne dabei ihr Wesen zu verlieren. Sie treiben Mimikry. Sie haben einen natürlichen Instinkt für Gefahren, die ihnen drohen und ihr Selbsterhaltungstrieb gibt ihnen auch meistens die geeigneten Mittel und Abwehrmaßnahmen ein, mit denen sie sich möglichst ohne Anwendung von Mut und Lebenseinsatz diesen Gefahren entziehen können. Es ist sehr schwer, ihren raffinierten Um- und Schleichwegen nachzuspüren und sie dabei zu überführen. Man muß schon ein gewiegter Judenkenner sein, will man sie entlarven. Ihr System ist, wenn man es einmal durchschaut hat, denkbar einfach und primitiv. Es zeichnet sich aus durch eine perfide Unverschämtheit, die deshalb so erfolgreich ist, weil man sie meist in solchen Graden überhaupt nicht für möglich hält. Schon Schopenhauer hat gesagt, daß der Jude der Meister der Lüge ist. Er beherrscht die Register der Wahrheitsverdrehung so genial, und er tritt dabei so sicher auf, daß er es sogar einem harmlosen Gegner gegenüber wagen kann, bei der klarsten Sache der Welt, das glatte Gegenteil von dem zu sagen, was den Tatsachen entspricht. Er tut es mit einer so dreisten Frechheit, daß der Zuhörer plötzlich anfängt, unsicher zu werden, und dann hat der Jude meist schon gewonnenes Spiel.
Man nennt das in der Judensprache Chuzbe (Chutzpah). Chuzbe ist ein typisch jüdischer Ausdruck, der sich in keine andere Sprache übersetzen läßt, weil es das, was man unter Chuzbe versteht, eben nur unter Juden gibt. Andere Sprachen haben es nicht für notwendig befunden, einen gleichwertigen Ausdruck zu prägen, weil andere Völker etwas ähnliches wie das, was man damit bezeichnet, nicht kennen Es bedeutet so viel wie bodenlose, impertinente, unglaubliche Frechheit und Unverschämtheit.
Solange wir das zweifelhafte Vergnügen haben, uns mit den Juden polemisch herumschlagen zu müssen, haben wir Beispiele für die typisch
-526-

jüdische Charaktereigenschaft, die die Juden selbst Chuzbe nennen, in Hülle und Fülle kennengelernt. Da wird der Feigling zum Helden und der brave, fleißige und tapfere Mann zum verächtlichen Dummkopf oder Spießer; dicke, fette und schwitzende Börsenjobber spielen sich als kommunistische Menschheitsbeglücker auf, und anständige Soldaten werden den Tieren gleichgestellt. Ein sauberes Familienleben wird als Gebäranstalt lächerlich gemacht, die Kameradschaftsehe dagegen zum höchsten

Ideal menschlicher Entwicklung erhoben. Ekelerregende Machwerke, allen Unrat, der einem menschlichen Gehirn entspringen kann, zur Darstellung bringend, werden als vollendete Kunst ausgegeben und wirkliche Kunstwerke als Kitsch verhöhnt und persifliert. Nicht der Mörder ist mehr schuldig, sondern der Ermordete.

Es ist das ein System der öffentlichen Täuschung, das sich, wenn es lange genug angewandt wird, wie eine geistige und seelische Lähmung über ein ganzes Volk legt und auf die Dauer jede natürliche Abwehr erstickt. Deutschland hat, bevor der NATIONALSOZIALISMUS auftrat, mitten in dieser tödlichen Gefahr gestanden. Hätten wir sie nicht überwunden, wäre unser Volk nicht im letzten Augenblick noch zur Besinnung gekommen, so wäre unser Land reif gewesen für der Bolschewismus, die teuflischste Infektion, die das Judentum über ein Volk bringen kann.

Auch der Bolschewismus ist ein Ausdruck der jüdischen Chuzbe. Turbulente jüdische Parteidoktrinäre und gerissene jüdische Kapitalisten landen den unverschämtesten Coup, der sich überhaupt denken läßt, in dem sie sich des sogenannten Proletariats bemächtigen und in seinen Reihen durch rücksichtslose Aufbauschung wirklicher oder vermeintlicher sozialer Not- und Übelstände den Klassenkampf mobilisieren, um dann mit seiner Hilfe die totale jüdische Herrschaft über ein Volk anzutreten. Die krasseste Plutokratie bedient sich des Sozialismus, um die krasseste Gelddiktatur zu errichten. Mit Hilfe der Weltrevolution sollte dieses in der Sowjetunion bereits verwirklichte Experiment auch auf die anderen Völker übertragen werden. Das Ergebnis wäre dann die Weltherrschaft des Judentums gewesen.

Die nationalsozialistische Revolution war ein tödlicher Schlag gegen diesen Versuch. Nachdem man in den führenden Kreisen des internationalen
-527-

Judentums einsehen mußte, daß keine Rede mehr davon sein könnte, die Bolschewisierung der einzelnen europäischen Länder auf agitatorischem Wege weiterzutreiben, entschloß man sich, auf die große Gelegenheit eines kommenden Krieges zu warten, dann aber seine Position so zu wählen, daß der Krieg möglichst lange dauere, um an seinem Ende über ein ausgepowertes, ausgeblutetes und ohnmächtiges Europa herzufallen und es mit Gewalt und Terror zu bolschewisieren. Auf dieses Ziel ist die Taktik des Moskauer Bolschewismus seit Beginn dieses Krieges ausgerichtet gewesen. Man wollte erst dann eingreifen, wenn ein leichter und risikoloser Sieg gesichert war, bis dahin aber so viele deutsche Kräfte binden, daß das Reich zu einem entscheidenden Schlag im Westen zur baldigen Beendigung des Krieges nicht fähig war. Man kann sich denken, welch ein Wutgeheul durch den Kreml ging, als man sich eines Sonntagmorgens darüber klarwerden mußte, daß der Führer sich entschlossen hatte, dieses feingesponnene Lügen- und Intrigennetz durch den Hieb des deutschen Schwertes zu zerreißen.

Bis dahin hatte man die jüdischen Häupter des Bolschewismus klug im Hintergrund gehalten, wohl in der irrigen Annahme, uns damit täuschen zu können. Die Litwinow und Kaganowitsch traten öffentlich kaum noch in Erscheinung. Um so unheilvoller aber entfalteten sie ihre Tätigkeit hinter den Kulissen. Man suchte bei uns den Eindruck zu erwecken, als seien sich die jüdischen Bolschewiken in Moskau und die jüdischen Plutokraten in London und Washington spinnefeind. Insgeheim aber schlossen sie untereinander um so fester die Umklammerung, in der sie uns erdrücken wollten. Das erhellt schon aus der Tatsache, daß sie sich in dem Augenblick, in dem dieses teuflische Ränkespiel entlarvt ist, auch schon versöhnt in den Armen liegen. Die unwissenden Völker auf beiden Seiten, die sich wohl bei einem so ungewohnten Anblick erstaunt die Augen reiben, werden durch gegenseitige taktvolle Rücksichtnahme beruhigt.

In Moskau beispielsweise erklären die Juden, der VERBAND DER GOTTLOSEN, dem als Ehrenmitglied anzugehören noch am Tage vorher eine der ersten und vornehmsten Pflichten aller führenden

Sowjetgrößen war, sei eine Fehlorganisation und werde aufgelöst. Die religiöse Freiheit solle von nun an in der gesamten Sowjetunion gesichert sein. Man lanciert
-528-

verlogene Meldungen in die Weltöffentlichkeit, daß in den Kirchen Moskaus wieder gebetet werde, und was derlei aufgelegter Schwindel mehr ist. In London dagegen kann man sich zwar noch nicht dazu entschließen, die INTERNATIONALE allabendlich im Rundfunk zu spielen, weil, wie Mr. Eden in einer feinsinnigen Unterscheidung feststellt, die Bolschewiken keine Alliierten, sondern nur Mitarbeiter Englands seien -die Internationale wäre auch für das britische Volk in diesem Augenblick ein zu starker Tobak-; aber man ist doch eifrig am Werke, Stalin als den überlegenen Staatsmann und großartigen Sozialpolitiker zu preisen, der nur noch mit Churchill verglichen werden könne, und ansonst sinnreiche Anknüpfungspunkte zwischen der glorreichen Demokratie Moskauer und Londoner Prägung zu finden.
Und dabei haben, das ist das Merkwürdige, die Posaunenbläser hüben und drüben nicht einmal so unrecht. Sie unterscheiden sich im Extrem nur für den, der sie nicht kennt; für den Fachmann aber gleichen sie einander wie ein Ei dem anderen. Vor allem sind es dieselben Juden, die auf beiden Seiten, ob offen oder getarnt, den Ton angeben und das große Wort führen. Wenn sie in Moskau beten und in London sich anschicken, die Internationale zu singen, so machen sie damit das, was sie seit jeher getan haben. Sie betreiben Mimikry. Sie passen sich der jeweiligen Gegebenheit und Lage an, langsam natürlich und Schritt für Schritt, damit die Völker nicht argwöhnisch und hellhörig werden. Und auf uns sind sie hauptsächlich deshalb so wütend, weil wir sie entlarven. Sie fühlen sich von uns beobachtet und erkannt. Der Jude ist nämlich nur sicher, wenn er nicht durchschaut wird. Bemerkt er, daß ihm jemand hinter seine Schliche kommt, dann verliert er sein Gleichgewicht. Der gewiegte Judenkenner stellt das sofort an seinen bekannten Geschimpfe und Gekeife und an seinen bekannten alttestamentarischen Haßausbrüchen fest. Wir haben solche schon so oft über uns ergehen lassen, daß sie für uns vollkommen des Reizes der Originalität entbehren. Sie sind in unseren Augen nur noch von psychologischem Interesse. Wir warten dabei kalt und gelassen auf den Augenblick, in dem die jüdische Wut ihren Höhepunkt erreicht. Dann fängt Schmock an, sich zu verhaspeln. Er redet dann lauter dummes Zeug, und plötzlich verrät er sich selbst.
Was heute über die Moskauer und Londoner Sender geht oder in den
-529-

bolschewikischen und plutokratischen Organen geschrieben steht, spottet einfach jeder Beschreibung. Zur Wahrung des guten Tons und zur Anpassung an die Landschaft läßt dabei London dem Kreml immer sehr taktvoll den Vortritt. Die Moskauer Juden erfinden die Lügen- und Greuelmeldungen, und die Londoner Juden zitieren und kolportieren sie, ganz harmlos natürlich, mit einer wahren Biedermannsmiene, gleichsam als genügten sie nur einer lästigen Chronistenpflicht. Klar, daß die scheußlichen Untaten in Lemberg, die die ganze Welt in tiefe Bewegung versetzten, nicht von den Bolschewiken begangen wurden, sondern Erfindungen des Propagandaministeriums sei. Es spielt dabei gar keine Rolle, daß sie in der deutschen Wochenschau lebenden und bewegten Bild gezeigt und damit der ganzen Welt als Beweismittel zugänglich gemacht werden. Selbstverständlich, daß wir auch Kunst und Wissenschaft unterdrücken und terrorisieren, der Bolschewismus dagegen ein wahrer Hort der Kultur, der Zivilisation und der Humanität ist. Wir persönlich erfreuen uns aufs neue im Moskauer Rundfunk einer Charakterisierung, die so gemein und niederträchtig ist, daß sie beinahe wieder schmeichelhaft wirkt. Wir nehmen an, daß die dortigen jüdischen Sprecher uns noch aus der guten alten Zeit von Berlin her kennen. Sie müßten eigentlich auch, wenn sie nicht ein kurzes Gedächtnis hätten, wissen, daß ihnen alles Schimpfen nichts nützt, daß sie am Ende doch, wie man so sagt, die

Hucke voll bekommen werden. Sie erklären jeden Abend, sie wollten uns die Fresse kaputtschlagen, uns und allen Nazischweinen. Ja, wollen schon; aber können, können, mein Herr! Es liegt eine gewisse Tragik in diesem Fall. Wo man die Juden zu Wort kommen läßt, da plustern sie sich auf, tun so, als wollten sie Bäume ausreißen; und nach kurzer Zeit brechen sie dann wieder ihre Zelte ab, um vor den nachrückenden deutschen Regimentern das Hasenpanier zu ergreifen. Qui mange du juif, en meurt!

Man könnte fast sagen, daß die Seite, auf der sie auftauchen, eben deshalb schon verloren hat. Sie sind das beste Unterpfand der kommenden Niederlage. Sie tragen den Keim des Zerfalls in sich und an sich. Sie wollten in diesem Krieg den letzten verzweifelten Schlag gegen das nationalsozialistische Deutschland und gegen das erwachende Europa führen. Er wird auf sie zurückfallen. Wir hören heute schon im
-530-

Geiste den Ruf der verzweifelten und irregeführten Völker durch die ganze Welt gellen:
"Die Juden sind schuld! Die Juden sind schuld!"

Das Strafgericht, das dann über sie hereinbricht, wird furchtbar sein. Wir brauchen gar nichts dazu zu tun, es kommt von selbst, weil es kommen muß.

Wie die Faust des erwachenden Deutschland einmal auf diesen Rassenunrat niedersaust, so wird auch einmal die Faust des erwachenden Europa auf ihn niedersausen. Dann wird den Juden auch ihre Mimikry nichts mehr nützen. Sie werden sich dann stellen müssen. Es wird der Tag des Gerichts der Völker über ihre Verderber sein.

Erbarmungslos und ohne Gnade soll dann der Stoß geführt werden. Der Weltfeind stürzt und Europa hat seinen Frieden.
-531-

* * * * *

Die Deutschen vor die Front!

27. Juli 1941

Es ist nicht schwer, eine Analyse der gegenwärtigen Kriegsnachrichten- und Propagandapolitik der Sowjets zu geben. Man macht sich das in Moskau denkbar einfach: man nehme einen Bericht des OKW., füge ihm ein paar bolschewistische Schlagworte hinzu, ersetze überall das Wort deutsch durch das Wort sowjetisch, und der rote Heeresbericht ist fertig. Das bezieht sich vor allem auf Zahlenangaben; da man auf diesem Gebiet nur sehr schwer überführt werden kann, erledigt die sowjetische Luftwaffe deutsche Jäger und Bomber sozusagen am laufenden Band. Die deutsche Luftwaffe stellt sich, so behauptet man in Moskau dreist und frech, überhaupt nicht zum Kampfe, weil das bolschewistische Material und die Sowjetflieger besser sind als die unseren. Die Sowjettruppen selbst machen einen kühnen Angriff nach dem anderen, und sie sind dabei auch immer erfolgreich; nur daß die Orte, an denen diese Gefechte stattfinden, leider immer weiter ostwärts verlegt werden müssen.

Daß die Sowjets nicht im mindesten die Absicht hätten, in ihren Heeresberichten die Wahrheit zu sagen war uns von vornherein klar. Daß sie aber so plump und durchsichtig schwindeln würden, so, daß sie auch vom Laien ohne viel Mühe der Lüge überführt werden können, das ist doch auch für uns einigermaßen erstaunlich und gibt uns einen interessanten Einblick in die Psychologie der Kremlgewaltigen überhaupt. Man hält dort offenbar den Krieg für eine Art von Wahlkampf, in dem es darauf ankommt, wer am lautesten schreit und wer das meiste Papier und die stärksten Rundfunksender zur Verfügung hat. Denn, so meint man, nach der Wahl denkt niemand mehr daran, was vor der Wahl gesagt und versprochen worden ist.

Eine besondere Rolle im sowjetischen Heeresbericht spielt der sagenhafte deutsche Überläufer. Er tritt in rauhen Mengen auf und hat nach seiner Gefangennahme nichts Eiligeres zu tun, als dringendst darum
-532-

zu bitten, sofort vor ein Mikrofon gestellt zu werden damit er seinen zurück gebliebenen Kameraden die Segnungen des Sowjetregimes in die er schon nach einer Stunde Aufenthalt bei den menschenfreundlichen Bolschewiken - man sehe sie sich als Gefangene in der deutschen Wochenschau an - einen tiefen Einblick hat nehmen können, preisen kann. Er habe sich immer danach gesehnt, dem Nazismus zu entrinnen und ins Paradies der Arbeiter und Bauern abzuwandern. Jetzt sei er endlich da, wo er hingehöre. Man habe ihn mit größter Freundlichkeit aufgenommen, ihn mit Zigaretten und Lebensmitteln völlig eingedeckt, ihn gefragt, ob er vielleicht das Bedürfnis habe, gleich nach dem ersten erfrischenden Bad einem prima Gottesdienst beizuwohnen, protestantisch oder katholisch gefällig, und nun stehe er hier, um seine Verwandten zu grüßen, die sich sicherlich Sorgen um ihn machten, gänzlich unangebrachte Sorgen selbstverständlich. Sein Name sei Schmidt oder Huber oder Schulze oder Meyer oder Opel. Wie man sieht, handelt es sich bei diesen erfundenen Rundfunksprechern des Bolschewismus um Träger immerhin nicht gänzlich unbekannter deutscher Familiennamen; Irrtum oder Betrug ist also ausgeschlossen. Und was die Nazisten da reden von bolschewistischen Greueltaten, das sei natürlich purer Schwindel. Das habe Schmidt oder Huber oder Schulze oder Meyer oder Opel ja sowieso nie geglaubt und hier die endgültige Bestätigung für seine Skepsis gefunden.
Das Ganze ist, wie man zugeben wird, so plump und durchsichtig, diesem stumpfsinnigen Propagandarummel entströmt ein so unverkennbarer jüdischer Geruch, daß man sich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein kann, wo die Hintermänner zu suchen sind und was davon überhaupt zu halten sei. Bemerkenswert an der ganzen Sache ist nur, daß die Herren Engländer sich in ihrer geistigen Dürre nicht entblöden, diese Machwerke aus der jüdischen Nachrichtenkonfektion in Moskau unbesehen zu übernehmen und ernsthaft weiterzugeben. Sie hatten uns schon bei Beginn des Ostfeldzuges schadenfroh darauf aufmerksam gemacht, daß die Hilfe der Bolschewisten sich nicht nur auf das militärische, sondern auch auf das propagandistische Gebiet erstrecken werde.
Hier sehen wir die Resultate. Es handelt sich auf beiden Seiten, sowohl in Moskau wie auch in London, um Juden, die sich sehr zu ihrem Schaden vollkommen im unklaren darüber sind., daß sie heute im wesentlichen zu
-533-

einer nichtjüdischen Welt sprechen, die ihre jüdische Sprache vollkommen verlernt hat. Wir schmeicheln uns, Kenner in Judendingen zu sein. Wir können ungefähr voraussagen, wie ein Jude auf bestimmte Situationen reagiert, und sind auch in der Lage, aus seinem Stil, vor allem aus dem Schimpfvokabular, das dabei zur Anwendung kommt, zu schließen, in welcher Gemütsverfassung er sich befindet. Augenblicklich geht es ihm sehr schlecht. Das sieht man daran, daß er wütend ist. Er wirft nur so mit Injurien um sich. Das berührt uns natürlich überhaupt nicht, sondern macht die ganze Sache für uns nur erheiternder. Die Bolschewiken haben bisher fast ausschließlich zu ungebildeten und primitiven Völkern gesprochen. Heute müssen sie zur Welt sprechen, und da sie sich desselben Stils befleißigen, mit dem sie zum Muschik zu reden pflegen, fängt die Sache an, urkomisch zu werden.
Besonders interessant ist dabei, wie sie sich mit ihren inneren Sorgen auseinandersetzen. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Feind des Bolschewismus schon weit hinter der sowjetischen Front aufmarschiert ist. Warum wäre sonst der blutige Kampf des Kreml gegen die sogenannten Diversanten, Spitzel, Spione und Gerüchteverbreiter überhaupt nötig gewesen? Die Stalin-Politik hat in

einem Umfang Schiffbruch erlitten, daß es nicht mehr verwunderlich erscheint, wenn augenblicklich eine tiefe Bewegung durch die Völker der Sowjetunion geht. Der Kreml sucht zu halten, was noch zu halten ist. Die erneute Einsetzung politischer Kommissare in der Armee und ihre Ausstattung mit höheren Vollmachten ist ein so alarmierendes Zeichen für die zerrüttete Moral der sowjetischen Truppen, daß jeder Kommentar dazu sich erübrigt. Man kann sich den umgekehrten Fall bei uns überhaupt nicht vorstellen, so unglaublich ist dieser Vorgang. Bolschewistische Gefangene laufen zu unseren Linien über, die es vor dem Terror der roten Kommissare nicht gewagt haben, ein deutsches Flugblatt, das als Ausweis bei der Gefangennahme zu dienen pflegt, mitzunehmen, aber vorsichtigerweise den Inhalt auswendig gelernt haben, um sich damit zu legitimieren. Der sowjetische Soldat legt sich heute offenbar hunderttausendfach die Frage vor, ob es sicherer sei, den Kampf mit den Maschinengewehren der roten Kommissare oder mit denen der deutschen Soldaten zu wagen. Das ist kein Heer mehr, das ist ein verlorener Haufen.
-534-

Und er kämpft auch so. Man wundert sich manchmal über die immer noch zutage tretende zähe Widerstandskraft einzelner bolschewistischer Truppenverbände. Was bleibt ihnen denn anderes übrig als zu kämpfen. Vor ihnen stehen die Waffen der Deutschen hinter ihnen die Waffen der GPU. Der Bolschewismus hat ein so raffiniertes System aufgebaut und damit auch die sowjetischen Truppen so umfassend durchzogen, daß es für den bolschewistischen Soldaten daraus kaum noch ein Entrinnen gibt.
Daß die Kremlgewaltigen jetzt alles auf eine Karte setzen, ist verständlich. Sie wissen ja genau, worum es geht. Sie spielen um Kopf und Kragen. Verlieren sie, so haben sie endgültig verloren. Das, was sie seit Kriegsbeginn so peinlich zu vermeiden suchten, nämlich sich zu stellen in einer Situation, die ein Risiko für sie mit sich bringt, das haben sie nun. Das bolschewistische System wird auf die höchste Probe, auf die des Krieges um Sein oder Nichtsein, gestellt, und wenn es sie auch eine kurze Zeit infolge seines Terrors überstehen kann, so wird es ihr doch sehr bald erliegen müssen. So war das auch damals im innerpolitischen Kampf, in dem wir unsere Erfahrungen für diesen Krieg gesammelt haben. Zuerst mußten wir den roten Terror brechen, ehe wir überhaupt an den eigentlichen Feind herankamen. Es gab nichts, was der Jude nicht in seiner letzten Verzweiflung unternommen hätte, um sich gegen unseren Siegeszug zur Wehr zu setzen; aber er fiel dann am Ende doch. Als es um die letzte Entscheidung ging, war er bereit, alles über Bord zu werfen, Programm und Überzeugung, nur um sein nacktes Leben zu retten. Es hat ihm nichts genutzt. Er fiel, weil seine Stunde gekommen war, und wir waren die Vollstrecker seines Schicksals. Genau so ist es heute. Der Gigantenkampf der neun Millionen geht wieder um die letzte Entscheidung. Sie wird über das zukünftige Schicksal Europas befinden. Niemals sah die Geschichte eine militärische Auseinandersetzung von derartigen Dimensionen; aber auch nur selten standen Fragen von so weltweiter Bedeutung zur Debatte wie hier. Es geht in der tat um alles.
Wenn der Jude diesen Kampf verliert, dann hat er endgültig verloren. Er weiß das auch. Die Juden der City und die Juden im Kreml sind sich darüber durchaus einig. Sie spielen Kapitalismus und Bolschewismus,
-535-

Christentum und Atheismus, Demokratie und Autokratie, Liberalität und Terror, je nach Bedarf, nur um das nackte Leben zu retten.
Es wird umsonst sein. Mit einer Wucht ohnegleichen haben sich die deutschen Heere auf den Feind geworfen. Er ist bereits in seinem Kern getroffen. Entscheidungen ganz großen Ausmaßes stehen bevor. Die Hoffnungen, die die Londoner Plutokraten auf den Ostfeldzug setzten, haben sich in keiner

Weise erfüllt Der Bolschewismus wird zu Fall gebracht, und mit ihm stürzt der letzte Bundesgenosse auf dem Kontinent, auf den England gewartet hatte.
Das deutsche Volk möge sich die Tragweite der Entscheidung, die damit heranreift, in diesen Tagen immer klar vor Augen halten. Seine Söhne kämpfen heute nicht nur für die Freiheit und Sicherheit des Reiches, sie haben im wahrsten Sinne des Wortes einen ganzen Erdteil, seine Kultur und Zivilisation, sein Leben und seinen Bestand in ihren Schutz genommen. Selbst die Völker, die das heute noch nicht verstehen, werden es uns später einmal danken. Es wird die Zeit kommen, da ganz Europa, ja die ganze gesittete Welt Sinn und Hintergrund dieses gigantischen Kampfes erkennen wird; dann nämlich, wenn die Völker unseres Kontinents sich klar darüber werden, in welcher Gefahr wir uns befanden.
Niemals durchlebte Europa geschichtliche Stunden von größerer Bedeutung als heute. Niemals stand dieses Erdteils Schicksal so auf des Messers Schneide wie in diesem Krieg. Aber auch niemals konnten die Völker so beruhigt sein über ihre Zukunft wie jetzt, da sie wieder einmal den deutschen Waffen anvertraut ist.
An der Spitze Europas stehend, kämpfen wir mit unseren Bundesgenossen um mehr als nur um unser nationales Leben. Es geht um Sein oder Nichtsein eines Kontinents.
Es ist unser Stolz, daß die Deutschen wieder einmal in diesem Kampfe vor der Front stehen.
-536-

* * * * *

Um die Entscheidung

3. August 1941

Der bisherige Verlauf des Krieges gegen die Sowjetunion hat alle von uns darüber angestellten Prognosen bestätigt. Es bedarf heute gar keines Beweises mehr für die Tatsache, daß der Kreml den militärischen Angriff gegen Deutschland und damit gegen das Herz Europas geplant und fest in sein allernächstes Programm aufgenommen hatte. Man wollte nur den geeigneten Zeitpunkt abwarten, um loszuschlagen. Für diese Aktion waren auch alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Das beweist insbesondere der bis in die letzten Einzelheiten schon durchgeführte bolschewistische Aufmarsch an unserer Ostgrenze, die Richtung der Hauptstoßkraft der sowjetischen Wehrmacht nach Westen und der im bisherigen Ablauf des Feldzuges gezeigte erbitterte Widerstand der Bolschewisten gerade an den Stellen, an denen sie nach Lage der Dinge zu offensiven Handlungen gegen das Reich vorgehen wollten und nach ihrem Plan auch mußten.
Es wagt das im Ernst niemand mehr abzustreiten. Schon am ersten Tage, nachdem der Führer dem geplanten sowjetischen Generalstoß zuvorgekommen war, konnte der erstaunte Beobachter ein in allen Einzelheiten perfektes englisch-bolschewistisches Zusammengehen feststellen. Man gab sich nicht einmal mehr die Mühe, es wenigstens vor der Öffentlichkeit abzustreiten. Man tat so, als sei das die allerselbstverständlichste Sache von der Welt, wohl in der Erkenntnis, daß etwaiges Leugnen oder Dementieren doch nichts genützt hätte.
Es wird einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten bleiben, die Genesis dieses nur dem Laien unverständlichen Bündnisses zwischen dem sowjetischen Bolschewismus und dem britischen Hochkapitalismus in allen Phasen bloßzulegen. Fest steht heute schon, daß es genau an dem Zeitpunkt in Funktion trat, an dem die Gegenseite sich von seiner Tarnung keine Vorteile mehr versprechen konnte. Was aber ein Stoß der bolschewistischen Offensivarmeen nach Deutschland hinein in einem
-537-

unbewachten und unvorhergesehenen Zeitpunkt für uns und im weiteren Sinne für ganz Europa bedeutet hätte, das vermag sich die menschliche Phantasie gar nicht auszumalen. Das deutsche Volk liest in unseren PK.-Berichten von den furchtbaren, meistenteils überhaupt nicht wiederzugebenden

Greueltaten der GPU. und ihrer jüdischen Henkersknechte, und wo einer der Darstellung durch das Wort manchmal wegen der darin beschriebenen geradezu teuflischen Grausamkeiten nicht vollauf Glauben schenken will, ist es ihm freigestellt, sich eine schaudererregende Bestätigung im Bilde in den illustrierten Zeitungen oder in den Wochenschauen zu verschaffen. Wir müssen dabei betonen, daß wir überhaupt nur einen Bruchteil des bei uns einlaufenden Materials zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringen können; aber das ist schon so grauenvoll, daß einem das Blut in den Adern gerinnt.
Man stelle sich das nun einmal auf Deutschland oder gar auf ganz Europa übertragen vor. Wo die Phantasie dazu ausreicht, da male man sich aus, daß die wilde und vertierte Soldateska, die wir in den Wochenschauen mit erhobenen Händen und waffenlos sich in deutsche Gefangenschaft begeben sehen, bewaffnet und als Eroberer unsere deutschen Städte, Dörfer und Provinzen überflutet hätte. Ihre erste Aufgabe wäre die gewesen, die Intelligenz und die geistige Führung der Nation auszurotten, und zwar mit denselben Methoden, mit denen sie das in der Ukraine, in Lettland, Estland, Litauen sowie in Bessarabien getan hat;
darauf würde sie mit roher und ungeschlachter Hand in den komplizierten Wirtschafts- und Agrarmechanismus unseres hochzivilisierten Landes eingreifen. Wir hätten nicht, wie die weite und räumlich fast unbegrenzte Sowjetunion, Reserven in Hülle und Fülle gehabt, um die vom bolschewistischen Wahnsinn aufgerissenen Lücken wenn auch unter schwersten Menschenopfern und nur notdürftig wieder zu stopfen; wir wären daran in kürzester Frist zugrunde gegangen.
Nicht alle bei uns machen sich das jeden Tag und jede Stunde wieder klar. Der eine oder der andere ist nur allzu leicht geneigt, im Feldzug gegen die Sowjetunion eben auch einen Feldzug zu sehen wie den gegen Polen oder gegen Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, Jugoslawien und Griechenland, während er in Wirklichkeit ganz etwas anderes ist. Hier prallen zwei Gegensätze aufeinander, die unversöhnlich sind. Hier
-538-

wird um Weltanschauungen, um zwei Arten, das Leben zu sehen und auch zu leben, gerungen. Hier kann man nicht von verschieden gelagerten nationalen Interessen sprechen, im Kriege gegen die Sowjetunion kämpfen wir um unsere allerelementarste Existenz, und zwar nicht nur im nationalen, sondern auch im individuellen Sinne. Es pflegt zwar sonst in der Geschichte so zu sein, daß Völker Gefahren, die ihnen drohen, meistens zu spät erkennen und ihren Führungen, wenn sie sie rechtzeitig darauf aufmerksam machen, nicht immer Glauben schenken wollen. Diesmal ist das anders. Wenn der Krieg gegen die Sowjetunion hart und erbittert ist und auch von der Gegenseite mit aller stumpfen Zähigkeit durchgefochten wird, so ist das für das deutsche Volk nur ein Beweis mehr für die Größe der Gefahr, in der wir alle geschwebt haben. Man gebe sich nur einmal die Mühe, sich auszudenken, wie die Dinge sich abgewickelt hätten, wenn die bolschewistischen Stoßkräfte die Energien, die sie heute in einer nutzlosen und außerordentlich blutigen Verteidigung gegen unseren unaufhaltsamen Vormarsch verbrauchen müssen, im Angriff hätten ansetzen können, und zwar in einer Situation, die dann nicht von uns, sondern vom Kreml gewählt worden, das heißt also zu einem Zeitpunkt, der tatsächlich kritisch für uns gewesen wäre.
Man kann die Berichte, die von der Ostfront kommen, und die Darstellungen, die man von dort erhält, nur mit Schaudern lesen oder anhören. Ein Offizier, der vor ein paar Tagen zur Erledigung eines Dienstauftrages von der Front nach Berlin zurückkehrte, schilderte die sozialen Zustände in der Sowjetunion so, daß dagegen alle nationalsozialistische Aufklärungsarbeit über den Bolschewismus aus den vergangenen Jahren vollkommen verblaßt. Wir Deutschen wissen danach gar nicht, was soziale Not, Elend, Armut und Tiefstand des Lebensstandards ist. Daß die Existenz von reinem Tabak 90 Prozent eines Volkes unbekannt sein kann, klingt allerdings absurd in einem Volke, das im Jahr für 2, 8 Milliarden Mark Tabak verraucht, und wenn wir im Kriege nur mit größten Schwierigkeiten ein

Paar Schuhe kaufen können, so mag es uns wohl ein gewisser Trost sein, daß ein bolschewistischer Arbeiter im Frieden drei Monate arbeiten muß, um sich von dem erzielten Gewinn ein Paar Schuhe zu kaufen, allerdings, wenn er in diesen drei Monaten sonst von Luft und Wasser leben wollte.
-539-

Man komme uns nicht mit dem faden Einwand, so etwas wäre bei uns niemals möglich gewesen. Was will ein Volk machen, wenn alles, was sich zur nationalen Führung auch nur entfernt eignen könnte, abgeschlachtet ist und nun der brutale Terror einer blutgierigen und stumpfsinnigen GPU. regiert? Wer wollte Widerstand leisten, wenn schon eine andere Meinung mit dem Tode bestraft wird. Schaut euch die blutüberkrusteten und verstümmelten Leichname ukrainischer Nationalisten im Gefängnishof von Lemberg an! Wendet eure Augen nicht ab, wenn in der Wochenschau weinende alte Frauen an die entstellten Fleischklumpen herantreten und den vergeblichen Versuch unternehmen festzustellen, ob sie vielleicht zum Körper eines geliebten Sohnes oder eines treusorgenden Mannes gehören! Sagt nicht, das alles sei schauderhaft und nicht zum Anschauen! Das müßt ihr sehen, um zu wissen, wogegen wir in diesen Wochen kämpfen. Und kämpfen müssen wir dagegen, damit uns nicht ein gleiches geschehe. Was gilt demgegenüber das eitle und stupide Geschwätz dummer und kurzsichtiger britischer und USA.-Plutokraten, deren politischer Horizont so weit reicht wie der eines Fidschi-Insulaners! Sie kämpfen um ihr Geld und um ihren Besitz, wir aber kämpfen um unser Alles, um unser Volk, unser Reich, um Kultur und Zivilisation unseres gesegneten Erdteils.
Daß dieser verkommenen Plutokratenclique in London und Washington jeder Bundesgenosse willkommen ist, das erklärt sich aus ihrer Angst. Sie weiß, daß eine neue Zeit angebrochen ist. Sie hat. den Herrgott in Erbpacht genommen, und während ein feiler Erzbischof in Canterbury für den Bolschewismus den Segen des Himmels herabfleht, betet Mr. Roosevelt in Hydepark für den Frieden, er, der seit Wochen und Monaten mit Siebenmeilenstiefeln dem Kriege nachläuft, und dessen jüdische Soldschreiber es gar nicht erwarten können, wann denn endlich die Schießerei anfangt. Eine edle Kumpanei, die in der Tat zusammengehört und für die eine brüderliche Solidarität mit den Moskauer Atheisten und Volksmördern gar nichts Entehrendes an sich hat. Sie hätten sich nichts Schöneres vorstellen können, als daß Deutschland zwischen den Mahlsteinen des Bolschewismus zerrieben worden wäre. Dann hätte der ewig hungrige sowjetische Bär etwas zu verdauen und die Weltplutokratie in ihrem schrankenlosen Besitz ihre Ruhe
-540-

gehabt. Was gilt beiden schon Europa oder die Kultur oder die Zivilisation oder die Menschheit! Sie reden nur davon, wenn sie sich einen Vorteil davon versprechen.
Wir aber wären ihr Opfer gewesen, ihr wehrloses, wieder einmal und diesmal zum letzten Male hingeschlachtetes Opfer. Wieder einmal hätte die Geschichte ihren Sinn verloren, und wieder einmal hätte sich der Abhub aus dem Osten über unser Land ergossen, um es dann endgültig zu vernichten.
Der Führer hat uns davor bewahrt. In einem Entschluß, der alle seine bisherigen an Kühnheit, Wagemut, Verantwortungsfreudigkeit und höchstem Pflichtgefühl seinem Volke und der gesitteten Menschheit gegenüber übertraf, hat er den Stier bei den Hörnern gepackt, ist er der aus dem Osten drohenden Gefahr tapfer entgegengetreten und führt er jetzt seine Armeen im geschichtlichen Ringen gegen den Weltfeind, bis er zerschmettert am Boden liegt. Kein Wort unserer Sprache reicht aus, die fast mythische Größe dieses Kampfes zu schildern. Er ist einmalig in Weite, Ausdehnung, Strapazen und Schwierigkeiten, aber einmalig ist er auch im Mut, im Heroismus, in der Einsatzbereitschaft und Sieghaftigkeit der Armeen, die ihn durchfechten; und niemals in der gesamten Kriegsgeschichte wurde ein so erbittertes, gigantisches Ringen in ein oder zwei so kargen Sätzen zusammengefaßt, wie heute in den täglichen OKW.-Berichten.

Es ist die Entscheidung, um die es dabei geht. Das höchste militärische Führertum unserer Wehrmacht insgesamt und das heroischste Mannestum von Millionen deutscher Soldaten ist daran beteiligt. Die Dinge vollziehen sich nach einer festen Gesetzmäßigkeit, und wenn gesagt wird, daß sie planmäßig verlaufen, dann wird damit in der kürzesten und lapidarsten Formel zum Ausdruck gebracht, daß sie sich so entwickeln, wie die Führung das in ruhiger, nüchterner Erwägung geplant hat. Das deutsche Volk hat allen Grund, dem weiteren Verlauf der militärischen Operationen mit festem Vertrauen und mit absoluter Siegesgewißheit entgegenzuschauen. Es kann sich auf seine Soldaten verlassen, sowie seine Soldaten sich auf ihr Volk verlassen können.
Der Feldzug im Osten steht in seiner sechsten Woche. Er hat bisher zu Ergebnissen geführt, die wir in dem Ausmaß kaum erwarten durften.
-541-

Augenblicklich wird um die große Entscheidung gerungen. Sie wird das Kardinalproblem unseres Kontinents zur Lösung bringen. Mit verhaltenem Atem schaut die ganze Welt diesem dramatischen Vorgang zu. Noch hofft der Feind. Aber er hont umsonst. Die deutsche Wehrmacht ist dabei, seine letzten Illusionen endgültig zu zerschlagen.
-542-

* * * * *

Die britische Mauloffensive

10. August 1941

Der Rücktritt Duff Coopers vom Posten des englischen Informationsministers ist ziemlich sang- und klanglos über die Bühne gegangen. Die Weltöffentlichkeit hat diese Nachricht mit vollkommener Gelassenheit aufgenommen, in London gar seufzte man erleichtert auf, und nur die deutsche Presse hat dem Mann, der sich den Beinamen des dümmsten Ministers Europas redlich verdient hatte, ein paar wehmütige Nachrufe gewidmet. Sie brachte dabei zum Ausdruck, daß wir einen so bequemen Gegenspieler so bald nicht mehr finden würden, und richtete ihre Aufmerksamkeit gespannt auf Duff Coopers Nachfolger, den jungen Mann Mr. Churchills Branden Bracken, von dem sie wohl mit Recht annahm, daß er auf diesen hohen Posten berufen wurde, weil er wie kein anderer geeignet schien, den Intentionen seines Herrn und Meisters zu folgen und eine britische Propaganda zu inaugurieren, die sich jedenfalls einem Vorwurf unter keinen Umständen aussetzen wollte, nämlich irgend etwas mit der Wahrheit zu tun zu haben. Mr. Brandon Bracken stürzte sich mit dem jugendlichen Eifer eines frischgebackenen Ministers Seiner Britischen Majestät aufsein neues Aufgabenfeld; die ersten Ergebnisse seiner Tätigkeit liegen nunmehr vor. Er hat gleich wieder einmal da angefangen, wo Mr. Chamberlain seligen Angedenkens bereits einige Wochen nach der englischen Kriegserklärung an das Reich aufgehört hatte, nämlich bei dem Versuch, eine großangelegte Attacke auf die Nerven des deutschen Volkes zu unternehmen, um damit vielleicht doch noch zu guter Letzt eine Trennung zwischen Führung und Volk in die Wege zu leiten. Es erübrigt sich selbstverständlich, über die vollkommene Aussichtslosigkeit eines solchen Versuchs auch nur ein Wort zu verlieren. Er ist zu dumm und zu abgeschmackt, als daß man sich überhaupt damit beschäftigen müßte. Das deutsche Volk ist sich so im klaren darüber, worum es in diesem Kriege geht, daß es eine beleidigende Zumutung darin erblickt, darüber noch besonders und gar von englischer Seite unterrichtet zu werden.
-543-

Aber das nur nebenbei. Mr. Brandon Bracken ist ja auch noch sehr jung in seiner neuen Tätigkeit. Daß er jahrelang Mr. Churchills Privatsekretär und engster Vertrauter war, ist noch keine Qualifikation für das Amt eines englischen Informationsministers. Er kann bei ihm höchstens das Lügen, und zwar das

ungeschickte Lügen, bei dem man gleich auf frischer Tat ertappt zu werden pflegt, gelernt haben. So denkbar ungeeignet das auch auf die Dauer für eine wirksame Propaganda sein mag, Mr. Brandon Bracken scheint dennoch den Ehrgeiz zu haben, daran seinen bereits zu imponierender Blüte gediehenen Dilettantismus auszuprobieren.
Er wollte anscheinend Schwung in die etwas verfahrene Sache des englischen Informationswesens bringen. Auch ließ ihn wohl der zweifelhafte Ruhm der Moskauer Lautsprecher nicht ruhen. Und so startete er sofort nach seinem Amtsantritt eine britische Lügenkampagne, von der das Ende weg ist. Sie läßt sich im einzelnen gar nicht analysieren, so dumm, so kurzsichtig und so vollkommen systemlos tritt sie in Erscheinung. Es gibt danach im deutschen öffentlichen Leben, und zwar im politischen wie im militärischen, überhaupt keine führende Persönlichkeit mehr, die im Laufe der letzten drei Wochen nicht ihres Amtes enthoben und in ein Konzentrationslager überführt, die nicht erschossen worden ist oder sich selbst erschossen hat oder mit der nicht aus Gründen der Vorsicht und nach dem alten Satz, daß doppelt genäht besser hält, gleich alles das geschah. Es interessiert Mr. Brandon Bracken nur wenig, daß die von ihm totgesagten Persönlichkeiten am nächsten Tag wieder in ihren Ämtern zu finden sind, daß sie ausländischen Pressevertretern Interviews gewähren oder sonstwie ein Zeichen von sich geben, nach dem zu schließen sie ihre regulären Funktionen versehen und sich dabei offenbar einer ausgezeichneten Gesundheit erfreuen. Er beruft sich einfach darauf, daß er sie persönlich nicht gesehen habe, und daß sie deshalb auch nicht existieren könnten.
Nun wird man zugeben müssen, daß ein solches Verfahren auf die Dauer langweilig wird. Unsere Nachrichtenapparate sind keine Dementiermaschinen, und wir können Mr. Brandon Bracken nur die Bitte unterbreiten, sich bezüglich der führenden Männer des Reiches mit seinen Dienststellen wenigstens auf eine bestimmte Verfahrensart zu einigen: er soll uns dann doch entweder verhaften oder erschießen oder Selbstmord
-544-

begehen oder wahnsinnig werden oder auf eine andere Weise aus dem öffentlichen Leben ausscheiden lassen. Das ist doch das mindeste, was man von ihm verlangen kann; man möchte ja schließlich wissen, woran man mit sich selbst ist. Was dieser Propagandadilettant mit seinen kindischen Lügen will, ist übrigens klar. Der Londoner Rundfunk hat es uns selbst verraten, als er vor einer Woche in einem unbewachten Augenblick erklärte, ob diese Gerüchte — Gerüchte wohlverstanden, die nur von den Londoner und Moskauer Nachrichtendiensten in die Welt gestreut werden und an die außer ein paar ganz vertrottelten englischen Plutokraten kein Mensch glaubt — wahr seien oder nicht, sei ganz unwichtig; wichtig sei nur, daß solche Gerüchte beständen, und daß das deutsche Volk sie für wahr halte.
Denkste! Das deutsche Volk geht darüber mit einem mitleidigen Achselzucken zur Tagesordnung über, und die alten Nationalsozialisten erinnern sich aus ihrer Kampfzeit noch sehr wohl ähnlicher Vorgänge, als die Juden jeden Tag eine neue Krise in unserer Partei entdeckten, weil sie sonst aber partout gar nichts mehr vorzubringen wußten. Da wurden Unstimmigkeiten, Reibereien und Schlägereien zwischen den prominenten Parteigenossen am laufenden Band erfunden. Das war zum Schluß so langweilig, daß überhaupt niemand mehr hinhörte. Und so wird das auch Mr. Brandon Bracken ergehen. Mr. Churchill wird ihm wahrscheinlich bei seiner Ernennung gesagt haben: "Nun schlag mal auf die Pauke und zeig, was du kannst!" Aber auch zum Schwindeln gehört eine gewisse Geschicklichkeit; und wenn der neue englische Informationsminister so weitermacht, dann wird er bald in der ganzen Welt den traurigen Ruf eines kleinen Kläffers genießen, der in periodisch wiederkehrenden Anfällen von Größenwahn den Mond anbellt, ohne daß der Mond auch nur sein Gesicht verzieht. Wie man zugeben wird, kein guter Start für einen Lenker der Nachrichtenpolitik, der in seinem Beruf darauf angewiesen ist, das Ohr der Welt zu besitzen.

Es ist fast zu läppisch, auf die sonstigen Schülerarbeiten Mr. Brandon Brackens überhaupt einzugehen. Die sowjetrussischen Truppen seien in Warschau und Danzig eingezogen. Deutschlands Soldaten würden neuerdings an die Kanonen angekettet, österreichische MG.-Schützen seien an die MG.s angeschmiedet aufgefunden worden, unsere Truppen hätten
-545-

eine besondere Vorliebe dafür, Kirchen in der Sowjetunion auszuplündern, und ähnliches Kindisches Zeug. Was soll man darauf antworten? Es gibt Menschen, die sind so dumm, daß man ihnen am besten überhaupt keine Antwort gibt, sondern vom Wetter spricht. Zu dieser Kategorie gehört der neue englische Informationsminister. Man kann ihm nur den guten Rat geben, sich zuerst einmal selbst zu informieren, und zwar über die elementarsten Grundbegriffe einer wirksamen Propaganda. Wenn er beispielsweise durch seine Nachrichtendienste erklären läßt, England plane für den 22. Juli eine Invasion nach Holland, so kann er damit allerdings einigen geistig Minderbemittelten im gegnerischen Lager für ein paar Tage eine Freude machen, aber die Enttäuschung ist dann nachher um so größer. Man kann auch in der Propaganda nicht von der Hand in den Mund leben, man muß mit seinen Kräften haushalten, und nichts ist gefährlicher, als Hoffnungen zu erwecken, die sich so bald schon in ihr Gegenteil verkehren. Aber wie kommen wir dazu, Mr. Branden Bracken Ratschläge zu erteilen! Für uns macht er es gut so, wie er es macht. Wenn er sich übrigens von seiner Lügenkampagne einen Eindruck auf das deutsche Volk verspricht, so kann man ihm nur zur Antwort geben, er sei nicht der erste Engländer, der das vergeblich versuchte; aber im Interesse der Unterhaltsamkeit bleibe doch zu wünschen, daß er der letzte sein möge.
Fest steht, daß die Briten nicht in der Lage sind, ihren bolschewistischen Bundesgenossen eine wirksame Hilfe angedeihen zu lassen. Was sie darüber verlautbaren, gehört ausschließlich in das Kapitel der britischen Mauloffensive. Die kann uns schon deshalb nichts schaden, weil sie die Realitäten unverändert läßt. Wo die Herren Engländer uns drohen, da wirken sie alles andere als imponierend. Nur auf einem Gebiet wären sie in der Lage, den Moskauer Menschenfreunden Hilfsstellung zu leisten: auf dem Gebiet, auf dem augenblicklich Mr. Branden Bracken herumdilettiert und erste Lorbeeren sucht. Aber dann müßte das etwas gescheiter gemacht werden. Was uns augenblicklich von dort täglich an den Kopf geworfen wird, ist zu dumm dazu. Das zerrt nicht an unseren Nerven, sondern höchstens an unserer guten Laune. Eine militärische Hilfe, die nur in den Zeitungen oder über die Rundfunksender geleistet wird, ändert nichts an den gegebenen Tatsachen. Und diese Tatsachen
-546-

sprechen ausnahmslos für uns. England hat keine Möglichkeit, in den erfolgreichen Verlauf unserer Operationen im Osten irgendwie einzugreifen. Es muß sich darauf beschränken, große Reden zu halten, dunkle Drohungen auszustoßen, mit den Augen zu rollen, die Stirne zu runzeln und ansonst zuzuschauen. Von einem Zweifrontenkrieg kann überhaupt keine Rede sein. Wenn die britische Luftwaffe nachts deutsche Städte angreift und ihre Wohnviertel bombardiert —das hätte sie auch getan, wenn wir augenblicklich nicht im Osten engagiert wären. Was aber demgegenüber die Liquidierung der bolschewistischen Gefahr für den weiteren Fortgang des Krieges bedeutet, das ist zur Zeit überhaupt noch nicht abzusehen. Man muß sich nur den Fall einmal umgekehrt vorstellen — und die Möglichkeit des umgekehrten Falles drohte bis zu dem Zeitpunkt, da der Führer den Entschluß zur Beseitigung dieser Unerträglichkeit faßte, täglich! —, um zu erkennen, wie grundlegend sich in diesen Wochen unsere Chancen zur endgültigen Niederwerfung des Feindes verbessern.
Die britische Politik dieses Krieges hat sich im Gegensatz zur englischen Tradition dadurch ausgezeichnet, vorschnell zu reden und zu handeln, ohne Zeit und Geduld zu haben, Früchte reifen zu

lassen. Das ist der eigentliche Grund für die schweren Rückschläge und Niederlagen, die London seit 1939 am laufenden Band erlitten hat. Zwar ist das englische Empire einige Jahrhunderte alt und kann schon ein paar Püffe aushalten; aber einmal geht auch sein Vertrauenskapital zu Ende. Auch ein Weltreich kann nicht beliebig viel Fehler machen, ohne Schaden an seinem elementarsten Bestand zu nehmen. Keine Staatengründung ist für die Ewigkeit berechnet, und es will uns scheinen, daß das britische Empire [f] eben dabei ist, sich selbst sein Grab zu schaufeln. Männer wie Churchill mögen eine gute Portion politischer und militärischer Brutalität ihr eigen nennen. Aber wo diese auf härtere Tatsachen stößt, da wird sie am Ende doch brechen. Wir haben auch nicht den Eindruck, daß England sich augenblicklich besonders sicher fühlte. Es spielt diese Sicherheit nur. Wer seiner Sache sicher ist, braucht nicht so zu schwindeln, wie Churchill und sein junger Mann im Informationsministerium das augenblicklich tun. Er würde auch bessere Argumente finden als die, die sie gegenwärtig vortragen. Den Feind schlagen zu wollen, indem man Invasionen erfindet,
-547-

die dann wegen Nebel ausfallen, oder indem man seine führenden Männer verhaften, füsilieren, sich selbst erschießen oder vierteilen läßt oder indem man seine Soldaten an die Geschütze anschmiedet, das ist eine schlechte Kriegführung, die nicht einmal den Vorzug der Originalität für sich beanspruchen kann.
Wir tuen gut daran, das alles links liegen zu lassen. Auf unser deutsches Volk machen solche Mätzchen sowieso keinen Eindruck. Der muß noch geboren werden, der uns Angst einflößen will. Die britische Mauloffensive wird ein Fiasko erleiden gleich dem, das bisher noch alle Churchillschen Offensiven, ob militärischer oder propagandistischer Art, erlitten haben. Wenn sie auf uns berechnet ist, so können wir den Herren Engländern leider nicht dienen.
Das deutsche Volk hat heute Besseres zu tun, als auf London zu hören:
es schaut siegesgewiß und voll Vertrauen nach dem Osten!
-548-

* * * * *

Ein Attentat auf den gesunden Menschenverstand

17. August 1941

Nein, dazu hätten sich Mr. Churchill und Mr. Roosevelt nicht auf dem Atlantik zu treffen brauchen, um dieses Zettelchen Papier zu beschreiben. Das ist zu dürftig, um eine Weltsensation, geschweige denn Geschichte daraus zu machen. Und Mr. Attlee konnte am Mikrophon noch so laut schreien: außer den direkt und persönlich interessierten dicken Plutokraten, angstbibbernden Juden und sorgengeplagten Bolschewiken hat kein Mensch ernsthaft zugehört. Der Mann von der Straße in London hatte in seiner Naivität angenommen, Mr. Churchill, der Tausendsassa, bringe eine Kriegserklärung Roosevelts mit nach Hause; und nicht dieses fade Gewäsch, diese danebengegangene Wilson-Kopie! Es ist zu dumm, und man kann es schon verstehen, daß, wie Radio New York auch dem Trompetenlärm mitzuteilen wußte, die Leute in London sehr enttäuscht waren. Fein hatte man sich das im Lager der Plutokratie ausgedacht. Militärisch und wirtschaftlich sieht man keine Chancen mehr. Die drohend angekündigten Invasionspläne der Engländer bei Beginn des Ostfeldzuges sind in nichts zerflossen. Wo die britischen Flieger über den Kanal einfliegen, holen sie sich blutige Köpfe. Und unterdes zerschlagen die deutschen Armeen in gigantischen Schlachten die sowjetische Wehrkraft. Da mußte etwas geschehen, um das ungeduldig werdende englische Volk zu beruhigen, und so kam man auf den pfiffigen

Gedanken, wenigstens propagandistisch einen Ausbruchsversuch aus der hoffnungslosen Lage zu unternehmen. Hier habt ihr das Resultat: Wilson redivivus! Wohl selten sah die Geschichte ein Dokument von der Geistes- und Phantasiearmut wie das, das die beiden Obermatadore der Welt-plutokratie auf der »Potomac« entwarfen.
Die Absicht ist zu klar, als daß sie noch einer Erläuterung bedürfte. Sie wird auch ganz offen und unumwunden eingestanden. "Dieses neue Programm gibt dem deutschen Volke Gelegenheit, ein ganz neues Leben
-549-

zu beginnen", erklärt Radio Boston mit einer dummdreisten Offenherzigkeit. Und dieses neue Programm, nach dem wir ein neues Leben beginnen sollen, sieht ungefähr folgendermaßen aus: Zuerst versichern uns die Verfasser der Erklärung Churchill und Roosevelt, also die Herren zweier Weltimperien, die im Reichtum ersticken und nur einen Bruchteil der ihnen zu Gebote stehenden Rohstoffe überhaupt gebrauchen oder ausbeuten können, großzügigerweise, daß sie keinen Erwerb territorialer oder anderer Art anstreben. Das kommt uns so vor, wie wenn ein Multimillionär feierlich erklärt, einem Habenichts und armen Schlucker nicht auch noch seine letzte Hose abnehmen zu wollen. Im Gegenteil, sie werden sich bemühen, den Genuß aller Staaten, großer oder kleiner, des Zutritts zum Handel und zu den Rohstoffen der Welt zu fördern -man verzeihe den schlechten Stil, er stammt nicht von uns, sondern von der »Potomac« - die sie für ihre wirtschaftliche Prosperität benötigen. Mehr noch, sie wünschen die vollste Zusammenarbeit zwischen allen Nationen auf wirtschaftlichem Felde zustande zu bringen mit dem Ziel, allen verbesserte Arbeitsbedingungen, wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Sicherheit zu gewährleisten.
Da stehen wir nun da in unserer ganzen Blöße, wir Erzreaktionäre, die wir seit 1918 mit allen nur erdenklichen legalen und illegalen Mitteln versucht haben, die armen Engländer und ausgehungerten Amerikaner von den Rohstoffen der Welt abzuschneiden, wir Überplutokraten, die wir die wirtschaftliche Prosperität der anderen Völker verhinderten, wir Rückschrittler, die wir Mr. Churchill und Mr. Roosevelt dauernd in den Arm fielen, wenn sie sich anschickten, verbesserte Arbeitsbedingungen zu schaffen und wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Sicherheit zu gewährleisten. Wir hatten nämlich seit 1917 die Macht und die Möglichkeit, alles das zu verwirklichen, was die Sieger von damals heute wieder einmal versprachen. Deutschland ist das Karnickel. Ihm ist alles Unglück der Welt zu verdanken; und darum hat auch England uns im Herbst 1939 den Krieg erklärt, um endlich, endlich der Welt Frieden, Wohlstand und wirtschaftliche und soziale Sicherheit zu bringen, und die beiden Menschheitsbeglücker auf der »Potomac« schreien nur deshalb so laut, weil sich das bis jetzt noch nicht genügend herumgesprochen hat. Sie proklamieren die Freiheit der Meere, weil Deutschland bekanntlich bei jedem Konflikt
-550-

den Gegner mit der Hungerblockade zu bedrohen und seine Macht über die Ozeane zu terroristischen Zwecken zu mißbrauchen pflegt. Und deshalb fordern sie Entwaffnung, natürlich nur unsere Entwaffnung, da sie ja ihre Waffen bekanntlich nur dazu verwenden, Glück und Heiterkeit zu verbreiten, z. B. in Indien oder in Palästina oder sonstwo in der Welt, soweit sie unter ihrer Botmäßigkeit steht. Und da sie leider nicht in der Lage sind, uns die Waffen abzunehmen, fordern sie uns freundlich auf, sie doch bitte selbst abzugeben, damit sie dann in aller Seelenruhe auch an uns mit dem Werk des Friedens beginnen können. Sie sind sich zwar noch nicht ganz im klaren darüber, wie dieses Friedenswerk im einzelnen aussehen soll. Die einen meinen, das Reich müßte wieder in etwa vierzig Fürstentümer aufgeteilt, die anderen meinen, es müßte an seine Nachbarn meistbietend versteigert, der amerikanische Jude Kaufmann gar schlägt vor, die ganze erwachsene deutsche

Bevölkerung müßte sterilisiert werden. Aber das kann man ja noch überlegen, wenn wir nur einmal aufhören wollten, dauernd mit der Maschinenpistole zu spielen.
Das ist das neue Leben, das wir beginnen sollen. Hier haben die Demokratien, wie man in London mit Recht bemerkt, auf dem Gebiet der Moral die Initiative ergriffen. Nun wissen wir also, woran wir sind. Das deutsche Volk braucht nur das auszuführen, was ihm die Weltbeglücker von der »Potomac« raten: Leg' die Waffen nieder, Michel, die Schieber und Juden sind es satt, Angst vor dir zu haben. Sie wollen mit der Sterilisierung anfangen.
Wie trostlos muß es in den Gehirnen der Verfasser dieser Erklärung aussehen! Hält man uns wirklich für so abgrundtief dumm, daß man im Ernst annimmt, wir würden auf diesen selten plumpen Bluff hereinfallen? Glaubt man in der Tat, man brauchte nur ein Papierchen mit hohlen, antiquierten Phrasen zu beschreiben, und das Theater von 1918 wiederholte sich in einer Situation, in der wir eben dabei sind, im Bolschewismus den letzten noch möglichen Festlanddegen Englands zu zerbrechen? Wir hatten von der Zusammenkunft Churchill-Roosevelt nicht allzu viel erwartet, wir haben auch den ganzen darum aufgezogenen Propagandarummel bei Gott nicht ernst genommen; aber daß ihr Ergebnis so dürr, so dumm und so steril sein würde, das haben wir uns denn doch in unseren kühnsten Träumen nicht auszumalen gewagt.
-551-

Nun erwarten die beiden Lautsprecher der Plutokratie wohl noch, daß ganz Europa ihnen beseligt zu Füßen sinkt. Sie kommen uns vor wie zwei Conférenciers in einem Kabarett, die sich einen Witz erzählen, der schon beim Bau der Cheopspyramide als veraltet zurückgewiesen wurde, und nun gespannt ins Parkett hinablauschen: kein Aas rührt eine Hand, nicht eine Miene verzieht sich auch nur zu einem Lächeln, einer schaut den anderen verblüfft und betroffen an und denkt: Nanu?, und im Raume verbreitet sich eine lähmende, peinliche Stille. Bis ein Besucher anfängt zu lachen, und dann stimmt sein Nebenmann mit ein, und bald wird der ganze Saal von einem homerischen Gelächter erschüttert. Man amüsiert sich über die beiden Conférenciers, nicht über ihren Witz. So wird das den Churchill und Roosevelt in den nächsten Tagen ergehen. Noch hat die Welt sich nicht wieder ganz gefaßt. Ein jeder denkt noch: Nanu? Keiner kann es für möglich halten, daß das alles sein soll. Man erwartet doch wohl nicht von den Völkern, daß sie dieses Wilson-Plagiat für Ernst nehmen sollen. Etwas mehr hätte man sich schon anstrengen können. Einfach nur in die Schublade greifen, den alten verstaubten Weltkriegstrick herausholen und ihn mit der Miene eines Biedermannes als neu ausgeben, das ist denn doch ein starkes Stück. Dieses Attentat auf den gesunden Menschenverstand kann doch unmöglich uns gelten. Sie werden's nicht glauben, wir sind wirklich nicht so dumm.
Wer uns unbewaffnet sehen will, muß sich schon der kleinen Mühe unterziehen und uns die Waffen abnehmen. Von uns zu verlangen, daß wir das selbst tun sollen, das ist eine Blödelei, die schon polizeiwidrig ist. Das haben wir einmal gemacht, im November 1918. Aber da war das deutsche Volk noch ganz gutgläubig und naiv. Da hatte es selbst eine dumme und die Feindseite eine kluge Führung, während das heute umgekehrt ist. Da konnte man uns wirtschaftliche Prosperität versprechen und das Reich in das Chaos der Inflation und der Arbeitslosigkeit hineinwerfen. Da konnte man uns einen Weg zu den Rohstoffen der Welt zusagen und das deutsche Volk zu einem Habenichts degradieren. Da konnte man uns den Himmel auf Erden vorgaukeln und in der Tat die Hölle bescheren. Aber doch heute nicht mehr! Das gibt's nur einmal. Daß die Weltschieber der Plutokratie den Führer und sein System hassen, das leuchtet uns ein und ist uns absolut erklärlich. Er hat eine Gesellschaftsform
-552-

errichtet, in der Ordnung, Sauberkeit und Klarheit herrschen. Er baut einen Volksstaat auf, der sozial gegliedert ist, in dem das Geld der Wirtschaft und die Wirtschaft den Menschen dient.

Auf der Gegenseite ist es umgekehrt. Darum verfolgt sie uns auch mit ihren ewigen Neid- und Minderwertigkeitskomplexen. Darum hat sie Deutschland den Krieg erklärt. Darum ergeht sie sich in ihren stillen Stunden in blutrünstigen Rachephantasien gegen uns Darum möchte sie uns vernichten, mit Stumpf und Stiel ausrotten, daß nicht einmal der Name von uns übrig bliebe, damit sie wieder in aller Seelenruhe die Völker unterjochen und ausplündern kann, ohne befürchten zu müssen, daß ihnen irgendwo und irgendwann einmal ein Helfer und Beschützer erstehe. Diese fetten Schieber und ihre journalistischen Lakaien fühlen ihr Verhängnis herannahen. Sie sehen keinen Ausweg mehr, um der militärischen Umklammerung zu entgehen. Sie haben nun alles aufgeboten, was sie aufbieten können. Keine Bundesgenossenschaft war ihnen zu schmierig und zu korrupt, sie griffen mit beiden Händen zu, um ihr nacktes Leben und ihren Besitz zu retten. Für was haben sie nicht schon in den vergangenen zwei Jahren in ihren Kirchen und Kathedralen, die sie zu Kaschemmen ihrer Heuchelei profanierten, um Gottes Segen gebetet! Es hat ihnen nichts genutzt. Sie sind mit ihrem käuflichen Anhang geschlagen und geprügelt worden, wo sie sich stellten. Ihr reaktionäres Weltgebäude ist ins Wanken geraten. Sie fühlen sich nicht mehr sicher unter seinem Dach Nun, da sie in der Stunde, da der Weltbolschewismus, ihr letzter Waffengenosse, im Begriff steht, sein Debakel zu erleiden, keinen mehr finden, der ihnen die Kastanien aus dem Feuer holt, nun wenden sie sich in ihrer Verzweiflung an uns selbst. Mit kindischen und verlogen-sentimentalen Phrasen nebeln sie sich ein, spielen sie vor unseren sehenden und wissenden Augen Versteck, tun sie so, als wären sie die harmlosesten Menschheitsbeglücker, die die Welt je sah, und fordern uns gnädigst auf, das zu tun, was sie selbst nicht fertiggebracht haben und niemals fertigbringen werden, nämlich uns selbst das Fell über die Ohren zu ziehen.

Wir könnten ihnen, wenn wir das wollten, die gebührende Antwort auf ihr dummdreistes Ansinnen durch die Millionenmassen unseres Volkes geben lassen. Wir tun das nicht. Sie sind es nicht wert. Sie

-553-

verdienen eine solche Antwort nicht. Sie würden sie auch nicht respektieren, da sie als echte Demokraten vor allem Respekt haben, nur nicht vor dem Volk. Diese Kriegs- und Inflationsschieber, diese fetten Kapitalisten und devoten Judendiener, diese Wortbrüchigen an ihren eigenen Wahlversprechungen verdienen nur, daß das deutsche Volk verächtlich vor ihnen ausspuckt und wieder an sein Werk zurückkehrt:

So wollen wir arbeiten und kämpfen, bis die Menschheit von dieser Gottesgeißel befreit ist.

-554-

* * * * *

Die Sache mit der Stalin-Linie

17. August 1941

Wenn man seit Jahren damit beschäftigt ist, der gegnerischen Propaganda nachzuspüren, sie auf ihre Grundlinien und Methoden hin zu überprüfen, um der eigenen Nachrichtenpolitik die richtigen Ansatzpunkte zur Abwehr und zum Angriff zu weisen dann bekommt man allmählich eine umfassende Kenntnis der feindlichen Absichten im Großen wie im Kleinen und läßt sich nur selten noch etwas vormachen. Man erwirbt sich dabei so viel Übung in diesen Dingen, daß man meistens voraussagen kann, was beispielsweise London in dem oder in jenem Falle sagen und tun wird. Der Gegner arbeitet nach einem bestimmten Schema, und gleichgeartete Fragestellungen ergeben auch fast immer bei ihm dieselben Reaktionen. Wenn beispielsweise die Engländer eine Schlacht oder gar einen Feldzug verloren haben, dann benehmen sie sich dabei todsicher immer in der gleichen Weise. Ihr dabei gebräuchliches Vokabular ändert sich kaum. Man kann also auch umgekehrt aus der Anwendung

dieses Vokabulars schließen, daß sie in diesem Augenblick anfangen, eine Partie als verloren anzusehen. Diese Methode wird später einmal eine Fundgrube des Wissens und der Erkenntnis für Spezialisten der Völkerpsychologie sein. Sie werden bei ihrem Studium mit Verwunderung feststellen, daß die Engländer in diesem Kriege eigentlich überhaupt keine Schlacht, geschweige denn einen Feldzug richtig verloren haben. Es handelte sich immer nur um glänzende Rückzüge, oder sie nahmen aus strategischen Gründen ihre Stellungen zurück, oder sie konstatierten gar am Ende einer deutschen Offensive, daß sie ihre Positionen eigentlich gar nicht verteidigen wollten, daß sie die Nazis nur in eine Falle lockten, und Daß Hitler über kurz oder lang schon einsehen werde, wieviel unangenehmer es für ihn sei, besagten Feldzug gewonnen, statt ihn verloren zu haben.
Man wird uns zugeben, daß man eine solche Propaganda nur dem englischen Volk gegenüber betreiben kann. Täten wir ein Gleiches dem
-555-

deutschen gegenüber, man würde vermutlich mit Steinen nach uns werfen.
Wir Deutschen sind in dieser Beziehung außerordentlich empfindlich. Schon das Andeuten einer Hoffnung, die sich in absehbarer Zeit nicht erfüllt, nimmt unser Volk übel. Es liebt eine realistische Nachrichtenpolitik; es wendet seine Augen nicht vom Krieg und seinen Gefahren ab, im Gegenteil, es will ihn genau so sehen, wie er ist. Anders das englische Volk. Es kann ohne Illusionen nicht leben. Es muß sich an Hoffnungen aufrichten, sie mögen noch so vage und substanzlos sein. Werden diese Hoffnungen durch die militärischen Ereignisse zerschlagen, dann baut es sich gleich daneben neue auf. Seine Zeitungen können ihm das dümmste und unglaubhafteste Zeug servieren, England kaut das und wird nicht einmal böse, wenn sich am anderen Tage schon genau das Gegenteil als richtig erweist. Diese Veranlagung des englischen Volkes ist natürlich für seine Regierung, wenigstens auf eine gewisse Sicht gesehen, außerordentlich bequem, und sie kommt vor allem dem Temperament Mr. Churchills in weitem Umfange entgegen. Bei seinen Landsleuten kann er sich nach Herzenslust auslügen. Er kann dieser Passion nach Belieben frönen, ohne Gefahr zu laufen, morgen oder übermorgen zur Rechenschaft gezogen zu werden. Er hat immer recht. Man braucht dafür kaum noch Beispiele anzuführen, sie sind weltbekannt- Hätte er in Kreta gesiegt, so hätte er sich aufs hohe Roß gesetzt und die Luft mit seinem Triumphgeschrei erfüllt; da er unterlag, erklärte er schlicht und einfach, diese unwirtliche Insel sei militärisch gänzlich bedeutungslos. Englands Chancen hätten durch seine Niederlage auf Kreta überhaupt keine Einbuße erlitten, und die Deutschen würden schon bald sehen, welchen Klotz sie sich da ans Bein gebunden hätten. Basta! Man stelle sich einmal vor, wir würden so wie er vor und nach der Schlacht reden, was würden unsere geschätzten Mitbürger uns zur Antwort geben!
Die Bolschewisten, sonst auch sehr geübt im Lügen, da ja ihr Lehrmeister ebenfalls der Jude ist, sind für den Kriegsgebrauch eigens noch einmal bei den Engländer in die Schule gegangen. Ihre Propaganda unterscheidet sich von der britischen nur dadurch, daß sie plumper, ungeschlachter und noch skrupelloser ist. Sie kommt uns proletarisch. Eigene Ideen besitzt sie nicht. Aber da sie aus der Erfahrung dieses Krieges gelernt hat, daß unsere Ideen gut und wirksam sind, okkupiert
-556-

sie diese einfach, sie setzt nur statt deutsch sowjetisch, und der Bart ist ab. Wir würden in Moskau so sklavisch genau kopiert, daß man schon bei jeder deutschen Sondermeldung voraussagen kann: sie erscheint am anderen Tage in Moskau, nur mit umgekehrten Zahlen und Vorzeichen. Es ist ganz zwecklos, dagegen zu polemisieren, weil die bolschewistischen Juden Dementis grundsätzlich nicht zur Kenntnis nehmen, sondern nach dem Dementi mit einer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit dasselbe wiederholen, was sie vor dem Dementi gesagt haben. Ein Schulbeispiel dafür ist die Frage Smolensk.

Die Bolschewisten erklären, die Stadt sei entgegen all unseren Meldungen noch in ihrem Besitz. Nun ist kein plausibler Grund zu ersehen, warum wir ausgerechnet bei Smolensk behaupten sollten, es sei in unserer Hand, wenn es nicht der Fall wäre. Aber trotzdem: wir können PK.-Berichte aus Smolensk bringen, unsere Wochenschau kann die Eroberung der Stadt im bewegten Bild zeigen, eine Kommission neutraler Journalisten kann von uns im Flugzeug nach Smolensk geflogen werden, sie kann Berichte aus der Stadt in die ganze Welt kabeln, die Juden in Moskau sagen einfach, es ist nicht wahr, und die Londoner Propagandastümper litaneien ihnen das nach. Keiner von ihnen geniert sich. Sie reden mit dem Brustton der Überzeugung, spielen den Wahrheitsfanatiker und Biedermann, drehen einfach den Spieß um und klagen uns dessen an, dessen sie sich schuldig machen. Wenn wir die Juden nicht so genau kennten und nicht ebenso genau wüßten, daß dieses Lügensystem über kurz oder lang mit einem gewaltigen Krach zusammenbrechen wird, dann könnten wir in der Tat dabei die Geduld verlieren.
Ein Meisterstück dieser Verdrehungskunst ist die Sache mit der Stalin-Linie. Die Stalin-Linie ist seit Wochen eines der Kernstücke der gegnerischen Propaganda. In ungezählten Rundfunkreden und Zeitungsartikeln erklären die Moskauer und Londoner Propagandabüros, wir würden diese Befestigungslinie nie durchbrechen. Nachdem sie durchbrochen ist, bestreiten sie das, behaupten, es könne gar keine Rede davon sein, die Linie halte und werde niemals aufgegeben werden; und als sie dann Operationen im Raume ostwärts davon zugeben müssen, kommen sie endlich mit der blanken Wahrheit heraus: die Stalin-Linie existiere überhaupt nicht, sie sei nur eine Erfindung des Propagandaministeriums, und da keine Stalin-Linie existiere, könne sie auch nicht durchbrochen
-557-

worden sein. Wie man zugeben muß, eine bestechende Logik. Wir haben es uns in diesen Dingen längst abgewöhnt, uns zu wundem. Wir würden durchaus keinen Nervenzusammenbruch erleiden, wenn eines Tages in Moskau erklärt würde, es gebe auch keinen Bolschewismus, das sei nur ein Trick der Nazis, um die Welt gruseln zu machen.
Genau so liest der Fall Lemberg. Nachdem die ganze gesittete Menschheit durch unsere Aufdeckung der im dortigen Gefängnis von der GPU. an ukrainischen Nationalisten verübten Greueltaten auf das tiefste erschüttert ist, behauptet Moskau einfach, unsere Soldaten hätten diese Barbareien begangen. Man erfindet lügnerische Zeugenaussagen von nicht genannten Personen und spielt selbst den Unschuldsengel. Aber haben die kommunistischen Juden in der "Roten Fahne" oder in der "Welt am Abend" früher im Kampf um die Macht nicht genau so unverschämt und dreist geschwindelt? Hat je ein Rotfrontkämpfer einen SA-Mann ermordet, oder war es nicht immer umgekehrt? War nicht immer der Mörder schuldlos und der Ermordete schuldig? Wurde nicht Horst Wessel noch nach seinem Märtyrertode als Zuhälter beschimpft und sein Mörder zu einer Art Michael Kohlhaas emporgelobt? Wir kennen die jüdischen Schmutzfinken und Lügenbolde aus einer langjährigen Erfahrung. Uns können sie nichts vormachen, und wie wir damals mit ihnen fertig geworden sind -- gewiß, das dauert seine Zeit! --, so werden wir auch diesmal mit ihnen fertig werden. Sie werden dem verdienten Strafgericht nicht entgehen, so wie sie ihm auch damals nicht entgangen sind. Man muß nur stark bleiben im Kampfe und auf seine Stunde warten.
Vor ein paar Tagen gingen Notizen durch die Presse, daß einige landesverräterische Subjekte unter uns, die ihren Wissensdurst durch Abhören feindlicher Rundfunksender glaubten stillen zu müssen, mit schweren Zuchthausstrafen belegt worden sind. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß im Londoner Rundfunk für sie ein Plädoyer gehalten wird. Das allein schon müßte jeden Deutschen stutzig machen. England will diesen Krieg gegen uns gewinnen. Alles, was es tut, soll dazu dienen, also auch dieses. Zähneknirschend sind sich die Londoner Plutokraten und Moskauer Bolschewisten darüber klar geworden, daß ihnen im Gegensatz zu 1917 und 1918 der Weg zum deutschen Volke versperrt ist.

-558-

Ihre einzige Siegeshoffnung aber basiert wie damals darauf, das deutsche Volk zu entzweien und an seiner Führung irre zu machen. Gelinge ihnen das, dann hätten sie gewonnenes Spiel. Wer ihnen dabei hilft - und wer ihre Sender abhört, tut das für seine Person -, ist ein Verräter seines Volkes. Nicht als wenn wir ihrer Propaganda nicht gewachsen wären oder ihre Sendungen fürchteten. Das deutsche Volk ist über die tatsächliche Lage in einem Umfange wie kein anderes aufgeklärt. Wenn bei uns Nachrichten über militärische Operationen zurückgehalten werden, dann geschieht das im Interesse des erfolgreichen weiteren Verlaufs dieser Operationen und um deutsches Soldatenblut zu sparen. Die Führung des Volkes handelt auch hier nach bestem Wissen und Gewissen. Sie verfolgt dabei nur edelste und idealste Zwecke. Wer ihr dabei in den Arm fällt, ist ein Schuft, und er verdient eigentlich, daß ihm sein Kopf vor die Füße gelegt wird. Was hat er am Ende auch davon, selbst wenn er nur aus sträflicher Neugierde ausländische Sender abhört? Will er sich freiwillig zur Zielscheibe der feindlichen Lügenkampagne machen? Regt sich denn in ihm nicht ein Funke von nationalem Ehrgefühl, und steigt ihm nicht die Zornesröte in die Stirn, wenn in diesen Sendungen sein Führer, sein Land, sein Volk und vor allem seine Soldaten, alle doch Kinder seiner Nation, täglich mit Kübeln von Schmutz übergossen werden? Hat er etwa Spaß daran, allabendlich auf seinen Nerven herumtrampeln zu lassen? Oder will er uns etwa zwingen, im Interesse seiner Ruhe und Beschaulichkeit uns vom frühen Morgen bis zum späten Abend damit zu beschäftigen, Dementis herauszugeben gegen eine Flut von Lügen, die beliebig und nach Bedarf vermehrt werden kann, zu erklären, daß es doch eine Stalin-Linie gibt, daß unsere Soldaten nicht an die Kanonen angeschmiedet werden, daß sie die Greueltaten von Lemberg nicht begangen haben, daß in Köln oder in Hamburg oder in Berlin keine Meutereien ausgebrochen sind, daß keiner aus der Führung einen Nervenzusammenbruch erlitten hat, daß sich auch keiner im Konzentrationslager, sondern alle sich auf ihren Posten befinden, daß es nicht wahr ist, daß unsere Berechnungen über den Ostfeldzug über den Haufen geworfen worden sind, daß im Gegenteil alles programmgemäß verläuft, daß wir keine Million Flöhe als Bazillenträger gezüchtet haben, um damit unsere politischen Gegner zu töten, und was weiß ich was?
-559-

Genug des Wahnsinns! Es reicht vollkommen aus, daß die dafür verantwortlichen Männer sich täglich damit beschäftigen, den Feind auch auf diesem Gebiet zu beobachten. Diese Beobachtung ist so umfassend, daß Herr Meier und Frau Schulze keinen Privatbeobachtungsdienst mehr daneben aufzuziehen brauchen. Und wenn einer sagt: "Mir macht das nichts, ich kann da stundenlang zuhören, ohne Schaden an meiner Seele zu nehmen!", dann antworten wir ihm: Du sagst die Unwahrheit! Wir, die wir das beruflich tun müssen, wir haben die Möglichkeit, jede Lüge des Feindes sofort überprüfen zu lassen. Wir wissen nach einer Stunde schon, wenn wir es nicht sofort erraten haben, daß es eine Lüge ist. Diese Möglichkeit besitzt du nicht. Du mußt die Lüge schlucken und verdauen; sie geht dir ins Blut hinein, und nach einer gewissen Zeit merkst du, wie du anfängst, müde zu werden. Das Gift beginnt zu wirken. Der Feind hat sein Ziel erreicht. Du bist für die Fortsetzung des Schicksalskampfes deines Volkes jedenfalls untauglicher, als du vordem warst.
Darum allein handelt es sich. Die Lügen des Feindes kommen und vergehen; aber du sollst bestehen. Du sollst stark bleiben. Auf dich rechnet der Führer und dein Volk. Wenn alle Disziplin halten, dann haben wir den Sieg schon in Händen.
Dann müssen wir nur unermüdlich arbeiten und kämpfen.
Und mit Vertrauen auf den Tag warten, an dem unser Volk endlich, endlich sein Schicksal erfüllt.
-560-

* * * * *

Die Hand auf der Bibel

22. August 1941

Man nehme einmal an, wir hätten vom Beginn des Krieges an alles darauf angelegt, die Fragen des Ostens. so zu lösen, wie es England für richtig hält. Wir würden heute einsehen müssen, daß es eine solche Möglichkeit überhaupt nicht gegeben hat und auch nicht gibt. Als das Reich mit Moskau einen Nichtangriffspakt abschloß, erklärte man in London, das sei das größte Verbrechen gegen Europa, seine Kultur und Zivilisation sowie gegen das Christentum. Als die Sowjetunion Finnland angriff, schrieben die englischen Blätter, man sähe am Verlauf dieses Krieges, wie wenig die bolschewistische Wehrkraft tauge; Moskau sei eine quantité négligeable. Als der Führer den Befehl zur Abwehr der bolschewistischen Bedrohung gab, war das genau umgekehrt: da wies die Sowjetunion plötzlich das größte Kriegspotential Europas auf, und die vorherigen Mörder eines kleinen Volkes wurden nun plötzlich zu Pionieren der Freiheit und Bahnbrechern menschlicher Gesittung. Als unsere Wehrmacht in den ersten Wochen des Feldzugs alles darauf anlegte, den Feind möglichst in der Nähe der Grenzen zu fassen und in gigantischen Vernichtungsschlachten seine Armeen zu zerschlagen, bemitleidete man in London unsere gänzlich falsche Strategie und kommentierte den Verlauf der militärischen Operationen dahin, daß es im Kampf gegen die Sowjetunion gar nicht darauf ankomme, Gefangene und Beute zu machen, denn Menschen und Material habe Moskau genug und übergenug. Es handele sich vielmehr darum, Raum und Gelände zu gewinnen; solche Erfolge aber blieben den Deutschen versagt. Und nachdem wir jetzt nach der Vernichtung der bolschewistischen Stoßarmeen dabei sind, an der ganzen Front beträchtlich vorzurücken, stellt man in London triumphierend fest, daß hierin der eigentliche Fehler unserer Kriegführung zu erblicken sei, denn wichtig erscheine es nur, Streitkräfte zu zerschlagen; Land habe die Sowjetunion im Überfluß. Man kann die Sache drehen wie man will, es wird uns kaum
-561-

gelingen, in den Augen unserer englischen Kritiker keinen Fehler zu machen.

Wie schlecht es um die Sache der Bolschewisten in Wirklichkeit steht, mag man daraus ersehen, daß London nun dazu übergegangen ist, ihre katastrophalen Niederlagen mit dem Begleittext zu versehen, den wir aus britischem Munde bisher bei allen Feldzügen vernahmen, wenn die Sache anfing zu stinken. Es gibt hier eine Art von umgekehrter Beweisführung; und wie man bei gewissen Menschen feststellen kann, daß sie die Unwahrheit sagen, wenn sie rot werden, so hat man auch bei den Engländern dafür ein untrügliches Zeichen: wenn sie plötzlich anheben, ein Loblied auf den glänzenden strategischen Rückzug zu singen, dann tut der also mit Preis Bedachte gut daran, seine Sache verloren zu geben. Der bolschewistische Marschall Budjenny, der unseren und den verbündeten Truppen in der Ukraine gegenübersteht, ist jetzt an der Reihe. Er hat alles Zeug dazu, als neuer Marschall Rückwärts in die Geschichte der britisch-jüdischen Kriegsbeschreibung einzugehen. England aber schickt sich an, eine neue, noch so lange Hoffnung im Buch seiner Illusionen zu streichen. Die Siegesfanfaren sind verstummt. Man schaut mit ernüchterten Augen in eine Welt harter und unabänderlicher Tatsachen, die dadurch allein nicht besser werden, daß min sie nicht wahrhaben will.

Unterdes ist Mr. Churchill von seinem Trip über den Atlantik zurückgekehrt. Die Londoner Blätter wissen zu berichten, daß er auf seiner Fahrt zum König den Menschen auf den Straßen mit einem Brief Roosevelts an den King zugewinkt habe. Man kann sich nur schwer der Komik einer solchen Szene verschließen, und wenn wir boshaft wären, dann würden wir daran erinnern, daß schon einmal ein britischer Premier den Londonern mit einem Zettel Papier zugewinkt hat. Es war jener Mr.

Chamberlain - Gott hab' ihn selig! -, der von München mit der deutsch-britischen Friedenserklärung zurückkehrte, die England dann, als es darauf ankam, so schmählich brach und verriet. Papier ist geduldig, und das scheinen auch die Engländer zu denken, die Mr. Churchill nach seiner Rückkehr eher mit Mißmut und Enttäuschung als mit lodernder Begeisterung empfingen. Sie haben auch allen Grund dazu, denn nach dem Propagandatheater, das der neue englische -
-562-

Informationsminister um das Atlantiktreffen gemacht hatte, glaubte man in London mit Recht annehmen zu können, daß Mr. Churchill wenigstens eine Kriegserklärung Roosevelts mit nach Hause bringen würde. Und jetzt nur einen Brief des amerikanischen Präsidenten an Seine Britische Majestät? Es ist zu dumm.
Statt der ausgefallenen Sensation - denn die "Potomac"-Erklärung kann ja wohl kaum als eine solche angesprochen werden, da sie verbrauchtestes Weltkriegsklischee darstellt - haben die Engländer nun wenigstens die Freude, einen Filmstreifen von dem historischen Zusammentreffen Churchill-Roosevelt zu bewundern. Die Londoner Zeitungen wissen davon mit ehrfürchtigem Staunen zu berichten, und Schmock hat bereits einen Dithyrambus um dieses Zelluloidband gedichtet. Er erzählt uns in aller Breite, wie die beiden Oberplutokraten sich zum erstenmal Auge in Auge gegenüberstehen und Mr. Churchill, überwältigt von der Größe der geschichtlichen Stunde, in die denkwürdigen. Worte ausbricht: "How do you do?" Er habe eine Marinemütze getragen und vor Mr. Roosevelt militärisch salutiert, unseres Erachtens eine durchaus angebrachte Geste, die in feinsinniger Weise das augenblickliche Verhältnis des britischen Weltreichs zu den Vereinigten Staaten symbolisiert. Dann streichle er im Bilde eine schwarze Katze, die der Regisseur des Films allem Anschein nach mitgebracht hatte, um dem englischen Publikum ein glückverheißendes Omen sichtbarlich vor Augen führen zu können, da Mr. Churchill in dieser feierlichen Situation ja wohl schlecht einen Schornsteinfeger streicheln konnte. Und dann seien die beiden Welterneuerer zuerst einmal zu einem gemeinsamen Gottesdienst in der Schiffskapelle niedergekniet, bei dem man sie in inbrünstigem Gebet für den Sieg des Bolschewismus versunken im Bilde bewundern könne. Eine Szene zeige in Großaufnahme, wie Mr. Roosevelt seine Hand auf die Bibel lege und beide Gottesstreiter dann zusammen einen Choral anstimmen.
Wir ersparen es uns, diesen ergreifenden Vorgang durch einen weltlichen Kommentar zu entweihen. Es gehört schon eine Nilpferdnatur dazu, im Schein der Jupiterlampen zum Gebet niederzuknien und im surrenden Geräusch Dutzender von Filmkameras die Hand auf die Bibel zu legen, zu zweien Choräle zu schmettern und also einer erstaunten
-563-

Welt sowohl wie dem lieben Gott, der ja möglicherweise diese Szene beschämt übersehen haben könnte, zu zeigen, wie fromm man ist und wie ehrlich man sich den Sieg verdienen will. Was die Herren gesungen haben, verschweigt der Chronist leider, wie er es sich auch versagt, über die vermutbare Reaktion des lieben Gottes auf diese Anrufung irgendwelche Spekulationen anzustellen. Der wird wahrscheinlich sein Haupt verhüllt und bitterlich geweint haben.
Und dann gingen die frommen Zwillingsbrüder, noch ganz erfüllt von religiöser Verzückung, ans weltliche Werk. Es wird vermutlich nicht lange gedauert haben, bis sie zu der Feststellung kamen, daß weit und breit keine Möglichkeit zu erblicken sei, dem verhaßten Nazideutschland auf den Pelz zu rücken. Mr. Churchill wird seinen USA.-Partner beschworen haben, etwas zu tun, da das englische Volk nun endlich neue Tatsachen sehen wolle, Möglichkeiten, wie man dem so leichtfertig vom Zaune gebrochenen Krieg eine entscheidende Wendung geben könne; und Mr. Roosevelt wird wahrscheinlich geantwortet haben, daß er zu einer Kriegserklärung weder die Befugnis noch die Voraussetzungen mit-

bringe. Und so einigte man sich denn mangels jeder realen Möglichkeit zum Eingreifen auf eine Erklärung. Resolutionen werden nach altem demokratischem Brauch immer dann gefaßt, wenn keine Entscheidungen fallen. Wir brauchen uns gar keinen Film vorführen zu lassen, um jene Szene leibhaftig vor Augen zu sehen, in der die beiden vom Gebet Gestärkten an der Formulierung der Propagandaerklärung von der "Potomac" herumknobeln, von der sie sich einen so großartigen Erfolg ausgerechnet beim deutschen Volk versprachen, das allerdings diesen aufgewärmten Weltkriegstrick merkwürdigerweise nur mit einem mitleidigen Lächeln zur Kenntnis nahm.
Die ganze Aktion war ein Schlag ins Wasser. Man spricht selbst in England und USA. kaum noch davon, weil man sich einigermaßen blamiert vorkommt. Charakteristisch erscheint uns die Tatsache, daß beide Parteien langsam anfangen, einander die Schuld an diesem Mißerfolg zuzuschieben. Keiner will es gewesen sein; die Londoner Presse behauptet, Mr. Roosevelt, und die USA.-Presse behauptet, Mr. Churchill habe die Initiative zu diesem Treffen ergriffen. Wäre es ein Erfolg gewesen, so würde das zweifellos umgekehrt sein. Denn für so taktvoll
-564-

halten wir die beiderseitigen Journalisten nicht, daß wir ihnen zutrauten, sie ließen dem Partner aus lauter Courtoisie den Vortritt. Bezeichnend ist auch, daß Mr. Beaverbrook bei seiner Ankunft in New York die ihn erwartenden Pressemänner anschnauzte, England brauche nun endlich Waffen, Tanks, Flugzeuge usw., und es denke gar nicht daran, sich Sorgen um die Bezahlung zu machen; was wohl darauf schließen läßt, daß Mr. Beaverbrook etwas die Nerven verloren hatte und ihm die ganze Sache allmählich zu dumm wurde.
Der Einzige, der etwas Greifbares vom Atlantiktreffen mit nach Hause gebracht hat, ist Mr. Hopkins. Die USA.-Presse weiß von ihm zu berichten, daß er im Besitz eines Filzhutes ertappt wurde, der im inneren Bande die Buchstaben W. C. getragen habe. Aber das braucht nicht unbedingt darauf schließen zu lassen, daß besagter Hut von Mr. Churchill stammt. Vielleicht ist es auf USA.-Kreuzern Sitte, abgegebene Garderobe aus Kontrollgründen in jedem Schiffsraum besonders signieren zu lassen. Aber das ist ja auch unerheblich. Wichtig ist nur, daß man sich in England aber die Wirkung des Atlantiktreffens in den europäischen Ländern und insbesondere in Deutschland selbst kaum noch Täuschungen hingibt. Wenn Radio London in einem Nachhutgefecht noch erklärt, daß im Reich aber tiefste Beunruhigung herrsche, so kann das bei uns nur allgemeine Heiterkeit erwecken, ebenso wie die Behauptung, die Reichsregierung sei nach Süddeutschland übergesiedelt, weil Berlin in ein rauchendes Trümmerfeld verwandelt worden sei. Diese verkrampfte Propagandamache kann uns nichts schaden, sondern höchstens dem englischen Volk, das sich in Illusionen wiegt, die über kurz oder lang wie Seifenblasen zerplatzen werden.
Da loben wir uns die Bolschewiken. Sie lassen wenigstens hin und wieder eine Propagandaente hochgehen, die einigermaßen neuartig anzuschauen ist. Sind sie da doch hinter eines unserer peinlichst gehüteten militärischen Geheimnisse gekommen, nämlich, daß wir unseren kämpfenden Truppen nackte Frauen vorausschicken, die durch Darbietung ihrer körperlichen Reize die Sowietpatrioten davon ablenken sollen, ihre soldatische Pflicht zu erfüllen und das Vaterland zu verteidigen. Schmutz über uns! Und das Unfaire an der Sache ist, daß die Sowjets nicht in der Lage sind, dieses verächtliche Kampfmittel nachzuahmen. Ihre
-565-

Frauenbataillone wirken angezogen so wenig verwirrend und ablenkend, daß es einem schon den Appetit verderben kann, sie sich bei der Nachahmung besagten gemeinen deutschen Kampfmittels betätigt überhaupt nur vorzustellen. Aber wohin soll es führen, wenn die Deutschen anfangen, solche und ähnliche Geheimwaffen zur Anwendung zu bringen, die im Völkerrecht keine Stütze finden!

Darauf auch wohl ist es zurückzuführen, daß die Bolschewiken nun ihre glänzenden Rückzüge antreten müssen. Die Juden in England haben beschlossen, sich am demnächstigen nationalen Gebettag zu beteiligen und den Segen Jahwes für den Sieg Israels zu erflehen. Und so haben wir denn die ganze edle Kumpanei wieder vor uns, diesmal mangels anderer Möglichkeiten, etwas Greifbares für die Wendung des Schlachtenglücks zu tun, im Gebet vereint: die Bolschewiken, die Plutokraten und die Juden. Ob Gott sich dadurch täuschen läßt? Wir haben gute Gründe, das zu bezweifeln.
-566-

* * * * *

Vom Schweigen im Kriege

31. August 1941

Die Nachrichtenpolitik ist eine der schwierigsten Aufgaben der politischen Kriegführung. Es gibt kein Beispiel dafür, daß irgendwann und irgendwo einmal ein Krieg geführt worden ist ohne Einflußnahme der Regierung auf die öffentliche Meinung. Die Frage ist nur, wie weit man da gehen muß, darf und soll. Selbst in sogenannten demokratischen Ländern, wie England eines zu sein behauptet, gibt es im Kriege nicht das, was man Freiheit der Meinung nennt. jede Nachricht, die man herausgibt, wird nicht nur vom eigenen Lande, sondern von der ganzen Welt gelesen und gehört, und sehr oft ist es so, daß eine solche, die im eigenen Lande großen Nutzen stiftet, im Feindesland schweren Schaden anrichten kann. Es ist bekannt, daß die vorzeitige Veröffentlichung militärischer Erfolge im Weltkrieg dem französischen Generalstab ein paarmal wertvolle Fingerzeige über ihm bis dahin unbekannte Tatsachen gab und damit wesentlich dazu beitrug, diese Erfolge ernsthaft in Frage zu stellen oder gar rückgängig zu machen. Die Freude im deutschen Volke kam dann zu früh und war deshalb nur von kurzer Dauer.
In diesem Kriege ist die Nachrichtenpolitik eher komplizierter als einfacher geworden. Im Zeitalter des Rundfunks und des Hellschreibers verbreitet sich eine Meldung mit Windeseile Über den ganzen Erdball, und man gibt sie kaum aus der Hand heraus, dann wird sie schon in
New York und in Tokio von den Zeitungsjungen ausgerufen; und damit ist sie dann auch unwiderruflich geworden.
Diese Perspektiven werden dem politischen Laien nur selten klar. Daß mit Nachrichten auch Krieg geführt und Politik gemacht werden kann und gemacht wird, daran denkt er nicht, wenn er im OKW.-Bericht liest, daß die Operationen im Osten planmäßig verlaufen. Daß sich hinter diesen lapidaren Satz eine ganze Menge von militärischen Einzelheiten verbergen, die die Führung des Krieges noch nicht zur Kenntnis des Feindes bringen will, weil sie aus guten Gründen und fußend -
-567-

auf ungezählten Erfahrungen annimmt, daß er sie tatsächlich noch nicht kennt, das kommt ihm nur sehr selten in den Sinn. Jeder beurteilt die Nachrichtenpolitik natürlich meist nur nach seinen eigenen Wünschen und Bedürfnissen. Die Aufgabe der Führung aber ist es, auch hier lediglich nach den Interessen des Volkes in seiner Gesamtheit und insbesondere seiner Wehrmacht vorzugehen.
Das gilt im Kriege nicht nur für die militärische, sondern auch für die politische Nachrichtenführung. Sie darf nicht auf gut Glück, sondern muß nach einem bestimmten, großangelegten Plan arbeiten und hat so, zu verfahren, daß sie immer und in allen, besonders in kritischen Situationen noch im Besitz von ausreichenden moralischen Reserven bleibt- Gewiß ist es richtig, daß die prompteste Unterrichtung der Öffentlichkeit stets die beste Propagandawaffe ist; aber sie beinhaltet doch manchmal auch Tatsachen, die, vorzeitig zur Kenntnis des Feindes gebracht, schwersten Schaden anstiften können. Es braucht sich dabei nicht einmal um unangenehme Tatsachen zu handeln, wie z. B. bei den Engländern, die vor einigen Wochen mitteilten, daß sie in Zukunft überhaupt keine Versenkungsziffern mehr

veröffentlichen würden. Das geschieht nebenbei bemerkt nicht in einem autoritären sondern in einem sogenannten demokratischen Staate, dem es auch vorbehalten blieb, im Gegensatz zu Deutschland die Zensur für Auslandstelegramme schon bei Kriegsbeginn einzuführen. Bei uns dagegen kann jeder Auslandskorrespondent frei und ungehindert ins Ausland telefonieren oder kabeln, weil wir nichts Besonderes zu verbergen haben. Selbstverständlich gibt es auch bei uns militärische und politische Geheimnisse, aber die bleiben meist auf einen ganz kleinen Kreis von Eingeweihten beschränkt. Das öffentliche Leben aber in Deutschland steht der Einsichtnahme jedes Ausländers offen. Auch haben wir es nicht nötig, ganze Städte oder Provinzen für den öffentlichen Zugang zu sperren, wie das in England immer wieder geschieht. Allerdings lassen wir uns auch unsere Nachrichtenpolitik nicht vom Gegner aufzwingen. Wir antworten ihm, wenn wir das für nötig halten, nicht wenn er das für wünschenswert halt. Wenn wir auf bestimmte Lügen von seiner Seite nicht reagieren, so hat das seine guten Gründe. London z. B. behauptet nach einem nächtlichen Luftangriff, sagen wir auf Berlin, daß die britische Luftwaffe bestimmte
-568-

Industrie- oder Verkehrsanlagen vernichtend getroffen habe. Das braucht nicht immer, vom Engländer aus gesehen, eine bewußte Fälschung zu sein. Man könnte sich auch vorstellen, daß man das in London tatsächlich glaubt, indem man z. B. auf leichtfertige Darstellungen der beteiligten Piloten baut oder diese auch selbst der festen Meinung sind, Ziele getroffen zu haben, über denen sie überhaupt gar nicht gewesen sind. Kann es nun im deutschen Interesse liegen, die zuständigen Stellen in London noch eigens auf ihre Selbsttäuschung aufmerksam zu machen, oder ist es nicht vielmehr vorteilhafter für uns, den Engländern zwar den psychologischen Erfolg zu lassen, für uns aber den materiellen Erfolg zu behalten? Es ist das eines der ungezählten Beispiele aus der aktuellen Tagesarbeit der Nachrichtenpolitik, das aber hinreichend klarmacht, worum es geht. Der Nachrichtenpolitiker darf niemals vergessen, daß er nach zwei Seiten spricht: zum eigenen Volk und zur Welt bzw. zum feindlichen Ausland. Der Gegner lanciert auch oft direkt bestimmte Nachrichten, um uns zu einer so oder so gearteten Antwort zu nötigen. Was in Deutschland selbst vor sich geht, das ist ihm nur sehr lückenhaft Bekannt- Als Beweis dafür mag die Tatsache dienen, daß er in seinen Zweckmeldungen so vollkommen im Dunkeln tappt und damit meistens nicht einmal den Schein der Glaubwürdigkeit wahrt. Er läßt beispielsweise Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben verhaften oder erschießen, die bei uns jedermann in ihrer Amtstätigkeit beobachten kann. Wieviel weniger wird er in der Lage sein, sich eine genaue Kenntnis von militärischen Vorgängen zu verschaffen, aber die bei uns nur ein kleiner Kreis unmittelbar damit beschäftigter Personen unterrichtet ist!
Es ist klar, daß eine auf diesen Erkenntnissen basierende weitsichtige Nachrichtenpolitik auch ihre Schattenseiten hat. Sie schweigt sich manchmal vernehmlich aus aber Dinge und Vorgänge, die bei uns jedermann weiß. Trotzdem soll man nicht aus ihrem Schweigen schließen, daß nur die Regierung darüber nicht im Bilde wäre. Aber spricht sie öffentlich darüber, dann hört auch gleich der Feind mit. Es wurden kürzlich in großen Städten, die in luftbedrohten Gebieten liegen, umfangreiche Tarnungsmaßnahmen an Industrie- und Verkehrsanlagen durchgeführt. Das sehen ungezählte Leute, trotzdem ist es dem Feind gegenüber ein militärisches Geheimnis. In Friedenszeiten würden die Zeitungen über
-569-

diese interessante Arbeit sicherlich ausführliche Reportagen bringen. Heute schweigen sie darüber. Daß wir tarnen, weiß auch der Feind. Wo wir tarnen, weiß zwar der Berliner oder der Hamburger, aber nicht der Engländer. Oder ein Feindsender versucht sich in den Abendstunden auf die Welle unseres Deutschlandsenders zu setzen - übrigens ein ganz alter Trick, den wir schon beim Bombardement auf

Warschau angewandt haben! -, ungezählte Menschen hören Bruchstücke davon; wir sagen dazu vorerst nichts, weil der Feind gar nicht wissen kann, ob er überhaupt durchdringt, und wir unsererseits zuerst einmal den Störsender anpeilen missen, um herauszubekommen, daß er, wie in diesem Falle, tatsächlich in Moskau steht. Denn das ist wichtig für unsere Gegenmaßnahmen. Der deutsche Rundfunkhörer muß also den mit diesen Störungen verbundenen Ärger vorerst einmal in Kauf nehmen und glaubt vielleicht, allein die Regierung wüßte nichts davon, weil sie nichts darüber sagt.
Das ist natürlich kompletter Unsinn. Die Regierung kann doch unmöglich verpflichtet werden, alles zu sagen, was sie weiß. Ehe diese Störung dem Hörer überhaupt richtig zum Bewußtsein gekommen ist, haben wir schon Gegenmaßnahmen verschiedener Art eingeleitet. Sprechen wir öffentlich darüber, dann kann der Bürger davon überzeugt sein, daß dadurch kein Schaden mehr angerichtet wird. Solange aber auch nur irgendwelche Gefahr damit verbunden ist, schweigen wir lieber und finden uns damit ab, daß der eine oder der andere glaubt, die Regierung schläft.
Im übrigen genießt die deutsche Nachrichtenpolitik im In- und Ausland einen so großen Kredit, daß sie sich ein zeitweiliges Verstummen ruhig leisten kann. Die Engländer haben am allerwenigsten Grund, mit Steinen zu werfen, da sie im Glashaus sitzen. Wenn die Menschen nicht so vergeßlich wären, dann würden sie den Londoner Nachrichtendiensten überhaupt kein Wort mehr glauben. Sie haben immer nur falsche Prognosen gestellt und stets die Unwahrheit gesagt. Wer hat denn behauptet, daß Polen aushalten würde, daß seine Armeen vor den Toren Berlins ständen, daß die Franzosen in Stuttgart, Frankfurt, München und Nürnberg eingerückt seien, daß die Nazischmach in einigen Wochen vom Boden Norwegens hinweggefegt sein würde, daß die Deutschen nicht an Lüttich vorbeikommen, daß sie in Flandern ihr Debacle erleiden
-570-

würden, daß ihre Panzer wie verlorene Kinder im weiten Raum operierten, daß die Maginot-Linie halten, daß Paris uns eine Million Tote kosten würde, daß der Rupel-Paß uneinnehmbar sei, daß England Kreta niemals aufgeben werde, daß wir im Osten keine territorialen Erfolge erreichen würden usw. ? Wer hat so geschwindelt und verdient deshalb überhaupt keine Glaubwürdigkeit mehr, die Engländer oder wir?
Von den Bolschewiken ganz zu schweigen! Sie lügen nicht aus Not, sondern aus Wollust. Sie drehen einfach die Tatbestände um, wechseln die Vorzeichen aus und geben sich nicht einmal die Mühe, ihren Nachrichten überhaupt auch nur einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben. Dieses Verfahren rechnet gar nicht mit. Aber woher nehmen denn die Engländer den Mut, sich uns gegenüber als Wahrheitsfanatiker aufzuspielen, sie, denen man seit Beginn des Krieges bei jeder einzelnen Offensive ein Riesenregister von größten Unwahrheiten nachweisen kann? Sie haben gar nichts mehr an publizistischem Kredit zu verlieren. Gerade in den Tagen und Wochen, in denen wir aus militärischen Gründen zum Schweigen verurteilt sind, pflegen sie die Luft mit ihrem verlogenen Siegesgeschrei zu erfüllen, wohl zum Teil auch in der irrigen Annahme, uns damit zum Reden zu bringen. Das ist ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekt. Wir sind uns des deutschen Volkes so sicher, daß wir keine Gefahr laufen, aus Popularitätshascherei die Interessen der Nation zu verletzen. Das deutsche Volk erwartet von seiner Führung, daß sie das Reich zum Siege führt, mehr nicht. Wie sie das tut, das muß ihr überlassen bleiben. Sie allein kennt die Möglichkeiten, sie ist über unser wirtschaftliches und militärisches Potential genau im Bilde, sie überschaut die Lage im Innern und draußen, sie kennt unsere Chancen, übersieht keine Gefahr und tut ihr Bestes, um dem Volke zu dienen und ihm endlich den ihm gebührenden Platz in der, Welt zu erkämpfen. Sie reden wenn Zeit ist zum Reden, und sie schweigt, wenn Zeit ist zum Schweigen.
Es war einer der ergreifendsten -Augenblicke des ganzen Krieges, als der Führer bei seiner Proklamation an das deutsche Volk zu Beginn des Ostfeldzuges erklärte, daß er monatelang von

schweren Sorgen belastet und trotzdem zum Schweigen verurteilt gewesen sei. Was das heißt, das kann nur der ermessen, der einmal ein solches Schweigen monatelang aus nächster Nähe mitangesehen hat.
-571-

Er weiß dann auch, daß der es besser hat, der reden kann oder sich wenigstens das Recht zum Reden nimmt, weil sein Wort nicht ins Gewicht fällt. In einem Kriege die Last der Verantwortung für ein Volk, ja für einen ganzen Erdteil auf den Schultern zu tragen, das ist das Schwerste, was einem Menschen überhaupt aufgebürdet werden kann. jeder andere hat demgegenüber die Pflicht, durch verdoppelten Eifer nach Kräften mitzuhelfen, diese Last möglichst zu erleichtern. Schweigt der, der die Verantwortung trägt, dann soll die Nation davor in scheuer Ehrfurcht stillstehen; denn nicht selten wird in seiner Schweigsamkeit geboren, was aber Tag und Jahr Geschichte sein wird.
-572-

* * * * *

Die Angeber

14. September 1941

Unter einem Angeber versteht der Berliner einen Menschen, der mehr scheinen will, als er ist, dessen ganzes Bestreben darauf hinausläuft, aus einem Nichts oder aus nur wenig viel zu machen, der bildlich gesprochen sich ein Ritterkreuz umhängt, wenn er den OKW.-Bericht gelesen hat, und bei seinem Vorgesetzten als gern gesehener Gast ein- und auszugehen behauptet, bloß weil der ihm einmal freundlich guten Tag gesagt hat. Es gibt verschiedene Nuancen des Angebens: es kann einer angeben wie ein Sack Flöhe oder wie tausend nackte Neger, es kann einer schaurig angeben oder auch nur schlicht und einfach angeben.
Die Engländer sind Angeber. Es fehlt dem Berliner Sprachschatz vorläufig der charakteristische Ausdruck für ihre Art von Angabe. Dafür ist noch kein Wort erfunden. Die bisherigen Unterscheidungsmöglichkeiten reichen hier nicht aus; denn erstens geben die Engländer nicht allein aus Renommiersucht an, sondern auch aus Angst, und zweitens tun sie das in einer Lautstärke, die bislang noch nicht bekannt war. Man kann das nur an Beispielen erklären. Wir haben schon des öfteren betont, daß sie gar keine Möglichkeit mehr besitzen, in den Verlauf der Operationen im Osten irgendwie einzugreifen. Sie sind aus Europa vertrieben, auf ihre Insel verbannt und müssen zuschauen. Nun möchten sie ihren bolschewistischen Bundesgenossen im Kreml wenigstens Aktivität vortäuschen, und das geschieht dann so: sie erklären bei Beginn des Ostfeldzuges, nun sei für sie die Stunde des Handelns gekommen, und stellen dann in ihrer Presse tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wo auf dem weiten Kontinent nun am besten die britische Invasion angesetzt werden soll. Daß sie stattfinden wird, darüber lassen sie gar keinen Zweifel; ja, sie legen sogar das Datum fest: den 20. Juli. Und die Folge davon ist, daß an diesem Sonntag die Kanalküste in Holland und Belgien vollkommen menschenleer ist, weil die Holländer und Belgier in ihrer Naivität erwarten, daß nun, wie versprochen, die Invasion beginnt. Wer
-573-

nicht kommt, das sind die Engländer. Kein Aas läßt sich sehen. Und am andern Tag erklären die Londoner Zeitungen ganz ungeniert, man habe es sich anders überlegt; man wolle die Invasion nicht zu Lande, sondern in der Luft unternehmen. Eine Offensive ganz großen Stils stehe hier bevor, und da sie ohne Pause auf das Reich und die besetzten Gebiete herniederprasseln werde, nenne man sie am besten Non-Stop Offensive. Es braucht nur am Rande vermerkt zu werden, daß die Engländer natürlich auch

ohne Ostfeldzug ihre gemeinen und heimtückischen Nachtangriffe auf deutsche Wohnviertel fortgesetzt hätten. Sie wären nicht schwerer und nicht leichter gewesen, als sie augenblicklich sind. Aber die Engländer tun jetzt so, als seien sie erst durch unseren Krieg gegen die Sowjetunion auf den Gedanken gebracht worden, Deutschland aus der Luft heraus anzugreifen. Es ist heute noch nicht an der Zeit, die Ergebnisse dieses englischen Luftkrieges der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Geschieht das eines Tages, dann -wird die Welt sehen, wie schaurig die Engländer auch hier wieder angegeben haben, als sie z. B. behaupteten, ganze Stadtviertel in Berlin zerstört zu haben, während ihre Flugzeuge meistens nicht einmal bis über den Stadtrand vordrangen.
Jeder Ausländer, auch der wohlwollendste, der nach Berlin kommt, wundert sich, die Stadt in einem so unversehrten Zustand vorzufinden. Es wäre natürlich für uns ein leichtes, durch geeignete Maßnahmen auch vor der Welt den Beweis für diese Tatsache, die ja jedem Berliner hinreichend bekannt ist, anzutreten. Wir tun das nicht, weil wir das im Augenblick für unzweckmäßig halten; warum, darüber wird später einmal zu reden sein. Wir lassen die Engländer in dem Glauben, daß, wie Radio London noch am 28. August zu melden wußte, die Bahnhöfe Westkreuz, Ostkreuz, Halensee, Potsdam, Moabit, Köpenick, Neubabelsberg, Charlottenburg, Grunewald, Stettiner, Lehnten und Anhalter dem Erdboden gleichgemacht seien. Daß die Engländer das behaupten, schadet uns nur wenig und nützt ihnen nichts. Im Gegenteil!
Die deutsche Wehrmacht ist augenblicklich dabei, die Operationen im Osten siegreich fortzusetzen; wir haben schon aus diesem Grunde keine Zeit und auch keine Lust, uns mit Radio London über die Frage zu unterhalten, ob überhaupt ein Berliner Bahnhof von Bomben zerstört worden ist. Es genügt vollkommen, daß wir das wissen. Die Engländer
-574-

selbst sollen sich ruhig in Illusionen wiegen, aus denen sie ja doch eines Tages grausam erwachen werden. Wir geben auch nichts auf ihre Sprüche, daß sie nun das Reichsgebiet mit neuerfundenen Stratosphärenflugzeugen angreifen würden. Das sind nämlich fliegende Festungen, die sich in derartige Höhen erheben, daß man sie von der Erde aus auch mit dem besten Glas und dem modernsten Horchapparat nicht wahrnehmen kann, während der Pilot seine befohlenen Ziele nicht nur genau sieht, sondern auch genau trifft. Diese Flugzeuge sind eigens dazu erfunden, uns gruseln zu machen. Und wenn die Engländer in den letzten Wochen häufig im Verlauf eines einzigen Tages 25 oder 30 Flugzeuge über der Kanalküste verloren, so wollten sie damit nur ins besetzte oder ins Reichsgebiet einfliegen, um unsere Aufmerksamkeit von diesen Superbombern abzulenken, die heimlich aus der Stratosphäre ihre verderbenbringende Last abwarfen, ohne daß wir das überhaupt bemerkten.
Es ist übrigens geradezu grotesk, mit welch einer Naivität sich die Engländer Wunschbilder über die zerschmetternde Wirkung entwerfen, die ihre mehr als dilettantische Zersetzungspropaganda beim deutschen Volke erzielt. Sie machen eine wahre Weltsensation aus der Tatsache, daß sich ein aus Deutschland emigrierter Jude ein paarmal aus Moskau auf die Welle unseres Deutschlandsenders eingeschaltet hat, um einige Brocken frecher und witzloser Lügen zwischen unsere Nachrichtensendungen zu werfen. Sie nennen diesen Hebräer, dem eher, als er denkt, die Lust zu weiteren Zwischenrufen vergehen wird, die geheimnisvolle Stimme aus dem Dunkel und tun so, als hätten wir uns aus Sorge und Ratlosigkeit über diesen Unfug schon sämtliche Haare ausgerauft. Überhaupt muß einmal festgestellt werden, daß es ganz gelinde gesagt eine Unverschämtheit ist, wie diese verlogenen Plutokraten in London das deutsche Volk einschätzen. Wenn sie auch bei ihrem eigenen Volke nicht durch eine allzu hohe politische Intelligenz verwöhnt werden, so wäre es doch wohl angebracht, uns Deutsche nicht mit Engländern zu verwechseln. Die Churchill und Roosevelt glauben anscheinend im Ernst, sie brauchten sich nur auf dem Atlantik zu treffen, eine ungereimte

Erklärung zusammenzustottern und -uns ein paar schale Phrasen aufzutischen, und das deutsche Volk würde gleich, wie ein Berliner Komiker sagt, das Gewehr ins Getreide werfen.
-575-

So einfach ist das denn doch nicht. Mit Bangemachen soll man uns doch nicht kommen in einer Situation, in der wir die stärkste Militärmacht der Welt darstellen. Und der alte Trick, Uneinigkeit in die Reihen der nationalsozialistischen Führerschaft zu säen dadurch, daß man einen gegen den andern auszuspielen versucht, zieht bei uns schon lange nicht mehr. Das geschieht etwa so: Göring hat sich mit Hitler entzweit und ist in ein KZ. abgeführt worden. Goebbels wurde verhaftet, hat aber in München das Wort ergriffen, um zu beweisen, daß er nicht in Ungnade gefallen sei. Daß Göring Hausarrest habe, hätte in deutschen Industrie und Finanzkreisen Unzufriedenheit hervorgerufen. Außerdem habe er beide Beine verloren, während Himmler persönlich Generalfeldmarschall Milch erschossen habe. Keitel und Rundstedt seien ihrer Posten enthoben worden, Udet habe sich der Einfachheit halber gleich selbst erschossen, nicht ohne einen Brief zu hinterlassen, den die Engländer, fix, wie sie nun einmal sind, gleich eine Stunde nach seinem Tode im 0
Londoner Rundfunk verlesen können. Klar, daß dieser Brief alles das enthält, was die Herren Plutokraten augenblicklich aus unserem Munde hören möchten. Die USA.-Presse entblödet sich nicht, aus jeder einzelnen dieser Albernheiten eine Weltsensation mit Riesenschlagzeilen zu machen, ein Beweis mehr dafür, daß es sich hierbei nicht um Phantasien aus einem Tollhaus, sondern um Produkte der britischen Kriegspropaganda handelt, von der die Londoner Hyperkapitalisten so sehnlich wünschen, daß das deutsche Volk ihr allabendlich andächtig zuhört, um sich dadurch das Gehirn vernebeln zu lassen.
Vom Feldzug im Osten ganz zu schweigen. Die Engländer wissen von London aus auf den Kopf genau unsere Verluste nachzurechnen. Sie steigern sie in geradezu astronomische Höhen hinauf, ohne dabei zu bedenken, daß sie damit überhaupt jede Glaubwürdigkeit verlieren. Es sei noch einmal mit aller Eindringlichkeit betont, daß unsere Verluste sich in der Tat in normalen Grenzen halten und, so bedauerlich und schmerzlich sie auch im einzelnen sind, sie dennoch keinen Anlaß zu Besorgnissen geben. Aber was kümmert das unsere Feinde! Sie wollen daraus Kapital für ihre Zersetzungspropaganda schlagen. Das haben sie noch bei jedem Feldzug so gemacht, vor allem dann, wenn sie auf keine andere Weise mehr eingreifen konnten. Und was die Operationen selbst
-576-

anlangt, so ergibt sich hier nach englischen Darstellungen etwa folgendes Bild: Wir verlieren den Ostfeldzug a) weil wir ihn zu früh, b) weil wir ihn zu spät begonnen haben; a) weil wir keinen Geländegewinn verzeichnen können, b) weil wir trotz Geländegewinns keine feindlichen Armeen vernichten; a) weil wir keine Sonne, b) weil wir keinen Regen haben; a) weil wir Petersburg angreifen, b) weil wir Petersburg nicht angreifen; a) weil die Bolschewisten sich stellen, und b) weil sie zurückweichen; a) weil wir den Dnjepr überschritten haben, b) weil wir es nicht wagen, ihn zu überschreiten; a) weil der Winter kommt, und b) weil der Winter, der die Sumpfgebiete frosthart macht, noch nicht kommt. Ist jemand da, der von uns verlangt, daß wir auf all diesen blühenden Unsinn antworten? Wir haben weiß Gott Besseres zu tun.
Die englische Propaganda ist eine einzige schaurige Angabe. Sie verdient überhaupt keine ernsthafte Widerlegung. Sie ist so plump und ungeschlacht, sie stellt eine so freche Spekulation auf die Dummheit und Vergeßlichkeit der Menschen dar, daß sie eigentlich mit einer Handbewegung abgetan werden müßte. Wir glauben, einigermaßen bekannt dafür zu sein, daß wir es lieben, mit einem Gegner die Klingen zu kreuzen, der seinen Standpunkt mit guten Argumenten, mit Intelligenz, Schlagfertigkeit und überlegener Ironie verteidigt. Hier versagt unsere Weisheit. Wir gestehen das auf die Gefahr hin

ein, morgen im Londoner Rundfunk zu hören, daß wir uns in aller Öffentlichkeit von der britischen Propaganda geschlagen erklärt haben. Sie ist zu dumm, und unser Volk wird wohl nicht von uns erwarten, daß wir unsere kostbare Zeit damit vergeuden, auf jeden Schwindel, der in London ausgeheckt wird, prompt eine Antwort zu geben. Es lohnt sich nicht.
Sollen die Herren Engländer weiter angeben, mit sagenhaften Stratosphärenflugzeugen die deutschen Industriegebiete in Schutt und Asche lege n, den Kontinent mit dem Maul erobern, in allen europäischen Staaten Revolutionen auf dem Papier einleiten, aus der nationalsozialistischen Führerschaft eine verwilderte Bande von Mördern und Selbstmördern machen, es nutzt ihnen doch nichts. Im Kriege entscheiden nicht die Wunschtraum, sondern die Tatsachen; und die sprechen ausnahmslos für uns. London hat keine Möglichkeit mehr, entscheidend in den Gang der Dinge einzugreifen. Es muß zähneknirschend
-577-

zuschauen, wie der europäische Kontinent, unter Schmerzen zwar und schweren Geburtswehen, seine neue Ordnung findet. England redet, das Reich handelt. Das ist der Unterschied. Noch niemals in der Geschichte wurden große Ziele erreicht, ohne daß sich eine feindliche Unterwelt dagegen aufbäumte. Aber der Sieg blieb am Ende immer bei den tätigen Händen und bei den starken Herzen.
-578-

* * * * *

Marathonlauf hinter dem Kriege

21. September 1941

Mr. Roosevelt, der Präsident der USA., der vom amerikanischen Volke auf Grund seiner feierlich gegebenen Versprechen, die Union aus dem Kriege herauszuhalten und dem bewaffneten Konflikt mit allen Mitteln auszuweichen, zum drittenmal als Herr ins Weiße Haus geschickt wurde, hat vom Tage seiner Wiederwahl an kein anderes Bestreben mehr gezeigt, als sich über seine heiligsten Versicherungen hinwegzusetzen und dem Kriege, den er zu vermeiden gelobte, in einem Marathonlauf nachzurennen, um ihn am Ende vielleicht doch noch einzuholen. Es ist zur Stunde müßig, ihm noch einmal sein ganzes Sündenregister vor Augen zu halten: seine heuchlerischen Phrasen, mit denen er in der Wahlkampagne das USA.-Volk einzulullen und zu verdummen versuchte, seine pathetischen Deklamationen, mit denen er den Müttern seines Landes versprach, das Leben ihrer Söhne zu schonen, seinen verlogenen Scheinkampf mit seinem Pseudo-Gegenkandidaten Willkie, der die andere Tour reiten mußte, damit die Kriegshetzerpartei für den Fall, daß Mr Roosevelt durchfiel, doch noch einen Katastrophenpräsidenten bekam, sein allmähliches Hinübergleiten in eine offene Konfliktsprache, das Überbordwerfen seiner eigenen Neutralitätsgesetze bis zum Befehl an die USA.-Flotte, deutsche Kriegsschiffe in den sogenannten Sicherheitsgewässern der Vereinigten Staaten warnungslos zu beschießen. Das alles ist zu bekannt, als daß es noch einmal rekapituliert werden müßte. Es bietet in seiner Zusammenstellung eine außerordentlich wirkungsvolle Illustration zu dem Begriff Demokratie, so wie wir ihn vor allem währen dieses Krieges in den Feindstaaten zur Genüge kennengelernt haben
Wir wundern uns nur darüber was man alles mit sogenannten freien Völkern machen kann. Es steht fest, daß das USA.-Volk in seiner überwiegenden Mehrheit den Krieg nicht will Es mag in seinen Gefühlen England und den Achsenmächten gegenüber mehr auf die angelsächsische Seite hinüberneigen, es mag Londons Sieg wünschen und auch bereit sein, dafür jede materielle Hilfe zur Verfügung zu stellen daß es -579-

aber keinesfalls die Absicht hat, aktiv in den Krieg einzugreifen, darüber sind sich alle einig. Diese Stellungnahme entspringt einem ganz gesunden nationalen Instinkt, und alle von den Juden und anderen Kriegshetzern entfachte Verleumdungs- und Panikpropaganda gegen das Reich hat die Bürger der USA. nicht von diesem Standpunkt abbringen können. Man will einfach nicht.
Das weiß selbstverständlich auch Mr. Roosevelt. Er hat ja dieser Tatsache vor seiner Wiederwahl Rechnung getragen, indem er seine ganze Wahlpropaganda auf die Erhaltung des Friedens einstellte. Hätte er das Gegenteil getan, so wäre er, das wird niemand bestreiten, vermutlich durchgefallen. Seitdem er nun wieder fest im Sattel sitzt, reitet er in gestrecktem Galopp hinter dem Kriege her. Er sucht Zwischenfälle, wo auch immer er sie nur finden mag. Daß er keine Rede hält, ohne dabei das Reich und seinen Führer auf das flegelhafteste anzupöbeln, wollen wir erst gar nicht vermerken. Er ärgert sich wahnsinnig, daß wir nicht darauf reagieren. Wir geben ihm keine Gelegenheit, an der Beleidigung seiner Majestät die nationale Empörung der USA.-Bürger zu entfachen. Was wir in dieser Beziehung an Geduld und Nachsicht aufgebracht haben, übersteigt jedes Maß des Erträglichen. Aber Mr. Roosevelt will mit aller Gewalt seinen Krieg haben, und so legt er es darauf an, einen Zwischenfall zu provozieren, der ihm die so heißersehnte Gelegenheit gibt, mit dem Schießen anzufangen.
Man kann sich vorstellen, wie erleichtert er aufgeatmet hat, als ihm der "Greer"-Zwischenfall gemeldet wurde. Hier war endlich eine Möglichkeit einzuhaken. Die Darstellung, die er von dem dramatischen Torpedoschuß verbreiten läßt, ist ebenso lächerlich wie unglaubwürdig. Den deutschen U-Boot-Kommandanten muß man noch suchen, der in dieser Situation Mr. Roosevelt den Gefallen tut und den ersten Schuß abgibt! Nein, es verhält sich genau so, wie wir es berichtet haben, und die USA.-Kriegshetzerclique hat den Fall nur umgedreht und den vorangegangenen Angriff des USA.-Zerstörers auf das deutsche U-Boot unterschlagen, um dem Präsidenten die willkommene Gelegenheit zu seiner ebenso verlogenen wie provokativen Rede zu geben.
Wir wollen uns bei ihrer Betrachtung nicht erst mit den Gemeinplätzen und Platitüden abgeben, die Mr. Roosevelt dem eigentlichen
-580-

Kern seiner Ausführungen vorausschickt. Sie haben einen so langen Bart, daß man darüber stolpert. Wesentlich sind die Schlußfolgerungen, die der USA.-Präsident daraus zu ziehen beliebt. Er macht dem Reich den Vorwurf die Freiheit der Meere zu bedrohen, ja, den Versuch zu unternehmen, die Herrschaft über die Ozeane an sich zu reißen. Das ist natürlich kindisch und an den Haaren herbeigezogen. Mr. Churchill, Roosevelts Intimus, wird auch nicht müde zu erklären, daß die englische Flotte uns von den Meeren vertrieben habe. Wie reimt sich das zusammen, und wer hat recht, Mr. Roosevelt mit seiner Behauptung, daß wir die Meere beherrschen wollen oder Mr Churchill mit seiner Behauptung, daß wir von den Meeren verjagt seien? Der USA. Präsident gibt demzufolge Schießbefehl an seine Flotte, und zwar für die amerikanische Sicherheitsgewässer. Er weigert sich aber zu erklären, was er unter amerikanischen Sicherheitsgewässern zu verstehen beliebt, und läßt verlautbaren, daß darüber die Deutschen zu entscheiden hätten
Hier tritt die Provokationsabsicht offen zutage. Mr. Roosevelt hat vom Kongreß keine Erlaubnis, den Krieg zu erklären, und er wird sie auch in der gegenwärtigen Situation nach Lage der Dinge nicht erhalten. Also versucht er, auf einem Umwege zum gewünschten Ziel zu kommen. Er hofft, auf diese Weise allmählich in den Krieg hineinschlittern und dann den Kongreß und die öffentliche Meinung vor vollendete Tatsachen stellen zu können. Wie man zugeben wird, ein Verfahren, das ebenso verlogen wie perfide ist und mit Recht die Charakterisierung echt demokratisch verdient. Es verwundert uns nicht, daß Mr. Roosevelt zu feige ist, für dieses Verfahren selbst die Verantwortung zu übernehmen, und deshalb versucht, sie uns zuzuschieben. Darüber kann man nur lächeln. Mit welchen Mitteln Mr. Roosevelt das amerikanische Volk dumm macht, das ist seine Sache. Uns muß er schon mit etwas

schlüssigeren Beweisen kommen. Man braucht nur die englische Presse zu lesen, um zu wissen, was gespielt wird. Dort wird gänzlich unverhohlen Triumph zur Schau getragen. Da schreit man geradezu nach Zwischenfällen. Diese armseligen Plutokraten, die sich auf ihrer Insel eingeschlossen fühlen und keine Trumpfkarte mehr ihrer Hand haben, wissen zu genau, daß sie kapitulieren müssen, wenn das Aß Roosevelt nicht sticht. Und erst die Juden! In der ganzen Welt
-581-

beten sie in ihren Synagogen, daß Jehovah den amerikanischen Präsidenten erleuchten möge, auf daß er das tue, was im Interesse des Judentums liegt. Er ist ihre einzige und letzte Hoffnung. Wenn die versagt, dann müssen sie die Partie als verloren ansehen. Darum setzen sie ihre ganze publizistische Macht ein, um die USA. in den Krieg hineinzutreiben. Vor einigen Tagen erklärte ein amerikanischer Senator, der sich noch die Freiheit einer eigenen und unabhängigen Urteilsbildung bewahrt hat, 95 vH. der amerikanischen Presse und des amerikanischen Films seien in den Händen der Juden und würden ausschließlich für die Vorbereitung des Krieges eingesetzt. Es mutet schon fast wie ein Wunder an, daß das USA.-Volk dieser Welle von Deutschenhaß und panischer Hysterie gegenüber einigermaßen klaren Kopf behält.
Daß dieser letzte große Ansturm auf unsere Standhaftigkeit noch einmal erfolgen würde, haben wir vorausgesehen. Wir kennen doch unsere Juden. Sie kämpfen verzweifelt um die Aufrechterhaltung ihrer Weltherrschaft, die wir in Europa gebrochen haben. Sie wissen, daß es jetzt um alles geht, und sind deshalb auch entschlossen, das Letzte einzusetzen. Aber Ebendasselbe wissen wir auch, und zu Ebendemselben sind wir auch entschlossen. Wir haben schon einmal den Juden gegenübergestanden, und zwar im innenpolitischen Kampf in einer Situation, die im Gegensatz zu der gegenwärtigen gänzlich aussichtslos schien. Trotzdem haben wir es mit ihnen aufgenommen und sind ihnen auf den Fersen geblieben, was sie auch anstellen und mit wem sie sich auch in ihrer letzten Not und Verzweiflung verbünden mochten. Wir haben uns niemals von ihnen verblüffen oder irritieren lassen. In keiner Stunde haben wir vergessen, daß wir den ersten Akt eines gigantischen Weltkampfs durchzufechten hatten, und daß uns gar keine andere Wahl blieb als die zwischen Untergang des Landes oder Sieg. Jede Macht, von Menschen errichtet, kann auch von Menschen wieder gebrochen werden. Das Riesendrama, das wir gegenwärtig erleben, ist von Ausmaßen, wie sie die Geschichte noch niemals sah. Noch einmal versucht der ewige Weltfeind, der im internationalen Judentum seine Inkarnation gefunden hat, seinen verzweifelten Ansturm gegen jede menschliche Gesittung und Ordnung. Er stellt damit ganz Europa vor seine schwerste Belastungsprobe. Besteht es sie - und es wird und kann sie bestehen! -, dann ist alles
-582-

gewonnen. Würde es schwach und kapitulierte, dann würde die gesamte europäische Kulturwelt eine Beute des Judentums und des Bolschewismus.
Das muß sich jeder jeden Tag klarmachen wenn er Gefahr läuft, in der Bewältigung des manchmal prosaischen und mühevollen Alltags den Blick über die Zeit und ihre Erfordernisse zu verlieren. Seit 400 Jahren haben wir Deutschen zum ersten Male wieder in der Geschichte eine große Chance. Solche ganz großen Chancen kommen nur sehr selten. Kommen sie aber, dann muß man sie erfassen, halten und ausnutzen. Gibt man sie auf, dann hat man sie auch endgültig verloren. Wo waren wir je so gerüstet wie heute? Wo hatten wir je ein so umfassendes wirtschaftliches Potential wie heute? Wo waren wir je im Besitz so ausschlaggebender militärischer Machtpositionen wie gegenwärtig nach zwei Kriegsjahren? Wo hatten wir je eine so heldenmütige Wehrmacht und eine so glänzende Führung wie in diesem schicksalhaften Ringen. Daß wir alles an den Sieg setzen müssen ist klar. Es wäre töricht annehmen zu wollen, daß er uns billig geschenkt würde. Die vielen Sünden aus vier Jahrhunderten

deutscher Geschichte können nur in einer gigantischen Anstrengung wieder gutgemacht werden. Die Nation muß sich dabei selbst übertreffen.
Und dazu sind wir bereit. Keinen Augenblick wollen wir vergessen, worum es geht, was wir jeden Tag tun müssen, um zu siegen, wozu wir uns Stunde um Stunde anspornen müssen damit keiner müde werde und niemand nachlasse. Wir sind nun als Volk seit 1914, also über ein Vierteljahrhundert, im Geschirr. Seitdem haben wir uns unseres Lebens niemals mehr so recht freuen können. Ununterbrochen lastete auf uns der Druck der Zeit und die Sorge um die Zukunft. Das soll und muß anders werden. Keiner unter uns will wieder von vorn anfangen. Wir wollen jetzt einen Schlußstrich unter dieses Kapitel setzen. Der letzte Akt des gigantischen Ringens um die führende Großmacht des -Reiches ist angebrochen. Noch einmal werfen sich die Kräfte der Unterwelt in einem Riesenansturm auf uns um uns niederzubrechen. Sie werden scheitern.
Wir wollen der Geschichte ihren Sinn zurückgeben. Über Sorgen und Bedrängnisse, über Drohungen und Belastungen, über Opfer und Tod schreiten wir dem Ziel entgegen: dem Sieg!
-582-

* * * * *

Das Tor zum neuen Jahrhundert

28. September 1941

"Auch ich wußte nie genau, wohin, und konnte an das Große nie glauben. Aber nun habe ich alles gesehen und frage schon heute an: sollte ich am Leben bleiben, ob Ihr mich dann annehmt in der großen deutschen Arbeiterpartei. Sollte ich fallen, so falle ich gern für Deutschland und bin überzeugt in allem."
So schreibt der Soldat Josef Zezetka aus Donawitz an den Ortsgruppenleiter seines Heimatortes. Er war früher ein überzeugter und radikaler Kommunist. Ähnliche Briefe sind im Verlaufe der letzten drei Monate zu Millionen von der Ostfront in die Heimat gegangen. Sie geben dem deutschen Volke ein Bild von den Mühsalen und Strapazen des Ostfeldzugs, von seinen Gefahren und physischen und seelischen Belastungen, aber auch von der festen und durch nichts zu brechenden Siegeszuversicht unserer Soldaten, wie es eindringlicher keine Propaganda, kein Wort- und kein Bildbericht vermitteln könnte. Wenn die feindliche Lügenhetze nicht müde wird, uns vorzuwerfen, wir gäben dem deutschen Volke in unseren Darstellungen einen falschen oder doch unvollständigen Eindruck von den Kämpfen im Osten, so wird sie am besten und schlagkräftigsten durch die Briefe unserer Soldaten widerlegt. Sie schreiben aus der spontanen Eingebung ihres unmittelbaren Erlebens heraus, meistens an Menschen, die ihnen nahestehen und denen gegenüber sie deshalb schon kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchen. Sie schildern die Dinge vollkommenen objektiv und ungeschminkt. Sie lassen weder etwas weg noch fügen sie etwas hinzu. Sie sind die zuverlässigsten Kronzeugen für die Richtigkeit unserer Darstellung von dem gigantischen Ringen, das in diesen Wochen im Osten zwischen Europa und seiner gefährlichsten und teuflischsten Bedrohung ausgefochten wird.
Es gibt Leute, die die Tragweite dieser militärischen Operationen nur entfernt richtig einzuschätzen vermögen. Sie sehen sie in den Dimensionen, die sie gewohnt sind, und legen deshalb auch die Maßstäbe daran an,
-584-

die ihrem eigenen Vorstellungsvermögen entsprechen. Daß es sich dabei um einen Weltkampf von bisher noch nicht dagewesenen Ausmaßen handelt, will ihnen nicht in den Sinn. Daß der Bolschewismus sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften gegen seine Vernichtung zur Wehr setzt, daß es hier um Sein oder Nichtsein des einen oder des anderen geht, das können sie nicht

begreifen. Man muß sich einmal vor Augen halten, was geschehen wäre, wenn der Führer der sowjetischen Gefahr nicht zuvorgekommenen wäre, um zu wissen, was auf dem Spiele stand. Unsere Soldaten sind Zeugen dafür, was Moskau wollte und plante. Sie haben mit eigenen Augen gesehen wie weit die bolschewistischen Vorbereitungen zur rücksichtslosen Vernichtung Deutschlands und damit Europas schon gediehen waren. Und wenn sie durch unmittelbare Berührung mit dem Sowjetsystem sich auch noch ein Bild verschaffen konnten von dem wahren Zustand, in dem das Volk im Paradies der Arbeiter und Bauern lebt, so vermag man die Bedeutung dieser Tatsache in ihrer Auswirkung für die Zukunft überhaupt noch nicht zu übersehen. So wie es nach dem Polenfeldzug in Deutschland keine Debatte mehr über die Judenfrage gibt, so wird es nach dem Ostfeldzug in Deutschland keine Debatte mehr über die Frage des Bolschewismus geben. Sie schmilzt dahin im Feuer einer bewaffneten Auseinandersetzung, die mehr ist als ein Feldzug oder auch ein Krieg, die ein geschichtliches Schicksalsringen in des Wortes umfassendster Bedeutung darstellt.
Dementsprechend sind auch die Dimensionen, in denen es sich abspielt. Es mag verständlich erscheinen, daß ihre Größe und Wucht dem Zeitgenossen überhaupt jede Vergleichsmöglichkeit nimmt. Es wirkt aber geradezu lächerlich, wenn ausländische, vor allem neutrale Beobachter daran die Sonde ihrer Kritik nach dem Zentimetermaß ihrer eigenen provinzialen Begrenztheit anlegen. Wenn beispielsweise Züricher oder Berner sogenannte Militärschriftsteller mit dem Horizont eines Quartaners erklären, die Operationen im Osten ständen in keinem Verhältnis zu dem Raum, den es zu bezwingen gelte, so kann dem doch immerhin entgegengehalten werden, daß sich dabei Vernichtungsschlachten abspielen in einem Gelände, das großer ist als die Schweiz. Aber was gelten unseren Kritikern in dieser Zeit ohne Beispiel Zahlen oder Raumdimensionen!
-585-

Wenn im Weltkrieg bei einer Gefangenenzahl von hunderttausend die Schulen und Fabriken schlossen und acht Tage lang geflaggt und mittags geläutet wurde, so erscheint uns selbst das heute fast gänzlich unverständlich. Und doch stellt ein solcher Sieg auch jetzt immer noch dasselbe dar wie damals. Wie damals, so werden auch heute solche militärischen Erfolge errungen mit einem seelischen und körperlichen Aufwand der beteiligten Truppenteile, den sich der Laie überhaupt nicht vorstellen kann. Jeder Sieg von Format wird mit Schweiß und Blut erkämpft, und während wir in der Heimat Tag für Tag und Stunde um Stunde unserem Beruf und unseren Geschäften nachgehen, lebt uns die Front ein Heldentum vor, das mit Worten gar nicht beschrieben werden kann. Man sieht in der Wochenschau deutsche Soldaten über grundlose Wege durch knietiefen Schlamm und Schlick unentwegt vorwärtsmarschieren. Stukaflieger stoßen auf feindliche Linien und Verbindungswege herab. Schützen knien an einer Straßenseite geduckt und warten auf ein leise geflüstertes Wort, um sich durch bellendes Maschinengewehrfeuer zwanzig Meter nach vorn zu arbeiten. Pioniere hängen fast bis an den Hals mitten im Strom, um einen entscheidenden Brückenschlag im Artilleriefeuer des Feindes kaltblütig zu Ende zu führen. Mit entblößtem Oberkörper stehen Kanoniere an ihren Geschützen und senden ihren Tod und Verderben bringenden Granathagel in die Reihen des Gegners hinein. Wir sehen Flieger und Schützen, Pioniere und Kanoniere in einer Gefechtspause fast totenähnlich in einem Straßengraben oder an eine Häuserwand gelehnt liegen zu einer Viertelstunde traumlosen Schlafes. Und wieder heißt es sich aufmachen, die bleierne Müdigkeit überwinden, fliegen, marschieren, Brücken schlagen und feuern, dem Feind auf den Fersen bleiben, damit er sich nicht aufs neue setzen kann.
Im OKW.-Bericht heißt es dann nur, daß die Operationen ihren planmäßigen Verlauf nehmen; und hin und wieder schmettern im Rundfunk die Fanfaren, wir alle halten den Atem an, ein Sieg ist vollendet, vor dessen Weite und Größe alle bisherigen Vorstellungen verblassen.

Unsere neutralen Kritiker haben gut reden. Sie wären mit ihrem gesamten literarischen und gesellschaftlichen Anhang vermutlich kaum in der Lage, auch nur ein sowjetisches Dorf zu erobern. Ihre gespreizte
-586-

Besserwisserei steht ihnen um so schlechter zu Gesicht, als sie damit ja keine Gefahr laufen, solange die deutsche Wehrmacht durch ihren heldenmütigen Einsatz Europa und damit auch sie beschützt. Sie würden vermutlich nicht lange mehr Gelegenheit haben, überhaupt Militärkritik zu üben, wenn die deutsche Wehrmacht nur beiseite träte und dem Bolschewismus, mit dem, wie die Erfahrung lehrt, nur sie allein fertig zu werden in der Lage ist, das Feld freigäbe. Die Sowjets würden ihnen sicherlich die klugen Köpflein, die so viel wissen und so viel Gescheites zur Lage zu bemerken haben, zur Lage zu bemerken haben, in einem kurzen Prozeß herunterschlagen. Die Intelligenz in den Oststaaten soweit sie noch vorhanden ist, kann ein Liedlein davon singen. Sie ist durch Schaden klug geworden Aber die sogenannte Intelligenz in Zürich, Bern und Stockholm hat nur zum Teil Nutzen daraus gezogen. Der Haß gegen den Nationalsozialismus hat ihr die Augen verklebt. Sie ist nicht nur nicht objektiv, sie ist im höchsten Maße voreingenommen, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen Sie redet so viel von europäischer Kultur und Zivilisation. Jeder im Osten kämpfende deutsche Soldat tut heute mehr dafür, als sie mit ihrem ganzen literarischen Gewäsch, das sie ja auch wieder nur von sich geben kann, weil eben dieser selbe deutsche Soldat schützend sein Schwert über sie hält. So und nicht anders ist das.
Und es muß auch einmal gesagt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß man damit in ein Wespennest hineinfaßt. Wir kennen diese sogenannte neutrale Intelligenz. Sie trägt ihren Namen ganz zu Unrecht. Sie hat die neue Zeit in keiner Weise begriffen. Sie schaut zurück statt vorwärts. Sie besitzt keine Vorstellung von dem, was war, und noch viel weniger von dem, was kommen wird. Sie möchte am liebsten nach dem. Kriege wieder da anfangen wo sie vor dem Kriege aufgehört hat. Ihre sterile Phantasie reicht nicht aus sich ein konstruktives Weltbild für die Zukunft auszumalen. Deshalb hält sie das Mögliche nicht für möglich, vom Unmöglichscheinenden ganz zu schweigen. Sie hat vor neun Jahren unseren innerpolitischen Sieg für ausgeschlossen erklärt, wie sollte sie heute unseren außenpolitischen und militärischen Sieg voraussehen und begreifen können! Sie kann nur durch Tatsachen überzeugt werden. Fehlen die auch nur für zwei Wochen, dann ist sie gleich bereit, ein ganzes neues Jahrhundert über Bord zu werfen. Sie durchforscht
-587-

vergangene Zeiten mit wissenschaftlicher Gründlichkeit; unsere eigene Zeit ist ihr ein Buch mit sieben Siegeln.
Wenn in Deutschland einmal für vierzehn Tage die Kartoffeln knapp werden, dann glaubt sie im Ernst, das deutsche Volk stände im Begriff, Revolution zu machen. Fehlt der Kaffee oder das Bier oder die Zigaretten und stimmen die Bürger unseres Staates darob nicht gleich begeisterte Heilrufe an, dann entdeckt sie mit durchdringendem Blick schwerste Auflösungserscheinungen im deutschen Volksleben. Redet Mr. Churchill eine seiner dummen, aufgeblasenen, abgeschmackten Reden, dann horcht sie gespannt, wie die deutsche Nation wohl darauf reagieren mag. Sie reagiert gar nicht. Sie hört überhaupt nicht hin. Sie weiß genau, daß Mr. Churchill und seine Plutokratenclique unsere Vernichtung wollen; welche Gründe sie dafür angeben, das ist dem deutschen Volk gänzlich gleichgültig. Es geht seiner Arbeit nach und hilft dem Führer siegen.
Und läßt sich vor allem von niemandem und durch nichts den Blick für die Größe unserer Zeit trüben. Es weiß, daß wir nur durch Opfer und Entbehrungen sowie durch eine nationale Kraftanstrengung ohnegleichen der heimtückischen Bedrohung, vor die uns unsere haß- und neiderfüllten Gegner gestellt haben, Herr werden. Dazu ist es bereit. Wenn uns manchmal der Alltag mit seinen Muhen und Lasten

schwerfällt, so ist das nur natürlich. Wer wollte sich dessen schämen? Und wer wollte bestreiten, daß wir alle dem Frieden mehr zugetan sind als dem Kriege, daß jeder von uns in seinen stillen Stunden für eine spätere glücklichere Zeit seine Pläne schmiedet, daß er das Leben erst recht in der Gefahr lieben gelernt hat, daß unsere Phantasie uns manchmal ein bezauberndes Bild von Ruhe und Wohligkeit, Glanz und Festesfreude vorgaukelt?
Aber was hat das mit Mr. Churchills Wunsch zu tun, daß wir schwach und feige würden und auch nur einen Augenblick die Möglichkeit ins Auge faßten, auf seine plumpen Verführungskünste hereinzufallen? Wir spucken ihm ins Gesicht. Er war seit jeher die Inkarnation des Hasses und des Vernichtungswillens gegen unser Volk. Wir wissen genau, was er uns, unseren Familien und unseren Kindern antun würde, wenn wir uns jemals in seine Gewalt begäben. Seine Juden haben es uns oft genug verraten, wenn die ohnmächtige Wut sie übermannte. Er kann uns also nichts vormachen. Und wenn engstirnige Kantönlipolitiker im Streit der
-588-

Zeit laut und überlaut das Wort ergreifen, so erinnern sie uns an die Vertreter der Wirtschaftspartei oder des Christlich-Sozialen Volksdienstes früher im Reichstag, die auch, wenn wir mit dem Kommunismus um das zukünftige Gesicht des Reiches rangen, unter dem Gelächter des Hauses ihren Senf dazu gaben. Als dann die rote Front fiel, da waren auch sie vergessen und begraben.
Und die Zeit, die große, nie dagewesene, die Zeit ohne Beispiel ging weiter ihren ehernen Gang. Sie ist niemals stehengeblieben. Gerade heute wieder schreitet sie mit Riesenschritten der großen Zukunft entgegen. Wohl dem, der sich an ihre Fersen heftet: er wird einmal Zeuge sein in jener gesegneten Stunde, da sie das Tor aufstößt zu einem neuen Jahrhundert.
-589-

* * * * *

Politik und Kriegführung

30. September 1941

Politik und Kriegführung unterliegen im Grunde genommen denselben Funktionsgesetzen. So wie nach Clausewitz der Krieg die Fortführung der Politik mit anderen Mitteln, so ist anderseits auch die Politik die Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln. Es handelt sich bei beiden um die Verfechtung und Sicherung der Lebensinteressen der Völker, das eine Mal mit friedlichen, das andere Mal mit gewalttätigen Mitteln. Sind die der Politik erschöpft, dann tritt meistens der Krieg in sein Recht. Findet der Krieg im Sieg einer Partei über die andere sein natürliches Ende, dann wird die Politik wieder in Funktion gesetzt. Meistens aber, und vor allem in turbulenten Zeiten, wie wir sie seit 1914 ununterbrochen erleben, laufen beide nebeneinander und ineinander über. Man kann dann vielfach gar nicht unterscheiden, ob die angewandten Mittel des Daseinskampfes eines Volkes mehr denen der Politik oder mehr denen des Krieges zuzurechnen sind. Auch der Krieg ist große Politik. Er beschränkt sich nicht darauf, durch den Ansatz von Waffengewalt gewünschte Ziele zu erreichen. Die Politik ist seine stete Begleiterin. Sie bereitet ihm das Terrain vor, beseitigt diplomatisch und psychologisch zu nehmende Hindernisse und macht damit die militärischen Aktionen überhaupt erst durchschlagend. Nur wenn Politik und Kriegführung in einer Hand liegen, ihre Tendenzen von einer zentralen Stelle aus sinngemäß und zweckentsprechend gesteuert werden, führen sie zu Siegen von Format im Schlieffenschen Sinne. Darin unterscheidet sich die gegenwärtige Führung des Schicksalskampfes unseres Volkes von der im Weltkrieg. Damals lagen Politik und Kriegführung in verschiedenen Händen und konnten sich deshalb nirgendwo voll auswirken. Die Feder verdarb dann immer, was das Schwert erobert hatte.

Erst der totale Krieg hat uns wieder die Augen für diese grundlegenden Erkenntnisse geöffnet. Er bedingt in seinem Wesen schon auch eine totale Kriegführung. Sie erfaßt das Volksganze bis in seine letzte
-590-

Zelle. Alles, was die Nation in ihrer Gesamtheit und auch der einzelne Mensch tut oder läßt, ist im übertragenen Sinne kriegswichtig. Die scharfen Grenzen zwischen Front und Heimat haben sich vielfach verwischt. Man kann nicht mehr nach alten Vorstellungen von der Heimat als Etappe sprechen, wenn ihre Arbeit von so entscheidender Bedeutung für den Verlauf des Krieges ist und sie zudem auch noch, wenigstens in den luftbedrohten Gebieten, seinen Gefahren an Leib und Leben ausgesetzt ist. Das Funktionieren der Wirtschafts- und Ernährungsorganisation ist heute genau so wichtig wie etwa das der Nachschuborganisation an die Front. Und es gibt zwischen den großen Schlachten gewisse Perioden, in denen ein bedeutender Teil der Gesamtkriegführung überhaupt an die Kräfte abgegeben wird, die auf geistigem und seelischem Felde den Lebenskampf der Nation zu bestreiten haben. Der moderne Krieg kennt da kaum noch die scharfen Trennungslinien, die Kriege in der Vergangenheit in ihren verschiedenen Kategorien differenzierten und die vor allem Front und Heimat auf die Dauer in eine Art unüberbrückbaren Gegensatzes stellten.
Unser Volk fühlt heute instinktiv, daß es für den Sieg auf jeden einzelnen ankommt. Wenn der deutsche Rüstungsarbeiter noch einmal liebevoll den Tank streichelt, an den er die letzte Hand gelegt hat und der nun an die Front hinausgehen soll, so beweist diese einfache, aber um so beredtere Geste eine Zusammengehörigkeit zwischen Soldat und Werkmann, die in früheren Kriegen gänzlich unvorstellbar gewesen wäre. Und ebenso können wir es heute überhaupt nicht mehr begreifen, daß es im Weltkrieg entscheidende Monate gegeben hat, in denen die Munitionsarbeiter streikten, während unsere Soldaten, doch ihre Brüder, Väter und Söhne, in den Stahlgewittern der Westfront im zermürbenden Trommelfeuer des Feindes lagen und nach Patronen und Granaten schrien.
Wir empfinden das heute als glatte Desertion, genau so zu beurteilen wie Gehorsams- und Dienstverweigerung an der Front und deshalb auch genau so zu bestrafen. Wir legen an die Politik soldatische Maßstäbe an, wie auch die Kriegführung in Taktik und Strategie von Gesichtspunkten der Politik mit bestimmt wird. Es ist kein Zufall, sondern Beweis einer souveränen Beherrschung der Führungsmittel im Daseinskampf eines
-591-

Volkes, daß in diesem Kriege jede große Offensive noch politisch eingeleitet wurde, daß sie damit begann, dem Soldaten, dem Volke und auch der Welt zu sagen, worum es sich bei dieser Aktion handelte, warum sie notwendig und zweckmäßig war, warum sie zu diesem und nicht zu irgendeinem anderen Zeitpunkt erfolgen mußte und worum es dabei ging. Der Soldat setzt sein Leben bewußter und auch pflichtgetreuer ein, die Heimat wird eine um so aufrechtere und entschlossenere Haltung bewahren, sie wird um so verantwortungsbewußter der täglichen Arbeit nachgehen, wenn sie weiß, was auf dem Spiel steht. Der Sturm auf die Maginotlinie wird eine Art von Volksbeben, wenn darüber die Parole steht, daß dabei über die nächsten Jahrhunderte entschieden wird. Ein Krieg, dessen Ziel darin besteht, bestenfalls ein paar Erzbecken und Kohlengruben zu erobern, kann auf die Dauer nur eine kleine, direkt daran interessierte kapitalistische Schicht begeistern. Ein Krieg dagegen, der einem ganzen Volke für viele Generationen den zum Leben notwendigen Raum sichern und es damit vor künftigen Anfeindungen beschützen soll, ist deshalb, weil er das ganze Volk, das ihn durchzukämpfen hat, angeht, ein Volkskrieg. Er wird militärisch geführt, aber politisch begründet. Das eine ist so wichtig wie das andere.

Es ist rührend zu beobachten, daß das deutsche Volk auch angesichts des vollkommenen Versagens seiner politischen Führung im Weltkrieg diesem trotzdem von sich aus und instinktiv einen politischen Sinn zu unterlegen versuchte. Es mußte das tun, um ihn und seine Opferberge überhaupt zu begreifen. Es hätte ja ohnedies schon gleich nach seinen ersten großen Siegen, als die Fronten im Westen langsam zu gefrieren begannen, daran verzweifeln müssen. Jeder große Einsatz muß einen Sinn haben. Es mag sein, daß man ihn nach gewissen Richtungen und zu gewissen Zeiten aus taktischen Gründen nicht öffentlich klarlegen kann; aber die Linie muß sichtbar bleiben. Man darf ein Volk nicht aus Grundsatz und aus Mangel an Verbundenheit mit ihm überhaupt im Dunkeln lassen. Das war im Weltkrieg der Fall. Wir unterlagen nur deshalb den Parolen des Feindes, weil wir selbst keine Parole besaßen. Wir waren in der geistigen Kriegführung unbewaffnet und fielen deshalb am Ende dem ununterbrochenen propagandistischen Trommelfeuer der anderen Seite zum Opfer.
-592-

Es ist eine müßige Frage, ob die Politik die Kriegführung beherrschen solle oder umgekehrt. Vor allem ist diese Frage gänzlich abwegig in einem autoritär geführten Staatswesen, in dem sowieso die Fäden von Politik und Kriegführung in einer Hand zusammenlaufen. Beide sind aufeinander angewiesen und müssen sich deshalb zu ergänzen suchen. Aber beide haben auch ganz verschiedene Funktionen im Volksleben zu erfüllen und sind darum gerade in angespannten Zeiten auch vollauf mit sich selbst beschäftigt. Daß sie sich einander ins Gehege kommen könnten, ist um so mehr ausgeschlossen, als ja beide in einer Spitze ausmünden und von hier aus immer regelnd und ausgleichend eingegriffen werden kann. Man hat in den westlichen Demokratien auch nicht die blasseste Vorstellung vom Funktionieren des nationalsozialistischen Staatslebens. Man ist gewöhnt, daran die in diesen Demokratien üblichen Maßstäbe zur Beurteilung anzulegen, und kommt darum auch immer zu katastrophalen Fehlschlüssen. Bei uns ist die Politik ebenso soldatisch, wie die Kriegführung politisch ist. Beide streben demselben Ziel zu und suchen dieses unter möglichst geringem Einsatz zu erreichen.
Das, was man im Ausland Blitzkrieg nennt —übrigens bezeichnenderweise ein Ausdruck, der als deutscher in alle Sprachen der Welt übergegangen ist —, stellt nichts anderes dar als die sinnvolle Verbindung von Politik und Kriegführung, bei der der ersten die Aufgabe zufällt, auf lange Sicht gesehen all die Vorbedingungen zu schaffen, die zum Durchsetzen eines bestimmten Standpunktes erforderlich erscheinen, während die zweite nach gründlichster und auch die letzten und unscheinbarsten Kleinigkeiten mit in Betracht ziehender Vorbereitung im entscheidenden Augenblick die zwar meistens blitzschnellen, aber um so vernichtenderen Schläge führt.
Das ist für die kurzsichtigen Demokratien dann meistens Grund genug, Zeiten, in denen nach außenhin nicht viel geschieht, aber desto mehr gedacht und geplant wird, als Perioden der Erschlaffung anzusehen, während sie in Wirklichkeit höchste Kraftansammlung bedeuten. Wir haben das in diesem Krieg so oft erlebt, daß es sich erübrigt, Beispiele dafür anzuführen. Das Sonderbare dabei ist nur, daß unsere Feinde nichts daraus gelernt haben und bis heute keinerlei Neigung zeigen, durch
-593-

Schaden klug zu werden. Man hat nicht einmal den Eindruck, daß sie uns durch lautes Prahlen nur aus unserer Schweigsamkeit herauslocken wollten. Sie prahlen, um zu prahlen, aus Kurzsichtigkeit und vollkommener Verkennung des eigentlichen Wesens der nationalsozialistischen Führung. Selbst die furchtbarsten Nackenschläge in der jüngsten Vergangenheit haben sie nicht argwöhnisch machen können. Es ist das überhaupt einer der rätselhaftesten Charakterzüge der Kräfte, die sich dem Nationalsozialismus auf seinem Wege von einer kleinen Männergruppe zur Weltmacht entgegengestellt haben.

In den Illusionen sind sie sich alle gleich. Es muß wohl auch so sein, daß die Kräfte der Beharrung, wenn sie reif zum Untergang sind, den Kräften der Revolution gegenüber blind sind. Sonst würde die Welt sich niemals verändern können. Erkennten sie sie rechtzeitig und stellten sich ihnen mit der ganzen Macht des ihnen zur Verfügung stehenden Apparates an politischen, diplomatischen und militärischen Mitteln entgegen, wie sollte eine Revolution jemals zum Siege kommen können? Es ist deshalb auch grundfalsch, diesen Umstand zum Objekt des Ärgernisses für uns zu machen. Wieso? Müssen wir nicht glücklich sein, daß wir in Zeiten, da wir uns vorbereiten und reifen, nicht von argwöhnischen Einmischungen unserer Gegner gestört werden? Wohin wären wir gekommen, und was wäre aus uns geworden, wenn die Feinde des Nationalsozialismus uns von Anfang an so ernst genommen hätten, wie wir das verdienten? Man müßte geradezu einen Beruf daraus machen, unsere Gegner in ihrer Arglosigkeit zu bestärken, ihnen direkt einzureden, daß unsere ganze Macht und die Möglichkeiten, die wir besitzen, nur Bluff seien; und gäbe es keine jüdischen Emigranten, die den englischen Plutokraten in den Ohren liegen und sie zu immer tollerer Unterschätzung des Reiches zu bewegen suchen, so müßte man sie erfinden.
Was man in London von uns denkt und welchen Wert man uns dort beizumessen geruht, ist gänzlich belanglos. Entscheidend sind in dramatischen Stunden nur die Realitäten. Die sind nicht durch Phrasen oder Illusionen zu beseitigen, sondern nur durch härtere Realitäten. Solche stehen England nicht zur Verfügung: und darum wird es fallen. Sein Schicksal ist besiegelt. Keine Macht der Erde kann es mehr wenden. Wir
-594-

werden noch große und bewegende Tage erleben. An ihrem Ende aber steht der deutsche Sieg. Er wird das Ergebnis eines höchsten Zusammenspiels aller Kräfte unseres Volkes darstellen. Er ist der Schlußpunkt einer totalen Aktion zu einem totalen Ziel und unter Ansatz totaler Mittel, der Triumph einer aufs Ganze gehenden und auch das Ganze erfüllenden Kriegführung und Politik.
-595-

– ENDE –